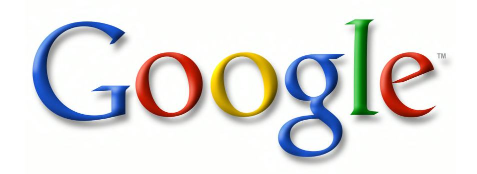





STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969



Evangelisches

Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft in Basel

von

Missionar P. Steiner.

1896. -- Vierzigster Jahrgang. — 1896.

Basel.

Verlag der Missionsbuchhandlung.

1896.

Inhalt.

[B]ibelblätter



Bibelblätter:





DIE ARBEITSFELDE
KAMERUN.
5 HAUPTSTATIONEN.
ZUR ERKLÄRUNG.
Victoria
Fernando Po
Bai von Biafra.
Bonaberi
Bethel
Lobethal
Mangamba
Nyasoso
Sanaga
GOLDKÜSTE.
10 HAUPTST.
Salaga
Ateobu
Brong
Kratschi
Worawora
Boem
Deutsche Kolonie
Volta
Asante
Kumase
Abetifi 1876
Okwawu
Begoro
Kyebi
Akem
Anum
Evhe
Odumase
Akropong
Aburi
Adangme
Ada
Nsaba
Abokobi 1854
Christiansborg 1828
Englische Kolonie
Fante
Cape Coast
Golf von Guinea
Bidschapur
Guledgudd
Süd-Mahratta
Krischna
Belgaum
Dharwar
Hubli
Bettigeri
Nisam
Nord-Kanara
Gokarna
Honor
OSTINDISCH
MISSIONSF
23 HAUPTSTATIONE
Basarur
Udapi
Karkala
Mulki
Mangalur
Süd-Kanara
Meisur
Kurg
Kasergod
Merkara
Anandapur
Kannanur
Talatscheri
Tschombala
Malabar
Kalikut
Kodakal
Waniyank
Indischer Ozean
Gez. von K. Kühnle
MASSSTAB 1:40


CHINESISCHES
MISSIONSGEBIET IN DER
PROVINZ KANTON.
13 HAUPTSTATIONEN.
Provinz Kiangsi
Kayintschu
Kong-tschu-fu
Präfektur
Fui-tschu-fu
Tschau-tschu-fu
Südchinesisches
Meer
Hongkong
Canton
ZUM VERGLEICH
im Masstab der
MISSIONSGEB.
HESSEN
PFALZ
ELSASS
BADEN
WÜRTTEMBERG
SCHWEIZ
Basel
Bern
Strassburg
Karlsruhe
Stuttgart
Die geradlinige ENTFERNUNG von
Beginn der Basler Mission:
EUROPA
ASIEN
AFRIKA
Sahara
CHINA
VORDER INDIEN
Mongolei
Japan
Jndischer Ozean
Golf von Guinea
AUSTRALIEN
ATLANTISCHER OZEAN
Aequator
Kilometer
Verlag der Missionsbuchhand

Bilder aus Japan.

*



1. Land und Volk.

Es giebt jetzt so viele Schriften über Japan, daß es schwer ist, aus dem massenhaften Stoff das Wichtigste auszulesen, schwer auch, nicht bloß Dinge, die schon oft erzählt sind, wieder zu erzählen. Aber andrerseits steht Japan gegenwärtig so im Mittelpunkt des Interesses, besonders des Interesses der Missionsfreunde, daß es sich wohl verlohnt, von dem, was in Büchern und Zeitschriften zerstreut ist, einiges zu kleinen Bildern zu gruppieren, die freilich nicht entfernt den Anspruch auf Vollständigkeit machen können.

Vergegenwärtigen wir uns zuerst die Lage und Beschaffenheit des Landes.

Japan oder eigentlich Nippon, das Land der aufgehenden Sonne, wie es die Chinesen seiner östlichen Lage wegen genannt haben, besteht aus vier großen Inseln und beinahe 4000 kleinen Inseln und Inselchen, und ist halbmondförmig dem Nordosten von China vorgelagert. Die Inseln bilden den überseeischen Abschluß eines unterseeischen Gebirges. Unter dem japanischen Volk herrscht der Glaube, Japan ruhe auf dem Rücken eines ungeheuren Fisches, der durch seine Zuckungen die zahlreichen Erdbeben verursache.

Die Hauptinsel Hondo mit der Hauptstadt Tokio (früher Jedo), hat ungefähr so viel Flächenraum wie England und Schottland zusammen. Auf Hondo liegt auch die alte Kaiserstadt Kioto, jetzt Saikio genannt. Die drei andern größern Inseln sind Kiushiu und Sikoku im Süden und Jeso im Norden von Hondo. Den

nördlichen Abschluß des Inselreichs bilden die Kurilen, eine Gruppe von kleinen, felsigen, sturmgepeitschten Eilanden, die sich gegen Kamtschatka hinziehen. Die Japaner haben sie im Jahr 1875 von Rußland gegen die Insel Saghalin eingetauscht.

Japan liegt ganz in der gemäßigten Zone, aber da es sich hauptsächlich von Norden nach Süden ausdehnt und zwar durch 15 Breitegrade, so ist das Klima sehr verschieden. Der Norden, besonders die Insel Jeso, ist sehr rauh und hat strenge Winter, im Süden findet man heiße Sommer und milde Winter. Es ist ein durchaus gebirgiges Land und seine Ufer sind steil und felsig. Der höchste Punkt ist der herrliche, weithin sichtbare, fast immer mit Schnee bedeckte Gipfel des Fusijama, eines beinahe 4000 Meter hohen Berges an der Ostküste von Hondo. Er war früher ein Vulkan, der aber seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts erloschen ist. Japan besitzt übrigens auch verschiedene thätige Vulkane und zahlreiche heiße Quellen. Die vulkanische Natur des Landes ist die Ursache von häufigen Erdbeben. Kleine Erschütterungen, deren etwa 500 im Jahr vorkommen, beachtet man kaum, aber oft werden durch Erdbeben große Länderstrecken verheert. Eines der schrecklichsten Erdbeben war das von 1855, bei dem Tokio zerstört wurde und 100,000 Menschen umkamen. Oft wird das Land auch durch heftige Stürme und — obgleich es keine großen Ströme hat — durch furchtbare Ueberschwemmungen verwüstet. Wo aber nicht gerade diese wilden Naturkräfte toben, ist Japan eines der schönsten Länder, voll von reizenden, anmutigen Landschaften, die Berge bedeckt mit Wäldern der herrlichsten Bäume, die Thäler und Ebenen prangend im reichsten Blumenschmuck. Infolge seiner Gebirgsnatur ist nur ungefähr der achte Teil des Landes anbaufähig, der Ackerbau wird aber sehr sorgfältig betrieben und die fleißigen Bauern wissen auch den steilen Felsterrassen noch kleine Stückchen fruchtbaren Landes abzugewinnen. Von Kornarten wird hauptsächlich der Reis gebaut, der hier besonders gut gedeiht. Er ist das Hauptnahrungsmittel, dient aber auch zur Bereitung eines geistigen Getränks, des sogenannten Sake. Milchwirtschaft giebt es in Japan nicht, aber in manchen Gegenden werden Kühe als Last- und Reittiere benützt. Von sonstigen Haustieren giebt es Pferde, Hunde, Katzen, Hühner und Enten, aber weder Ziegen noch Schafe. In den Wäldern haust der Bär, das Wildschwein

und der Fuchs und macht der Affe, der sonst nirgends so weit nördlich vorkommt, seine lustigen Sprünge. Die Berge hegen ungeheure Schätze an Eisen und Kohle; Kupfer und Edelmetalle sind spärlicher vertreten.

Wenn man sich die Lage und Beschaffenheit Japans vergegenwärtigt, so liegt ein Vergleich mit England nahe. Beide Länder sind Inselreiche, in einem gemäßigten Klima, das eine im Westen, das andere im Osten eines großen Kontinents. Beide haben durch ihren Kohlenreichtum das Mittel zu einer großen Entwicklung der Industrie. Die See, die die Inselreiche umgiebt, erleichtert einerseits das Abwehren fremden Einflusses, aber sie begünstigt auch Handel, Schiffahrt, Gründung von Kolonien. Es ließen sich vielleicht noch mehr Aehnlichkeiten auffinden. Wer weiß, ob Japan nicht dazu bestimmt ist, das England Ostasiens zu werden. Wie herrlich wäre es, wenn Japan ein christliches Reich würde und dann nach dem ostasiatischen Festland das Evangelium brächte, wie einst England christliche Missionare zu den stammverwandten Deutschen sandte.

Die jetzt von 40 Millionen Menschen bewohnten japanischen Inseln sind teils vom Norden, teils vom Westen und Süden her bevölkert worden. Zu der Zeit, als die Schiffahrt noch wenig entwickelt war, konnte Japan am leichtesten vom Norden, von Sibirien aus, erreicht werden. Zwischen Jeso, Saghalin und Sibirien sind nur schmale Meeresarme, die im Winter zufrieren, so daß ein Verkehr mit Schlitten möglich ist. Wahrscheinlich aus dem nördlichen Ostasien kam in vorgeschichtlicher Zeit das Volk der Ainus, die früher über ganz Japan verbreitet waren, aber jetzt auf die Insel Jeso und die Kurilen zurückgedrängt sind. Man vermutet, daß vor ihnen schon ein Volk von Höhlenbewohnern auf den Inseln Japans hauste. Von den Ainus und den Erfolgen der evangelischen Mission unter ihnen wollen wir aber hier nicht reden, da im April- und Maiheft des Missions-Magazins von 1895 von ihnen erzählt worden ist.

Die jetzigen Japaner, die — auch in vorgeschichtlicher Zeit — die Ureinwohner verdrängt haben, sind mongolisch-tatarischen Stammes und kamen wahrscheinlich vom Süden oder Westen her in ihre jetzige Heimat. Mit welchen Völkern des asiatischen Festlandes sie am nächsten verwandt sind, hat man noch nicht erforscht. Auch

die japanische Sprache konnte bis jetzt nicht in eine bestimmte Gruppe von Sprachen eingereiht werden. In ihrem grammatischen Bau, aber nicht im Wortschatz, stimmt sie mit dem Koreanischen überein. Sie ist nicht einsilbig wie das Chinesische, sondern sie bildet, wie so viele sonst ganz andern Sprachstämmen angehörige Sprachen Asiens, Afrikas und auch Europas, ihre Formen durch Anhängung kleiner Wörter an das Grundwort (Agglutination). Das Japanische ist vokalreich und wohlklingend. Es hat einen reichen Wortschatz für die Bedürfnisse des äußeren Lebens, aber wenn man Begriffe ausdrücken will, fehlt es oft an den passenden Wörtern.

Ihre Schrift haben die Japaner, wie überhaupt ihre Kultur, von den Chinesen bekommen und noch heute bedienen sie sich der chinesischen Schriftzeichen, deren es viele Tausend giebt. Wer auch nur die wichtigsten erlernen will, muß jahrelangen Fleiß darauf verwenden. Dies bedeutet dann aber auch viel mehr, als wenn bei uns jemand seine 24 Buchstaben gelernt hat und sie nun zu Wörtern zusammenfügt, deren Sinn er vielleicht noch nicht versteht. Das Schriftzeichen ist dem Chinesen und dem Japaner das Bild des Dings oder des Begriffs selbst. Es verhält sich mit diesen Zeichen ähnlich wie mit unsern Zahlen. Der Deutsche, der Engländer, der Franzose — jeder spricht die Zahlzeichen anders aus, und doch verstehen alle dasselbe darunter.

Der Japaner, der die chinesischen Schriftzeichen versteht, kann sich mit jedem des Lesens und Schreibens kundigen Chinesen, welche Mundart dieser auch sprechen mag, verständigen. Die ganze japanische und chinesische Litteratur ist ihm zugänglich und auch teilweise die koreanische, denn die bedeutenderen koreanischen Werke sind auch mit chinesischen Zeichen geschrieben. Die japanische Schriftsprache hat mit der chinesischen Schrift viele altchinesische Wörter aufgenommen und sich mundgerecht gemacht. Sie ist sehr verschieden sowohl von der Umgangssprache der litterarisch Gebildeten als von den Volksmundarten. Eine altjapanische Schrift giebt es nicht; aber schon im 9. und 10. Jahrhundert nach Christo haben japanische Gelehrte durch Vereinfachung der chinesischen Schriftzeichen zwei phonetische Alphabete hergestellt, von denen das eine, das sogenannte Katakana, gegenwärtig viel gebraucht wird, teils zur Ergänzung der chinesischen Zeichen, teils für volkstümliche

Bücher. Bibeln werden z. B. im Katakana gedruckt. Uebrigens giebt es jetzt in Japan eine Gesellschaft, die die Einführung des lateinischen Alphabets anstrebt.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zu den Japanern selbst zurück. Man kann unter ihnen auch jetzt noch deutlich zwei verschiedene Typen unterscheiden, was wohl darauf hinweist, daß die kastenartige Verschiedenheit der Stände auf eine ursprüngliche Stammesverschiedenheit zurückgeht. Doch haben die Angehörigen der höheren, wie die der niederen Stände die schiefliegenden Augen und die vorstehenden Backenknochen der mongolischen Rasse. Die vornehmen Japaner entsprechen wohl nicht gerade unserem Schönheitsideal, aber mit ihren schönen, schwarzen Augen, ihrer zarten, schlanken Gestalt und den feinen, schmalen Händen sind sie manchmal ganz anziehende Erscheinungen. Die Japaner der niederen Stände haben gröbere Züge und eine plumpere Gestalt.

Die abendländische Tracht steht den Japanern nicht; sie erscheinen darin zu klein und leibarm. Aber der lange, weite, in der Mitte durch einen Gürtel festgehaltene Kimono mit seinen oft bis zum Boden reichenden Ärmeln — das nationale Gewand für beide Geschlechter — paßt zu den Anforderungen des modernen bürgerlichen Lebens ebensowenig, als die alten Panzer der japanischen Krieger zu der modernen Kriegsführung. Deshalb ist wie für die Soldaten, so auch für Angestellte, z. B. Schutzmänner, Eisenbahnschaffner u. s. w., abendländische Kleidung vorgeschrieben, und der Grund ist wohl nicht nur Eitelkeit und Nachahmungssucht, wenn die Japaner allmählich die europäische Tracht vorziehen. Auch die Japanerinnen tragen oft europäische Kleider, in denen sie sich rascher bewegen können, obgleich die Frauen dadurch auch auf manchen Vorteil verzichten. Die japanische Frauenkleidung besteht nur aus wenigen Stücken, die sehr leicht anzufertigen sind, und sie engt nirgends den Körper in gesundheitsschädlicher Weise ein.

Die Männer der arbeitenden Klassen haben ein einfaches Mittel, sichs bequem zu machen: Sie werfen die Kleider ab, wenn sie ihnen beim Arbeiten, beim Lasttragen u. s. w. lästig sind. Es ist zwar gesetzlich verboten, daß Männer unbekleidet herumlaufen, aber auf dem Land nimmt man es damit nicht so genau, und ein Bauer, der im Winter bis an die Nase eingewickelt ist, begnügt

sich im Sommer vielleicht mit einem Hut und einem Fächer. Es scheint, daß bei den Japanern ursprünglich die Ansicht herrschte, die Kleidung habe keinen andern Zweck als den, den Körper vor Kälte zu schützen. Dies stimmt allerdings nicht zu dem, was man gewöhnlich von der hohen Kultur der Japaner hört. Diese ist jedenfalls nicht gleichmäßig im ganzen Land verbreitet. Isabella Bird kam auf ihrer Reise in von Fremden weniger besuchten Gegenden der Insel Hondo durch große Landstrecken, die von der abendländischen Kultur gar nicht und von der einheimischen nur sehr spärlich berührt waren. In den armseligen, schmutzigen Dörfern gingen die Männer und Kinder ganz nackt und die Frauen waren nur mit einem zerlumpten Rock bekleidet. Die gerühmte japanische Reinlichkeit war hieher nicht gedrungen. Die armen Leute starrten vor Schmutz und Ungeziefer und waren mit Hautkrankheiten, oft auch mit Wunden und Geschwüren bedeckt. In all ihren Lebensgewohnheiten standen sie nicht höher, ja vielleicht tiefer als manche Wilde. In andern Gegenden zeigte sich eine bei dem plötzlichen Eindringen abendländischer Kultur allerdings begreifliche, aber doch sehr komische Vermischung von altem und neuem Brauch. So konnte man auf guten, mit Telegraphenstangen besetzten Straßen, mitten unter gut gekleideten Erwachsenen und in anständigem Anzug zur Schule gehenden Kindern, mangelhaft oder gar nicht bekleideten Leuten begegnen.

Aber in einem Punkt kann es der ärmste Japaner in dem abgelegensten, ärmsten Dorf mit jedem gebildeten Abendländer aufnehmen: in der Höflichkeit, die dem Japaner zur andern Natur geworden ist. Auch der Lastträger wird seinem Kameraden, der im Tragen mit ihm abwechselt, die Last nicht ohne einige höfliche Worte übergeben. Fräulein Bird wurde auf ihren Reisen oft von Hunderten von Neugierigen, die zum erstenmal eine weiße Frau sahen, betrachtet, aber nie wäre es den Leuten eingefallen, ihr nachzuschreien. Den Ruf „fremder Teufel“, mit dem in China der Reisende so oft begrüßt wird, hörte sie nur einmal von einem kleinen Jungen, der aber gleich von den Erwachsenen tüchtig ausgescholten wurde. Überdies kam nachher der Schutzmann des Orts zu ihr und bat um Entschuldigung. Beim Begrüßen und beim Abschied machen sich die Japaner tiefe Verbeugungen. Auch nahe Verwandte grüßen sich nicht durch Kuß oder Handschlag, sondern

durch eine Verbeugung; ebenso ist es beim Abschied, selbst bei einem Abschied für Jahre. Die Kinder fallen beim „gute Nacht" und „guten Morgen" sagen vor ihren Eltern auf die Knie.

---

2. Die Japaner zu Hause.

Doch, wir müssen uns auch das Haus und das häusliche Leben der Japaner ansehen.

In dem von Erdbeben heimgesuchten Land hat sich kein eigentlicher Baustil entwickeln können. Ein Viereck aus eingerammten Balken stützt das große, überhängende Dach des Hauses und bildet eine Art von Veranda. Ungefähr einen Meter weiter hinten umschließt eine zweite Reihe von Balken das Innere des Hauses. Wirkliche Wände giebt es nicht. Bei Nacht oder bei starkem Regen verschließt man die Wohnung durch hölzerne Läden, im übrigen gewähren Fenster von Ölpapier einen sehr ungenügenden Schutz. Die Zwischenwände sind auch nur papierene Schirme oder Schieber, mit deren Hilfe man leicht die Größe und Zahl der Zimmer verändern kann. In Wirtshäusern wird auf diese Art oft schnell ein Saal in eine Reihe von Zimmern verwandelt. Der Gast ist dann wohl in seinen vier Wänden, aber keineswegs für sich und unbeobachtet. Der europäische Reisende merkt mit Entsetzen, wie ihn seine Zimmernachbarn durch jede Ritze, durch jedes Loch der gebrechlichen Wand beobachten. Die harmlosen, neugierigen Leutchen kennen selbst nicht das Bedürfnis, allein zu sein, und haben keine Ahnung von den Qualen, die ihre Neugierde einem Fremden bereiten kann. Die Papierwände in Familienhäusern sind dazu oft ganz voll von Löchern, die von den Fingern unartiger Kinder herrühren. Da es in den japanischen Häusern so wenig Möbel und gar keine Stühle giebt, an denen die Knaben ihren Zerstörungstrieb auslassen können, so fallen ihnen die Wände selbst zum Opfer. Es ist merkwürdig, daß in einem Lande, das seinen regelmäßigen Winter und oft schwere Stürme hat, die Häuser gebaut sind, als herrschte ein ewiger Frühling. Heizeinrichtungen, die diesen Namen verdienen, giebt es gar nicht. Im Winter hocken die Bewohner, während der Wind durch die dünnen

Wände pfeift, frierend um eine Kohlenpfanne oder um ein ausgemauertes Loch im Fußboden, das mit glühenden Kohlen gefüllt ist.

Die Einrichtung der Häuser ist sehr einfach. Der Boden ist mit Matten aus Reisstroh bedeckt, die in den Häusern der Wohlhabenden sehr schön und fein sind und die nicht mit beschuhten Füßen betreten werden dürfen. Beim Essen hocken die Japaner auf ihren Fersen um kleine, etwa fußhohe Tische; Stühle brauchen sie nicht. Das Nachtlager schlägt man auf, wo es gerade paßt. Man holt aus einem Kasten die Steppdecken und stellt das hölzerne Kopfkissen zurecht. Auf diesem harten Kissen ruht nur der Nacken. Der Kopf bleibt frei, und der kunstvoll aufgebaute Haarputz der Japanerin, der ihr beim Ausgehen auch die Stelle des Hutes vertritt, wird während des Schlafes so wenig zerstört, daß sie ihn nur alle acht Tage zu erneuern braucht. Schmucklos ist übrigens eine japanische Wohnung nicht. Man kennt ja auch bei uns die reizenden Erzeugnisse japanischen Gewerbfleißes. Kunst und Handwerk sind in Japan nicht getrennt; die Gebrauchs- und Ziergegenstände des Hauses sind Kunstwerke, seien es nun mit Vögeln und Blumen bemalte Papierschirme, fein lackierte und eingelegte Schränkchen, Blätter zum Aufhängen, mit kunstreich gemalten Buchstaben oder auf Seide gemalte Bilder.

Zu einer Kunst im großen Stil fehlt in Japan eine Grundbedingung: eine große Wandfläche, auf die das Bild gemalt, oder an der es aufgehängt werden kann, und bei der Figurenmalerei macht sich der Mangel an Perspektive und Schattierung sehr fühlbar; aber in der Kleinkunst und im Kunstgewerbe, wo es hauptsächlich auf Geschmack und liebevolle, sorgfältige Ausführung ankommt, leisten die Japaner Ausgezeichnetes. Kommen zum Schmuck des Zimmers noch ein paar schöne Blumen in Vasen vom feinsten Porzellan, so bietet eine japanische Stube ein in seiner Art vollkommen schönes Bild. Es ist alles einheitlich und in nationalem Stil; alles ist vorhanden, was die einfachen Bedürfnisse der Bewohner verlangen, und auch noch etwas Schönes, auf dem das Auge mit Wohlgefallen ruht, aber nirgends Überladung, die verhindert, daß das einzelne zur Geltung kommt.

Die neuen großen Universitäts-, Schul- und Regierungsgebäude in ganz oder halb abendländischem Stil sind durch die Kultur und Bildung des Westens notwendig gemacht, aber sie sind

ein fremder Zug in dem Bild einer japanischen Stadt. Die besseren Zimmer eines japanischen Hauses gehen nach hinten auf den Garten, der soweit möglich als Landschaft im kleinen angelegt ist. Ohne einen kleinen See, ein paar künstliche Felsen und einen zwerghaft verkrüppelten Baum geht's nicht, ist aber mehr Raum da, so legt man eine reizende, kleine Puppenlandschaft an mit Wasserfällen, Brücken, Lauben, Grotten, Seen mit Inselchen, zu allerhand Tieren und sonderbaren Gestalten zugeschnittenen Zwergbäumen u. s. w.

In solcher Umgebung haben wir uns das Familienleben der Japaner zu denken. Das, was dem Familienleben sein Gepräge giebt, die Stellung der Frau, ist entschieden orientalisch, obgleich bei dem feingebildeten Japaner die Sitte viel milder ist als z. B. in Indien und China. Bis etwa zum 6. Jahre spielen Knaben und Mägdlein miteinander, aber dann fangen sie allmählich an, ihre eigenen Wege zu gehen, und wenn die Mutter ihrer zehnjährigen Tochter verbietet, ferner mit Knaben zu spielen, so ist das Verbot meistens schon gegenstandslos. Schon im Verkehr mit den Brüdern muß das kleine Mädchen das lernen, was die Aufgabe ihres Lebens ist: die gehorsame Dienerin des Mannes zu sein. Der Bruder ruft die Schwester beim Namen, aber sie darf ihn nur „lieber Bruder“ anreden. Sitzt sie mit dem Bruder am Essen, so hat er den Ehrenplatz; gewöhnlich aber essen die Knaben mit dem Vater und werden von den Schwestern bedient, die nachher mit der Mutter essen. Die Eltern sind meistens sehr zärtlich gegen die Kinder. Die Mutter geht nie ohne ihre Kleinen aus, und der Vater bringt ihnen womöglich etwas Gutes mit, wenn er von einem Gastmahl nach Hause kommt. Die Eltern hören ihre Kinder nicht gern schreien — sie meinen, heftiges Schreien schade der Gesundheit — und die kleinen Schelme merken das bald und schreien und brüllen, bis sie haben, was sie wollen. Trotzdem machen die japanischen Kinder, wenn man sie auf der Straße im Spiel miteinander sieht, den Eindruck großer Artigkeit. Sie sind fast zu gesetzt. Es fehlt ihnen die kindliche Ausgelassenheit; sie benehmen sich mehr wie kleine Herren und Damen. Die Mädchen schleppen beim Spiel meistens ein kleines Brüderchen oder Schwesterchen, oder wenn sie dazu noch zu klein sind, eine Puppe auf dem Rücken. Wann die Kinder anfangen Gehorsam zu lernen, weiß ich nicht, aber That-

sache ist, daß dem Japaner Ehrfurcht vor den Eltern und kindlicher Gehorsam für die erste aller Tugenden gilt. Man geht darin so weit, daß z. B. eine Tochter verpflichtet ist, ihrer Mutter zu Willen zu sein, wenn diese sie in ein schlechtes Haus verkaufen will. Bei solchen Anschauungen ist es begreiflich, daß Nisima, der erste eingeborene Prediger des Evangeliums in Japan, nachdem er Gott kennen gelernt hatte, ganz anders über sein Kindesverhältnis dachte als vorher. Er fühlte jetzt, daß der Gehorsam gegen die Eltern dem Gehorsam gegen Gott nachstehen muß. Andrerseits versteht man, wie Japaner, die das Christentum nur oberflächlich kennen, ihm zum Vorwurf machen, es verbiete den Kindern, ihre Eltern zu ehren. Auch die Pflicht der Kinder, für alte Eltern zu sorgen, wird in übertriebener und oft geradezu schädlicher Weise geübt. Meistens zieht sich der Vater mit fünfzig Jahren vom thätigen Leben zurück und läßt sich von seinem Sohn erhalten, auch wenn er noch gut arbeiten könnte und der Sohn sich mühsam durchschlagen muß. Hat er Schulden, so bürdet er sie auch dem Sohn auf.

Schulbildung steht Knaben und Mädchen zu Gebot und für Jünglinge giebt es alle Arten von höheren Schulen und Universitäten, so daß sie sich zu jedem Beruf ausbilden können. Wo noch die alte Sitte herrscht, folgt der Sohn dem Beruf des Vaters, auch wenn er sich nicht dazu eignet.

Es giebt auch höhere Mädchenschulen in Japan, aber man macht, was geistige Bildung anlangt, im allgemeinen keine hohen Ansprüche an die Frauen. Das Mädchen muß eins der nationalen Instrumente, Harfe oder Guitarre, spielen lernen.*) Kunst im kleinen, z. B. das Blumenmalen, wird von den Japanerinnen geübt, und in ihren Mußestunden sitzen sie oft wie manche ihrer europäischen Schwestern, über einem Leihbibliothek-Roman. Die Mädchen bekommen ferner Unterricht im Blumenbinden und lernen bei der Mutter nähen und die gewöhnlichen Hausarbeiten.

Eine Hauptsorge und Aufgabe eines japanischen Vaters ist,

*) Man hat jetzt auch Klaviere in Japan, aber die Musik steht noch auf niederer Stufe. Es giebt kleine japanische Volksweisen, die nicht ohne Reiz sind, aber ein japanisches Orchester erscheint nur wie ein wüster Lärm. Für abendländische Musik haben die Japaner kein Verständnis.

seine Kinder gut, d. h. standesgemäß zu verheiraten; denn für den auf seine Ahnen stolzen Japaner giebt es kein größeres Unglück, als wenn sein Geschlecht erlischt. Hat ein Mann keine Kinder, so nimmt er einen Knaben und ein Mädchen an und verheiratet die beiden miteinander. Sie werden dann Erben seines Namens und Vermögens. Hat er nur eine Tochter, so sucht er für sie einen Mann, der in das Haus des Schwiegervaters zieht und seinen Namen annimmt. Ein solcher Vater darf aber in Beziehung auf den Schwiegersohn nicht zu wählerisch sein, denn Männer von Stand und Vermögen suchen nicht gerade derartige Heiraten. Ein junger Mann weiß wohl, daß ihm im Hause des Schwiegervaters nicht dieselben Herrscherrechte eingeräumt werden wie im eigenen. Junge Leute lernen sich vor der Hochzeit niemals näher kennen. Die Väter heiratsfähiger Kinder wenden sich an einen Vermittler, der eine passende Gelegenheit aussucht. Natürlich kommt es vor allem darauf an, daß Braut und Bräutigam gleichen Standes sind. Manchmal sehen sich die jungen Leute gar nicht vor der Hochzeit, etwas weitherzige Väter gestatten aber eine Zusammenkunft. Der Bräutigam macht in Begleitung des Vermittlers einen Besuch in dem Haus seiner Zukünftigen. Man bringt den Gästen Thee und der Hausherr unterhält sich mit ihnen. Nach einer Weile klatscht er in die Hände um eine zweite Tasse Thee. Diese wird von der Tochter selbst gebracht und der junge Mann kann nun einen flüchtigen Blick auf das junge Mädchen werfen, das sittsam, stumm und schüchtern hereinkommt und schnell wieder verschwindet. Eine andere Art der Begegnung zwischen zwei jungen Leuten besteht darin, daß auf Veranstaltung des Vermittlers der junge Mann mit ihm über eine Brücke geht, wo sich das Mädchen in Begleitung ihrer Mutter oder einer Dienerin einfindet. Miteinander sprechen dürfen die zwei auch hier nicht. Der günstigste Fall ist, wenn sie sich im Theater treffen. Wenn nämlich die Japaner ins Theater gehen, so genießen sie dieses Vergnügen sehr gründlich. Es werden ein paar Stücke verschiedenen Charakters nacheinander gegeben, und da die Vorstellung oft vom frühen Morgen bis Mitternacht dauert, so giebt es Pausen, in denen man ißt, trinkt, raucht und plaudert. Der Jüngling wird vom Vermittler in die Loge der Familie seiner ihm bestimmten Braut geführt, und die jungen Leute sind den ganzen Tag beisammen,

müssen sich aber an dem öffentlichen Ort sehr zurückhaltend benehmen und können nicht viel miteinander sprechen. Doch wozu auch? Liebe vor der Verlobung dürfen guterzogene junge Leute gar nicht kennen. Später gelingt es oft der jungen Frau, durch Liebenswürdigkeit und Anmut ihres Mannes Liebe zu gewinnen. Sie hat aber nicht nur mit dem Mann, sondern auch mit der Schwiegermutter zu rechnen, denn sie folgt ja dem Manne in sein elterliches Haus. Die Schwiegermutter mußte als junge Frau die gehorsame Dienerin von ihres Mannes Mutter sein und sich manche Demütigung von ihr gefallen lassen; jetzt thuts ihr wohl, daß sie selbst die Herrin spielen kann. Ist die kleine Frau nicht nach ihrem Sinn, so wird es oft nicht viel helfen, wenn sie auch dem Manne gefällt. Allerdings kann einer Frau auch die Abneigung des Mannes nicht viel schaden, wenn sie sich mit der Schwiegermutter gut zu stellen weiß.

Die Frau ist ziemlich rechtlos; sie muß ihrem Mann in allem unterthan sein, und selbst wenn er sich eine Nebenfrau hält, darf sie keine Eifersucht zeigen. Ein Mann kann sich sehr leicht von seiner Frau scheiden; hat er keinen andern Scheidungsgrund, so ist es Grund genug, daß ihm die Frau nicht gefällt. Bei einem beginnenden häuslichen Zwist wird manchmal der Heiratsvermittler als Schiedsrichter angerufen; mag nun das Recht auf seiten der Frau sein oder nicht, er entscheidet meistens zu Gunsten des Mannes oder der Schwiegermutter. Ist der Friede nicht wieder herzustellen, so schickt der Mann die Frau wieder zu ihren Eltern, zeigt dem Vermittler die Sache an und geht eine andre Heirat ein. Es kann vorkommen, daß ein Mann die vierte Frau hat, während die ersten drei Frauen noch leben. Oft läuft auch die Frau davon zu ihren Eltern, aber eine Frau, die Kinder hat, wird sich nicht leicht von ihrem Manne trennen, denn die Kinder bleiben ihm unter allen Umständen. Die Frau muß ihr ganzes Leben lang gehorchen — zuerst den Eltern, dann dem Manne und nach dessen Tod dem ältesten Sohn, aber ihre Stellung verbessert sich doch, wenn sie Kinder hat, und eine Großmutter kann ihr Leben noch genießen. Sie ist von häuslichen Arbeiten entbunden und bringt oft ihre Zeit mit dem Besuch der Tempel und Theater zu.

Mit der Sittlichkeit steht es in Japan sehr schlimm. Fräulein Bird fand auf ihren Reisen gar manchen Ort, dessen schönstes,

stattlichstes Gebäude ein schlechtes Haus war, während sich zur Unterkunft für anständige Reisende nur ein kleines, schmutziges Wirtshaus fand. Selbst an den Straßen, die zu den Tempeln führen, machen sich Häuser der genannten Art breit und mancher Japaner geht ganz unbefangen zuerst in den Tempel und dann in ein solches Haus. Nebenfrauen zu haben ist dem Japaner gesetzlich erlaubt.

So sehen wir in Japan einerseits eine starre, unerbittliche Familiensitte, andrerseits — und wohl mit infolge jener Strenge — arge Zügellosigkeit. Wenn man den Dichtern glauben darf, so hat trotz der einengenden Verhältnisse gar oft das Herz und Gemüt auch im Braut- und Ehestand seine Rechte geltend gemacht.

Vor mir liegt eine Sammlung japanischer Gedichte, von einem in Japan lebenden Deutschen ins Deutsche übertragen.*) Sie enthält meistens Gedichte aus alter Zeit, z. B. aus einer Sammlung, die im 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zusammengestellt wurde. Es findet sich da manches zartempfundene Gedicht, das uns gar nicht fremdartig anmutet, wie z. B. das folgende:

Ein Gespräch zwischen Mann und Frau. Die Frau sagt:

„Die Männer andrer Frauen reiten
Auf stolzem Rosse ihre Bahn,
Mein armer Mann muß mühsam schreiten,
Das Thal entlang, den Berg hinan.

Mit Wehmut muß ich dies erblicken
Und Thränen weint das Auge mein.
Gern wollt' ich mich in Uebles schicken,
Könnt' ich dem Herrn nur nützlich sein.

Der Spiegel und der Schleier hier,
Den Mütterchen mir jüngst beschert
Beim Abschiednehmen, geb ich dir,
Geh' hin und kauf' dafür ein Pferd."

Der Mann: „Wie, sollt' ich zieh'n auf hohem Rosse
Und meine Frau zu Fuße seh'n?
Nein, lieber will als ihr Genosse
Ich plaudernd mit zu Fuße geh'n.

---

*) Natürlich in freier Uebersetzung.

Nun noch zwei Gedichte, zu denen die Vater- und Mutterliebe begeistert hat.

Höchstes Vaterglück.

Was hab' ich an demantnen Schätzen,
An Silber, Gold und edlem Erz?
Mit reinem, unaussprechlichem Ergötzen
Erlabt an meinen Kindern sich mein Herz.

Mutterliebe.

Wohl liebt der Meergott seine Edelsteine,
Die in des tiefen Meeres dunklen Wellen
Von Jahr zu Jahr zu größren Schätzen schwellen,
Und freuet sich an ihrem lichten Scheine.

Doch reicht an meine Liebe, Kind, wohl keine,
Und bitter muß mir's jede Lust vergällen,
Wenn alle Träume gaukelnd vor mich stellen
Dein täuschend Bild, um das ich ewig weine.

Dein Antlitz mit den schräggeschwungnen Brauen
Schwebt stets mir vor, seitdem du mit dem Gatten
Gezogen bist nach Koshis öden Gauen.

Doch fühl' ich schon das Alter mich ermatten,
Und früher noch, als wir uns wiederschauen,
Wird man vielleicht dein Mütterchen bestatten.

Gewiß ist auch in dem heutigen Japan die Poesie nicht ausgestorben, obgleich das Dichten von den Jünglingen und Mädchen Japans etwas handwerksmäßig betrieben wird. Es giebt zahllose Lehrer und Lehrerinnen dieser Kunst, und es scheint zur Bildung zu gehören, daß man ein wenig dichten kann. Die dramatische Poesie erfreut sich ziemlicher Pflege. Die Götter und Helden der Vorzeit, aber auch die Menschen der Gegenwart und ihre Schicksale gehen über die Bühne.

Auch Ansätze zu epischer Poesie findet man. So giebt es eine poetische Beschreibung des Erdbebens von 1855. Nachdem der Dichter verschiedene Schreckensszenen geschildert hat, erzählt er von seiner Mutter, die, anstatt an ihre eigene Rettung zu denken, zuerst die festschlafenden Kinder aufrüttelt und dann mit ihnen

entflieht. Das Gedicht klingt aus im Gedenken der nun verstorbenen Mutter, in einem Preis der Mutterliebe überhaupt:

„An dich, o tote Mutter, muß ich denken,
So oft die Erde mir zu Füßen schwankt —
Und wenn heut wieder das Gespenst sich nahet
Und wie in jener Nacht sich wild gebärdet:
So manche Mutter wird in Selbstverleugnung
Dann nur für ihrer Kinder Rettung sorgen
Und gern für sie das eigne Leben opfern.
O Mutterlieb, wie bist du groß und tief!
Auf ewig werd ich deiner Treu gedenken."

(Fortsetzung folgt)

Die Rheinische Mission
im deutschen Schutzgebiet von Neu-Guinea.

Unter allen neueren Missionsunternehmungen in den deutschen Schutzgebieten, zu denen die Kolonialära den Anstoß gegeben, hat wohl außer der Basler Mission in Kamerun keine so viele und schmerzliche Opfer gekostet, als die Rheinische in Neu-Guinea. Sie ist in der That mit dem Kreuz gezeichnet. Denn seitdem sie 1887 in Kaiser-Wilhelms-Land ihre Arbeit begann, hat sie nicht weniger denn zehn ihrer Glieder verloren: sechs Missionare, drei Missionarsfrauen und ein Kind. Von diesen Todesfällen kommen allein drei auf die kleine Insel Dampier, die erst seit dem Jahr 1890 von den rheinischen Brüdern als Station besetzt ist. Auf ihr hat Missionar Kunze vier Jahre auf einsamem Posten gestanden und manche Zeiten der Trübsal erlebt. Davon hat derselbe am letzten Jahresfest der Rheinischen Missionsgesellschaft in ergreifender Weise erzählt und der Missionsgemeinde gezeigt, wie besonders für die Mission in Neu-Guinea das Wort des Apostels gilt: Wir müssen durch viel Trübsal in das Reich Gottes eingehen.

Da sehe ich — berichtet er — in der Nähe von Simbang ein einsames Grab mit einem einfachen Kreuz unter einem mächtigen,

schattenspendenden Baume. Es ist die Ruhestätte des wenige Tage nach unserer Ankunft in Neu-Guinea dort im Bubuiflusse vor meinen Augen ertrunkenen, lieben Bruders Wackernagel, meines Reisegefährten. Ich habe im vorigen Jahre noch einmal davor gestanden, wehmütig und dankbar — dankbar, denn Kreuz und Grab sagten mir: während dieser Bruder ertrank, wurdest du aus gleichem Tode aufs wunderbarste errettet.

Und schaue ich hinüber nach der Dampier-Insel, so sehe ich da nicht nur ein Grab, sondern ihrer drei. Das erste Grab vom 27. Sept. 1890. Hier ruht mein lieber Gefährte, Miss. Claus, heimgegangen in einer elenden Hütte, die uns kaum vor Regen schützte, während wir im Begriffe waren, die dritte Missionsstation zu gründen. Er schied von uns mit dem Liede: „Geht nun hin und grabt mein Grab, denn ich bin des Wanderns müde, von der Erde scheid ich ab, denn mir ruft des Himmels Friede, denn mir ruft die süße Ruh' bei den Engeln droben zu."

Am 24. April 1892 legte ich meine Hand in die meiner lieben sterbenden Frau. „Herr Jesu, gehe ich, oder bleibe ich? — ich bliebe gerne, aber ich ginge auch gerne", das war eines ihrer letzten Gebetsworte, bis sie unter der verzehrenden Gluthitze eines viertägigen Malariafiebers mit dem Ausspruch: „Jesus ist gut, Jesus ist mein Preis und Ruhm", innig betrauert von ihren Papuas, von mir schied. Tiefes Weh durchzog meine Seele, ich schaute nach der Losung des Tages, und sie lautete: „Er rufet seine Schafe mit Namen." Es war genügend Antwort auf die Fragen meines gequälten Herzens, ich hatte nur dankend zu sprechen: „Es ist geschehen, wie du, Herr, gesagt hast — du sammelst deine Schäflein in die Hürden, wenn das Abendrot des Tages Ende verkündet. Du schneidest und sammelst die Halme, wenn sie reif sind zur Ernte. Und während meine liebe Frau auf Dampier heimging, starben in der deutschen Heimat meine lieben Eltern — meine Mutter im Januar, mein Vater im Mai. Von den gegenseitigen Todesnachrichten vernahmen weder die Eltern, noch die Schwiegertochter etwas. Der treue Gott hatte jedem von ihnen den Schmerz solcher Kunde erspart.

Zwei Monate nach dem Heimgang meiner Frau kam Br. Pilkuhn auf Dampier an. Nur zu bald, schon im November desselben Jahres, raffte ihn ein heftiges Malariafieber hinweg, und ich hatte nun die Aufgabe, ihn neben meiner lieben Frau ins Grab zu betten. O, es kann sich wohl kaum jemand vorstellen, wie ganz anders die vom Tod geschlagene Herzenswunde schmerzt und blutet, wenn man auf einsamer Meeresinsel, entrückt von allem menschlichen Beistand

und Trost, an seinen lieben Toten mit eigener Hand die letzten Dienste zu verrichten hat, mit zitternder Hand ihnen selbst Sarg und Grab bereitet.

Dies meine Trübsal an Sterbebetten und Gräbern. Noch vieles könnte ich erzählen von der Zeit meiner Trübsale. Ich könnte erzählen von Gefahren zu Lande, unter Eingeborenen — wie die Speere der Papuas mich umschwirrten und ein dankbares Papuaweib mir zur Lebensretterin wurde. Ich könnte reden von den Gefahren zu Wasser, wenn ich in unserem kleinen Missionsboot unter furchtbarstem Wetter, bei stürmisch wild bewegter See, nicht ein- sondern zehnmal eine Beute brausender Meereswogen zu werden drohte.

Wollte ich ausreden die Zeit meiner Trübsale, ich müßte reden von den inneren Anfechtungen und Kämpfen meiner Seele, ich müßte reden von heftigen Malariafiebern, die mich selbst jährlich mindestens einmal an den Rand des Grabes brachten; ich müßte reden von den Mühsalen und Strapazen unter schwierigen, unwirtlichen Verhältnissen — ich müßte auch der List und Tücke der Eingeborenen gedenken, die lange Zeit auf alle Liebe nur mit neuer List und Tücke antworteten. Ich könnte auch dessen nicht ungedacht sein lassen, wie schwierig es war, die Sprache der Eingebornen von den Lippen der Leute zu lernen. Aber all das kann ich nur andeuten. Genug, daß Gott der Herr um alles weiß, genug, daß Gott, der ewig treue, es mich und meine Mitbrüder in der Zeit solcher Trübsal wie Mose hat erfahren lassen: „Siehe, es ist ein Raum bei mir, da sollst du auf einem Felsen stehen; meine Hand soll ob dir halten, bis ich vorübergehe, und wenn ich meine Hand von dir thue, wirst du mir hintennach sehen.“ (2 Mos. 33, 21—23).

Aber ich darf auch mit Dank gegen Gott sagen, daß er unsere Arbeit von Jahr zu Jahr mehr einwurzeln läßt, sowohl in das Volksleben unserer Papua, als auch in die Herzen einzelner. Immer mehr finden sich solche, die da bekennen, daß ihnen das Wort Gottes, die Jesussprache, durchs Herz gehe. . . . Da und dort sehen wir auch, wie das von Jesu geredete Wort heftigsten Widerspruch erweckt, wie man aber doch nicht umhin kann, sich damit zu beschäftigen, sei es, daß sich die Leute darüber untereinander befragen und unterhalten, oder daß sie fragend an uns herantreten. Erfreulich ist es auch, zu sehen, wie die Leute das von Jesu Gehörte weitergeben; unsere Papuas zeigen sich so als geborne Evangelisten und man darf darum die Hoffnung hegen, daß, wenn es erst einmal an einem Orte brennen wird, die Höhenfeuer bald auf der ganzen Linie zu sehen sein werden. . . .

Missionar Kunze zeigte dann noch an verschiedenen Beispielen, wie die bisher so unzugänglichen Papuas anfangen, allerlei Fragen über göttliche Dinge im Herzen zu bewegen, wie den Missionaren allmählich auch das Band der Zunge gelöst worden, so daß ihre Lippen heute stammeln können von der Liebe dessen, der gekommen ist, auch die Papuas zu suchen und selig zu machen; er konnte ferner darauf hinweisen, wie durch die Mission auch das Thun und Treiben der Eingeborenen beeinflußt und ihre frühere Feindseligkeit und Wildheit gemildert worden sei, wie überall die Jugend anfange die Missionsschulen zu besuchen und daß man allgemach die Liebe und das Vertrauen des Volkes gewonnen habe. Ja, die Feuer der Trübsale, durch die die rheinischen Missionare auf Guinea bisher geführt worden sind, haben dieselben mit dem Volk der Papua aufs innigste verbunden und lassen sie trotz aller Opfer und Trübsalszeiten doch getrost und mutig weiterarbeiten.

Während er so von den Leiden und Hoffnungen der Mission in Neu-Guinea berichtete, ahnte wohl niemand der Anwesenden, daß inzwischen neues Leid die dortige Mission betroffen habe. Infolge eines Kraterausbruchs sahen sich die auf Dampier stationierten Missionare Dassel und Helmich genötigt, die Insel zu verlassen, wobei sie noch unmittelbar vorher den Schmerz erlebten, einen frischen Grabhügel in der Reihe der schon heimgegangenen Missionsgeschwister zurücklassen zu müssen.

Die Station liegt am Fuß eines 1500 Meter hohen Berges, der den Mittelpunkt der Insel bildet. Dieser Berg galt bisher für einen erloschenen Vulkan, denn er hatte seit drei Menschenaltern sich völlig ruhig verhalten. Da plötzlich, am 17. Juni vorigen Jahres, entstiegen dem Krater dicke Rauchwolken, und seitdem rumort er bei Tag und Nacht. Ein anhaltendes Rollen und Donnergetöse kündete den Eingeborenen und ihren Missionaren die drohende Gefahr eines Ausbruchs an. Des Nachts war zuweilen der ganze obere Kegel des Berges von einem Feuerschein umgeben. An dem einen Tag war die Luft voller Asche. Die zur Zeit vom Ostmonsun wild bewegte und stark brandende See ließ in dem schwachen, seeuntüchtigen Boot kaum einen Fluchtversuch wagen. Dazu blieb das Fahrzeug der Handelsgesellschaft aus und der Proviant an Reis ging zu Ende. Da wagten es einige zuverlässige und handfeste, im Dienste der Mission stehende

Miokesen, mit dem Stationsboot nach der nächsten Missionsstation Siar zu fahren. Sie wurden durch einen heftigen Gegenwind zurückgetrieben, versuchten aber die Fahrt noch einmal und erreichten am nächsten Nachmittag glücklich Siar, wo sie den dortigen Brüdern schriftlich und mündlich Kunde vom Stand der Dinge bringen konnten.

Nach siebentägigem Warten kam dann am 2. Juli Miss. Barkemeyer mit dem schlechten Boot auf der Dampier-Insel an und brachte den Brüdern die ersehnten Lebensmittel. Der Ärmste hatte auch sehr mit Wind und Wetter zu kämpfen gehabt. Mehrmals war sein Boot von der hochgehenden See zurückgetrieben worden. Erst nach vielen Kämpfen mit der Brandung, die Welle auf Welle über das Boot schlagen ließ, konnte er endlich auf der einen Seite der Insel landen und kam um 10 Uhr abends zur Station.

Nun hatte man Nahrungsmittel, aber die durch den täglich drohenden Kraterausbruch hervorgerufene, fortwährende Aufregung zog den Brüdern schwere Fieber zu, sodaß Barkemeyer nicht so bald an die Rückkehr denken konnte. Er selbst war zwei Tage an das Krankenbett gefesselt. Am 2. August — es waren gerade vier Wochen seit seiner Ankunft verflossen — freuten sich die Brüder mit ihm, daß er wieder hergestellt war. Bei der Morgenandacht lasen sie die Tageslektion Epheser 6, 10—24 und erinnerten sich daran, daß über dieses Wort Br. Barkemeyer vor zwei Jahren seine Abschiedspredigt in Barmen gehalten hatte. Bald darauf ging Barkemeyer hinaus, um in der Nähe der Station eine Taube oder ein Waldhuhn zu schießen, da frisches Fleisch auf Dampier selten zu haben ist. Er kam aber an diesem Morgen ohne Beute zurück und hatte die Patrone noch im Gewehrlauf stecken. Plötzlich hörten die im Hause arbeitenden Brüder ganz in der Nähe einen dumpfen Knall. Sie eilten auf den Hof hinaus und sahen entsetzt den Bruder in seinem Blute liegen. Das Gewehr hatte sich auf eine unerklärliche Weise entladen, und der unglückliche Schuß hatte seinen Rücken und die rechte Bauchseite durchbohrt. Ohnmächtig wurde er ins Haus getragen, gewaschen und verbunden. Er kam hier zwar wieder zu sich, aber es war keine Hoffnung auf Erhaltung seines Lebens, denn bei der geringsten Bewegung flossen Ströme von Blut. So bereitete er sich denn auf sein nahes Ende vor. Doch hatte er noch einen fast zwei-

stündigen Kampf durchzukämpfen und er mußte schwer ringen, um die Gewißheit der Sündenvergebung, die ihn immer so beglückt hatte, festzuhalten. Aber gestärkt durch Gottesworte und Liederverse, die ihm die Brüder zuriefen, klammerte er sich fest an die Barmherzigkeit seines Heilandes und wurde ganz still und ergeben, seine heftigen Schmerzen ohne Klage und mit bewundernswürdiger Geduld tragend. Nachdem er noch herzliche Grüße an das Barmer Missionshaus und an seine Lieben in der Heimat aufgetragen hatte, wurde er von seinen Schmerzen erlöst. Mit zerrissenem Herzen drückten ihm die Brüder die Augen zu. Sein Ruheplätzchen hat er gefunden in der Reihe der schon in die Ewigkeit voraufgeeilten Missionsgeschwister auf Dampier. Barkemeyer stand erst zwei Jahre in der Arbeit und hatte kaum das 29. Lebensjahr erreicht.

Die Missionare Dassel und Helmich haben seitdem, durch Fieber geschwächt, die vom Vulkan bedrohte Insel vorläufig verlassen müssen, und es ist fraglich, ob die Station auf die Länge zu halten sein wird. Denn wenn die Thätigkeit des Kraters noch fortdauert, so werden wohl auch die Eingebornen die Insel verlassen und eine andere Heimat suchen müssen. Dazu sind unter diesen auch noch die Pocken ausgebrochen. Die Dampier-Station, die schon so manches Opfer gekostet hat, steht demnach in einer Zeit schwerer Prüfung, wenn nicht gar vor ihrer völligen Auflösung.

Der gnadenreiche Gott wolle auch aus diesen Tagen der Trübsal eine reiche Segensfrucht hervorgehen lassen.

(Nach den Berichten der rhein. Miss.-Ges. und dem Hannov. Miss.-Bl.)

Meine Heimkehr aus dem Heidenland durchs Heilige Land.

Von Miss. J. Jaus.

Ob ich in meiner Jugend ins „Pfefferland" verwünscht wurde? Ich weiß es nicht. Thatsache ist, daß mich mein Lebensberuf als Missionar dorthin geführt hat. Schon frühzeitig, ja noch ehe ich das Licht der Welt erblickte, ward ich von meiner sel. Mutter dem Missionsdienste geweiht und als ich im Basler Missionshause die Vorbereitung hiezu beendigt hatte, wurde ich ins vielverwünschte Pfefferland gesandt.

Doch das Pfefferland Malabar auf der Halbinsel Ostindien ist nicht so schlecht wie sein Ruf. Pfeffer, schwarzen scharfen Pfeffer, bekommt man dort allerdings viel zu schlucken. Zum täglichen Leibgerichte, dem Reis, giebt es stets scharf gewürzte Pfefferbrühe. Und wehe dem, der sich nicht bald mit diesem Nationalgerichte befreunden kann! Für Akklimatisation und Gesundheit soll dies geradezu von höchster Bedeutung sein, was ich aus eigener und anderer Erfahrung nur bestätigen kann. Zwar brennt die Tropensonne mit erschlaffender Glut auf den Scheitel des Nordländers, aber man lernt bald, sich mit Hut und Schirm dagegen schützen, sodaß man trotz der großen Hitze ganz gut dort leben kann. Nein wahrlich, dem Pfefferland Malabar laß ich nichts geschehen! Mir ist es in den beinahe 15 Jahren, die ich dort ununterbrochen arbeiten durfte, sehr lieb und teuer geworden. Ist es doch ein wunderschönes Land. Gerade die prächtige Pfefferrebe, die sich epheuähnlich an schlanken, hohen Bäumen emporrankt, dient ihm zum Schmuck, und die immergrünen Palmenwälder, die schönen Bananengärten und die saftig grünen Reisfelder geben demselben, besonders gegen Ende des Jahres nach der Regenzeit, ein fast paradiesisches Aussehen. Wilde Tiere, wie Elefanten, Tiger, Leoparden, Büffel, Wildschweine, Wölfe und Affen giebt es allerdings noch in Masse, aber sie wohnen zumeist nur in den Wäldern, wo auch das böse Fieber haust. Nur die unheimlichen Schlangen finden sich überall, sowie auch eine Unzahl von Eidechsen, Skorpionen, Ratten, Fröschen, Fledermäusen, Ameisen u. dgl., damit man „nicht ungestraft unter Palmen wandle." Auch darf ich nicht verschweigen, daß wir hier in der Heimat der Cholera und Pocken sind, deren Würgengel als unheimlicher Gast Jahr für Jahr das Land durchzieht. Aber auch dagegen giebt es ja eine allmächtige und schützende Gotteshand. — Und die Leute dort? Nun, die gehören nicht zu den Menschenfressern. Auch sind sie gar nicht so dumm und unverständig, wie man oft meint. Ist es doch ein altes Kultur-

volk, unter dem es recht gelehrte und tüchtige Leute giebt. Mancher braune Hindu ist sogar in vielen Dingen dem Europäer überlegen. Aber es sind leider blinde Heiden, Götzendiener und fanatische Anhänger des falschen Propheten Mohammed — ein recht bedauerliches und religiös verblendetes Volk, das im Aberglauben und der Knechtschaft des Teufels dahinsiecht und schließlich daran zu Grunde geht. Das, und nur das allein war auch der Grund, daß ich ins Pfefferland als Missionar gesandt wurde. Hier habe ich denn auch viel erlebt und könnte mancherlei von diesem Land und Volk erzählen, aber ich beschränke mich hier auf eine kurze Beschreibung meiner Heimkehr aus dem Heidenland durchs Heilige Land.

I. Der Abschied vom Heidenland.

1. Mein letzter Arbeitsposten.

Diese war die Missionsstation Kodakal, zu deutsch „Schirmstein“, auf der Malabarküste in Südindien. Auf der Weltkarte wird man diesen Ort vergeblich suchen. Nur auf einem Missionsatlas mag ihm ein Plätzchen beschieden sein. Weltberühmt aber ist seine ehemalige Mutterstation Kalikut, die 10 Stunden nordwestlich am Meeresstrande gelegene Hauptstadt der schönen, palmenreichen Provinz Malabar.*) Hier landete ja vor nun beinahe 400 Jahren (1498) Vasco da Gama, der Entdecker des Seeweges ums Kap der guten Hoffnung nach Ostindien. Und hier landeten auch im Jahre 1834 die ersten Basler Missionare, die dann später im Jahre 1852 das fast unbekannte Kodakal als Filial von Kalikut in ihren Arbeitskreis aufnahmen. Der fromme englische Kollektor Conolly, der später von den fanatischen Mohammedanern meuchlings ermordet wurde, gab die Veranlassung dazu. Er hatte eine besondere Vorliebe für die unterdrückten Klassen der Bevölkerung und somit auch für die Nayadies, die verworfensten und verachtetsten aller Malabaren. In Kodakal wohnten damals besonders viele dieser beinahe schwarzen einstigen Urbewohner. In Wäldern und Feldern zerstreut und von andern Menschen stets auf die Entfernung von mindestens 92 Schritten gemieden, lebten sie hier von Aas, Feldmäusen und allerhand Wurzeln und führten ein unstätes Leben. Unter ihnen sollten nun die Missionare

*) Zur Orientierung des Lesers diene die beigegebene Kartenskizze, auf der die ostindischen Arbeitsstätten der Basler Mission zur Darstellung kommen. Ueberhaupt dürfte das bescheidene Kärtchen mit seiner übersichtlichen Zusammenstellung der Basler Arbeitsfelder manchen Lesern von einigem Wert sein, da wir je und je Gelegenheit haben, über das eine oder andere Arbeitsgebiet der Basler Mission zu berichten. D. H.

arbeiten und versuchen, ob sie nicht durch das Christentum religiös, sittlich und sozial gehoben und verbessert werden könnten. Und in der That, die Arbeit unter ihnen war nicht vergeblich. Einige Familien wurden für das Christentum gewonnen, von denen die eine noch heute mit Kind und Kindeskindern in Kalikut lebt. Aber weitaus die meisten von ihnen blieben scheu und mißtrauisch gegen die Missionare, verließen ihren Wohnsitz in Kodakal und zogen weg. Die Missionare aber arbeiteten unter der übrigen Bevölkerung weiter und fanden unter ihr einen fruchtbaren Boden. Und wo einst die verachteten und menschenscheuen Nayadies in wildnisähnlichem Verstecke wohnten und Diebe und Räuber ihre gefürchtete Behausung hatten, da steht heute eine blühende Missionsstation und auf dem Hügel erhebt sich eine große Missionskirche, die weit ins Land hinein schaut. Im Jahre 1857 zählte die Gemeinde bereits 200 Seelen, so daß ein besonderer Missionar nötig wurde. Später, 1862, wurde dann das Filial zur selbständigen Missionsstation erhoben. Aber so verheißungsvoll auch die Anfänge waren, mit dem weiteren Wachstum der Gemeinde ging es nur langsam voran. Zählte sie doch 1880 erst 300 Seelen! Es traten zwar immer Leute aus den Heiden zur Gemeinde über, aber die Verdienstlosigkeit und Armut in dieser Gegend war so groß, daß man die Uebergetretenen meist auf andere Stationen schicken mußte. Das war sehr entmutigend, sowohl für die Missionare, als auch für die Leute, die zum Christentum übertreten wollten. Man suchte daher nach Abhilfe und kaufte endlich eine halbe Stunde westlich von Kodakal ein großes Stück Brachland, auf dem man Palmen anpflanzen und Taufbewerber ansiedeln konnte. Es ist dies das heute so schöne Filial P a r a p e r i, auf dem nun ebenfalls ein Missionshaus und eine Knabenanstalt steht. Aber diese Arbeit brachte Jahre hindurch keinen Ertrag, da die Palmen lange keine Früchte trugen. Es wurde daher im Laufe der Zeit noch eine Weberei eingerichtet und so der Verdienstlosigkeit einigermaßen abgeholfen. Missionar Kühnle hat sich um die Gemeinde und Oekonomie in Kodakal große Verdienste erworben und Paraperi zu einem schönen Palmengarten umgeschaffen. Damit war zwar die Gemeinde mit der Zeit wieder gewachsen, aber auch die Verdienstlosigkeit. So fand ich denn große Not und Armut vor, als ich dort Ende 1888 in die Arbeit eintrat. Und diese vermehrte sich noch um ein Bedeutendes, als im nächsten und im darauffolgenden Jahre viele Uebertritte aus den Heiden stattfanden. Ich war aber trotzdem fest enschlossen, keine Taufbewerber nach Erwerb auf auswärtige Stationen zu schicken. Nicht nur die Leute, sondern auch unsere Missionsarbeit litten schwer darunter.

Für Arbeit und Verdienst sorgte zunächst der Herr selbst. Die Regierung überließ mir bereitwilligst einen Kontrakt für Straßenarbeit in und um Kodakal. Dadurch bekamen unsere Leute nicht nur Arbeit, sondern unsre Missionsstation auch bessere Verkehrswege. Aber eine beständige und ausreichende Erwerbsquelle war das nicht. Im Jahre 1890 begann unter den Heiden eine Bewegung zu Gunsten des Christentums, die zur Folge hatte, daß nach und nach 50 bis 60 Seelen sich zur Taufe meldeten. Dazu standen weitere Uebertritte in Aussicht. Das war eine sehr erfreuliche und längst ersehnte Wendung in der Missionsarbeit in Kodakal. Aber wie und wo sollten wir all diese Leute, die durch ihren Uebertritt ihre soziale Existenz eingebüßt hatten, beschäftigen? Unsere Palmgärten und Reisfelder wurden zwar in kleine Parzellen eingeteilt und an sie verpachtet, aber die Leute konnten sich dadurch nicht erhalten; die Weberei war längst zu klein und die Straßenarbeit war nach der Regenzeit wieder zu Ende. Da, in der größten Not, beschloß die Missionshandlungs- und Industriegesellschaft in Basel die Errichtung einer Ziegelei in Kodakal, um dadurch eine neue Erwerbsquelle für unsere bedrängte Gemeinde zu eröffnen. Am 1. Dezember 1890 wurde in der Kirche ein Dankgottesdienst gefeiert und hierauf der erste Spatenstich gethan, zu einem Unternehmen, das für das leibliche und geistige Wohl unsrer Gemeinde von größter Bedeutung war. Nun konnten wir auch freudiger weiteren Uebertritten aus dem Heidentum entgegensehen. Und diese hörten, seitdem im Jahre 1890 eine Familie von siebzehn Seelen den erfreulichen Anfang gemacht hatte, nicht mehr auf, sondern wurden von Monat zu Monat immer häufiger. Durch Gottes fühlbare Gnadenwirkung kamen Leute aus allen Kasten und Lebensstellungen: Edelleute, Sterndeuter, Goldschmiede, Aerzte, Zauberer, Schreiner, Schmiede, Maurer, Wäscher, Hafner, Palmbauern, Ackersleute, Taglöhner, Bettler, Sklaven u. dgl. mit und ohne Familien. Wir hatten in den nächsten Jahren 100 bis 300 Taufbewerber auf der Station. Das war eine bewegte Zeit, die schwerste in meinem 15jährigen Missionsdienste, aber auch weitaus die schönste! Zu den Höhepunkten gehören die Tauffeste am I., II. und III. Advent der Jahre 1891—94, an denen ich 118, 172 u. 142 Seelen taufen und in die Gemeinde aufnehmen durfte, die einzelnen Taufen, die das Jahr hindurch stattfanden, gar nicht gerechnet. Durch diese herrlichen Erntefeste nahm die Zahl der Gemeindeglieder rasch zu. Aus dem kleinen Anfang war bis Ende des Jahres 1893 ein Tausend geworden. Das hat der Herr gethan und ist ein Wunder vor unsern Augen!

Entsprechend dem Wachstum der Gemeinde vergrößerte sich auch

das Aeußere der Missionsstation. Neben dem Ziegeleigeschäft mußte ein Wohnhaus für den europäischen Geschäftsführer gebaut werden, und auf dem nahen Filial Paraperi, neben der dortigen Knabenanstalt, ein weiteres Missionshaus für einen zweiten ständigen Missionar. Auch wurde die Kirche durch Anfügung einer Veranda vergrößert und ein kleines Spital erbaut, wozu selbst die Aermsten in der Gemeinde mit Gaben, oder ihrer Hände Arbeit behilflich waren. Zum Besten der Gemeinde richtete ich einen Wochenmarkt, einen Reiskonsum, eine Leih-, Spar- und Baukasse ein und auswärts wurden Schulen errichtet, sowie einige Außenstationen. Aber das alles verursachte, neben der großen Freude über den schönen Fortschritt des Werkes, viel Mühe, Arbeit und Not. Welche Schwierigkeiten hatte oft nur ein einziger Uebertritt im Gefolge! Meist kamen sofort die heidnischen Verwandten und suchten die Uebergetretenen zum Rückgang zu bewegen, oder sie vor Gericht dazu zu nötigen. Feinde des Christentums, die durch diese Uebertritte erbost waren, suchten die Taufbewerber zu verführen oder wegzulocken, prügelten sie durch, oder brachten sie um Hab und Gut. Wer anders als der Missionar mußte da stets ins Mittel treten, sowie auch für Wohnung und Arbeit für die oft von Haus und Hof verstoßenen und von den eigenen Hausgenossen verfolgten Leute besorgt sein. Gar nicht zu reden von der täglichen Sorge um das geistliche Wohl dieser Leute, dem Unterricht im christlichen Glauben, der Erziehung fürs christliche Gemeinwesen und fürs Reich Gottes. Dazu hatten wir zwei Jahre hintereinander Mißernten und ein Jahr eine starke Pockenepidemie, in der es viele Kranke, Tote, Witwen und Waisen gab. Zu schweigen von den vielen, schmerzhaften Augenkrankheiten, der Influenza und den Masern, die so oft störend und verheerend in der Gemeinde auftraten. Wie oft ist mir während dieser ernsten Zeit und den vielen Nöten und Anfechtungen das Wort Pauli eingefallen: „Wer ist schwach und ich werde nicht schwach? wer wird geärgert und ich brenne nicht? Auch das heiße Tropenklima machte sich allmählich bei uns immer mehr geltend. „Hätten wir nicht so deutlich und fühlbar Gottes Hilfe und Segen erfahren dürfen, wir hätten es nicht so lange aushalten können. Nun aber mußten wir uns schließlich doch sagen, daß, wenn wir noch später in Indien weiterarbeiten wollten, eine Erholung in der Heimat unumgänglich notwendig sei. Und die verehrliche Missionsleitung war derselben Ansicht. Aber dann mußten wir uns ja trennen von unserem teuren Arbeitsfelde und von unserer geliebten, uns innig verbundenen Gemeinde! Es war uns bange darauf, aber es mußte sein.

---

2. Der Abschied vom Arbeitsfeld.

Mit dem Beginn des Jahres 1894 übergab ich die Arbeit meinem Nachfolger, der seit vier Jahren mit mir zusammen gearbeitet hatte und mit allem auf der Station vertraut war. Auch trat um jene Zeit Nathanael Arukanden, ein tüchtiger eingeborner Evangelist, als Seelsorger in die Gemeindearbeit ein. Am 4. Februar 1894 wurde er ordiniert und als Pfarrer der Gemeinde eingeführt. So fand ich denn noch etwas freie Zeit zu einer kleinen Missionsreise in das südliche Gebiet unseres Arbeitsfeldes und zur Heidenpredigt auf Straßen und Märkten. Aber dann mußte ich mit der Zurüstung für die Reise eilen. Das merkte auch die Gemeinde und die Abschiedsbesuche nahmen kein Ende. Manche der Neugetauften konnten absolut nicht verstehen, daß wir gehen wollten und sagten: „wir müssen sie doch nicht recht lieb haben, sonst würden wir sie nicht verlassen." Aber wir konnten im Ernste versichern, daß wir nur deshalb gehen, um später desto länger wieder unter ihnen arbeiten zu können.

Am 4. März hielt ich meine Abschiedspredigt. Längst war mir darauf bange gewesen, denn wenn ich nur ans Abschiednehmen dachte, so wollten mir die Thränen aus den Augen stürzen. Aber da heute Sonntag Laetare war (freuet Euch), so wollte ich auch mit Freuden Abschied nehmen und gedachte vor allem des Guten und Wundersamen, das der Herr an uns und der Gemeinde in den letzten fünf Jahren gethan hatte, sowie auch des baldigen Wiedereintritts in die Arbeit. Die Kirche war dicht besetzt und das Lied: „Jesus Christus herrscht als König, alles wird ihm unterthänig", brauste frisch und vielstimmig durch das große, volle Gotteshaus, das vor fünf Jahren bei meiner Antrittspredigt noch so spärlich besetzt war. Als ich meine Abschiedspredigt im Anschluß an Apostelgesch. 20, 17—21 u. 26—32 gehalten hatte, trat Pfarrer Nathanael vor und verkündigte: „Kommenden Donnerstag Abend versammelt sich hier die Gemeinde zu gemeinsamer Fürbitte um eine glückliche Reise für Herrn und Frau Missionar Jaus, und heute Mittag nach dem Gottesdienst werden die Mädchen und Töchter der Gemeinde unsere l. Missionsfrau noch besonders verabschieden." Als wir dann am Nachmittag in die Schule kamen, fanden wir dieselbe außen und innen aufs prächtigste geschmückt. Die Mädchen sangen mehrstimmige, schöne Lieder, die zum Teil extra zu diesem Anlaß gedichtet waren, und dann hielt Pfarrer Nathanael eine Ansprache an meine Frau über das Wort in Ruth 2, 17—19: „Wo hast Du gelesen und wo hast Du gearbeitet?" Wenn die Frau Missionar nun in ihre Heimat zurückkommt, sagte er, so

werden die Missionsfreunde sie fragen: „Wo und was hast du gearbeitet? Und dann möge sie erzählen von diesen Mädchen hier in Kodakal, die ihr mit viel Liebe zugethan seien, weil sie so viel an ihrem leiblichen und geistlichen Wohle gearbeitet habe, und ihren Freunden sagen, wie dankbar sie dafür seien. Aber dieselbe Frage, führte er weiter aus, werde auch einmal der Herr der Mission an sie richten, wenn sie in die obere Heimat komme. Auch Er werde sie begrüßen mit der Frage: „Nun meine Tochter, wo hast du gearbeitet und was hast du gethan?“ Und dann möge es ihr vergönnt sein, wiederum hinweisen zu dürfen auf diese Schar von Kodakals Mädchen und Töchtern als gerettete Seelen, mit den Worten: „Siehe Herr, diese sind's, die Du mir gegeben hast!“ — Nach einem schönen Chorgesang verlasen hierauf die Lehrer im Namen der Kinder in Englisch und Malayalim eine Dankadresse. Dann nach weiterem Chorgesang und Gebet, gaben ihr alle noch gerührt die Hand zum Scheidegruß. Es war ein recht wohlthuender und köstlicher Abschied von dieser dankbaren Kinderschar. Gott schütze und segne sie!

Der Donnerstag Abend und somit die letzte Gemeindeversammlung war bald da. Wir hatten inzwischen noch alle Häuser unsrer Christen besucht, wie wir dies auch sonst viel und gern gethan hatten, aber nun versammelten sie sich noch alle einmal vollzählig in der Kirche. Pfarrer Nathanael, der greise Prediger Timothy und der Schulze Samuel leiteten die Abschiedsfeier. Obwohl ich mir eine Dankadresse verbeten hatte, wurde doch eine solche verlesen. Unter anderem wurde darin besonders der herrlichen Segenszeit der letzten Jahre gedacht und dem verehrten Komitee in Basel Dank und Grüße aufgetragen. Daß ich mir auch ein Abschiedsgeschenk verbeten hatte, wurde ausdrücklich bedauert, dann aber doch ein schön gebundenes, goldverziertes Buch übergeben, ein „Gemeinde-Vergißmeinnicht“, in dem alle 1068 Gemeindeglieder in Englisch und Malayalim sauber verzeichnet waren. Die Namen derer, die ich getauft, konfirmiert oder getraut hatte, treten darin besonders hervor, da sie mit roter Tinte geschrieben sind. Wie sehr mich grade dieses Geschenk freute, kann ich nicht sagen. Gerne versprach ich, dieses nach Familien sorgfältig geordnete und sauber geschriebene Gedenkbuch in priesterlicher Fürbitte als „Gedenkzettel“ vor Gott zu gebrauchen. Nachdem der Knabenanstaltschor in Deutsch das Lied gesungen hatte: „So nimm denn meine Hände und führe mich“ und in herzlicher Weise für uns um eine glückliche Reise gebetet worden war, ging es ans Abschiednehmen. Wir drückten jedem die Hand, wobei manche stumme, uns aber wohlverständliche Thräne floß. Aber dies war noch nicht der letzte Abschied. Die meisten kamen noch ins Missionshaus nach. Die einen

thaten Abbitte, die andern empfahlen sich unsrer Fürbitte und wieder andere dankten nochmals für empfangene Hilfe und erfahrene Liebe. Alle wünschten glückliche Reise. Und als der 9. März, der Tag unserer Abreise graute, kamen die guten Leute nochmals zusammen, sangen das Lied: „Gott ist getreu, sein Herz, sein Vaterherz, verläßt die Seinen nie", und nach einem warmen und herzlichen Gebete des Predigers Timothy wurde mit dem Verse geschlossen: „Jesu' geh voran auf der Lebensbahn." Dann bestiegen wir den Ochsenwagen und fort gings von unserem l. Kodakal und der uns innig verbundenen Gemeinde. Bis zur nächsten Eisenbahnstation folgten uns noch die Prediger, Lehrer und Aeltesten der Gemeinde nach, um dort noch den „allerletzten" Abschied zu nehmen. Während noch die schönen Abschiedslieder erklangen, sauste der Zug daher, der uns dem teuren Arbeitsfelde entführte, auf dem wir so viele Kämpfe und herrliche Siege erlebt hatten. Nun wars geschieden, der Zug fuhr durch einen Palmen- und Mongohain, und Kodakal lag hinter uns.

---

3. Von Indien bis Aegypten.

Unser erster Reisetag war sehr heiß. In Palghat, wo ich einst die ersten 15 Monate meines indischen Aufenthaltes verlebte und wo uns nun die dortigen Missionare mit einer Anzahl Gemeindeglieder auf der Durchfahrt ein letztes Lebewohl sagten, war die Hitze und der Glutwind fast unerträglich. Dann aber gings bald hinüber ins kühlere Tamilland, wo erst kürzlich Regen gefallen war. Wir atmeten hier schon auf und hatten die erste angenehme Empfindung von unserer Erholungsreise.

Das Tamilland auf der Ostküste Südindiens mutete uns ziemlich fremdartig an. Die Natur, die Menschen, die vielen Götzentempel, alles hatte hier ein anderes Aussehen als in Malabar und doch liegen beide so nahe nebeneinander. Die Natur ist zwar auch hier schön, besonders die Palmen- und Bananengärten, sowie die Reis-, Tabak- und Baumwollfelder. Aber da und dort giebt es doch auch recht unfruchtbare und langweilige Strecken, Felder, die nur mit wildem Kaktus bewachsen sind. Auch ist das Land meist flach und daher im Vergleich mit dem Hügelland Malabar recht einförmig. An den Ufern des Kaweri sahen wir noch die Verheerung einer Ueberschwemmung. Ganze Dörfer waren in Trümmer zerfallen oder vom Erdboden hinweggewaschen worden und das in einer Zeit, als die Leute von Pocken und Cholera, der doppelten Geißel Indiens, schwer heimgesucht waren. — Auch der Menschenschlag ist hier ein ganz anderer, als in Malabar. Die Sprache, der Gesichtsausdruck

und die ganze Körperhaltung der Leute ist verschieden. Die Malabaren sind unstreitig im Durchschnitt von etwas hellerer Hautfarbe und vorteilhafter im Gesichtsausdruck als die Tamilen. Ja selbst die Götter müssen hier andere sein, als in Malabar. Sie haben zum Teil schöne Prachtbauten und merkwürdige Götzenhaine in der Nähe von Städten und Dörfern. Auch hat man ihnen da und dort unter grünen Bäumen aus Thon gebrannte und angemalte Pferde und Giraffen zur Verfügung gestellt, damit sie bei Nacht darauf reiten können und sie sollen diesem Genusse leidenschaftlich frönen.

Des andern Tages erreichten wir Tritschinopoli, die sogenannte „heiße Hölle“, am Sonntag Vormittag Tutikurin, die Hafenstadt auf der südlichen Koromandelküste Unsre Eisenbahnfahrt quer durch Südindien war damit beendigt und wir standen am Meeresstrande, wo uns die tosenden Wellen und der auf hoher See vor Anker liegende Dampfer zur Weiterreise begrüßten. Doch heute hielten wir Rasttag. Wir wollten Sonntag feiern und bevor wir Indien verließen, die letzten, schwerbewegten Abschiedstage nochmals ruhig an unserem Geiste vorüberziehen lassen. In einem am Meeresstrande gelegenen Gasthause, das einem Eingebornen gehörte, fanden wir ein bescheidenes Unterkommen. Einem Gottesdienste konnten wir nicht beiwohnen, aber wir hatten ja das köstliche Gotteswort bei uns. Wir suchten zwar am Abend die englische Kirche auf, fanden sie aber geschlossen. Da man uns sagte, es gebe in dieser Stadt 12,000 (?) Katholiken, so besuchten wir aus Neugierde deren Hauptkirche. Aber wie wenig sollten wir hier von christlichem Geist und Wesen finden! Die Leute verbeugten sich und knieten vor den Bildern und Figuren von Jesu und Maria, ganz wie die Heiden vor ihren Götzen. Auch die Kinder wurden von ihren Müttern dazu angeleitet. Daß es bei einer solchen Weise die Heiden nicht schwer finden, statt in ihren schmutzigen Tempeln Krischna und Maryamma anzubeten, hier in einer schmucken Kirche Christus und Maria zu verehren, ist sicher jedem einleuchtend, der so etwas mit ansieht. Einer Herzensänderung bedarf es nicht, ist der Sinn für die schönere Form und die edleren Figuren geweckt, so übernimmt die alleinseligmachende Kirche das weitere. Wir gingen mit Wehmut hinweg und bedauerten von Herzen, daß den Heiden in den katholischen Kirchen eine solche Form des Christentums geboten wird.

Am Montag Nachmittag 2 Uhr sollten wir uns einschiffen. Ein kleines Dampfboot brachte uns mit ca. 250 mitreisenden Hindus und Ceylonesen an den Dampfer, der fünf Seemeilen entfernt vor Anker lag. Damit verließen wir das indische Festland. Es war uns wunderbar zu Mute. Wir seufzten im Herzen: Herr, geleite

uns in Gnaden und bring uns glücklich wieder zurück! Als wir die „Amra“, die uns nach Ceylon bringen sollte, erreichten, wurde gerade noch auf der einen Seite Reis und auf der andern Rindvieh verladen. Außer diesen ca. 80 gehörnten Mitreisenden hatten wir noch mindestens 1000 Stück Federvieh an Bord, besonders Gänse, Hühner und Enten. Um 4 Uhr dampfte endlich unsre Amra ab. Und nun gings dem Zimmetlande, der schönen Insel Ceylon zu, die wir morgen mit Tagesanbruch erreichen sollten. Die See war ruhig. Wir hatten also die beste Aussicht auf eine gute Seereise. Unsere Schiffskabine war nett und geräumig, aber so heiß, daß wir während des Umkleidens nässer wurden, als wir zuvor waren und fast eine Ohnmacht bekamen. Die glühende Sonne hatte den ganzen Tag an die Schiffswand geschienen und sie dermaßen erhitzt, daß die Kabine zu einem wahren Bratofen wurde. Wir eilten aufs Verdeck und atmeten wieder leichter. Aber da draußen auf hoher See fing nun unsre Amra allmählich bedenklich zu schwanken an. Der Magen, der sich schon lange nach Belastung gesehnt hatte, wurde dadurch nicht wenig in Mitleidenschaft gezogen. Vor Sonnenuntergang kam zwar zu seiner Stärkung das Nachtessen, aber es diente nur dazu, unser Unbehagen zu vermehren. Die Begeisterung über das schöne Ziel unserer Reise verbesserte unsere Lage nicht. Der Kapitän war indes so freundlich und ließ uns für die Nacht die Betten aus der heißen Kajüte aufs Deck bringen. Nachdem wir Leib und Seele dem empfohlen hatten, dem Wind und Wetter gehorsam sind, legten wir uns zur Ruhe nieder und konnten bald, trotz Brüllen der Kühe und Gänsegeschnatter, einschlafen. Kaum war die Wirklichkeit den Sinnen entschwunden, so war ich in süßem Traume wieder auf meinem Arbeitsposten. Es kamen Heiden, die sich zur Taufe meldeten und die ich auf ihre Aufrichtigkeit zu prüfen hatte; Gemeindeglieder, mit denen es allerhand zu richten und zu schlichten gab. Kurz, ich war im Traumleben wieder in voller Thätigkeit und wußte nichts von Trennung und Heimreise. Plötzlich schreckte ich auf. Die Maschine rasselte, die Kühe brüllten, die Gänse schnatterten, der Boden wankte, draußen rauschten die Meereswogen, und auf meinem Gesichte lag dicker Kohlenstaub vom Schiffskamin. Ich öffnete die Augen und staunte über meine Umgebung und den wogenden Ocean. Zuerst meinte ich, es sei Morgen und wir landeten an der Insel Ceylon; aber drüben über Indien ging ja erst der Mond unter; es konnte also nicht mehr als 10 Uhr sein. (In Indien berechnet man die Zeit in Ermanglung von Uhren immer nach den Gestirnen.) Wir sind also noch in deiner Nähe, du liebes Indien, dachte ich. Behüt dich Gott! Bald kehr ich wieder.

Dann schlief ich aber wieder ein. Mit Tagesgrauen stand ich am Schiffsgeländer und ließ mir vom Kapitän die Insel Ceylon zeigen, der wir uns rasch näherten. Er machte mich dabei besonders auf den höchsten Gipfel, den Adamspik, aufmerksam, auf dem nach mohammedanischer Legende einst unser Stammvater Adam gestanden haben soll. Seine Fußstapfen werden noch heute dort gezeigt. Um 7 Uhr liefen wir in den schönen Hafen von Kolombo ein, in dem viele große und kleine Schiffe aus aller Herren Ländern vor Anker lagen. Der Abschied von der kleinen Amra wurde uns nicht schwer. Wir freuten uns vielmehr ganz herzlich, nun einmal die schöne, vielgepriesene Zimmetinsel sehen und betreten zu dürfen, von der wir schon so oft gesungen hatten:

„Gewürzte Düfte weben Sanft über Ceylons Flur;
Es glänzt Natur und Leben; Schlecht sind die Menschen nur.

Und wir sollten in unsern Erwartungen nicht enttäuscht werden. Die Insel mit ihren schönen Palmenwäldern und saftig grünen Reisfeldern, mit ihren Zimmetgärten und den Thee- und Kaffeepflanzungen auf den Bergeshöhen macht in ihren verschiedenartigen Naturschönheiten, umgeben von den Fluten des indischen Oceans, einen großartigen und zugleich lieblichen Eindruck. Auch die Hafenstadt **Kolombo**, in der wir vom Dienstag bis Samstag auf unsern deutschen Dampfer zu warten hatten, gefiel uns außerordentlich gut. Als Knotenpunkt der asiatischen Dampferlinien ist der Verkehr und das Menschengewimmel außerordentlich groß. Die Stadt mit blühendem Welthandel hat 128,000 Bewohner und ist der Sitz der Regierung, in der auch die meisten Nationen ihre Vertreter haben. Mit der Eisenbahn kann man von hier aus dem Meeresufer entlang ans Kap Point de Galle und ins schöne Gebirge hinauffahren zu den Thee- und Kaffeepflanzungen und den Erholungsstationen der Europäer. Die Naturschönheit dieser Insel veranlaßte die Mohammedaner, das verschwundene Paradies hier zu suchen. Aber heute ist es weit entfernt davon, einem Paradiese zu gleichen. Sieht man das Leben und Treiben der vielen Menschen dort näher an, so wird man mit Wehmut an das Dichterwort erinnert:

„Umsonst sind Gottes Gaben So reichlich ausgestreut,
Die armen Menschen haben Sich Holz und Stein geweiht!"

Der Buddhismus und das Heidentum tritt einem hier auf Schritt und Tritt in seiner gottwidrigen Weise entgegen. Doch arbeiten mehrere Missionsgesellschaften an der Evangelisierung dieser lieblichen Insel und schon giebt es unter den ca. 3 Millionen Bewohnern derselben etwa 283000 Christen.

Mit Sehnsucht hatten wir längst nach der Ankunft unseres Dampfers ausgeschaut, der, von China kommend, uns mitnehmen sollte. Am Samstag früh, den 17. März, lief er endlich in den Hafen ein und dampfte schon am Mittag 2 Uhr mit uns auf hoher See der Heimat zu. Mit dem Besteigen der „Bayern“ betraten wir eigentlich schon deutschen Boden, denn es war ein deutsches Schiff. Alles mutete uns auch heimatlich an: Die Begrüßung und der Verkehr in deutscher Sprache, deutsche Kost und deutsche Sitten. Als dann vollends während der Ausfahrt aus dem Hafen die Schiffskapelle deutsche Melodien und Lieder spielte, das „Heil dir im Siegerkranz“ und zu Ehren des Schwesterschiffes „Oldenburg“, das zwei Stunden später nach Australien ausfuhr: „Heil dir, o Oldenburg“, da fühlte man sich auf einmal wieder in deutscher Luft. Unsere „Bayern“ war ein schmuckes Schiff, auch groß und schnell. Sie war 450 Fuß lang und faßte 5343 Tonnen Waren, bei einer Maschine von 3560 Pferdekräften. Ihre Besatzung war 150 Mann mit ebensovielen Passagieren. Als deutscher Reichspostdampfer machte sie täglich 300—340 Seemeilen und hatte daneben einen ruhigen und sichern Lauf. Die Einrichtung, Kost und Bedienung war vorzüglich und der Kapitän ein pflichtgetreuer und freundlicher Mann. Unter den Mitreisenden fanden wir sofort den schönsten Anschluß. Von China her waren eine ganze Anzahl Missionsleute an Bord, eine Familie aus der Barmer Mission, eine vom amerikanischen Board, ein Missionar von der China Inland Mission und eine Missionarin von der Frauenmission in Hongkong. Außerdem war in Ceylon eine Missionsfamilie der Leipziger mit uns eingestiegen. Wir vertraten somit sechs verschiedene Missionsgesellschaften, die in Ostasien das Evangelium verkündigen. Es war ein recht gemütliches und friedliches Zusammenreisen, denn wenn wir auch verschiedenen kirchlichen Richtungen angehörten, so waren wir doch in der Hauptsache einig. Und das war um so nötiger, als unsere übrige Reisegesellschaft einer ganz anderen Geistesrichtung angehörte und solche auch zum Ausdruck brachte. Zu unserem großen Verdruß wurde von einigen unter ihnen schon am ersten Abend in frivolster Weise über religiöse und geistliche Dinge gescherzt und gespottet. Unsere Anwesenheit schien auf sie einen Eindruck zu machen, wie ein rotes Tuch auf einen Stier. Sie fanden offenbar in unserem ganzen Benehmen etwas, das sie bestrafte, obwohl wir es nicht darauf anlegten. Schon des andern Tages, es war Palmsonntag, gab es unter ihnen eine recht aufregende Scene. Ich saß eben auf Deck; da kam einer voll Entrüstung, schimpfte und schrie: „Der englische Missionar ist ein falscher Fuchs, ein elender Heuchler, ein miserabler Kerl! Kommt da und legt uns

einen Traktat ins Lesezimmer, in dem eine ganze Reihe anstößiger Bibelstellen abgedruckt sind! Der elende, schmutzige Kerl!" Alles war entsetzt und ich selbst nicht wenig erstaunt ob dieser Erregung. Ergrimmt auf den Missionar und Traktat, liefen sofort eine Anzahl Beurteiler ins Lesezimmer. Und richtig, da lag der „schandbare Traktat." Er führte den Titel: „Bist du ein Christ?" Und als Motto das Wort: „In Christo Jesu gilt weder Beschneidung noch Vorhaut etwas, sondern eine neue Kreatur!" — „Entsetzlich", schrieen sie, „so ein anstößiges Wort nachdrucken und es einem dann noch vor die Nase legen! Dazu sind zwei Juden (!!) unter uns, die so etwas als Beleidigung und Herausforderung ansehen müssen." Aber nicht nur das, hieß es, da steht noch ein anderes unanständiges Wort abgedruckt: „Weder die Hurer, noch die Abgöttischen, noch die Ehebrecher, noch die Weichlinge, noch die Knabenschänder, noch die Diebe, noch die Geizigen, noch die Trunkenbolde, noch die Lästerer, noch die Räuber werden das Reich Gottes ererben. 1 Kor. 6, 9." „Um alles", sagte Herr X., „wenn so etwas meine Schwestern lesen würden. So etwas Anstößiges sollte man doch nicht nachdrucken." Und Herr Y. fügte hinzu: „Ich will doch auch ein guter Christ sein und hoffe, ich sei es auch, aber so etwas ist mir doch zu stark." Desgleichen sagten auch die anderen!! Armer Missionar, du wirst es büßen müssen! Aber merkwürdig, bei genauer Untersuchung ergab es sich, daß der Traktat von einem der Ihrigen ins Lesezimmer gebracht worden war und nicht vom Missionar. Dieser hatte das Büchlein jenem ganz privatim gegeben. — O weh! dachte ich, steht es so in der alten Christenheit, in die ich aus der Heidenwelt zurückkehre, dann Schmach ihr!! In ihrem Betragen waren diese Herren und „ihre Schwestern", die in ihren schlechten Romanen mit „Genuß" ganz andere Dinge lasen, gar nicht so fein und unanstößig. Besonders einer von ihnen, der einen sehr geistreichen Namen trug, aber sehr geistloses Zeug schwätzte, gebärdete sich oft so toll, daß ihm einer seiner Freunde den „wohlgemeinten" Rat gab: „Herr X., reisen Sie doch einmal nach Hinterindien und stellen Sie sich dort einem kinderlosen Rhinocerospaare vor; ich garantiere Ihnen, Sie werden sofort adoptiert!" Das war allerdings deutlich gesprochen, aber so etwas verletzte unsern Herrn X. nicht.

Im übrigen verlief unsere Oceanfahrt recht still und ruhig. Dann und wann stiegen schwarze Gewitterwolken am Himmel auf, die über der dadurch dunkelgefärbten Tiefe des Meeres einen recht schauerlich drohenden Anblick darboten. Aber zu einem ernstlichen Sturme kam es gottlob nie. Bis Gründonnerstag sahen wir nur Himmel und Wasser. Jetzt aber fuhren wir an der Insel Sokotra

vorüber und am Karfreitag sahen wir von zwei Schiffen wenigstens den Rauch und bei Nacht das Licht. Unvergeßlich bleibt mir auch der Sonnenaufgang und Sonnenuntergang am Karfreitag. Auf dem Meere ist ja dieser Anblick besonders schön und herrlich, aber so ergreifend sah ich ihn noch nie. Ich dachte heute viel an jenen einzigartigen Sonnenuntergang auf Golgatha. Einen umso traurigeren Eindruck machte mir dann auch unsere lustige Reisegesellschaft, die auf der ganzen Reise niemals zur Schiffsmusik getanzt hatte, als gerade heute am Karfreitag. Aber die Welt will eben jene große Thatsache des Todes Christi auf Golgatha nicht auf sich wirken lassen. Sie müßte sonst im Sack und in der Asche Buße thun, und das will sie nicht.

An demselben Tage nach Mitternacht fuhren wir in den Hafen von Aden ein. Die Küste von Arabien hatten wir schon den ganzen Tag in Sicht gehabt. Hier wurde die Post abgegeben und in Empfang genommen, sowie Kohlen und Wasser bis gegen Morgen eingenommen. Trotz dunkler Mitternacht kam eine ganze Anzahl arabischer Raritätenhändler an Bord und verführten ein großes Geschrei. Am andern Morgen passierten wir die Straße Bab-el-Mandeb mit ihren traurig kahlen Felsenufern auf beiden Seiten und fuhren damit gleichzeitig ins Rote Meer ein. Hier war es etwas stürmisch. Die Wellen gingen so hoch, schäumten und brausten, daß es einem fast bange werden wollte. Auch das sonst so ruhig dahinfahrende Schiff kam trotz seiner 23 Fuß Tiefgang ins Rollen. Doch war es am Ostersonntag schon wieder ruhiger und wir konnten sorglos Ostern feiern. Mit dem Kapitän an der Spitze nahmen die meisten unserer Reisegesellschaft an unserem Gottesdienst teil. Ostern ließen sie eher gelten als Karfreitag. Das Rote Meer hat uns mit seiner bald dunkel-, bald hellgrünen Farbe oft merkwürdig angesprochen. Am Osternachmittag schaute ich lange auf seine unabsehbare Meeresfläche hin und dachte an die Wunder Gottes mit Israel, an sein Strafgericht über Pharao und dessen Wagen und Reiter. Daneben saß auf einer Bank der Aufwärter Caprivi (wie er an Bord allgemein gerufen wurde). Herr Caprivi, sagte ich zu ihm, es ist doch merkwürdig, daß dieses schöne dunkelblaue Meer den Namen „rotes“ Meer führt. Ja, meinte er, das habe ich schon öfters rot gesehen. Wieso? fragte ich. Da erzählte er, daß manchmal große Heuschreckenschwärme durch den Wind von Aegypten her ins Meer geworfen werden und daß diese langen roten Tiere oft tagelang die Fläche des Meeres bedecken, so daß es rot erscheine. Unwillkürlich fiel mir dabei ein, daß z. B. in 2 Mose 10, 13 und 19 ganz ähnliches erzählt ist, und wunderte mich über diese merkwürdige Uebereinstimmung.

Am Ostermontag erreichten wir mit Tagesgrauen den Hafen von Suez. Alsbald erschien die Sanitätsbehörde und inspizierte das Schiff, wozu Passagiere und Schiffsmannschaft vollzählig anzutreten hatte. Um 9 Uhr fuhren wir dann mit schmetternder Musik in den Suezkanal ein, dessen anderes Ende innerhalb 17 Stunden erreicht werden sollte. Aber der Chamsin — der afrikanische Glutwind — wehte so stark, daß das Schiff nur langsam voran kommen konnte. Auch führte derselbe so viel Flugsand mit sich, daß der Himmel grau und verfinstert wurde und die Sonne ihren Schein verlor. Anfangs sah man sie noch wie eine matte Blechscheibe strahlenlos am Himmel stehen, dann aber war sie vollständig bedeckt und unsichtbar. Ich dachte an die Sonnenfinsternis am Todestage unseres Heilandes. Wären wir auf offener See gewesen, es hätte uns bange gemacht. Am Abend hieß es, das Schiff könne trotz Kanallotse und elektrischer Beleuchtung an Bord so nicht weiter fahren; es müsse Anker geworfen werden, bis der Sturm vorüber sei. Aber ehe dies geschah, warf der Sturmwind das Hinterteil des Schiffes auf das Sandufer und hier lag der ganze Koloß wie verankert fest. Die Hilfsmaschine wurde auf dem Hinterteil des Schiffes sofort in Bewegung gesetzt und die Matrosen arbeiteten die ganze Nacht hindurch trotz Kälte und Regen fast bis zur Erschöpfung. Aber vergeblich. Da man hier im Kanal nicht in Lebensgefahr war, so fing auch alsbald der Spott und Witz unserer lustigen Reisegesellschaft wieder an. Schon am Abend, bevor das Schiff festrannte, hatte mir einer zugerufen: „Herr Jaus, heute Abend haben Sie Ihre Henkersmahlzeit, morgen früh müssen Sie in Port Said hinaus." Ich entgegnete ihm ruhig: da mein Schiff erst übermorgen nach Palästina abfährt, so habe ich keine Eile nach Palästina zu kommen. Jetzt, als das Schiff festsaß und man des andern Tages lange vergeblich am Flottmachen arbeitete, sagten sie: „An allem Unheil ist Herr Jaus schuldig, der will erst am Samstag aussteigen!" Natürlich war die ganze Sache nur ein Scherz, aber es hat mich doch immerhin lebhaft an die Geschichte des Propheten Jonas erinnert, der wegen seiner Schuld am Sturme von seinen Mitreisenden ins Wasser geworfen wurde. Am andern Morgen traf endlich ein Schleppdampfer ein, der das Schiff flott machen sollte. Dieser nahm sich nur wie ein Zwerg aus neben unserem großen Riesen, der sich nicht von der Stelle bewegte. Schon hieß es, die ganze Ladung des Schiffes müsse gelöscht werden. Das war eine wahre Schreckenskunde für die Passagiere, denn das hätte hier, wo rechts und links nur öde Wüste war, einen langen und unliebsamen Aufenthalt verursacht. Es wurde aber zuvor noch ein letzter Versuch gemacht. Die Maschinen wurden in volle Dampfkraft gesetzt

und sämtliche Besatzungsmannschaft bis zum Koch und Bäcker auf Deck kommandiert, um an Hilfsmaschinen und Tauen das Menschenmöglichste zu versuchen. Und siehe da, abends 6 Uhr, nach 22 Stunden unfreiwilliger Kanalhaft wurde unser Schiff wieder flott! Sofort fuhren wir ab. Vor uns lagen vier Passagierdampfer, die nach Ostasien fuhren und unserthalben den Kanal nicht passieren konnten. Als wir nun endlich nach langen Wartestunden an ihnen vorüberfuhren, da brauste uns ein Sturm von freudigen Hurrarufen entgegen; denn auch sie hatten unter der Sperre zu leiden und zu verlieren gehabt. Wir aber dankten Gott für seine gnädige Hilfe und verließen am andern Morgen in Port Said unsere schöne „Bayern“, um von hier aus mit einem österreichischen Dampfer nach dem heiligen Lande weiter zu reisen.

(Fortsetzung folgt.)

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Der malaiische Archipel.

Die indische Inselwelt, zu der uns unsere heutige Rundschau führt, bildet gewissermaßen eine Brücke zwischen Hinterindien und dem australischen Kontinent; denn wie ein halbmondförmiger Wall, den die Hand Gottes um die südöstlichen Glieder Asiens aufgeführt hat, sind die Gruppen und Reihen dieser Inselflur zwischen den beiden Erdteilen über den Ocean hingestreut und tauchen als zerstückelte Länderwelt aus den Fluten desselben empor. Fast durchweg vulkanischen Ursprungs und von den klimatischen Verhältnissen begünstigt, zeichnen sich die Inseln durch große Fruchtbarkeit und das üppigste Pflanzenleben aus.

Diese gesamte Inselwelt, etwa dreimal so groß wie das deutsche Reich, ist von ca. 33½ Millionen Menschen bewohnt, die alle Abstufungen der Farbe, des Wuchses und der Gesittung repräsentieren. Und kaum weniger mannigfaltig als das bunte Gewimmel der Völker und Stämme sind die Mischungen, „die hier das uralte Zauberwesen und die Anbetung der Berge, der Felsen, der Wälder, der Stürme, des dröhnenden Vulkans eingegangen hat mit der Verehrung des indischen Brahma und Siwa, mit der Hingabe an die Lehre Buddhas, mit chinesischem Ahnendienst und dem Preise Mohammeds.“ Die

älteste Schicht der eingebornen Bevölkerung scheinen die armseligen schwarzen Stämme der Papuas und Negritos zu sein, die man aber nur noch im Osten in den Wäldern, Bergen und Klüften als verachtete Auswürflinge antrifft und die erst in Neu-Guinea wieder die Hauptbevölkerung bilden. Auf den meisten Inseln des indischen Archipels wurden sie zurückgedrängt durch das dem Mongolischen verwandte Geschlecht der Malaien, die sich aber zum Teil mit Hindus, Arabern, Chinesen, Siamesen und Europäern vermischt haben und nun als ein vielgestaltiges Volk erscheinen. Durch sie ist auch der Islam auf den verschiedenen Inseln eingeführt und heimisch geworden, was um so mehr zu bedauern ist, als ebensowohl das Christentum heute an Stelle des Islam die herrschende Religion sein könnte.

Die Holländer haben hier seit 1600 ihre Herrschaft aufgerichtet und sich ein Kolonialreich erobert, das fünfzigmal so groß ist wie das Mutterland. Zwar suchte die Regierung von Anfang an das Christentum unter der gemischten Bevölkerung auszubreiten, aber man begnügte sich mit der bloß äußerlichen Einführung der christlichen Kirche und ließ es an der rechten Pflege der Gemeinden fehlen. Infolge dessen sind viele Reste dieser Regierungschristen mit der Zeit wieder ins Heidentum zurückgefallen oder in die Netze des Islam geraten. Die evangelische Mission aber, die seit Anfang dieses Jahrhunderts da und dort diese toten Namenchristen zu sammeln und zu beleben suchte und unter Heiden nnd Mohammedanern arbeitete, wurde lange mit Argwohn behandelt. Erst neuerdings gestattet die Regierung den Missionen freiere Bewegung, erkennt wohl auch nach Umständen ihre Thätigkeit an. Doch stehen noch heute an den meisten Orten die alten Gemeinden unter der kolonialen Regierungskirchenbehörde. Inzwischen hat aber durch die Verschuldung der niederländischen Regierung, deren religiöse Gleichgültigkeit dem Umsichgreifen des Islam Vorschub leistete, dieser eine solche Verbreitung gefunden, daß er wie ein unheimlicher Schatten sich über die ganze Inselwelt lagert. Und diese Verbreitung findet er umso leichter, als die meisten heidnischen Völkerschaften ihres Aberglaubens müde sind. In demselben Maße sie aber dem Islam zufallen, ebenso leicht hätte das Christentum unter ihnen Eingang gefunden, wenn ihnen das Evangelium wäre angeboten worden.

Dieses geschieht nun an verschiedenen Punkten von einer Reihe von holländischen und zwei deutschen Missionsgesellschaften, sodaß heute in 13 Gebieten ca. 104 Missionare auf 97 Stationen arbeiten, die von 11 verschiedenen Gesellschaften ausgesandt worden sind. Nach dem offiziellen Bericht gab es (nach Gundert) im Jahr 1891 in Niederländisch-Indien 270000 protestantische Christen — 80000 unter

der Pflege der Missionsgesellschaften, 190000 unter staatskirchlichen Hilfspredigern. Doch wir wollen diesmal unsere Leser nicht auf den verschiedenen Arbeitsfeldern der holländischen Missionen herumführen, sondern nur die Arbeitsstätten der beiden deutschen Missionsgesellschaften — der Rheinischen und der Neukirchener — aufsuchen.

Wir beginnen mit der großen Insel Borneo, die als eine kleine Welt für sich wie eine Königin im Kreise der Sunda-Inseln thront. Die rheinische Mission begann hier im Jahr 1835 ihre Arbeit, mußte dieselbe aber von 1859 bis 1866 infolge eines Aufstandes, der sieben Missionsgeschwistern das Leben kostete, wieder einstellen. Seitdem hat sie von der südlichen Hauptstadt Bandjermasing aus das Werk auf 8 Stationen ausgedehnt, von denen sich mehrere bis weit ins Innere hinein erstrecken. Doch hat sich das bornesische Arbeitsfeld bis jetzt nicht sehr fruchtbar erwiesen, zumal wenn man die Erfolge der Mission in Sumatra damit vergleicht. Auch ist der Teil des Landes, in dem die rheinische Mission arbeitet, nur dünn bevölkert und dazu die Bevölkerung nicht recht seßhaft. Was aber die Arbeit ganz besonders erschwert und die Aussichten für die Zukunft trübt, das ist der offenbare Rückgang des Volkes der Dajakken in seinem äußeren Wohlstand. Ueberall hat sich Armut und Verschuldung in einem früher unbekannten Grade eingestellt. Dieser Niedergang der wirtschaftlichen Lage muß zunächst befremden, wenn man erwägt, daß die Gebiete, die hier in Betracht kommen, von der Natur mit allem, worauf der äußere Wohlstand eines Volkes sich auferbauen kann, hinreichend ausgerüstet zu sein scheinen. Die unermeßlichen, fruchtbaren Wälder bergen Produkte aller Art, die zu industriellen Zwecken verwendet werden. Die gewaltigen Ströme bilden Handelsstraßen, die bis tief in das Innere von Borneo hinein fahrbar sind. Aber eben dieser übergroße Wasserreichtum des Landes ist sein Schaden. Die Reisfelder sind dadurch im Unterland den Ueberschwemmungen ausgesetzt und somit Mißernten eine häufige Kalamität. Doch ist es nicht dieser Uebelstand allein, der den gegenwärtigen Notstand herbeigeführt hat. Letzterer ist wohl im Grunde hauptsächlich im Charakter der Dajakken selbst zu suchen. So haben sie jahrelang bei dem Einsammeln der Waldprodukte den unverantwortlichsten Raubbau betrieben und die Urwälder planlos ausgebeutet; nun versiegen die Quellen ihrer früheren Einkünfte, wenigstens müssen sich die Leute sehr weit ins Innere des Landes begeben, um noch eine lohnende Ausbeute von Guttapercha u. a. m. zu finden. Das Volk hat sich nun bei seinem Hang zum Herumschweifen an den Handel mit diesen Naturprodukten gewöhnt und darüber den rationellen Betrieb des Reisbaues vernachlässigt. Kein Wunder, daß nun, da der Handel wenig abwirft und der nötige Reis

als Nahrung allerorten fehlt oder doch nicht in genügender Menge vorhanden ist, Mangel und Armut unter den Dajakken herrscht. Dieses und die Energielosigkeit, aus der sich das durch den unsittlichen Götzendienst entnervte Volk nicht aufzuraffen vermag, hat viele Dajakken in die Hände malaiischer und chinesischer Gläubiger fallen lassen. Dazu kommt noch der bis tief ins Innere der Insel hinein schwunghaft betriebene Arakhandel, der die Wohlfahrt des Volkes untergräbt, sodaß die Missionare in den Gemeinden mit allem Ernst dagegen zu kämpfen haben.

Unter solchen gedrückten wirtschaftlichen Verhältnissen leidet natürlich auch die Missionsarbeit. Manche Gemeindeglieder sind monatelang von der Station abwesend auf Handelsreisen im Innern. Auf solchen Reisen aber sind sie nicht geringen Versuchungen ausgesetzt. Die zu Hause Zurückbleibenden sitzen währenddem weit von der Station entfernt auf ihren Reisfeldern in elenden Hütten. Ihre Kinder können um der Entfernung willen nicht zur Schule kommen, und sie selbst besuchen nur selten den Gottesdienst. Viele der früher volkreichen Ortschaften sind von den Bewohnern heute verlassen.

Gleichwohl ist die Mission in Borneo während des letzten Jahres nicht ohne Lichtblicke gewesen. An zwei Stellen haben sich Thüren aufgethan, sodaß daselbst neue Stationen angelegt werden können. Die eine ist am Miri, einem Nebenflusse des oberen Kahajan, wo der Stamm der Ot Danum sich dem Evangelium erschlossen hat und von dem auch schon die beiden Erstlinge getauft werden konnten; die andere ist im Nordosten von der Station Tameanglajang am Tabalongflusse, wo sich ein kleiner Stamm der Eingeborenen dem Evangelium zuwenden zu wollen scheint. Aber auch sonst ist die Arbeit an verschiedenen Stellen erfreulich vorangegangen; so z. B. in der Hafenstadt Bandjermasing, wo man neuerdings mehr als bisher Eingang unter den Mohammedanern und Chinesen findet. Hier soll auch demnächst ein Proseminar errichtet werden, um weitere inländische Gehilfen für die Arbeit zu gewinnen. Bisher wurden diese im Seminar in Depok auf Java gebildet, das allen Gesellschaften in Niederländisch-Indien dient und von einem ehemaligen rheinischen Missionar geleitet wird. Aber die hier ausgebildeten Gehilfen reichen für die borneische Mission nicht aus, weshalb man auch einzelne ältere Leute zu Evangelisten heranziehen will, die man nicht nach Depok senden kann. Zugleich soll das Proseminar jüngeren Leuten vor ihrem Eintritt in Depok als Vorbereitungsschule dienen.

In der Arbeit standen letztes Jahr 10 Missionare, von denen jedoch der eine, erst 1893 ausgesandt, in die Heimat zurückkehren mußte, da er das tropische Klima nicht vertrug. Auf den 8 Sta-

tionen und 11 Außenstationen befanden sich Ende 1894 1599 Gemeindeglieder.

Ein ganz anderes Gepräge als in Borneo zeigt die Missionsarbeit auf der Insel Sumatra. Hier ist Erntezeit und zwar in dem Maße, daß der Schnitter viel zu wenige sind. Die rheinische Mission hat dieses Gebiet erst seit 1861 in Angriff genommen. Sie ließ sich zunächst auf dem schönen Hochplateau von Sipirok unter den heidnischen Battas nieder, von wo sie dann ihre Stationen gegen Norden zu im Batangtoru-Thal aufwärts in die Landschaft Silindung vorschob und unter heißen Kämpfen Gemeinden gründete. Von da aus drang man später gegen den 900 m hochgelegenen Toba-See vor, wo man zuerst auf der Hochebene von Toba und dann am südlichen Ufer des Sees, freilich öfters bedroht von Aufständen, sich festsetzen konnte. Seit 1892 sind der Mission auch die von der holländischen Regierung noch nicht besetzten Distrikte des Tobalandes zugänglich. In diesen stark bevölkerten Gegenden am Toba-See scheint nun der Schwerpunkt der Mission zu liegen, denn bereits umzieht ein Kranz von 10 Stationen, von denen 3 im letzten Jahr angelegt wurden, das südliche Ufer des Sees. Nun hat sich noch eine weitere Thür im Osten des Sees aufgethan, in einem Bergland, dessen Bewohner noch vor kurzem übel berüchtigt waren.

Ein weiteres und besonders hoffnungsvolles Arbeitsfeld hat sich auch auf der Hochebene zwischen Silindung und dem Toba-See aufgethan. Dieses Gebiet war zwar schon früher einmal besetzt, aber die Stationen waren teils zerstört, teils aufgegeben, und die Arbeit wurde nur von inländischen Gehilfen versehen. Nun haben sich hier die Filialen bis auf 23 gemehrt und weisen außer den Christen über 1000 Taufbewerber auf. Dieser Umstand hat dazu geführt, daß man im letzten Jahr im Mittelpunkt des Gebietes wieder eine Station angelegt und mit einem Missionar besetzt hat. Ueberhaupt scheinen alle bis jetzt erreichbaren Gebiete des Tobalandes dem Evangelium offen zu stehen und für die Aufnahme desselben vorbereitet zu sein. Allerdings ist es noch kein eigentliches Heilsverlangen, das die Leute das Christentum herbeisehnen läßt; denn dazu fehlt ihnen noch das rechte Verständnis für das, was es eigentlich ist und will. Aber sie haben den Glauben an ihr altes Heidentum allgemein verloren, und zur Annahme des Islam haben sie keine Lust. Dagegen haben sie einen gewissen Eindruck davon bekommen, daß das Christentum in Silindung und anderwärts Segen gebracht hat. Das läßt sie nun auch um Lehrer bitten. Freilich werden sie bald merken, daß das Christentum seine sittlichen Forderungen stellt. Erst dann wird sich auch, wie überall, die große Scheidung vollziehen zwischen denen,

die aus der Wahrheit sind, und den andern, die die Finsternis mehr lieben, als das Licht. Letztere werden dann wohl doch dem Islam zur Beute werden. Sehr erfreulich ist indes, daß dieser am Toba-See, in Silindung und weiter südlich keine weiteren Fortschritte mehr gemacht hat; im Gebiete von Bungabondar und in der Padang Bolak hat er sogar an Terrain verloren, und es stehen dort im ganzen gegen 1000 Mohammedaner im Taufunterricht. Besonders in der Padang Bolak (nordöstlich von Sipirok) bestehen die meisten Taufbewerber aus Mohammedanern und es scheint, als ob hier an vielen Stellen demnächst der Islam zusammenbrechen und das Christentum den Sieg davontragen werde; denn bereits ziehen aus manchen Orten die mohammedanischen Priester beschämt ab, weil sie sehen, daß für sie nichts mehr zu machen ist. Diese günstigen Aussichten will auch die rheinische Mission benützen und gedenkt von hier aus in das mohammedanische Gebiet von Mandheling (Angkola) vorzugehen, wohin sie schon seit längerer Zeit ihr Augenmerk gerichtet hat. (Vgl. Miss. Mag. 1895, S. 108 ff.)

Und wie in den einzelnen Gebieten, so ist in ganz Sumatra das Missionswerk der rheinischen Mission während des letzten Berichtsjahres reichlich gesegnet gewesen. Ja, es ist alle Aussicht vorhanden, daß es ihr geschenkt werden dürfte, einen bedeutenden Teil des Battalandes und seines Volkes vollständig für das Evangelium zu gewinnen, wie dies auch schon in einzelnen Landschaften thatsächlich geschehen ist. Zwar war die Zahl der Taufen im vergangenen Jahr bedeutend geringer als in den Vorjahren, indem sie nur 950 betrugen; aber es lag das zum Teil daran, daß man in der Erteilung der Taufe langsamer voranging und mit größerer Vorsicht verfuhr. Denn an Täuflingen fehlte es nicht, da noch über 6000 Heiden und Mohammedaner im Taufunterricht stehen. Die Hauptaufgabe der Missionare auf Sumatra besteht aber jetzt vor allem in dem inneren Ausbau ihrer großen Gemeinden, in der Ausgestaltung des christlichen Lebens, an dem es vielfach zu fehlen scheint. Denn daß sichs nicht bloß um Christanisierung der Battas handelt, sondern auch um die Erstarkung und Vertiefung eines lebendigen Christentums innerhalb der Gemeinden, das ist den Missionaren wohl bewußt. Sie haben sich deshalb auch die Frage, wie weit solches vorhanden ist und wie weit die innere Erstarkung mit dem so schnell erfolgten Wachstum der Gemeinden Schritt gehalten hat, auf ihrer letzten Konferenz zu beantworten gesucht. Die Beantwortung ist nicht eben günstig, in Anbetracht der Verhältnisse aber auch nicht überraschend ausgefallen. Denn wo solche Massen sich zum Uebertritt und zur Taufe drängen und der Bruch mit dem entleideten Heidentum keinerlei Kampf kostet, da liegt

die Gefahr nahe, daß der Uebertritt ein mehr oder weniger äußerlicher ist und kein Eintritt in eine Lebens- und Geistesgemeinschaft mit Christo. Dieser Mangel läßt sich selbst durch eine strenge Handhabung der Kirchenzucht, an der es die Missionare nicht fehlen lassen, ersetzen. Auch kann man denselben nicht den Vorwurf machen, daß sie zu schnell getauft und mit Aufnahme in die Gemeinden zu rasch vorgegangen wären. Sie haben es weder an der Prüfung noch an der Auswahl fehlen lassen. Das geht schon aus der Thatsache hervor, daß sie durchschnittlich nur ein Drittel, oft nur ein Viertel oder noch weniger aus der großen Zahl der Taufbewerber zur Taufe zugelassen haben. Mit allem Recht weist der Bericht der rhein. Mission darauf hin, wie so ganz anders in solchem Fall die römische Mission vorgegangen wäre und wie sie mit ungeheuren Zahlen zu renommieren gewußt hätte.

Dieser Stand der Dinge, wie ihn teils die Massenübertritte, teils aber auch die ungenügende Arbeiterzahl herbeigeführt haben, läßt die Brüder jetzt noch viel vorsichtiger bei der Aufnahme sein. So sollen fortan nur solche Heiden zum vorbereitenden Taufunterricht zugelassen werden, die über ein Jahr lang die Gottesdienste regelmäßig besucht und durch ihren Wandel während dieser Zeit keinerlei Anstoß gegeben haben. Aber auch diese Maßregel hat ihre Schwierigkeiten, da der Missionar den Taufunterricht auf den zahlreichen Filialen unmöglich selbst erteilen, sondern ihn den eingebornen Arbeitern überlassen muß. Es wird deshalb sehr viel darauf ankommen, daß diese zu wirklichen Mitarbeitern am Reich Gottes mehr und mehr herangezogen werden. Denn ohne sie läßt sich die Arbeit gar nicht bewältigen. Deshalb ist auch, um dem wachsenden Bedürfnis an inländischen Gehilfen entgegenzukommen, das Seminar in Pantjurnapitur bedeutend vergrößert worden. Zum andern aber soll der geistlichen Pflege der Gemeinden die möglichste Aufmerksamkeit und Sorgfalt geschenkt werden, damit deren Glieder zu lebendigem Christentum erweckt und darin gefördert werden. Diese Aufgabe ist aber um so schwieriger, als dafür die vorhandenen Kräfte nicht ausreichen wollen. Zählen doch manche Stationen mit nur einem einzigen Missionar nicht weniger als 3000 bis 6000 Seelen. Und hier handelt es sich nicht bloß um Pastorierung, sondern auch um stetige Ausdehnung.

Von Wichtigkeit ist auch, daß im letzten Jahr die Drucklegung des Alten Testaments und damit die der ganzen Bibel vollendet worden ist. Für die Gemeinden erscheint auch ein kleines battakisches Monatsblatt. In der Arbeit auf Sumatra standen Ende 1894 23 Missionare und 5 Diakonissen, 13 eingeborne Pastoren, 141

Lehrer und 9 Evangelisten. Hauptstationen 22, Außenstationen 107, Gemeindeglieder 31 076, darunter 9251 Abendmahlsberechtigte. (Berichte der Rhein. Mission 1895. Jahrb. 1894).

Sehr viel Freude erlebt die rheinische Mission neuerdings auf ihrem dritten Arbeitsfelde von Niederländisch-Indien, auf der kleinen Insel Nias, die der Westküste von Sumatra gegenüberliegt. Der Anfang der Missionsarbeit, der hier 1865 von einem einzelnen Missionar gemacht wurde, war schwer und wenig ermutigend. Erst 9 Jahre später konnten die ersten Niasser getauft werden. Die ersten Versuche, da und dort auf der unwegsamen Insel die eine oder andere Station anzulegen, war unter der wilden und blutgierigen Bevölkerung mit steter Lebensgefahr verbunden. Hierin hat sich nun ein gewaltiger Umschwung vollzogen. Nicht nur ist zu den 3 ältern Stationen an der zuerst besetzten Ostküste seit 1890 eine vierte hinzugekommen, man hat auch seit 1892 die Westküste als neues Arbeitsgebiet in Angriff nehmen können und auf ihr die Station Fadoro angelegt. Inzwischen hat man auch im Innern der Insel, fast in der Mitte zwischen der Ost- und Westküste, einen Stützpunkt in der Station Lahagu gewonnen und ist nun daran, noch eine weitere Station, die siebente auf der Insel, an der Westküste anzulegen. Dazu scheint sich an dieser die bedeutende Landschaft Moroo der Mission aufthun zu wollen, wofür bereits ein junger Missionar auf Nias eingetroffen ist. Durch diese neuen Stationen im Westen und im Inneren der Insel sind die Missionare bereits über den Bereich der bisher von der holländischen Regierung ausgeübten Herrschaft hinausgegangen, weshalb auch jedesmal die betreffenden Häuptlinge, ehe sich der Missionar bei ihnen niederlassen darf, dem Beamten eine schriftliche Bürgschaft für das Leben desselben ausstellen müssen. Aber die Regierung folgt dann doch dem Missionar auf dem Fuße nach. Trotz des schweren Anfangs hat man in Fadoro zu den Erstlingen eine weitere Schar taufen können und noch stehen über 200 Leute im Taufunterricht. Auch auf der neuangelegten Station Lahagu ist gleich am Anfang eine größere Anzahl von Leuten getauft worden. Und nicht nur hat das Evangelium an diesen Orten einen überraschenden Eingang gefunden, die Mission hat auch durch ihre Niederlassung an der Westküste und im Innern eine ganz neue und bessere Zeit für jene Gegenden herbeigeführt. Die frühere Unsicherheit, durch die das Land bis jetzt entvölkert wurde, ist nun gewichen, Friede und Ruhe sind eingekehrt, die Flüchtlinge kehren in ihre alte Heimat zurück und selbst die chinesischen Händler, die sich bisher nicht dorthin wagten, stellen sich von der Ostküste ein.

Aber auch auf den älteren Stationen der Ostküste sind im letzten

die Gefahr nahe, daß der Uebertritt ein mehr oder weniger äußerlicher ist und kein Eintritt in eine Lebens- und Geistesgemeinschaft mit Christo. Dieser Mangel läßt sich selbst durch eine strenge Handhabung der Kirchenzucht, an der es die Missionare nicht fehlen lassen, ersetzen. Auch kann man denselben nicht den Vorwurf machen, daß sie zu schnell getauft und mit Aufnahme in die Gemeinden zu rasch vorgegangen wären. Sie haben es weder an der Prüfung noch an der Auswahl fehlen lassen. Das geht schon aus der Thatsache hervor, daß sie durchschnittlich nur ein Drittel, oft nur ein Viertel oder noch weniger aus der großen Zahl der Taufbewerber zur Taufe zugelassen haben. Mit allem Recht weist der Bericht der rhein. Mission darauf hin, wie so ganz anders in solchem Fall die römische Mission vorgegangen wäre und wie sie mit ungeheuren Zahlen zu renommieren gewußt hätte.

Dieser Stand der Dinge, wie ihn teils die Massenübertritte, teils aber auch die ungenügende Arbeiterzahl herbeigeführt haben, läßt die Brüder jetzt noch viel vorsichtiger bei der Aufnahme sein. So sollen fortan nur solche Heiden zum vorbereitenden Taufunterricht zugelassen werden, die über ein Jahr lang die Gottesdienste regelmäßig besucht und durch ihren Wandel während dieser Zeit keinerlei Anstoß gegeben haben. Aber auch diese Maßregel hat ihre Schwierigkeiten, da der Missionar den Taufunterricht auf den zahlreichen Filialen unmöglich selbst erteilen, sondern ihn den eingebornen Arbeitern überlassen muß. Es wird deshalb sehr viel darauf ankommen, daß diese zu wirklichen Mitarbeitern am Reich Gottes mehr und mehr herangezogen werden. Denn ohne sie läßt sich die Arbeit gar nicht bewältigen. Deshalb ist auch, um dem wachsenden Bedürfnis an inländischen Gehilfen entgegenzukommen, das Seminar in Pantjurnapitu bedeutend vergrößert worden. Zum andern aber soll der geistlichen Pflege der Gemeinden die möglichste Aufmerksamkeit und Sorgfalt geschenkt werden, damit deren Glieder zu lebendigem Christentum erweckt und darin gefördert werden. Diese Aufgabe ist aber um so schwieriger, als dafür die vorhandenen Kräfte nicht ausreichen wollen. Zählen doch manche Stationen mit nur einem einzigen Missionar nicht weniger als 3000 bis 6000 Seelen. Und hier handelt es sich nicht bloß um Pastorierung, sondern auch um stetige Ausdehnung.

Von Wichtigkeit ist auch, daß im letzten Jahr die Drucklegung des Alten Testaments und damit die der ganzen Bibel vollendet worden ist. Für die Gemeinden erscheint auch ein kleines battakisches Monatsblatt. In der Arbeit auf Sumatra standen Ende 1894 28 Missionare und 3 Diakonissen, 13 eingeborne Pastoren, 141

Lehrer und 9 Evangelisten. Hauptstationen 22, Außenstationen 107, Gemeindeglieder 31 076, darunter 9251 Abendmahlsberechtigte. (Berichte der Rhein. Mission 1895. Jahrb. 1894).

Sehr viel Freude erlebt die rheinische Mission neuerdings auf ihrem dritten Arbeitsfelde von Niederländisch-Indien, auf der kleinen Insel Nias, die der Westküste von Sumatra gegenüberliegt. Der Anfang der Missionsarbeit, der hier 1865 von einem einzelnen Missionar gemacht wurde, war schwer und wenig ermutigend. Erst 9 Jahre später konnten die ersten Niasser getauft werden. Die ersten Versuche, da und dort auf der unwegsamen Insel die eine oder andere Station anzulegen, war unter der wilden und blutgierigen Bevölkerung mit steter Lebensgefahr verbunden. Hierin hat sich nun ein gewaltiger Umschwung vollzogen. Nicht nur ist zu den 3 ältern Stationen an der zuerst besetzten Ostküste seit 1890 eine vierte hinzugekommen, man hat auch seit 1892 die Westküste als neues Arbeitsgebiet in Angriff nehmen können und auf ihr die Station Fadoro angelegt. Inzwischen hat man auch im Innern der Insel, fast in der Mitte zwischen der Ost- und Westküste, einen Stützpunkt in der Station Lahagu gewonnen und ist nun daran, noch eine weitere Station, die siebente auf der Insel, an der Westküste anzulegen. Dazu scheint sich an dieser die bedeutende Landschaft Moroo der Mission aufthun zu wollen, wofür bereits ein junger Missionar auf Nias eingetroffen ist. Durch diese neuen Stationen im Westen und im Inneren der Insel sind die Missionare bereits über den Bereich der bisher von der holländischen Regierung ausgeübten Herrschaft hinausgegangen, weshalb auch jedesmal die betreffenden Häuptlinge, ehe sich der Missionar bei ihnen niederlassen darf, dem Beamten eine schriftliche Bürgschaft für das Leben desselben ausstellen müssen. Aber die Regierung folgt dann doch dem Missionar auf dem Fuße nach. Trotz des schweren Anfangs hat man in Fadoro zu den Erstlingen eine weitere Schar taufen können und noch stehen über 200 Leute im Taufunterricht. Auch auf der neuangelegten Station Lahagu ist gleich am Anfang eine größere Anzahl von Leuten getauft worden. Und nicht nur hat das Evangelium an diesen Orten einen überraschenden Eingang gefunden, die Mission hat auch durch ihre Niederlassung an der Westküste und im Innern eine ganz neue und bessere Zeit für jene Gegenden herbeigeführt. Die frühere Unsicherheit, durch die das Land bis jetzt entvölkert wurde, ist nun gewichen, Friede und Ruhe sind eingekehrt, die Flüchtlinge kehren in ihre alte Heimat zurück und selbst die chinesischen Händler, die sich bisher nicht dorthin wagten, stellen sich von der Ostküste ein.

Aber auch auf den älteren Stationen der Ostküste sind im letzten

Jahr ansehnliche Scharen in die Gemeinden aufgenommen worden. Am wunderbarsten ist der Fortschritt auf der jüngsten derselben, in Gumbu Humene, wo die Gemeinde im vierten Jahr ihres Bestehens schon 410 Glieder zählt. Das Heidentum scheint in dieser Landschaft abgethan zu sein. Auf der Station Gunong Sitoli konnte Missionar Krämer unter Mithilfe seiner Christen eine neue, bedeutend größere Kirche bauen, bei deren Einweihung derselbe besonders Veranlassung hatte, Betrachtungen über den Umschwung auf Nias anzustellen. Er gedachte daran, wie er vor 21 Jahren hier die Erstlinge von Nias hatte taufen dürfen, eine ziemlich kleine Zahl, aber Leute, die sich gut gehalten haben. Und was für eine ganz andere Zeit ist nun für Nias angebrochen! Jetzt bekommt man fast überall den Eindruck, daß nicht nur einzelne hier und da sich dem Evangelium zuwenden wollen, sondern daß das ganze Volk seine Beute werden soll. Das hat aber einen langen und opferreichen Kampf gekostet, bis man so weit war. Bemerkenswert ist auch, daß überall auf Nias unter denen, die sich dem Christentum zuwenden, sich viele zum Teil sehr angesehene Häuptlinge und deren Familien befinden. Nur im Süden der Insel sind bis jetzt alle Versuche eine Station zu gründen fehlgeschlagen.

Die Zahl der Christen auf Nias ist jetzt auf 1813 gestiegen, nachdem im letzten Jahr allein 414 aus den Heiden getauft werden konnten. Auf den 7 Stationen stehen zur Zeit 8 Missionare und 10 Lehrer und Evangelisten. Die Gewinnung von letzteren aus dem Volk der Niasser und ihre Ausbildung hat ganz besonders Schwierigkeiten. Einstweilen hat man einige Leute ins Seminar nach Depok geschickt. Zur Niasmission gehört auch Padang an der Westküste von Sumatra, da die dortige kleine Gemeinde aus Niassern besteht.

Die rheinische Mission steht in Niederländisch-Indien vor sehr großen Aufgaben, die viel Kräfte in Anspruch nehmen. Nicht weniger als 34488 Christen sind ihrer Pflege anbefohlen, und es scheint, als ob sich diese Zahl in kurzem auf Sumatra und Nias ins große vermehren sollte. Das bedeutet aber nichts anderes als den Sieg des Evangeliums an Stätten, wo noch vor wenigen Jahrzehnten das Heidentum und der Islam die Völker beherrschte.

Eine weitere Mission, die der Neukirchener, treffen wir auf der Insel Java in den beiden Residentschaften Samarang und Rembang. Die wenigen Brüder, die hier in der Arbeit stehen, haben einer sehr weitverzweigten Aufgabe nachzukommen. Der Bericht zählt allein 19 Missionsposten auf, die neuerdings von 5 Punkten aus bedient werden. Anfang 1895 waren dieselben von 4 Geschwisterpaaren und 2 jüngeren Brüdern besetzt. Aber trotz der unzureichenden Arbeits-

kräfte, die noch dazu vielfach von Krankheiten gebunden waren, trotz des Eindringens der Römischen in dem einen Stationsgebiet und der Hinderung, die die Anhänger eines Irrlehrers verursachten, ist das Werk im letzten Berichtsjahr doch im Segen fortgeschritten. 13 Helfer, 4 Lehrer und 5 Aelteste standen Ende 1894 den Brüdern in den 17 kleineren und größeren Gemeinden mit 382 erwachsenen Gemeindegliedern und 299 Kindern (zusammen 681 Getaufte) zur Seite. Die Gesamtzahl der in Pflege der Mission stehenden Seelen betrug 722 Seelen. (Miss.- und Heidenbote Aug. 1895.)

---

b) Neuestes.

Asante. Der Feldzug, den die Engländer zur Wahrung ihrer Interessen auf der Goldküste in diesen Tagen gegen Asante eröffnen, dürfte voraussichtlich auch für die Mission in jenem Lande von Bedeutung werden; denn es ist zu hoffen, daß nun doch endlich die gebietende Macht von Asante, die bis jetzt das Hinterland der Goldküste jedem christlichen Einfluß verschloß, nicht nur unter britische Oberhoheit zu stehen kommt, sondern daß auch der Mission dadurch Eingang gestattet werden wird. Denn wie die politischen Verhältnisse in diesem Lande bis jetzt lagen, war jeder Versuch aussichtslos, mit der Leuchte des Evangeliums in das finstere Asante vorzudringen, und doch sind schon seit mehr als 50 Jahren die Augen der an der Goldküste arbeitenden Wesleyaner und Basler Mission auf dasselbe gerichtet, in der Hoffnung, es werde sich einmal in der Hauptstadt Kumase die Thür für die Mission öffnen. Zwar versuchte es der wesleyanische Missionar T. Freeman schon 1839 und später, dem Christentum in Asante Eingang zu verschaffen, aber die Mission konnte sich auf die Länge nicht halten, und die Unternehmung endete mit einem Mißerfolg (vgl. Miss.-Mag. 1894, S. 247 ff.). Daß man damals überhaupt nur den Versuch wagen konnte, hatte seinen Grund in der friedliebenden Gesinnung des damaligen Königs Kwaku Dua, der, obwohl auch unter ihm die üblichen Menschenopfer nach wie vor stattfanden, doch die Politik des Friedens befolgte und die Wohlfahrt des Landes im Auge hatte. Diesen Weg verließ aber Asante nach dessen Tod 1867. Unter seinem Nachfolger Kofi Karikari betrat Asante wieder den Kriegspfad und suchte seine frühere, im Jahr 1826 in der unglücklichen Schlacht von Dodowa eingebüßte Machtstellung auf der Goldküste wieder herzustellen. Zu diesem Zweck fielen die Asanteer 1869 in die Gebiete jenseits des Volta ein und bedrohten das englische Schutzgebiet auf seiner östlichen Flanke. Bei dieser Gelegenheit zerstörten sie die Basler Missionsstation Anum und schleppten die Missionare Ramseyer und Kühne, sowie des ersteren Frau als Gefangene nach Kumase. Anfang 1873 wiederholten sie dann ihren Einfall, richteten ihn aber diesmal gegen das englische Schutzgebiet und drangen bis an die Küste vor. Nur dem Ausbruch der Pocken und dem Mangel an Lebensmitteln war es zu danken, daß sie sich wieder zurückziehen mußten und nicht das ganze Küstengebiet verheerten. Um diese kecke Herausforderung energisch aufzunehmen, das bedrohte Schutzgebiet vor dem alten Erbfeind sicher zu stellen und die Ehre

Darstellung zu bringen, weist der Atlas eine Reihe von Spezialkarten und Nebenkärtchen auf, wie denn überhaupt der Raum aufs beste ausgenützt ist. Die Ausführung der Zeichnung und des Drucks ist überaus sorgfältig und schön. Wir hoffen, das Kartenwerk werde nicht nur viele Abnehmer finden, sondern auch in weiteren Kreisen das Interesse für die Mission wecken.

Faber, D. **China in historischer Beleuchtung.** Mit zwei Abbildungen und einer Karte. Sechste (Doppel-) Flugschrift des Allgemeinen evang.-protest. Missionsvereins. Verlag von A. Haack. Berlin. Mk. 1.

Das Schriftchen ist ein wertvoller Beitrag zur geschichtlichen Kenntnis des chinesischen Reiches, dessen Erscheinen gerade in jetziger Zeit von allgemeinem Interesse ist.

Pioneer Life and Work in New Guinea 1877—1894, by James Chalmers. London, The Religious Tract Society, 56 Paternoster Row. 1895. 256 p. 3/6.

J. Chalmers verdient mit Recht den Namen eines Pioniers, denn seit seinem Eintritt in die Arbeit der Londoner Mission in Neu-Guinea hat sich derselbe durch die Erforschung der Südostküste hervorragende Verdienste erworben. Durch seinen Pionierdienst hat er der Mission manche Thür unter den Kannibalen jener Küste erschlossen und das Evangelium zu Stämmen getragen, die vorher noch nie von einem Europäer besucht worden waren. Seine Erlebnisse, die er im vorliegenden Buche mitteilt und die zugleich das Volksleben der Papua schildern, zeigen nicht nur die Unerschrockenheit und den Unternehmungsgeist des Missionars, sondern lassen auch erkennen, unter welchen Schwierigkeiten und Gefahren die Mission unter jenen Volksstämmen Eingang zu finden sucht. Das Buch ist mit sehr schönen Holzschnitten ausgestattet und durchaus empfehlenswert.

In the Lesuto. A Sketch of African Mission Life, by John Widdicombe. With Map and Illustrations. London, Society for Promoting Christian Knowledge. 43, Queen Victoria Street. E. C. 349 p. 5 shill.

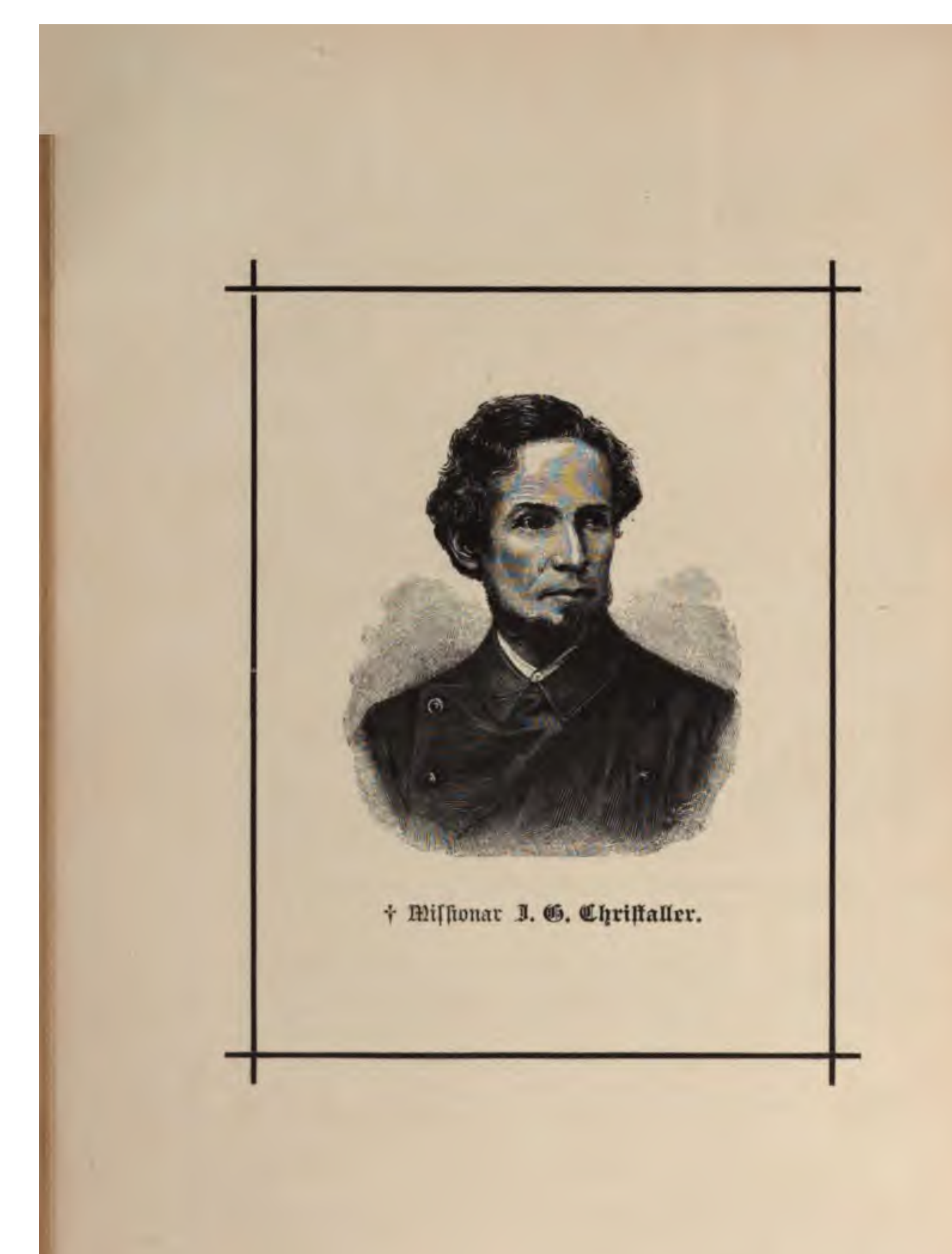
Eine ziemlich ausführliche Darstellung der anglikanischen Mission im nordwestlichen Teil des Basutolandes, der der Verfasser seiner Zeit als Missionar angehörte. Die Mitteilungen sind größtenteils eigene Erlebnisse, beschränken sich aber nicht auf das dortige Missionsleben, sondern schildern zugleich die politischen und socialen Verhältnisse des Landes, so z. B. die Aufstände und Kämpfe der Kaffern während der beiden letzten Jahrzehnte.

Ever Westward through Heathen Lands. A Missionary Book for Boys and Girls. By Edith Baring-Gould. London. Church Miss. Soc. Salisbury Square, E. C. 1/6.

Ein sehr hübsch ausgestattetes Missionsbuch für die Jugend, der in Reisebildern Land und Leute, sowie verschiedene Missionsstätten Nordamerikas, Japans, Chinas, Ceylons und Aegyptens in ansprechender Schilderung vorgeführt werden. Der Text ist durch zahlreiche Illustrationen veranschaulicht und dem Verständnis der Jugend angepaßt.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**





† Missionar J. G. Christaller.

Bilder aus Japan.

(Fortsetzung.)

*

3. Der alte Glaube.

Im japanischen Familienleben hat die alte Sitte noch einen festen Halt, aber doch klopft das Neue schon auch an die Thür des Wohnhauses. Naomi Tamura, ein japanischer christlicher Prediger, sagt in seinem Büchlein: « The Japanese Bride »: „Die alten und die neuen Sitten vermischen sich, aber sie gehen noch nicht gut zusammen. Alte Leute möchten nach dem alten Brauch heiraten, junge Leute möchten sich gern nach ausländischem Brauch selbst eine Frau wählen; aber sie wissen noch nicht recht, wie sie es anfangen sollen, um neue Sitten einzuführen. Thut einmal einen Blick in unsere Straßen. Seht dort das Wohnhaus. Der Eingang ist japanisch, aber das Haus selbst zeigt eine Mischung von Ausländischem und Japanischem. Dort geht ein Mann in japanischem Kleid, aber er trägt ausländische Schuhe und einen ausländischen Hut. Die Dame dort schreitet stolz einher wie ein Mann. Sie trägt Männerschuhe und einen ausländischen Damenhut, den sie verkehrt aufgesetzt hat. Das ist ein Bild der gegenwärtigen Verwirrung."

Das öffentliche Leben bildet sich immer mehr nach europäischem und amerikanischem Muster um. Es hieße Längstbekanntes wiederholen, wenn man darüber sprechen wollte, besonders seit durch den letzten Krieg Japans mit China auch die hohe Entwicklung des japanischen Kriegswesens bekannt geworden ist. Lieber wollen wir, um das japanische Volk, wie es jetzt ist, verstehen zu lernen, einen Blick auf seine Vergangenheit werfen. Dadurch werden wir auch sein religiöses Leben kennen und verstehen lernen. Ist doch die religiöse und die politische Geschichte Japans aufs innigste verbunden.

Die Anfänge seiner Geschichte verschwinden fern in dem Nebel der Göttersage. Als sich aus dem Chaos Erde und Himmel geschieden hatten und das junge Land als eine Insel auf dem Weltmeer schwamm, da sproßte aus der Erde ein Strauch, der verschiedenen Göttern das Dasein gab. Die letzten der Reihe waren Izanagi und Izanami. Aus ihrer Ehe entsproßten vier Kinder: Die Sonnengöttin, die Mondgöttin, der Meer- und Sturmgott und der Beherrscher der Finsternis. Die Götter vermehrten sich allmählich zu einer ungeheuren Zahl (es sollen 800000 gewesen sein), und da es gute und böse unter ihnen gab, blieb Streit und Zank nicht aus. Die Sonnengöttin Amaterasu unternahm es, Ordnung zu schaffen. Die Regenbogenbrücke, die Himmel und Erde verband, wurde abgebrochen, damit die Götter auf den Himmel beschränkt blieben. Ihren Enkel Ninige aber setzte die Göttin zum Herrscher der Erde ein. Drei kostbare Geschenke gab sie ihm mit auf die Erde: Einen Spiegel, in dem er, so oft ihn die Sehnsucht überkam, das Bild seiner himmlischen Ahnfrau schauen konnte, ein von Götterhand gefertigtes Schwert und eine Kristallkugel ohne Bruch und Makel.

Unsere Kenntnis jener alten Naturreligion, Shinto genannt, ist noch sehr unvollkommen. Die japanischen Nachrichten darüber sind unzuverlässig, denn erst seit im 8. Jahrhundert n. Chr. die Japaner von den Chinesen die Kunst des Schreibens erlernt hatten, haben sie schriftliche Aufzeichnungen darüber gemacht. So bieten auch der Shintotempel und der Shintogottesdienst, trotz oder vielleicht eher wegen ihrer großen Einfachheit, manches Rätsel, das noch seiner Lösung harrt. Ein solches Rätsel ist schon der Zugang zu dem Heiligtum, das Torii, ein aus dicken Balken gebautes Thor von eigentümlicher Gestalt. Der Name bedeutet Vogelruhe, und dies hat die Erklärung veranlaßt, daß hier die dem Priester geschenkten Hähne, die ihn und die Götter morgens weckten, gesessen seien. Damit ist aber die Bedeutung des Baues nicht erklärt. Durch das Torii kommt man in den heiligen Hain und von da an den Tempel, die sogenannte Mija, die im Stil der altjapanischen Hütte und ganz aus Holz gebaut ist. Der Besucher des Tempels zieht die Schuhe ab, wäscht sich an einer Schale mit Weihwasser die Hände und spült sich den Mund aus. Dann wirft er in eine Opferlade ein Geldstück, — recht geräuschvoll, damit der Kami,

der Geist, durch das Geräusch herbeigelockt wird. Man kann auch noch durch Läuten einer Glocke oder Anschlagen eines Gongs den Geist aufmerksam machen. Nun betritt der Opfernde den Tempel selbst, — einen schmucklosen, fast leeren Raum — und stellt eine Schale mit Fisch, Reis oder Obst auf den einfachen Tisch. Der Geist muß sich mit dem Duft begnügen, das Opfer selbst bekommt der Priester, der gewöhnlich ein armer Schlucker ist. Auf dem Tempeltisch stehen in einer Vase ein paar Zweige eines heiligen Strauches. An einem Stab hängen weiße, aus einem Stück Papier zusammenhängend geschnittene Streifen. Was dieses geheimnisvolle Zeichen bedeutet, weiß niemand. Sollte vielleicht ein Zusammenhang bestehen zwischen diesen Streifen und den Opfern, die die Ureinwohner, die Ainus, ihren Göttern darbringen? Diese Opfer bestehen aus Weidenstäben, die abgeschält sind, und zwar so, daß die Rinde noch in Streifen daran herunterhängt. Manche meinen, die Papierstreifen dienen dazu, die Geister herbeizurufen, das Volk aber glaubt, die Streifen seien selbst der Sitz der Geister. Nach einer andern Ansicht wurden in alter Zeit den Geistern Zeugstreifen geopfert, die man an Bäume hängte, und jene Streifen — jetzt aus Papier, früher aus Stoff geschnitten — seien noch eine Erinnerung an jenes alte Opfer. Vielleicht hängt in dem Tempel noch ein Spiegel oder eine Kristallkugel. In einem verschlossenen Raum werden — in kostbare Stoffe gehüllt — die Abzeichen der Gottheit aufbewahrt: meist nur ein Spiegel, manchmal noch ein Schwert oder ein auffallend geformter Stein. In dem bedeutendsten Shintotempel zeigt man den Spiegel, den die Sonnengöttin ihrem Enkel geschenkt haben soll.

Die Priester sind arme, unwissende Leute. Im Tempel tragen sie einen Ornat, sonst aber kleiden sie sich wie ihre Volksgenossen. Sie verheiraten sich und leben nicht, wie die Buddhisten, in Klöstern.

Wenn der Tempelbesucher sein Opfer gebracht und durch zweimaliges Händeklatschen den Geist gerufen hat, ist sein Gottesdienst beendet. Zu beten braucht er nicht, denn der Geist kennt seine Wünsche, und außerdem genießt der Opfernde der wirksamen Fürbitte des Mikado. Mit der Geisteranbetung hängt die Ahnenverehrung zusammen. Der Shintoist bringt morgens und abends vor den Ahnentafeln in seinem Hause und an bestimmten Tagen

des Jahres auch vor den Ahnengräbern Opfer und Gebete dar. Heilige Bücher, eine Glaubens- und Sittenlehre hat der Shintoismus nicht. Ein neuerer japanischer Wiedererwecker des Shintoismus sagt, die Sittenlehre sei nötig für ein sittenloses Volk, wie die Chinesen, aber die tugendhaften Japaner brauchten so etwas nicht, sie thäten von selbst, was recht ist.

---

4. Aus Japans Mittelalter.

So arm und leer und nur auf das Diesseits gerichtet die Shintoreligion auch ist, so hat sie doch als die nationale Religion immer noch ihre Anhänger und ist noch und war früher noch mehr mit dem Staatsleben verwachsen. Der Mittelpunkt dieses Staatslebens ist der **Mikado**. Die Japaner rühmen sich des ältesten Herrschergeschlechts der Welt. Sie wissen ganz sicher, daß von 660 bis 585 vor Chr. Jimmo-Tenno regierte, und er war der Urenkel der Sonnengöttin. Der Enkel Rinige, den die Sonnengöttin auf die Erde sandte, hatte einen Sohn, der sich mit einer Meerjungfrau vermählte. Aus dieser Ehe entsproß Jimmo-Tenno, ein gewaltiger Krieger, der einen Teil Japans eroberte und sich dann einen Palast baute, in dem er die seinem Großvater von der Sonnengöttin geschenkten Gaben aufbewahrte. Der jetzige Herrscher soll in ununterbrochener Reihe der 121. Nachfolger Jimmo-Tennos sein. Aber abgesehen von dem sagenhaften Hintergrund und der Unzuverlässigkeit der Zeitrechnung muß angenommen werden, daß zuweilen Lücken in der Reihe durch Söhne von Nebenfrauen oder auch durch Adoptivsöhne ausgefüllt wurden. Das japanische Staatswesen in der Gestalt, die es bis vor ungefähr 30 Jahren hatte, zeigt einige Aehnlichkeit mit dem Lehensstaat des europäischen Mittelalters. An der Spitze steht der Mikado, der kraft göttlichen Rechts regiert. Seine Umgebung besteht aus den Kuge, dem hohen Adel, meistens Seitenverwandten des kaiserlichen Hauses. Dann folgen die Daimios, Lehensfürsten, die man etwa mit den deutschen Grafen und Herzögen des Mittelalters vergleichen kann. In ihren eigenen Fürstentümern erlangten sie allmählich eine ziemlich unabhängige Macht, aber sie mußten dem Kaiser Heeresfolge leisten, wenn er zur Unterdrückung der Ureinwohner

oder zur Abwehr äußerer Feinde in den Krieg zog. Im 9. Jahrhundert n. Chr. kam die Würde des Shogun auf. Der Shogun war eine Art Reichskanzler, und die zwei mächtigsten Daimiofamilien stritten sich um das Recht, aus ihrer Mitte dem Mikado den Shogun zu geben. Die kriegerischen Vasallen der Daimios waren die Samurai, die als Zeichen ihres Standes zwei Schwerter trugen. Es gab unter ihnen Gelehrte und Beamte, aber die meisten waren Krieger, die im Frieden träge herumlungerten und hochmütig auf den fleißigen Kaufmann und Handwerker herabsahen. Ihre Haupttugend, oft wohl ihre einzige, war die Treue gegen ihren Kriegsherrn. Wir kommen hier wieder auf eine Aehnlichkeit zwischen dem deutschen und dem japanischen Mittelalter. Unsere alten deutschen Heldengedichte preisen die Treue gegen den Lehensherrn als die höchste Tugend eines Dienstmannes, als die Tugend, der er im Notfall Freundes- und Verwandtenliebe und auch das eigene Leben opfern mußte. Ebenso war es in Japan. Im Anfang des 18. Jahrhunderts trug sich eine Begebenheit zu, die auch jetzt noch die Herzen aller echten Japaner rührt und die sehr bezeichnend ist für die in Japan herrschenden Anschauungen. Es ist die Geschichte von den 47 Ronins (Ronins sind Dienstmannen, die ihren Herrn verloren haben).

Ein Daimio war von einem andern schwer beleidigt worden und ging im Zorn mit dem Schwert auf den Beleidiger los. Dieser konnte entfliehen, der andere wurde festgenommen, und zur Strafe für den Friedensbruch wurde er verurteilt, Hara-Kiri zu vollbringen, d. h. sich durch Aufschlitzen des Leibes das Leben zu nehmen. Sein Vermögen wurde eingezogen und dadurch war die Familie ruiniert. Von seinen Dienstmannen suchten einige einen andern Herrn, andere wurden Kaufleute, aber 47 von ihnen beschlossen, wie es rechten Vasallen geziemt, den Tod ihres Herrn an dem Schuldigen zu rächen. Wie zu erwarten, umgab sich dieser (er hieß Kotsuke no Suke) mit einer Schar von Wächtern, und so galt es zuerst, ihn sicher zu machen. Die Ronins verkleideten sich deshalb und lebten als Kaufleute und Handwerker. Ihr Führer Oischi ließ sich in Kioto nieder und fing da an, schlechte Häuser zu besuchen, sich zu betrinken — kurz, einen möglichst schlechten Lebenswandel zu führen, damit Kotsuke glauben möchte, Oischi denke an alles andere, nur nicht daran, seinen Herrn zu rächen.

Einmal fiel Oischi betrunken auf der Straße hin und schlief da ein, sodaß er zum Gespött der Vorübergehenden wurde. Als seine Frau ihm wegen seines Lebenswandels Vorstellungen machte, jagte er sie trotz aller Bitten mit den Kindern fort, er selbst aber trieb's in der angefangenen Weise weiter. Endlich war Kotsuke so sicher geworden, daß er die Vorsicht außer acht ließ. Die 47 Ronins drangen in sein Haus, überwältigten die Hüter und zogen Kotsuke, der sich verkrochen hatte, aus seinem Versteck. Da er als vornehmer Mann einen ritterlichen Tod verdient hätte, baten sie ihn höflich, sich doch den Leib aufzuschlitzen. Aber der Feigling hatte dazu keine Lust. So machte Oischi kurzen Prozeß und hieb ihm den Kopf ab. Dann eilten die 47 fort, um, ehe sie verfolgt würden, zum Grab ihres Herrn zu gelangen. Das Volk strömte herbei und pries ihre That und ein vornehmer Daimio, der auch davon gehört hatte, lud sie in sein Haus und bewirtete sie. Nachdem sie sich gestärkt hatten, eilten sie weiter, bis sie an das Grab ihres Herrn gelangten. Sie wuschen den Kopf Kotsukes an einer nahen Quelle und legten ihn dann als Sühnopfer auf das Grab nieder. Auf ihren Ruf kamen die Priester des Tempels und lasen Gebete, während die Ronins Weihrauch verbrannten. Dann gab Oischi dem Abt all sein Geld und sagte: „Wenn wir 47 Männer das Hara-Kiri vollbracht haben, dann sorge uns für ein ehrlich Begräbnis. Ich habe nur wenig, das ich dir geben kann; lies dafür Seelenmessen für uns.“ Und der Abt versprach mit Thränen, Oischis Wunsch zu erfüllen. Die Ronins wurden, wie sie erwartet hatten, nach einiger Zeit vor Gericht geladen und zum Hara-Kiri verurteilt. Sie starben mutig und wurden bei ihrem Herrn begraben. Zu den 47 Gräbern kam noch ein achtundvierzigstes. Ein Mann, der einst den trunkenen Oischi verhöhnt und verspieen hatte, kam voll Reue und Bewunderung zu den Gräbern, schlitzte sich den Leib auf und fand seine Ruhestätte bei den Getreuen. Der kleine Friedhof gilt als ein Heiligtum und wird durch freiwillige Beiträge im Stand gehalten. In einer Seitenkapelle des benachbarten Tempels sind in Holz geschnitzt und bunt bemalt die Bilder der Ronins und ihres geliebten Herrn.

Es könnte fast lächerlich erscheinen, den kleinen gelben Japaner, der betrunken auf der Straße liegt, mit einem der gewaltigen Recken unserer deutschen Heldensage zu vergleichen, aber trotzdem fällt mir

bei Oischi und seinen Thaten einer jener Helden ein, und zwar kein geringerer als der grimme Hagen von Tronje. Bei beiden, dem Japaner der Geschichte und dem Germanen der Sage, ist die Mannentreue ein Gefühl, das den ganzen Menschen erfüllt und jedes Gefühl, das der Mannentreue entgegensteht, ertötet; sie ist eine Pflicht, neben der es keine andere Pflicht giebt. Bei beiden äußert sich die Treue in unversöhnlicher Rachsucht und beide besiegeln ihre Treue mit dem Tode.

Solche verwandte Züge zeigen uns, daß das menschliche Herz in allen Ländern und zu allen Zeiten doch im Grunde dasselbe ist.

---

5. Konfucius und Buddha.

Es hat kein Interesse für uns, die Geschichte Japans im einzelnen zu verfolgen, zu wissen, wie oft es Krieg mit Korea führte, aus welchen Familien die Shogune genommen wurden u. s. w. Viel wichtiger ist die religiöse Geschichte Japans. Wir haben schon erwähnt, daß die Shintoreligion keine Sittenlehre hat. Eine solche gab den Japanern Konfucius, dessen Lehre aus China über Korea nach Japan kam. Eine Religion war aber diese Lehre nicht. Sie ließ die Götter, die sie vorfand, bestehen, aber sie bedurfte ihrer nicht. Sie fragte nicht nach dem Jenseits, sondern gab Gesetze für das Diesseits. Der Kern dieser Gesetze war unbedingter, unverbrüchlicher Gehorsam der Kinder gegen die Eltern, der Unterthanen gegen den Fürsten. Das paßte sehr gut zu den Grundsätzen des japanischen Staatswesens. Bald nach Einführung der Lehre des Konfucius, um die Mitte des 6. Jahrhunderts n. Chr., ließen sich buddhistische Missionare in Japan nieder. Der Buddhismus war damals jedenfalls nicht mehr in seiner ursprünglichen Reinheit vorhanden. Der reine Buddhismus mit seinem entsagungsvollen Leben und seiner erhabenen, aber im Grunde doch so trostlosen Lehre konnte auch niemals eine wirkliche Volksreligion werden. In Japan wußte sich der Buddhismus geschickt dem Volksglauben anzupassen. Er hielt seinen Einzug in die einfachen Shintotempel und stattete sie prunkvoll aus. Jetzt gab es in den Tempeln Götter- und Heiligenbilder, allerlei künstlerischen Schmuck, amtierende Priester in prachtvollen Gewändern, kahlgeschorene, ehelose

Mönche und den ganzen Mechanismus eines veräußerlichten Gottesdienstes. In einem Tempel in Tokio ist eine Einrichtung, die die Gebetsmühlen Tibets noch übertrifft. Es ist eine Sammlung der heiligen Bücher der Buddhisten, deren Behälter durch einen starken Stoß in Drehung versetzt werden kann. Ueber der Thür zu dieser drehbaren Bücherei ist ein Anschlag folgenden Inhalts: „Da die buddhistischen heiligen Schriften aus 6771 Bänden bestehen, so kann ein einzelner Mensch sie nicht alle lesen, aber denen, die diese Bibliothek dreimal um ihre Axe drehen, wird ebensoviel Verdienst zugerechnet, als wenn sie den ganzen Kanon durchläsen, und überdies wird langes Leben, Glück und Bewahrung vor Unfällen ihr Lohn sein."

Anfangs machte der Buddhismus keine großen Fortschritte in Japan; erst als am Ende des 6. Jahrhunderts eine Kaiserin ihn annahm, gewann er mehr Anhänger. Im 9. Jahrhundert erklärte ein Mönch dem Mikado, die nationalen Götter und Geister Japans seien nur Erscheinungsformen Buddhas. Diese Behauptung fand Glauben, und dem Buddhismus standen nun die Herzen des Volkes offen. Seinen Höhepunkt hatte er in Japan im 13. Jahrhundert.

---

6. Die Jesuiten und Iiejasu.

Japan war früher nicht das verschlossene Land, als das es uns bis vor ungefähr 40 Jahren bekannt war. Mit China und Korea herrschte fortwährender Verkehr, und um die Mitte des 16. Jahrhunderts kamen die ersten Europäer dahin. Im Jahr 1542 wurde ein Portugiese, Namens Mendez Pinto, durch widrige Winde an die japanische Küste verschlagen. Die gute Aufnahme, die er in dem fremden Lande fand, lockte bald andere Fremde an — außer Portugiesen auch Spanier und Holländer — und auf der Spur der Kaufleute folgten bald die Missionare. Es waren Jesuiten unter der Führung eines Bruders Xavier, die das Land des Sonnenaufgangs dem Kreuz und dem Papst unterwerfen wollten. Sie hatten dem damals schon sehr heruntergekommenen und keines kräftigen Widerstands fähigen Buddhismus gegenüber ein leichtes Spiel, um so mehr, da der katholische Gottesdienst so leicht

buddhistische Elemente aufnehmen kann. Aus einem buddhistischen Heiligen kann ein Heiliger der römischen Kirche werden; Gwannon, die Göttin der Barmherzigkeit, verwandelt sich in die Mutter Gottes, auf das Torii setzt man ein Kreuz, damit es wie ein Zugang zu einer christlichen Kirche aussieht, u. s. w. Nach 30jähriger Wirksamkeit hatten die Jesuiten 200 christliche Kirchen und 150000 Christen aus allen Schichten der Bevölkerung. Im Jahr 1583 schickten die christlichen Daimios vier junge Edelleute nach Rom, damit sie dem Papst ihre Unterwürfigkeit bezeugten. Sie wurden mit großen Ehren empfangen und brachten bei ihrer Rückkehr 17 neue Missionare mit. In den nächsten Jahren stieg die Zahl der Christen auf 600000. Aber gegen das Ende des Jahrhunderts wendete sich das Blatt. Die Jesuiten fingen an, sich in die Politik zu mischen, und das wurde ihnen und ihrem Werk zum Verderben. Die Regierung ging zuerst mit Verboten, Verbannungen, einzelnen Hinrichtungen gegen die Christen vor und als dies nichts half, brach eine furchtbar blutige Verfolgung aus, in der viele Tausende von Christen — oft unter furchtbaren Qualen — getötet wurden. Nur wenige wurden ihrem Glauben untreu. Die Regierung ließ dann überall öffentlich einen Erlaß gegen „die böse Sekte“ anschlagen, der mit den Worten schloß: „So lange die Sonne die Erde bescheint, unterstehe sich kein Christ, nach Japan zu kommen. Und es sei allen kund gethan, daß, wenn der König von Spanien selbst, oder der Christengott, oder der große Gott aller Menschen dieses Gebot übertritt, er das Haupt verlieren wird.“

Der Mann, der die Ausschließung der Christen hauptsächlich veranlaßte, war der Shogun Jiejasu. Doch würde man ihm Unrecht thun, wenn man ihn bloß für einen blutdürstigen Verfolger und Tyrannen hielte. Er war ein Mann von glühender Vaterlandsliebe, der es als seine Lebensaufgabe betrachtete, Japan von allem Fremden, auch von der fremden Religion, zu reinigen. Das Christentum in seiner reinen Gestalt kannte er nicht, und so, wie die Jesuiten es lehrten, erschien es ihm nur als ein fremder Eindringling, ebenso wie der Buddhismus, dessen herrschsüchtigen Priestern er auch widerstand. Ihm genügte der nationale Shintoismus und die Sittenlehre des Konfucius, und als er sich nach einem thatenreichen Leben in die Stille zurückzog, schrieb er sein Vermächtnis an sein Volk: „Die hundert Gesetze“, eine im Geist

des Konfucius und seines noch begabteren Schülers Mencius geschriebene Sittenlehre. Außerdem gab Iiejasu den ersten Anstoß zu der Sammlung alter Schriften, aus denen man später die reine Shintolehre herzustellen versuchte. Ehe sich aber Iiejasu Muße für solche Arbeiten gönnen konnte, beendigte er siegreich einen verheerenden Bürgerkrieg und gab dann dem beruhigten Land eine Verfassung. In der Familie Tokugawa, der Iiejasu angehörte, machte er das Shogunat erblich. Den Mikado, in dem er ein göttliches Wesen verehrte, bannte er in den Palast von Kioto und entzog ihn den Blicken der Menschen. Nur die nächsten Angehörigen des Mikado durften die inneren Räume des Schlosses betreten. Wenn er reiste, war Totenstille um ihn her, denn alle Häuser waren geschlossen, alle Straßen verödet.

Um Japan ganz vor fremdem Einfluß zu bewahren und den Glauben an die Sitte der Väter unbefleckt zu erhalten, schloß Iiejasu Japan gänzlich gegen die Fremden ab. Bei Todesstrafe war es den Japanern verboten, das Land zu verlassen. Nur mit den Holländern und Chinesen war in der Bucht von Nagasaki ein Handelsverkehr gestattet. Es ist schmählich, was sich die Holländer dem Geld zulieb von den Japanern gefallen ließen. Nicht einmal auf ihren eigenen Schiffen durften sie Gottesdienst halten. Von japanischem Boden durften sie nichts betreten, als eine Insel im Hafen von Nagasaki. Aber einmal im Jahr mußte der holländische Resident dem Shogun in Jedo seine Aufwartung machen. Er mußte dann auf allen Vieren zu ihm hinkriechen und den Kopf bis zur Erde beugen und nach Beendigung der Audienz wie ein Krebs rückwärts hinauskriechen.

---

7. Kommodore Perry's Besuch und seine Folgen.

Die Abschließung Japans gegen die Fremden erfolgte im Jahr 1624, und von da an war es 230 Jahre für den größten Teil der zivilisierten Welt nicht viel mehr als ein Name. Aber in dem Jahrhundert der Dampfschiffe und Eisenbahnen und des ins Ungeheure gesteigerten Weltverkehrs konnte dieser Zustand nicht mehr dauern. Die Amerikaner wünschten dafür zu sorgen, daß ihre Seeleute, die etwa an der japanischen Küste strandeten, gut

behandelt würden, und so hatten sie einen Vorwand, mit Japan Beziehungen anzuknüpfen. Im Jahr 1853 dampfte Kommodore Perry mit vier Schiffen in die Bucht von Jedo. Er weigerte sich einfach, in den Hafen von Nagasaki zu gehen, und so mußte wohl oder übel ein Beamter aus Jedo kommen und den Brief des Präsidenten der Vereinigten Staaten an den Mikado in Empfang nehmen. Es half nichts, daß die Priester auf Befehl der Regierung die Sonnengöttin in ihrem Tempel anflehten, sie möchte die Barbaren vertreiben. Perry kam im nächsten Jahr mit acht Schiffen und erfreute die Japaner durch ein kostbares Reisegeschenk: eine kleine Eisenbahn und eine kurze Telegraphenlinie. Bald kam ein Vertrag zustande, der den Amerikanern zwei Häfen öffnete. Die Engländer, die Russen und andere Europäer folgten, noch weitere Häfen mußten geöffnet werden, europäische und amerikanische Kaufleute siedelten sich an und verkehrten freundlich mit den Japanern. Doch gab es von Anfang an auch eine fremdenfeindliche Partei und mancher Abendländer fiel dem Fanatismus eines Meuchelmörders zum Opfer. Da die Japaner jetzt das Bedürfnis hatten, einige Sprachen des Auslands kennen zu lernen, gründete man zu diesem Zweck eine Schule, die den Namen hatte: „Der Ort, wo die Schrift der Barbaren untersucht wird."

Und nicht nur Fremde kamen nach Japan, sondern auch Japaner gingen nach Amerika und Europa, um die Kultur des Abendlandes kennen zu lernen. Der mittelalterliche Lehensstaat konnte das Licht dieser neuen Kultur nicht ertragen. Ein Bürgerkrieg brach aus, in dem das Shogunat den Todeskampf kämpfte. Der letzte Shogun zog sich ins Privatleben zurück. Der Mikado verließ sein goldenes Gefängnis: er verließ seine alte Hauptstadt, das heilige Kioto, machte Jedo unter dem Namen Tokio zu seiner Residenz und ergriff selbst die Zügel der Regierung.

Die Partei des Mikado, d. h. die altjapanische, fremdenfeindliche Partei, hatte den Shogun bekämpft, weil er die Verträge mit den Ausländern geschlossen hatte. Von dieser Partei gingen nicht nur Angriffe auf einzelne Fremde aus, sondern sie veranlaßte sogar die Beschießung englischer und amerikanischer Schiffe. Die Fremdenhasser merkten aber zu ihrem eigenen Schaden, daß Engländer und Amerikaner nicht mit sich spaßen ließen. Deshalb verzichteten sie auf ihr Losungswort „Hinaus mit den Barbaren."

Sie sahen ein, daß es klüger war, von dem Ausland zu lernen, dem Reich aber durch eine starke, einheitliche Regierung den nötigen Halt zu geben, damit es seine Unabhängigkeit bewahren konnte.

Die großen Daimios traten vom Schauplatz ab mit einer That der Vaterlandsliebe, die wohl einzig in der Geschichte dasteht. Um die Einigung des Reiches zu ermöglichen, verzichteten sie freiwillig auf ihre Hoheitsrechte und überließen ihre Fürstentümer dem Mikado. Die kleinen Daimios folgten freiwillig oder gezwungen dem Beispiel der großen Lehensfürsten. Zwar behielten die Daimios zunächst noch die Verwaltung ihrer Provinzen, aber das Reich war unter einem Kaiser geeinigt und es folgten nun Schlag auf Schlag — manchmal gestört, aber nie wirklich aufgehalten durch den Widerstand der Altjapaner — jene Reformen in der Regierung, im Unterrichts- und Erziehungswesen, im Heer u. s. w., die Japan fast auf gleiche Linie mit den Staaten des Westens gestellt haben.

Japan hat nun ein nach englisch-amerikanischem Vorbild eingerichtetes Schulwesen, das für alle Klassen der Bevölkerung sorgt und alle Bildungsanstalten von der Volksschule bis zur Universität umfaßt; es hat eine geordnete Verwaltung; es hat Post und Telegraph und Eisenbahn; es hat ein Heerwesen nach deutschem Muster; es hat (seit 1889) eine Regierung mit Volksvertretung — aber das Beste fehlt ihm noch, denn Japan ist bis heute ein heidnisches Land geblieben.

Der gegenwärtige religiöse Zustand Japans ist sogar besonders traurig. Der größte Teil der gebildeten Männer hat gar keine Religion oder gehört einer buddhistischen Sekte an, die eine stark pantheistische oder gar atheistische Richtung hat. Der Vorstand einer japanischen Normalschule wurde von einem Engländer gefragt, ob er Religionsunterricht gebe. Da lachte der Japaner mit unverhohlener Verachtung und sagte: „Wir haben keine Religion, und alle eure Gelehrten wissen ja recht gut, daß es nichts mit der Religion ist.“ Der Engländer fügt hinzu: „Es giebt wohl kaum irgendwo einen so öden Atheismus oder einen so vollkommenen Materialismus als den des gebildeten modernen Japaners.“ Für die Frauen und das ungebildete Volk sind die alten, nationalen Götter da, ferner die Götter und Heiligen des Buddhismus und dazu noch eine Menge örtlicher Gottheiten und Dämonen.

Zur Ausstattung eines ächt japanischen Hauses gehört noch heute der Schrein oder das Wandbrett mit den Götzen. Frauen und Kinder tragen auch zahlreiche Amulette.

Die Folgen der religiösen Zerrüttung zeigen sich schon jetzt in der sittlichen Verwilderung. Die schönste Tugend des Japaners: der Gehorsam gegen Eltern und Erzieher, die Ehrfurcht vor dem Alter, verschwindet; an die Stelle seiner Sitte tritt Roheit und Frechheit. Die nationalen Laster aber: Unsittlichkeit und Lügenhaftigkeit, sind geblieben. Viele Japaner sehen ganz gut ein, daß das Abendland seine Kultur dem Christentum verdankt, und sie wünschen, damit Japan auf dieselbe Stufe komme wie das Abendland, die Regierung möchte das Christentum zur Staatsreligion erklären; aber zum Glück ist dem Lande diese Art der Einführung des Christentums bis jetzt erspart geblieben. Augenblicklich behilft sich der Staat ganz ohne Religion. Der Buddhismus wurde in den siebziger Jahren entstaatlicht und neuerdings auch der Shintoismus. Doch ist die Göttlichkeit des Mikado immer noch ein Glaubensartikel.

Leider ist das christliche Abendland mit schuld, daß es in Japan in religiöser und sittlicher Beziehung so traurig aussieht. Der offen zur Schau getragene Unglaube und die Unsittlichkeit so mancher in Japan lebenden Fremden machen dem Christennamen Schande. Und was lernen die jungen Japaner, die zu ihrer Ausbildung in unsere Städte kommen? Nur selten lernen sie wahre Christen und wahres christliches Leben kennen, wohl aber nehmen sie den Eindruck mit nach Japan, daß das Christentum im Niedergange begriffen sei und daß die Großen im Reiche des Geistes nichts nach ihm fragen. Das verrückte Bestreben einiger, inmitten der Christenheit dem Buddhismus Tempel zu errichten, ist natürlich Wasser auf die Mühle der buddhistischen Priesterschaft, obgleich viele der Priester nicht an ihre Lehre glauben und selbst am besten wissen, daß der Buddhismus trotz der Pracht seiner Tempel und Gottesdienste innerlich tot ist und nicht mehr zu neuem Leben erweckt werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

J. G. Christaller.

Am 16. Dezember des abgelaufenen Jahres entschlief im Frieden Missionar Johann Gottlieb Christaller, und zwar im Krankenhaus zu Stuttgart, wohin er sich von Schorndorf aus behufs einer Operation hatte verbringen lassen. Mit seinem Hinschied schloß das stille, aber fruchtbare Leben eines Gelehrten ab, das nicht nur für die Basler Mission, der er über 40 Jahre lang treue Dienste geleistet hat, sondern auch für die afrikanische Sprachwissenschaft von größter Bedeutung gewesen ist. Es ist daher nicht mehr als billig, daß wir auch in diesen Blättern seiner gedenken und uns dessen dankbar erinnern, was er an Handreichung durch seine sprachlichen Arbeiten der Basler Mission auf der Goldküste bis in sein Alter hinein gethan hat. Wir denken da vor allem an seine meisterhafte Uebertragung der Bibel in die Tschi- oder Asantesprache, wodurch er sowohl den heidenchristlichen Gemeinden, wie den Missionsarbeitern einen unschätzbaren Dienst erwiesen, sich selbst aber ein bleibendes Denkmal gesetzt hat.

J. G. Christaller wurde am 17. November 1827 in dem kleinen württembergischen Städtchen Winnenden geboren, wo seine Familie in bescheidenen Verhältnissen lebte. Er hatte eine entsagungsvolle Jugend zu durchleben, da er den Vater schon fünfviertel Jahre nach seiner Geburt verlor. Seine Mutter, eine fromme und fleißige Frau, hatte deshalb alle Mühe, sich mit den früh verwaisten und noch unmündigen Kindern durchzuschlagen. Der Knabe zeigte schon frühzeitig außerordentliche Verstandesfähigkeiten und war stets der erste in seiner Klasse. Dabei scheint ihm schon damals ein ungewöhnlicher Fleiß, der mit größter Ausdauer und Stetigkeit gepaart war, eigen gewesen zu sein. Auch ließ ihn sein schüchternes, eingezogenes Wesen, das ihm bis zu einem gewissen Grad bis ins Alter verblieb, wenig Geschmack an dem Treiben seiner Mitschüler finden. Ja jedes unnütze und wertlose Geschwätz war dem wortkargen und ernstgesinnten Schüler, der am liebsten über seinen Büchern saß, zuwider. Und auch später, als er im Jünglingsalter stand, zog er einsame Spazier-

gänge und sinnendes Nachdenken dem geselligen Zusammensein mit Altersgenossen vor.

Bei seiner reichen Begabung lag der Gedanke nahe, ihn später studieren zu lassen; aber dazu fehlte es der Familie an den nötigen Mitteln. Selbst zur Ausbildung zum Lehrer schien keine Aussicht zu sein; fehlte es doch selbst an den Mitteln, ihn die Lateinschule besuchen zu lassen. Da erbot sich der dortige Präzeptor Kieser, ihn unentgeltlich am Unterricht im Latein und Griechischen teilnehmen zu lassen, ja erteilte ihm sogar, da er seine Freude an dem lernbegierigen und fähigen Knaben hatte, Privatunterricht. Inzwischen wurde er am 2. Mai 1841 konfirmiert, worauf ihn die Lage seiner Familie veranlaßte, vorderhand alle Gedanken ans Studium fahren zu lassen und einen Beruf zu wählen, der ihn möglichst bald sein eigenes Brot essen ließ. Er trat am 4. Oktober 1841, noch nicht vierzehnjährig, als Schreiber auf dem Rathaus seiner Vaterstadt ein. Nachdem er hier seine mehrjährige Lehrzeit absolviert und als Gehilfe im Verwaltungsfach eine feste Stellung erhalten hatte, dachte er nun daran, sich nebenher auf ein philologisches Examen vorzubereiten und die Universität zu beziehen, um dort die nötigen Studien für das höhere Verwaltungsfach zu machen. Seine Mutter wollte zur Aufbringung der Mittel ihren einzigen Acker verkaufen, die Schwestern gedachten ihr Erspartes zu opfern und einige Freunde boten einen Vorschuß an. Doch es blieb der Familie dieses Opfer erspart, freilich nur, um ihnen noch ein größeres Opfer abzufordern. Der junge Christaller stand noch in der Vorbereitung für sein Examen, als der Missionsgedanke wie ein Ruf von oben an ihn herantrat. Es geschah dies an einem Missionsfest, an dem der damalige Oberhelfer von Winnenden und spätere Basler Missionsinspektor Josenhans eine mächtige und eindrückliche Missionspredigt hielt. Christaller suchte anfangs den Eindruck von sich abzuschütteln, da er sich in seiner Aufrichtigkeit und Lauterkeit nicht für würdig hielt, dem Herrn in der Mission zu dienen. Auch hielt er sein inneres Leben für noch nicht genügend gereift, zumal er in jener Zeit von allerlei Zweifeln umgetrieben wurde, die ihn zu keinem vollen Frieden gelangen ließen. Sobald er aber unter Gebet und fleißigem Forschen in der heiligen Schrift der Vergebung seiner Sünden und der Kindschaft

Gottes gewiß geworden war, wurde auch der Gedanke, sein Leben in den Missionsdienst zu stellen, unabweisbar. Er sprach sich nun gegen Oberhelfer Josenhans, dessen Predigten und Missionsstunden er von Anfang an fleißig besucht hatte, offen aus und meldete sich mit Zustimmung seiner Mutter ins Basler Missionshaus. Er wurde hier aufgenommen und damit fielen seine Pläne, in Zukunft einmal eine Stellung im Verwaltungsdienst seines Vaterlandes einzunehmen, für immer dahin. Im September 1848, kurz bevor Josenhans als Missionsinspektor nach Basel berufen wurde, trat Christaller als Zögling ins Missionshaus ein.

Er verbrachte hier vier Jahre in der Vorbereitung für den Missionsdienst und erwarb sich während dieser Zeit das Zeugnis eines fleißigen, ernstgesinnten, in seinem Christentum gereiften Jünglings. Daß er schon damals eine außerordentliche Begabung für fremde Sprachen an den Tag legte, davon erzählt man sich folgendes charakteristische Geschichtchen. Bei irgend einem Anlaß äußerte Inspektor Josenhans seine Unzufriedenheit über einen Vorfall im Kreise seiner Zöglinge, und er machte seinem Unmut in einem kräftigen Ausspruch Luft, den er in griechischer Sprache den Zöglingen entgegendonnerte. Den wenigsten war wohl im Augenblick der Wortlaut klar, und nur der Ton ihres gewaltigen Gebieters genügte, um jeden dessen Unzufriedenheit erkennen zu lassen. Nur bei Christaller war die Wirkung eine andere. Ihm fiel sofort die dabei gebrauchte Präposition und der von dieser regierte Kasus des abhängigen Hauptworts auf. Er grübelte darüber während der Nacht und es wurde ihm zur Gewißheit, daß dem Inspektor in der Erregung ein grammatikalischer Schnitzer begegnet sei, indem er der Präposition einen falschen Kasus hatte folgen lassen. Seine Gewissenhaftigkeit, die es auch in solchen Dingen aufs genaueste nahm und ihn befürchten ließ, daß die Autorität des Inspektors dem falschen Gebrauch einer griechischen Präposition Vorschub leisten könnte, ließ ihn seine angeborene Schüchternheit überwinden. Er ging am folgenden Morgen zu Josenhans und teilte ihm seinen Befund mit. Wir wissen nicht, wie sich dieser zu dem Examen und der Korrektur seines Zöglings gestellt hat, glauben aber, daß er dem jungen Sprachgelehrten sein feines Gefühl für den richtigen Gebrauch der griechischen Vorwörter hoch angerechnet hat.

Bei dieser ausgesprochenen Veranlagung für die sprachliche Wissenschaft lag es nahe, ihn in der Mission in dieser Richtung zu beschäftigen. Er erhielt am 15. September 1852 seine Bestimmung für Afrika, wo er auf der Goldküste die von Hans Nikolaus Riis angefangenen, aber durch seinen Abgang (1850) abgebrochenen sprachlichen Arbeiten wieder aufnehmen und fortführen sollte. Nachdem er in seinem Vaterland, in der Stadt Backnang, die Ordination erhalten und am 22. November in der Elisabethenkirche zu Basel abgeordnet worden war, schiffte er sich am 24. Dezember in Plymouth ein und erreichte nach einer anfangs sehr stürmischen Fahrt am 25. Januar 1853 die Küstenstadt Christiansborg. Seine Bestimmung lautete nach Akropong auf dem Akuapemgebirge, dem damaligen Mittelpunkt der Basler Mission an der Goldküste.

Das Werk befand sich in jenen Tagen noch in seinen ersten Anfängen und war auf die beiden Stationen Akropong und Christiansborg beschränkt. Man hatte die Mission erst im Jahre 1843 wieder neu aufgenommen und sah sich noch den mannigfachsten Schwierigkeiten des Anfangs gegenüber. Die meisten Missionsarbeiter waren noch Neulinge und mehrere hatten das Arbeitsfeld um des Klimas willen bereits wieder räumen müssen. Zur Bildung einer christlichen Gemeinde aus den Heiden war in Akropong kaum der erste Grund gelegt und ringsum lagerte die Nacht eines finsteren Heidentums. Eine der bedeutendsten Schwierigkeiten bot noch immer die Landessprache, das Tschi, das überhaupt erst zur Schriftsprache erhoben werden mußte. Bei dem empfindlichen Mangel an tüchtigen und zuverlässigen Dolmetschern und Sprachgehilfen, die sich die Missionare erst selbst heranziehen mußten, bei dem häufigen Wechsel der Missionare und der vielen Arbeit, die die ersten Gründungsjahre mit sich brachten, hatte es fast ein Jahrzehnt erfordert, bis einige Sicherheit in der Feststellung und Handhabung der Sprache erlangt war. Namentlich war es außerordentlich schwierig, in einer Sprache, die so arm war an Bezeichnungen für höhere Dinge, die richtigen Ausdrücke zur Bezeichnung der christlichen Begriffs- und Anschauungswelt zu finden und verständlich festzustellen. Unter diesen Umständen war man in jener Anfangszeit, in die Christaller's Eintritt in die Mission fiel, natürlich noch nicht zur Abfassung und Uebersetzung der heiligen Schrift und anderer

christlichen Schriften und Schulbücher gekommen. Nur das Allernotwendigste hatte man sich für den Gebrauch in Kirche und Schule zurechtgemacht. Besonders H. N. Riis hatte sich mit sprachlichen Arbeiten beschäftigt, sah sich aber schon Anfang 1850 genötigt, für immer nach Europa zurückzukehren. Hier arbeitete er in Basel die erste Tschi-Grammatik mit einem Wörterverzeichnis und einer Sammlung von Sprichwörtern aus, die 1853/54 in einer englischen und deutschen Ausgabe erschien und als sprachliches Hilfsmittel den Missionaren einige Erleichterung bot.

In die durch seinen Abgang entstandene Lücke trat nun 1853 Christaller als Spracharbeiter ein, dem es auch gegeben wurde, im Laufe der nächsten Jahrzehnte die ganze heilige Schrift zu übersetzen und die Tschi-Sprache grammatikalisch und lexikographisch in gründlichster Weise zu bearbeiten und eine ansehnliche Reihe von sprachlichen Hilfsmitteln für die afrikanischen Schulen des Tschi-Gebiets herzustellen. Da er schon in Basel von seinem Vorgänger in die Tschi-Sprache eingeführt worden war, so bedurfte es für ihn keines langen Studiums, um sich mit den Elementen derselben bekannt zu machen. Schon bald nach seiner Ankunft in Akropong, wo er zugleich am Katechistenseminar einige Lektionen zu erteilen hatte, fixierte er die Ergebnisse seiner Untersuchungen in Bezug auf eine Reihe von Verbalformen und die eigentümlichen Laut- und Betonungsverhältnisse, die in den afrikanischen Sprachen von besonderer Wichtigkeit sind. So drang er Schritt für Schritt immer tiefer in das Verständnis des Tschi ein und verwertete zugleich die gewonnenen Kenntnisse für die praktische Missionsarbeit. Es entstanden kurz nacheinander Uebersetzungen von biblischen Geschichten, einzelnen Teilen des Alten und Neuen Testaments und eine größere Anzahl von Kirchenliedern, alles Vorarbeiten, an denen er immer und immer wieder berichtigte und besserte, bis er nach Jahren ein Werk nach dem andern in vollständiger und vervollkommneter Weise herausgeben konnte; denn gerade auf letzteren Punkt legte Christaller so viel Gewicht, daß er nicht leicht etwas in den Druck gab, das nicht in jeder Hinsicht die gründlichste Bearbeitung und möglichst vollkommene Gestalt erhalten hatte. Wir können leider hier nicht den Gang seiner sprachlichen Studien und Arbeiten im einzelnen verfolgen, sondern müssen uns darauf beschränken, die Haupt-

stadien seines Missionslebens, das bei seiner gleichmäßigen Berufsarbeit sehr still verlaufen ist, in aller Kürze anzuführen.

Bei dem ungesunden Klima und der anhaltenden Geistesarbeit, der sich Christaller ohne Rücksicht auf die klimatischen Verhältnisse hingab, war seine Gesundheit schon nach zwei Jahren so angegriffen, daß er im Juli 1855 zu seiner Erholung eine kleine Seereise der Küste entlang bis Fernando-Po und von da zurück bis Sierra-Leone unternehmen mußte. Es war dies für ihn keine verlorene Zeit. Im Gegenteil, er benützte diese Gelegenheit, um sich mit den bedeutendsten Sprachen des Küstenstrichs bekannt zu machen und seine Sprachkenntnisse zu erweitern. Er arbeitete hierauf noch drei weitere Jahre in Akropong, während welcher Zeit er sich im Januar 1857 verheiratete, und kehrte dann 1858 mit sehr angegriffener Gesundheit in die Heimat zurück.

Hier lag er indes nicht müßig vor Anker, sondern setzte seine Spracharbeiten unermüdlich fort und half auch eine Zeitlang auf dem Sekretariat des Missionshauses aus. Erst im Juni 1862 konnte er sich wieder nach Afrika einschiffen, wo ihm diesmal das verhältnismäßig gesunde Aburi als Station zugewiesen wurde. Um jedoch den in Akem und Asante gesprochenen reineren Dialekt der Tschi-Sprache an Ort und Stelle zu studieren, ließ er sich im Februar 1865 nach Kyebi, der Hauptstadt von Akem, versetzen. Doch forderte dieser Aufenthalt ein schmerzliches Opfer von ihm, indem er am 13. August 1866 seine Gattin durch den Tod verlor. Er selbst hatte von dem Klima der ungesund gelegenen Station so zu leiden, daß er das Jahr darauf (1867) Kyebi verlassen und sich nach Akropong begeben mußte. Aber auch hier erholte er sich nicht mehr, und so sah er sich genötigt, im Sommer 1868 nach Europa zurückzukehren. Zugleich brachte er das fertige Manuskript der vollständigen Bibelübersetzung mit, ein Werk, an dem er jahrelang gearbeitet und revidiert hatte und das eine meisterhafte Uebertragung der heiligen Schrift aus dem Grundtext in die Tschi-Sprache genannt werden muß; denn Christaller war nicht nur ein Sprachkundiger ersten Ranges, sondern auch ein Schriftgelehrter im besten Sinn des Worts. Er führte diese Bibelübersetzung in den Jahren 1870/71 durch die Presse und gab damit einer großen und weitverbreiteten Völkerfamilie Westafrikas die Bibel in die Hand.

Mit seiner Rückkehr nach Europa 1868 war seine afrikanische Laufbahn abgeschlossen, aber nicht auch zugleich seine Wirksamkeit für das ihm ans Herz gewachsene Tschivolk. Er ließ sich in dem württembergischen Städtchen Schorndorf nieder, wo er sich auch 1871 wieder verehelichte, und hat hier bis an seinen Tod unausgesetzt seinen sprachlichen Arbeiten obgelegen. In seinem bescheidenen Heim und in der Stille der Gelehrtenstube entstanden nach und nach eine ganze Reihe wertvoller Bücher für die afrikanische Mission; von hier aus führte er die Produkte seiner Geistesarbeit durch die Presse, revidierte ältere Ausgaben und machte sie für neue Auflagen druckfertig. Auch manches, was in neuerer Zeit von anderen Missionaren auf dem afrikanischen Missionsfeld übersetzt oder abgefaßt wurde, ging durch seine berichtigende Hand, und es waren dies wohl die schwierigsten Arbeiten für ihn, da er bei seiner Gründlichkeit und sprachlichen Genauigkeit schwer zufrieden zu stellen war. Durch schriftlichen Verkehr mit geschulten Eingeborenen, besonders mit dem Negermissionar D. Asante, der schon vor Jahren sein Sprachgehilfe gewesen war, suchte er seine Kenntnis des Tschi frisch zu erhalten. Auch war es ihm eine Zeitlang vergönnt, einen jungen Tschier, den jetzigen Missionar N. Clerk, für seine Sprachstudien um sich zu haben. Er dachte sogar vor Jahren ernstlich daran, selbst noch einmal auf sein altes Arbeitsfeld zurückzukehren, aber das herannahende Alter und die Rücksicht auf seine Familie ließen den Wunsch nicht zur Ausführung kommen.

Wir können hier nicht alles mit Namen aufführen, was er in der Tschi-Sprache geschaffen und für den Druck fertiggestellt hat; es würde eine lange Liste füllen. Nur seine bedeutendsten Werke, die auch außerhalb der Missionswelt in philologischen Kreisen Anerkennung gefunden haben, seien hier genannt. Es sind dies außer der schon erwähnten Bibelübersetzung seine Grammatik und sein Wörterbuch der Tschi-Sprache. Jene erschien im Jahre 1875, dieses 1881. In beiden steckt nicht nur eine Fülle von Gelehrsamkeit, die sich auf ein großes Gebiet der sprachlichen Wissenschaft erstreckt, sondern sie zeugen auch von dem unermüdlichen Fleiß, den sich der Verfasser hatte kosten lassen. Zieht er doch in seinem Wörterbuch alles in Gebrauch stehende historische und geographische Material über die Goldküste herbei

und dehnt in beiden Werken seine Angaben auf die vergleichende Sprachwissenschaft aus. Für die Grammatik ehrte ihn das »Institut de France« (die französische Akademie der Wissenschaften) durch Verleihung der goldenen Medaille, die den bescheidenen und demütigen Mann weniger um seiner selbst willen, als vielmehr wegen der Mission und der dadurch anerkannten Tschi-Sprache erfreute. Eine ehrende Anerkennung von seiten des eigenen deutschen Vaterlandes ist unbegreiflicherweise dem verdienten Sprachgelehrten nie zu teil geworden, so sehr er auch der deutschen Wissenschaft und ihren Vertretern mit seinen sprachlichen Kenntnissen und linguistischen Untersuchungen gedient hat. Aber er strebte nicht nach Ehren und Auszeichnungen, ja er trat in seiner Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit persönlich so sehr zurück, daß es mehrmals vorkommen konnte, daß er in öffentlichen Blättern mit seinem Sohn Theodor Christaller verwechselt wurde, der in seiner Eigenschaft als deutscher Lehrer an der Regierungsschule in Kamerun dem zeitungslesenden Publikum besser bekannt war, als sein bedeutender Vater. Aber wie gesagt, es war diesem nicht darum zu thun, vor der Welt einen Namen von Klang zu haben. Ihm lag vor allem daran, mit den Erzeugnissen seines rastlosen Eifers der Mission und damit dem Aufbau und Ausbau des Reiches Gottes in Afrika zu dienen. In diesem Sinn hat er eine reichhaltige Litteratur in der Tschi-Sprache geschaffen und auch nach dem Heimgang von Missionar J. Zimmermann (1876) dessen Spracharbeiten in der Gâ- oder Akrasprache soweit als nötig fortgeführt.

Aber auch sonst hat er durch die Mitarbeit an der „Zeitschrift für afrikanische Sprachen“ und durch Veröffentlichung allgemein wichtiger Spracharbeiten und durch Beiträge in Fachblättern sich einen Namen gemacht. Seine Publikationen, wie z. B. „Die Sprachen Afrikas“ (1892) und „Die Töne der Negersprachen und ihre Beziehung“ (1893), zeigen, welch eine umfassende Kenntnis er auf dem Gebiete der afrikanischen Sprachwissenschaft besaß. Ja, man darf ihn wohl als eine Autorität auf demselben bezeichnen.

Eine seiner letzten Arbeiten war die Drucklegung des erst vor kurzem erschienenen englischen Werkes »History of the Gold Coast and Asante«, dessen Verfasser C. C. Reindorf ein ein-

geborener Geistlicher der Basler Mission ist. Er stellte in demselben die schwankende Schreibweise der unzähligen Namen fest, berichtigte und ordnete den Text des Manuskripts, führte letzteres durch die Presse und versah es mit einer einleitenden englischen Vorrede. Wer heute das fertige Buch in die Hand nimmt, ahnt nicht, welch mühsame Arbeit ihm die Drucklegung des Werkes bereitet hat und welche Sachkenntnis dazu gehörte, das Manuskript druckfertig zu machen. Auch muß hier noch erwähnt werden, daß er durch die Herausgabe eines Gemeindeblattes in Tschi und Gâ mit den Gemeinden auf der Goldküste in steter Verbindung blieb und daß er auch der Mission in Kamerun durch seine Mithilfe bei der Herausgabe von Schriften in der Duala-Sprache bis an sein Ende treulich gedient hat.

Dieses trat ganz unerwartet an ihn heran. Am 6. Dezember fand er sich noch im Kreise ehemaliger Basler Missionare in Stuttgart ein und beteiligte sich in lebhafterer Weise als sonst an der üblichen Besprechung eines Schriftabschnittes. Den folgenden Tag arbeitete er mit einem Kameruner Missionar bis gegen Mitternacht und fühlte keinerlei Beschwer. Da auf einmal, Sonntag, den 8. Dezember, trat ein Darmleiden auf, das schon am folgenden Tag seine Körperkräfte schwinden ließ. Als der Arzt schließlich Darmverschlingung feststellte, ließ er sich nach Stuttgart ins Diakonissenhaus verbringen, in der Hoffnung, daß ihm durch eine Operation das Leben noch eine Zeitlang gefristet werden könne. Er war zwar fertig und bereit zum Heimgang, aber er hoffte, um der vielen Arbeit, die noch zu thun sei, möchte ihm der Herr noch eine Gnadenfrist gewähren. Doch es war in Gottes Ratschluß anders beschlossen. Seine Kräfte schwanden schnell dahin und noch ehe die Operation ausgeführt werden konnte, entschlief er ohne allen Kampf im Glauben an seinen Erlöser am Abend des 16. Dezembers. In Schorndorf, wo er so viele Jahre in aller Stille gelebt und gearbeitet hat, wurde er am [illegible] Dezember zur Ruhe bestattet. Die allgemeine Teilnahme, die ihm die Bevölkerung Schorndorfs und der Umgegend auch bei seinem [illegible] Grabe entgegenbrachte, bewies deutlich, wie [illegible] [illegible] [illegible]

das Zeugnis geben, daß er nicht nur ein Großer im Kreise der Gelehrten, sondern auch ein Großer im Reiche Gottes war, in welchem es darauf ankommt, wie wir vor Gottes Angesicht gewandelt sind.

In der Basler Mission aber und sonderlich auf dem afrikanischen Arbeitsfelde draußen wird sein Name, so lange heidenchristliche Gemeinden die von ihm übersetzte Bibel lesen und seine ins Tschi übertragenen Kirchenlieder singen, unvergessen sein und sein Gedächtnis im Segen bleiben.

Meine Heimkehr aus dem Heidenland durchs Heilige Land.

Von Miss. J. Jaus.

(Fortsetzung)

II. Durchs heilige Land.

Es giebt auf dieser Erde kein Land, das uns von Kindesbeinen an so wohlbekannt und heimisch wäre, wie Palästina, das irdische Vaterland unseres Heilandes. Mit seinen Bergen und Thälern, seinen Flüssen und Seen, seinen Städten und Dörfern, und noch mehr mit der Geschichte und den einstigen Bewohnern dieses Landes sind wir meist noch vertrauter, als mit unserm eigenen Heimatlande. Darum ist es auch für viele Christen, die gerne den Schauplatz der heiligen Geschichte und der großen Gottesoffenbarung sehen und auf biblischen Pfaden wandeln möchten, das Land der Sehnsucht. Auch mich hat es mächtig dorthin gezogen, ins heilige Land, in dem unser Erlöser gelebt und gelitten, gestorben und auferstanden ist, und von dem man sagt, es sei ein „fünftes Evangelium in Steine gegraben", in welchem das interessanteste Kapitel Jerusalem sei. Dieses „Land der Bibel" und seinen Kommentar zu derselben hätte ich längst gerne einmal gesehen und bereist. Meine Heimreise vom Missionsfelde bot mir nun die schönste und zugleich billigste Gelegenheit dazu. Denn von Port Said aus, der Durchgangsstation von Indien in die Heimat, bedarf es nur noch einer 12- bis 15stündigen Schiffahrt und man landet am Strande Kanaans, in Jafa oder Joppe, der alten Hafenstadt Jerusalems. Ich habe durch Gottes Gnade diese Reise wirklich machen dürfen und führe nun auch die verehrten Leser von

Aegypten weiter nach Palästina, durchs heilige Land. Es erwarte aber niemand eine Schilderung von Land und Leuten oder etwa gar eine geographische und topographische Beschreibung des gelobten Landes. Wer solches zu lesen wünscht, der greife zu den herrlichen Büchern von Schneller, v. Orelli, Ninck und andern, oder zu dem ausführlichen Geographiebüchlein von Frohnmeyer, das auch mir gute Dienste geleistet hat. Ich werde mich nur auf persönliche Reiseerlebnisse beschränken.

---

1. Von Aegypten nach Palästina.

Nachdem wir in Port Said die schöne „Bayern" verlassen hatten, suchten wir sofort eine Reisegelegenheit nach Jafa und ließen uns zur Weiterreise von der türkischen Regierung einen Paß ausstellen. Aber die Reiseaussichten waren die denkbar schlechtesten. Noch immer stürmte der Chamsin und das Wetter war regnerisch und kalt. Auch fuhr ein Schiff im Hafen ein, das in Jafa für Jerusalem 450 Pilger landen wollte, aber durch den Sturm daran verhindert war. Morgen, so hieß es, soll ein österreichischer Dampfer nach der syrischen Küste fahren. Aber wird man auch in Jafa landen können? Wird sich bis morgen das stürmische Mittelmeer beruhigen? Das waren bange Fragen, die uns recht in Sorge und Not brachten. Und fast wollte es scheinen, als ob uns der Herr nicht von dannen hinaufführen wollte. Wir riefen zu ihm und mußten uns erst aufs neue wieder seines Willens und Wohlgefallens in dieser Reiseangelegenheit versichern, trotzdem wir dessen gewiß zu sein glaubten. Doch siehe, am Samstag Morgen war der Himmel wieder freundlicher, Wind und Regen ließen nach und der Sturm auf dem Meere beruhigte sich. Mit Dank und Freuden schifften wir uns deshalb auf einem österreichischen Küstendampfer ein und am Abend verließ unsere „Venus" den Hafen und steuerte auf Jafa zu.

Am andern Morgen, es war am Sonntag Quasimodogeniti, stand ich frühe auf und suchte mit dem Fernglas die Küste Palästinas. Wir waren schon ganz nahe. Der Küstensaum im Süden bis etwa nach Gaza herab tauchte zuerst auf, und nach und nach im Hintergrund auch das Gebirge Juda. Eine Stunde später warfen wir vor Joppe Anker. Welche Gefühle in diesen Stunden mein Herz bewegten, kann ich nicht beschreiben. O wie gerne wären wir sofort ans Land gestiegen und heute noch mit der Eisenbahn nach Jerusalem hinaufgeeilt! Aber auch hier galt es wieder, Geduld zu haben und zu prüfen, was das beste sei. Auf dem Schiffe trafen wir nämlich einen Herrn Keller von Haifa, der uns mitteilte, daß die Küsten-

dampfer nur alle 14 Tage einmal in Haifa anlegen, nämlich heute und kommenden Donnerstag für die Rückreise. Wollten wir also einen kurzen Besuch in Galiläa machen und die beschwerliche Landreise, die jetzt für uns ermüdete Indier zu anstrengend gewesen wäre, umgehen, so mußten wir heute noch nach Haifa fahren. Ungern blieben wir auf dem Schiffe, aber wir erkannten sofort, daß es besser sei. So lagen wir denn den ganzen „weißen Sonntag“ auf der Reede vor der anmutigen Hafenstadt Palästinas, die auf einem vorspringenden Kap amphitheatralisch gebaut, so lieblich und schön zu uns herüberschaute. Hätte unsere Venus nicht so stark gerollt, wir hätten vor dem Betreten des heiligen Landes einen wahren Vorsabbath feiern können. So aber waren wir äußerst seekrank und konnten kaum die von den Gärten Sarons herübergebrachten Feigen und Orangen genießen. Erst am Nachmittag wurde es etwas besser. Wir lasen dann in unserer Bibel, die ja das schönste Handbuch für Palästinareisende ist, all die herrlichen Geschichten, die uns beim Anblick dieser uralten Stadt in Erinnerung kamen: die Geschichte des Propheten Jonas, der auf den Wellen des Meeres vor Gott fliehen wollte und hier sich einschiffte; die Auferweckung der Tabea durch Petrus und sein Gesicht im Hause Simons des Gerbers, das am Meere lag, in welchem er über die Aufnahme der Heiden ins Reich Gottes aufgeklärt wurde. Für einen Heidenmissionar doppelt interessant! Wir gedachten auch daran, wie zur Zeit Salomos allerhand köstliches Bauholz vom Libanon her hier gelandet und zum Tempelbau nach Jerusalem hinaufgeschafft wurde.

Endlich, abends 4 Uhr, wurde der Anker gelichtet, die Dampfpfeife gab das Signal zur Abfahrt und Joppe lag hinter uns. In angemessener Entfernung fuhren wir der Küste entlang und betrachteten die Landschaft der Ebene Saron. Dort wanderte einst Petrus mit zwei heidnischen Soldaten dem Meeresstrande entlang, um in Cäsarea, der damaligen politischen Haupt- und Militärstadt Palästinas, zum erstenmal nach jenem Gesichte, in einem heidnischen Offiziershause das Evangelium zu predigen und Kornelius als Erstling aus den Heiden zu taufen. Auch Paulus kam öfters in diese Stadt und wohnte im Hause Philippus des Evangelisten. Hier lag er sogar zwei Jahre lang gefangen, bis er schließlich von da nach Rom verschifft wurde. Nun aber liegt diese einst so stolze „Kaiserstadt“ in Trümmern! Wir sahen nur noch den Ort, da sie gestanden hatte. Inzwischen war es dunkel und Nacht geworden. Wir breiteten auf dem Vorderteil des Schiffes, unter Gottes freiem Himmel, einen Teppich aus und erwarteten hier abseits vom Gedränge der vielen Mitreisenden die Landungsstunde. Aber der Wind war schneidig kalt, und da das

Schiff Mühe hatte, gegen denselben anzufahren, verspätete es sich bis Mitternacht. Wohl sahen wir schon lange das Licht auf dem Leuchtturm, der auf dem Vorgebirge des Karmel steht, und das wie ein verheißungsvoller Hoffnungsstern vom Ziele uns entgegenstrahlte, aber die Entfernung auf dem Meere täuschte gewaltig. Erst in der letzten Stunde fuhr unsere Venus in die Bucht von Akko ein. Es war eine finstere, rabenschwarze Nacht. Auf einem gestrandeten Schiffe vor der Einfahrt warnte ein Lichtlein vor gefährlichen Klippen, und feuersprühende Raketen zeigten vom Strande her die Richtung zum Hafen von Haifa. Noch ehe der Anker gefallen war, wurde unser Schiff von zahlreichen Booten umgeben. Und noch waren die Treppen nicht hinuntergelassen, so standen schon die Bootsleute, die an Tauen heraufgeklettert waren, auf Deck und rissen sich um das Gepäck der Reisenden. Und als endlich das Schiff still stand und die Treppen etwa stark zur Hälfte hinuntergelassen waren, zogen sie uns eiligst fort, denn jeder wollte eine „gute Ladung" haben. Als wir durchs Gedränge unten auf der Schiffstreppe angekommen waren, sollten wir in dem Augenblick, in welchem das Boot durch eine Sturzwelle emporgeschnellt wurde, in dasselbe hinüberspringen. Ein handfester Araber faßte mich kräftig beim Arm und riß mich im gegebenen Moment nach unten. Noch rechtzeitig fühlte ich, daß mein Fuß in ein Seil verwickelt war und hielt mich krampfhaft an der Schiffsbrücke; sonst wäre ich wahrscheinlich kopfüber ins Meer gestürzt. Meiner Frau erging es ähnlich, und sie mußte die Schiffstreppe verlassen, ohne zu wissen, ob sie ins Boot oder ins Meer falle, gelangte jedoch glücklich ins Schiffchen. Unsern Koffer aber mit den besten Kleidern warfen sie ins Meer. Konnte er auch wieder aufgefangen werden, so war doch immerhin Meerwasser eingedrungen. Gerne wären wir nun so schnell als möglich ans Land gerudert, denn die hohen Wellen warfen unser Schifflein derart umher, daß einem fürs Leben bange werden konnte. Unsere Bootsleute hatten aber jetzt keine Eile mehr, so sehr wir sie auch dazu antrieben. Sie fuhren noch lange unter einem Heidenlärm am Schiff herum. Als wir endlich dem Ufer zusteuerten, erinnerte mich meine Frau daran, daß ich von Aegypten aus an verschiedene Freunde geschrieben hatte: „Nur noch wen'ge Abendsonnen, und wir landen voller Wonnen an dem Lande Kanaan!" Und setzte hinzu: „Wie anders ists doch nun in der Wirklichkeit. Hoffentlich geht es nicht so stürmisch zu, wenn wir einst im obern Kanaan landen!" Aber noch waren wir nicht am Lande. Es sollte noch anders kommen. Als wir an der Landungsbrücke anlangten, empfing uns ein lärmender Haufe schwarzer Gestalten. Wieder mußten wir zum Aussteigen den Wellenschlag beobachten und, wenn das Schiffchen

in die Höhe geschnellt wurde, die Landungsbrücke erklimmen. Inzwischen warfen die Bootsleute unser Gepäck hinaus. Sofort fielen die Leute darüber her, rissen sich darum und trugen es weg, ohne daß man es wehren konnte. Wohin, wußten wir natürlich nicht. Kaum waren wir auf der Brücke angekommen, so wurden wir dicht umringt. Die Schiffer verlangten ihren Lohn, der Pächter der Landungsbrücke die Abgabe, andere schrieen nach Almosen und die türkischen Beamten verlangten die Pässe. Auch die Gepäckträger kamen wieder und begehrten ihre Belohnung, und die Zollbeamten, bei denen sich unsere Habseligkeiten vorfanden, verlangten Oeffnung der Koffer und Zoll. Und das alles in türkisch-arabischer Sprache mit solchem Geschrei, daß einem die Ohren gellten. Ich redete Deutsch, aber niemand verstand mich; ich sprach Englisch, jedoch vergeblich; auch Malayalim, fand aber taube Ohren. So geht es einem, dachte ich, wenn man die Sprache Kanaans nicht kennt. Das allerdings verstand ich recht wohl, daß alle Geld und wiederum Geld wollten. Aber wie sollte ich alle befriedigen und dazu mit unbekannten Münzen und in finstrer Mitternacht? Wie durchkommen?! Doch siehe, da kommt eine bekannte Gestalt. Es ist Herr Keller, den wir auf dem Schiffe kennen gelernt hatten, der uns aber wieder aus dem Gesichte gekommen war. Wie ein rettender Engel kam er auf uns zu und erlöste uns von den vielen Plagegeistern, indem er alle diejenigen, welche rechtliche Ansprüche an uns hatten, auf sein Amtszimmer an der Landungsbrücke einlud und für uns bezahlte. Auf einmal waren auch die Pässe in Ordnung und die Zollstätte passierbar. Wir wußten kaum, wie uns geschah. Herr Schiffsagent Keller führte uns dann zu seinem Bruder, dem deutschen Konsul, und dieser brachte uns mit großer Freundlichkeit in die deutsche Kolonie Haifa am Fuße des Karmel, wo wir in einem deutschen Gasthause freundliche Aufnahme und Herberge fanden.

So landeten wir am 1. April 1894, am Sonntag nach Ostern, zur Mitternacht im heiligen Lande, glücklich und wunderbar, wenn auch gefahrvoll und mit Not. O dürften wir solch gnädige Durchhilfe auch dann erfahren, wenn unser Lebensschifflein durch Nacht und Graus des Todes im obern Vaterlande anlangt, wenn Paß und Gepäck im Ewigkeitslichte durchschaut wird und wir als arme Sünder, die nicht bezahlen können, an den Pforten der Ewigkeit um Gnade und Einlaß bitten! Da möge uns dann als rettender Helfer der erscheinen, der uns durch sein Verdienst und seine Gnade aufnehmen kann in die heilige Stadt Gottes, ins obere Kanaan: Jesus Christus unser Herr und Erlöser, hochgelobet in Ewigkeit!

---

2. Vom Karmel nach Nazareth und dem See Tiberias.

Unsere Zeit für den Norden des heiligen Landes war kurz zugemessen. Kommenden Donnerstag zur Mitternachtsstunde sollten wir uns hier wieder einschiffen. Darum mußten wir heute noch bis Nazareth kommen. In der Morgenfrühe aber, nachdem wir ganz kurz geruht hatten, wollten wir erst den Karmel besteigen, oder doch wenigstens sein 170 m hohes Vorgebirge am Meer. Eine hannöverische Pfarrerstochter schloß sich uns an und war fortan in Galiläa unsere freundliche Begleiterin. Der Weg nach dem Karmel führte durch die wunderschöne Templerkolonie Haifa und durch die gut bestellten Felder und Weinberge, die diese württembergischen Bauern hier am Fuße des Karmels mit viel Fleiß und Mühe angelegt haben. Ueberall blühten Frühlingsblumen in den grellsten Farben. So etwas hatten wir schon lange nicht mehr gesehen, denn im Pfefferlande giebt es keine Feldblumen. Vom Karmel aus hatten wir eine prachtvolle Aussicht, besonders nach Norden hin. Das Meer im Westen sprach uns weniger an, wir hatten es satt. Zu unsern Füßen aber breitete sich die schöne und fruchtbare Ebene von Akko aus, durch die sich der Kison wie ein Silberfaden schlängelte. Und dort drüben am Meeressaume lag auf einer Landzunge das einst so bedeutende Akko, in der Bibel auch Ptolemais genannt, in dem einst Paulus bei Christen für einen Tag einkehrte und die Kreuzfahrer ihren Hauptsitz hatten. Weiterhin über die schönen Hügel des oberen Galiläa schaute die hohe Grenzwarte des Ostjordanlandes, der schneebedeckte Hermon, hervor. Das war ein prächtiger Ausblick. Auch der Prophet Elias hat von hier aus, als er sich vor Ahab und Isebel versteckte, öfters auf sein unglückliches und gottvergessenes Land hingeschaut. Die Höhle, in der er damals gewohnt haben soll, wird noch gezeigt. Sie ist von der Klosterkirche der Karmeliter überbaut. Ein deutscher Mönch führte uns hinein, sowie auch in das oftmals geplünderte und zerstörte Kloster. Die Mönche haben hier eine kleine Essenzfabrik, in der sie nach geheimem Rezept den vielgerühmten „Karmelitergeist" bereiten. Auch uns bot der Klosterbruder solchen zum Verkauf an. Aber ich sagte ihm, wir würden lieber den Geist des Propheten Elias als Karmelitergeist von hier mitnehmen. Da lachte er und sagte: „Ja, den könnt Ihr auch haben." Ja wohl, entgegnete ich, aber nur nicht von Euch! Und er verstand mich. Dann aber eilten wir den Berg hinunter nach Haifa, um alsbald nach Nazareth abzureisen.

Noch vor Einbruch der Nacht, in sieben Stunden, meinte unser Fuhrmann, ein netter Kolonistensohn von Haifa, werden wir dort sein. In scharfem Trabe gings nun durch das alte Städtchen nach der

fruchtbaren Ebene von Akko, die acht Stunden lang und zwei bis drei Stunden breit ist. Etwa eine halbe Stunde weit fuhren wir einer Eisenbahnlinie entlang, die aber auf einmal ohne Station aufhörte. Seit Jahren soll nicht mehr daran gearbeitet worden sein, sonst hätten wir jetzt nach Nazareth, Tiberias und sogar nach Damaskus fahren können. So aber ging es bei uns nur langsam voran, denn waren auch Roß und Wagen gut, der Weg war oft bodenlos schlecht. Den Bach Kison konnten wir in dieser Jahreszeit gefahrlos durchfahren, da der Wasserstand nieder war. Wir dachten dabei an die Abschlachtung der Baalspfaffen durch Elias in diesem Bache, und an das Gottesurteil zwischen Elias und den Baalspfaffen, das dort droben stattfand, von wo heute zum Andenken daran eine kleine griechische Kapelle herabschaut. Wir nahmen unsre Bibel zur Hand und lasen beim Anblick des Karmel und Kison diese Geschichte laut vor. War mir dieselbe schon als Knabe höchst interessant, heute war sie es noch viel mehr. Mittlerweile aber waren wir am östlichen Rande der Ebene angelangt, wo dieselbe von den Ausläufern der galiläischen Berge begrenzt wird. Wir fuhren das mit Eichen dünn bewaldete Hügelland hinan, das die Ebene Akko von der Ebene Jesreel scheidet, und nahmen hier unter einer schattigen Eiche das Abendbrot. Dabei saßen wir auf dem prachtvollsten und farbenreichsten Blumenteppich, den ich je in meinem Leben gesehen habe. Der grüne Wiesengrund stand voller Blutströpfchen, Adriansröschen, Anemonen, den purpurroten „Lilien des Feldes“, Gänseblümchen, rosig angehauchter Alpenröschen, Butterblumen u. a. m., die in allen Farben schillerten: hochrot, rot, rosarot, blau, gelb und weiß. Sie alle predigten von Gottes Pracht und Herrlichkeit in einer Sprache, die weder meine Zunge noch meine Feder wiedergeben kann. Schade, daß wir hier nicht länger weilen konnten. Wir mußten hinunter in die Ebene Jesreel, ins „große Feld Esdralon“, oder auch „Ebene Megiddo“ genannt. Es ist dies eine ungemein fruchtbare Ebene in einer Ausdehnung von acht Stunden in die Länge und drei bis fünf Stunden in die Breite. Ortschaften sieht man hier wenige. Das Land steht verlassen und wüste. Wohl treiben die Fellachen etwas Landbau, aber lange nicht so, daß es der Fruchtbarkeit und Größe entsprechend ausgenützt würde. Sie sind zu faul und fürchten auch die Beduinen, die offiziellen Diebe und Räuber Palästinas. Auch legt die Regierung so hohe Steuern auf jedwede Produktion im Lande, daß so wenig als möglich gepflanzt wird. Vor allem aber fehlt es dem Lande an Bewohnern. „Euer Haus soll euch wüste gelassen werden“ und „ich werde Israel ausrotten von diesem Lande“, ruft einem hier und in ganz Palästina jeder Berg und jedes Thal entgegen. Wie schrecklich

hat sich diese Drohung erfüllt! Und doch, wie gut könnte es heute noch ein Land sein, darinnen Milch und Honig fließt. Das beweisen die Rinder- und Schafherden und der schöne Blumenflor auf den fruchtbaren Gefilden von Galiläa. Gerne hätten sich hier die württembergischen Templerkolonisten angesiedelt, um zugleich auch, wie sie mir sagten, im Lande „Harmagedon“ zu wohnen, an dem Ort, da die letzte große Völkerschlacht geschlagen und alle Menschen zum Gericht versammelt werden sollen; aber die türkische Regierung gab ihnen kein Land. Beim Anblick dieser ungeheuer großen Ebene, die Jahrhunderte hindurch das Schlachtfeld Kanaans war, und beim Gedanken an die Ströme Bluts, die hier geflossen sind, war mir eigen zu Mute. Die Kriegsgeschichten in den Büchern der Richter, Samuels, der Könige und Chronika, sowie der Makkabäer standen mir lebhaft vor der Seele. Auch die Kreuzfahrer und zuletzt noch Napoleon I. haben hier blutige Schlachten geschlagen, und wer weiß, was hier noch weiter geschehen wird. Drüben am südwestlichen Rande der Ebene sahen wir auch das Gebirge Gilboa. Dort endete Saul sein Leben; dort starb auch Jonathan, der edle Freund Davids, und an der südöstlichen Spitze lag einst die Sommerresidenz Jesreel und der Weinberg Naboths. Ach wie düster und öde schaut es jetzt herüber! Es ist, als ob die Verwünschung Davids noch auf dem Gebirge läge: „Ihr Berge zu Gilboa, es müsse weder tauen noch regnen auf euch, noch Aecker sein, davon Hebopfer kommen!“ Erhebender war der Ausblick, als wir gegen Abend am östlichen Rande der Ebene das Hügelland hinankamen, das die Ebene Jesreel und Sebulon scheidet und auf dem Nazareth gelegen ist. Da sahen wir zunächst drüben am kleinen Hermon das biblische Städtchen Nain, in dem der Herr Jesus einen Jüngling vom Tode erweckte, und Sunem, woselbst der Prophet Elisa den Sohn der Sanamitin wieder lebendig machte. Aber nur eine Stunde östlich davon wurde uns auch gleichzeitig das berüchtigte Endor gezeigt, die Heimat jener Totenbeschwörerin, bei der Saul sich Rats holte, ehe er sich auf dem nahen Gilboa das Leben nahm. Sofort aber fesselte unsern Blick eine regelrechte, schön gerundete Bergkuppel. Es war der majestätisch schöne Tabor, der Berg der Verklärung. Wir jubelten, als wir gerade noch vor dem Scheiden der Abendsonne das Haupt dieses ehrwürdigen Berges erblickten, und hätten uns gerne ihm gegenüber gelagert, um im Abendrot seinen Gipfel noch lange zu betrachten. Aber wir mußten unsere Schritte beschleunigen, um noch vor Anbruch der Nacht die irdische Vaterstadt unsres Heilandes zu erreichen. Mit jedem Augenblick wuchs und steigerte sich unsere Erwartung. Endlich, als schon die Abendsonne hinter dem Karmel verschwunden war, erblickten wir

das jedem Christenherzen so teure und vielgeliebte Nazareth. Erstaunt standen wir still und ließen den ersten Eindruck auf uns einwirken. Ehrlich gestanden, das erste Wort, das mir nach kurzem Schweigen unwillkürlich entschlüpfte, war ein verwundertes: „Was, hier.....?“ Und augenblicklich kam mir auch die Frage Nathanaels in den Sinn: „Was kann von Nazareth Gutes kommen?“ Fast wollte ich mich darob ärgern und schämen, daß der erste Eindruck nicht großartiger war. Aber sofort wurde es mir nur um so größer und wichtiger, daß sich der Sohn Gottes vom Himmel mit einem so einsamen und einfachen Gebirgsstädtchen zu seinem irdischen Aufenthalt begnügte und nicht den schönsten Fleck Erde zu seinem Wohnorte erwählte. Und doch, je mehr und je länger ich Nazareth sah und betrachtete, um so besser gefiel es mir, so daß ich schließlich sagen mußte: Wahrlich, wohl kaum ein anderer Ort hätte so gut gepaßt, wie Nazareth. Das Städtchen liegt mitten auf dem Gebirge, in einem schmalen, länglichen Becken 349 m hoch. Am nördlichen Abhang breitet es sich aus und davor liegt ein stilles, grünes Thälchen mit saftigen Feldern und Gärten von Feigen-, Mandel- und Granatbäumen. Es liegt einerseits abgeschlossen und verborgen in seinem Thale, währenddem die umschließenden Hügel es gleichzeitig zu einer Stadt auf dem Berge machen. Hier konnte unser Heiland in Zurückgezogenheit leben und doch hinausschauen auf sein großes Arbeitsfeld, das Land Israel. Und wie oft mag er nach dem Feierabend oder an Sabbathen hinaufgestiegen sein auf diese nahen Berge und hinübergeschaut haben nach dem Tabor, dem kleinen Hermon, nach Gilboa, Karmel und den andern Bergen und Gefilden im gelobten Lande und noch weit darüber hinaus! Und wie mag es ihm auf diesen Bergen, fern vom Leben und Treiben der rauhen Nazarener, in der Gemeinschaft mit seinem Vater so wohl gewesen sein!

Doch wir gehen weiter und ziehen mit Einbruch der Nacht in Nazareth ein. Bei einem Schreiner, der zur württembergischen Tempelgemeinde in Haifa gehört und ein Gasthaus über seiner Werkstätte eingerichtet hat, nahmen wir Wohnung. Wir fühlten uns hier recht gemütlich und waren nicht wenig erstaunt, zwei deutsche Kandidaten der Theologie zu treffen, von denen der eine der Sohn des Basler Missionars Bender (in China) war. Auch eine Anzahl Engländer waren in der Herberge, was allerdings weniger zur Gemütlichkeit beitrug; denn ihre Unterhaltung war derart, daß ich schließlich ärgerlich davonlief. Der gute alte Herr und die freundliche alte Dame waren zwar ganz angenehme Leute; aber die gelehrten und vielgereisten Töchter führten das Wort. Sie sprachen über Geographie, Ethnographie, indische Philosophie und Philologie, über Brahmanismus

und Buddhismus, über Politik und viele andere Dinge, die mich hier so wenig interessierten, als die Fräuleins selber. Eine von ihnen, welche die gescheiteste sein wollte, fragte mich sogar: Wenn ich Mönch sein müßte, ob ich lieber römisch-katholischer oder buddhistischer Mönch sein möchte. Und wiederum: Ob ich nicht der Ansicht sei, daß die Habsburg von der Schweiz an die Oesterreicher verkauft werden sollte und wie hoch ich den Kaufpreis schätzen würde. Empört über solch fades Geschwätz hier in Nazareth, lief ich weg und überließ die Damen ihrem „wissenschaftlichen Kram".

Nach einer erquickenden Nachtruhe machten wir uns in aller Frühe auf, das Städtchen Nazareth und seine Bewohner näher kennen zu lernen. Von gutgebauten Straßen und schönen Häusern ist hier nicht viel zu sehen. Auch scheinen Reinlichkeit und Schönheitssinn nicht gerade die Haupttugenden der Nazarener zu sein. Dabei ist die Jugend den Reisenden gegenüber sehr aufdringlich und bettelhaft. Hingegen scheinen die Leute recht fleißig zu sein. Man trifft hier besonders viele Schuhmacher, Sattler, Schmiede, Schreiner, Schneider, Gerber u. s. w. Auch wird viel Ackerbau, Viehzucht und Handel getrieben. Die heutigen Einwohner sind meist Araber. Von den 7500 Seelen sind etwa 2900 Christen. Protestanten sind es nur wenig über 200. Juden dürfen hier keine wohnen. Ein Nazarener erklärte mir, als ich ihn darüber befragte: „Dem ersten, der sich hier niederlassen wollte, würden wir sofort das Haus über dem Kopf anzünden." Wir konnten nicht umhin, uns gegenseitig daran zu erinnern, wie diese nun geächteten Juden einst den Heiland zur Stadt hinausgestoßen haben. — Von heiligen Orten besuchten wir in Nazareth die „Kirche der Verkündigung", in welcher eine Grotte gezeigt wird, in der vom Engel Gabriel der Jungfrau Maria die Geburt Jesu verkündigt worden sein soll. Wir sahen auch die alte Synagoge, in die Jesus an den Sabbathen gegangen sei, und die Schule, in der er gelernt haben soll; auch die Wohnung der Eltern Jesu und die Werkstatt Josephs. Man wollte uns auch noch in den Saal führen, in dem Jesus nach seiner Auferstehung mit seinen Jüngern das heilige Abendmahl gefeiert habe, und andere sagenhafte Orte mehr, aber wir hatten hiefür kein Interesse. Nazareth als Ganzes war uns viel wichtiger. Wir gingen daher lieber vor die Stadt hinaus auf einen Hügel und dachten daran, wie dies auch unser Heiland, wenn ihm das Leben und Treiben der rauhen Nazarener zuwider war, sicherlich oft gethan haben wird. Im letzten Häuschen trafen wir eine Christenfrau, die im Garten arbeitete. Wir redeten sie an und erfuhren, daß sie Maria heiße. Sonst konnten wir sie nichts verstehen. Sie pflückte aber einen Blumenstrauß und gab ihn meiner Frau. Und

diese Sprache verstanden wir. Maria, die Mutter Jesu, hätte es wohl auch so gemacht. Kaum waren wir von da weggegangen, so begegnete uns ein herziger, etwa 10 bis 12 Jahre alter Knabe. Er trug unter dem Arm Feuerholz, das er wohl seiner Mutter schon in früher Morgenstunde aufgelesen hatte. Dieser bot sich uns freundlichst als Wegweiser an und war, im Gegensatz zu der übrigen Jugend Nazareths, so liebevoll und anständig, daß wir ganz erstaunt waren und sagten: Wahrlich, solch ein holder, freundlicher Knabe war sicher einst Jesus auch; und wir fühlten hier so recht, daß wir in seinen Fußstapfen wandelten, auf Wegen, die er während seines beinahe 30jährigen Aufenthaltes oft gegangen ist. Hier hat er sich auch an denselben Bergen und Fluren erfreut, auf denen jetzt unser Auge ruhte. Und das machte uns Nazareth so lieblich und schön! Ueber einen Begräbnisplatz, auf dem viele alte, aber frisch getünchte Gräber waren, zeigte uns der freundliche Knabe den Rückweg. Dieser Morgenspaziergang in Nazareth und seinen Bergen wird uns unvergeßlich bleiben.

Nun aber war es hohe Zeit, nach dem See Genezareth aufzubrechen. Auf dem Wege durch das Städtchen kamen wir an den „Marienbrunnen", zur einzigen Wasserquelle in Nazareth. Hier hat sicher auch Maria mit dem Jesuskinde oft Wasser geholt. Die Quelle trägt daher mit Recht den Namen der hl. Jungfrau. Auch jetzt standen viele Frauen am Brunnen. Ich gab einer freundlichen Jungfrau unter ihnen meine Flasche und sie füllte sie bereitwilligst mit Wasser und gab sie lächelnd zurück. — Unser Weg nach dem Galiläischen Meer führte uns durch Kana, woselbst der Herr Jesus sein erstes Wunder gethan hat. Es liegt anderthalb Stunden nordöstlich von Nazareth und ist von Mandel-, Granaten- und Olivenpflanzungen umgeben. Auf der angeblichen Stelle des damaligen Hochzeitshauses haben die Katholiken eine Kirche gebaut. Wir gingen aber nicht hinein, sondern setzten uns an die einzige hier vorhandene Wasserquelle, aus der wohl auch damals das Wasser geholt wurde, das Jesus in Wein verwandelte. Auch wir schöpften daraus und mischten es mit einer Flasche Nazarethwein, den wir mitgebracht hatten, und feierten so das Andenken an die allerdings ganz andere Verwandlung des Wassers durch Jesum in Hochzeitswein. Durch die Ebene Sebulon, die wir von da ab durchkreuzten, giebt es nur einen schlechten Karawanenweg, aber keine Straße für Wagen. Da aber meine Frau sich nicht getraute zu reiten, so entschloß sich unser Fuhrmann, nach Tiberias weiterzufahren. Da ging es aber über Stock und Stein, über Gräben und Felder, bergauf und bergab, bald durch Wüstenland und bald durch die schönsten Saaten. Die

Gegend sieht hier im allgemeinen recht öde aus und die Hügel stehen kahl und felsig da. Einwohner, Städte und Dörfer giebt es weit und breit keine. Es ist ein trauriger Anblick. Das ganze Gefilde predigt in mächtiger Sprache Gottes Strafgerichte und seine Gerechtigkeit. Hier würde man sich wohl kaum im „heiligen“ oder „gelobten“ Lande fühlen, wenn man nicht mit Sicherheit annehmen dürfte, daß von Nazareth her der Herr Jesus auf dem Wege ans Galiläische Meer und nach Kapernaum oftmals mit seinen Jüngern hier durchwandelte. Dieser Gegend hat wohl auch der Herr sein Gleichnis vom vierfachen Ackerfeld entnommen. Denn streut hier der Säemann den Samen aufs Feld aus, so fällt sicher manches Saatkorn auf den Weg, den die Karawanen über das frischgeackerte Feld festtreten. Und dann kommen die Vögel und fressen es weg, oder die Leute zertreten es. Sät er seinen Samen auf den sehr steinigen und felsigen Hügeln, so verwelkt die aufgegangene Saat in der trockenen Sommerhitze, weil sie hier nicht tiefe Wurzeln fassen kann. Und wie erstaunt war ich über die Wildnis von Disteln und Dornen, die hier auf dem Felde wachsen. Wahrlich, wo da eine Saat mit solchen Disteln und Dornen aufgeht, da muß sie ersticken! Aber es giebt hier auch recht fruchtbares und schönes Land mit schwarzer, tiefer Erde, darauf man gewiß hundertfältige Früchte ernten kann, denn am Fuße der Berge und Hügel liegt die beste Erde zusammengeschwemmt. Hier in der Ebene Sebulon findet man daher auch den besten Kommentar zu diesem herrlichen Gleichnis vom vierfachen Ackerfeld. Bei dieser Betrachtung ist uns auch die Einöde zum Lustgarten geworden.

Schon lange sahen wir im fernen Norden von steiler Höhe herab Safet, „die Stadt auf dem Berge“, aber vom See Genezareth, der allerdings 208 m unter dem Meeresspiegel liegt, wollte sich lange nichts zeigen. Endlich aber, mittags zwischen zwei und drei Uhr, sahen wir auch ihn plötzlich tief zu unsern Füßen liegen. Lange betrachteten wir sein spiegelglattes und himmelblaues Gewässer, auf dem der Herr mit seinen Jüngern so oft hinüber und herüber gefahren ist. Dann suchten wir an seinem Gestade die Städte und Dörfer, in denen der Herr Jesus so viel gepredigt und Wunder gethan hat. Aber von alldem ist nichts mehr zu sehen. Das „stille Gelände am See“ ist so öde und kahl, wie die Hügel Sebulons, und Grabesstille herrscht jetzt an seinen einst so belebten, lieblichen Ufern. Ueberall Verwüstung und Spuren von schweren Gottesgerichten. Nur Tiberias, die alte, schmutzige und fieberische Judenstadt, steht noch, wurde aber auch schon schwer von Erdbeben heimgesucht, wie wir uns dessen selbst überzeugen konnten. Da hinab stiegen wir nun und suchten uns ein Nachtquartier. Im Franziskaner-

kloster, der gewöhnlichen Herberge für Pilger, ist man darauf eingerichtet. Auch wir klopften nicht vergeblich an der Klosterpforte. Pater Norbert nahm uns freundlich auf. Für mich und meine Frau hatte er ein Zimmer bereit, nicht aber für unsere Reisegefährtin, die hannöverische Pfarrerstochter. Aber auch das machte ihm keine Sorge. Scherzhaft bemerkte er: „Die Frauenzimmer bringen einen immer in Verlegenheit, aber das wird sich schon machen.“ Und so wars auch. Das Kloster interessierte uns wenig. Wir eilten sofort wieder ins Freie an die Ufer des lieblichen Sees. Ein Knabe erbot sich uns als Führer und küßte jedem zum Zeichen die Hand. Dann durchwanderten wir die schmutzigen Straßen und besuchten südlich von der Stadt die heißen Quellen, in denen wir uns Gesicht und Hände wuschen. Dem Seeufer entlang war es recht still und schön, und wir gedachten so weit nach Süden zu gehen, bis der Ausfluß des Jordan sichtbar werde. Aber auf einmal erfaßte unsern jugendlichen Führer eine Angst; er warf alles, was er für uns trug, weg und eilte, was ihn die Füße tragen konnten, heimwärts. Obwohl er uns schon weiter oben zur Umkehr gemahnt hatte, beschlossen wir, auch jetzt noch allein weiter zu gehen. Erst als es anfing zu dunkeln, kehrten wir um, da es uns jetzt auch nicht mehr ganz ungefährlich zu sein schien. Und in der That, in nicht allzugroßer Entfernung sahen wir einige bewaffnete Männer im Grase liegen. Sobald wir aus ihrem Bereiche waren, ergötzten wir uns an dem goldenen Schein des Abendrots, das auf den Ufern des Sees lag, lasen in unserem Testament und sangen Lob- und Danklieder, daß wir einen solchen herrlichen Abendspaziergang am Gestade des Sees Genezareth machen durften. Hier in den Fußstapfen Jesu war es uns wohl. Nur schade, daß wir kein Schiffchen finden konnten, sonst wären wir auch auf den schönen blauen See hinausgefahren. Denn

„Noch schwimmt Sein Bild in Deinem Spiegel Du schöner See Genezareth,
Noch weht um deine Uferhügel Im Windeshauch Sein Nachtgebet.“

Als wir ins Kloster zurückkamen, war es Nacht. Beim Abendessen trafen wir einen lieben Landschaftsmaler mit seiner Frau und einer Tochter aus München, der hier vom See und seiner Umgebung viele schöne Bilder gemalt hatte. Der wohlbeleibte Klosterbruder aber hatte für einen sehr reichen Tisch gesorgt, zu dem natürlich auch guter Klosterwein gespendet wurde. Am meisten freuten wir uns aber über die guten Fische aus dem See. Wir suchten dann bald die Nachtruhe, denn wir waren müde. Doch es war viel zu schwül, als daß wir hätten einen guten Schlaf finden können, nichts zu sagen von gewissen Plagegeistern. Dem Pilgerwirte aber waren wir doch

dankbar für seine freundliche Aufnahme und bezahlten gerne das übliche „Klostergeschenk“.

Schon in frühester Morgenstunde waren wir wieder draußen an den Ufern des Sees Tiberias und wanderten nordwärts bis in die Gegend von Magdala. Von da schauten wir hinüber an den Ort, wo Kapernaum, Chorazin und Bethsaida einst gestanden haben. Wir gedachten dabei auch des Weherufes unseres Heilandes über diese Stätten und waren ergriffen von den gerichtlichen Folgen und der traurigen Wirklichkeit. Einst war durch Jesu Gegenwart der Himmel hier auf Erden, nun aber predigen die Steine und Trümmer Kapernaums, daß es „bis in die unterste Hölle hinuntergestoßen“ wurde. Und das alles wegen der Unbußfertigkeit dieses Volkes. Mein Neues Testament war mir hier so köstlich wie fast nie. Das Galiläische Meer und seine Umgebung war dazu wie ein laut redender Kommentar. Ich konnte mit Lesen und Betrachten nicht satt werden. Tagelang hätte ich hier sitzen und stehen mögen, um Jesu Reden zu betrachten und seine Wunder und Thaten, die er hier verrichtet hat, im Angesichte der traurigen Wirklichkeit lesen zu können. Aber wir mußten uns losreißen, denn am Nachmittag sollten wir wieder in Nazareth eintreffen. Während wir den steilen Berg hinangingen und oben den Berg der Speisung bestiegen, schauten wir noch manchmal auf den lieblichen See und seine öde Umgebung zurück. Dann aber mußten wir Abschied nehmen, Abschied wohl für Nimmerwiedersehen. Wir zogen an dem Berge der Seligpreisungen vorüber und kehrten über die Ebene Sebulon und durch Kana wieder nach Nazareth zurück. Am folgenden Tag reisten wir nach Haifa zurück und schifften uns um Mitternacht nach Joppe ein. Damit schieden wir von Galiläa, dem wir traurig zurufen möchten:

„Einsam ragen deine Höhen, Klagend wogen deine Seen,
Wo die Sonne Blumen grüßte, Starrt die Wildnis und die Wüste
Seit du deinen Herrn verkannt, Heil'ges Land, du armes Land!“

(Fortsetzung folgt.)

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Vorderasien.

Es ist ein eigentümliches Verhängnis, das auf dem großen Ländergebiet von Vorderasien und seinen verschiedenen Völkerschaften ruht und das Christenherz wehmütig berührt, daß hier, wo nicht nur

die Wiege des Menschengeschlechts stand und die Geschichte ihren Anfang nahm, sondern auch das Christentum seine Heimat hat, heute der Islam, die Religion des falschen Propheten, seinen eigentlichen Sitz hat. Durch ihn sind schon vor Jahrhunderten auf seinem Siegeszug die christlichen Völker Vorderasiens unterjocht und das Christentum der alten morgenländischen Kirchen bis auf einzelne Reste ausgerottet worden. Und wo sich solche noch in kümmerlicher Gestalt vorfinden, da leiden dieselben unter dem harten Druck der türkischen Herrschaft, die weder etwas von einem gerechten und milden Regiment weiß, noch auch das Wohl ihrer Unterthanen im Auge hat. Ja es ist, als ob diese dazu bestimmt wäre, allen Segen, der vormals auf jenen Ländern ruhte, in Fluch zu verkehren und für die erstorbene Christenheit als Geißel zu dienen. Wie lange sich dieser noch Gott bedienen wird, bis er sie zerbrochen zur Erde wirft, steht in seiner Hand.

So lange aber der Islam in diesen Ländern die gebietende Macht ist, bleiben auch alle Missionsversuche ein schwieriges und wenig erfolgreiches Unternehmen, das sich beständig durch die Staatsgesetze und den Fanatismus der mohammedanischen Welt gehemmt sieht. Die Mission arbeitet wohl seit Jahren mit einigem Erfolg durch Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten, durch die Presse und ärztliche Mission, aber im großen ganzen ist die Stunde für eine offene und anerkannte Missionsthätigkeit noch nicht gekommen. In der Hauptsache muß sich dieselbe darauf beschränken, durch Wiederbelebung der alten christlichen Kirchenreste, die noch dazu in verschiedene Sekten zerfallen und sich zum Teil nicht sehr freundlich gegenüberstehen, das Christentum den Moslemin zu empfehlen. Es ist auch der langjährigen, treuen Arbeit mehrerer Missionsgesellschaften gelungen, an allen Hauptpunkten der türkischen Provinzen Vorderasiens eine große Anzahl von Gemeinden zu gründen und die Christen verschiedener Nationalität und mancherlei Bekenntnis zum evangelischen Glauben hinanzuführen; aber sie haben mehr oder weniger von der Willkür der Behörden und dem Haß und Widerstand der alten Kirchenkörper zu leiden. Und daß überhaupt die Missionare ihren Posten leidlich behaupten können, verdanken sie nur dem Schutz der auswärtigen Mächte, deren Angehörige sie sind. Doch ist der Boden, auf dem sie sich befinden, trotzdem immer noch ein unsicherer, da es den türkischen Behörden nicht selten am guten Willen oder auch an der Energie und Macht fehlt, um den Verträgen nachzukommen und in einzelnen Fällen Ordnung und Sicherheit herzustellen. Ja, es hat auch nicht an solchen gefehlt, da die Türken mit Feuer und Schwert in ihren eigenen Provinzen aufgetreten sind und ihre christlichen Unterthanen in barbarischer Weise mißhandelt und niedergemetzelt

haben. Greuel dieser Art, wie sie schon früher je und je mit größter Roheit von türkischen Truppen oder wilden Bergvölkern an den wehrlosen Christen verübt worden sind, gehören leider wieder zu den Ereignissen der Gegenwart und die Tagesblätter haben vorgefallene Niedermetzelungen der Armenier, Schandthaten und Greuel berichtet, die mit Recht die wärmste Teilnahme der abendländischen Christenheit mit den unglücklichen Opfern geweckt haben. Zugleich aber auch sind die Augen der europäischen Großmächte auf die Türkenwirtschaft in Kleinasien gelenkt worden, wodurch die Pforte in Stambul in nicht geringe Verlegenheit versetzt ist. Wie weit aber die Mächte einen Druck auf die Türkei ausüben werden, und ob es in der Macht der letzteren liegen wird, den Unruhen in Kleinasien ein Ende zu bereiten, ohne immer wieder neues Blutvergießen herbeizuführen, das muß die Zukunft lehren. Jedenfalls befindet sich der Orient in bedrohlicher Gärung und man darf gespannt sein, wie sich die Lage der Dinge gestalten wird.

Ihren Anfang nahmen jene Niedermetzelungen im Distrikt von Sassun, westlich vom Wan-See, wo eine größere Anzahl von armenischen Dörfern lag. Die Bewohner derselben waren beständig den Angriffen der räuberischen Kurden ausgesetzt, die es besonders auf die Viehherden der armenischen Bauern abgesehen hatten. Bei einer solchen Gelegenheit entspann sich ein Gefecht, in welchem etwa ein Dutzend Kurden, darunter etliche, die der türkischen Armee angehörten, fielen. Dieser Umstand wurde von den Behörden als aufständische Erhebung ausgelegt und die Folge davon war, daß Militärmacht aufgeboten und die blutigste Rache an den Armeniern genommen wurde, die doch nur ihr Eigentum verteidigt hatten. Die türkischen Truppen richteten ein entsetzliches Blutbad an, mordeten ohne Unterschied des Alters und Geschlechts Tausende der Armenier und verübten die größten Scheußlichkeiten an den wehrlosen Opfern. Und auch die Wohnstätten fielen der Zerstörungslust der Mordbrenner zum Opfer.

Nach andern Quellen war der Anlaß folgender: Jene armenischen Bauern, die als Hörige der benachbarten kurdischen Beys diesen jährliche Abgaben zu entrichten und Frondienste zu leisten haben, weigerten sich — aufgestachelt von ihren Herrn — auch noch Steuern an die türkische Regierung zu zahlen, da sie doch keinerlei Schutz von dieser genießen. Bei der gewaltsamen Eintreibung der Steuern durch irreguläre Truppen wurden diese anfangs zurückgetrieben und das veranlaßte die Behörden, die einen allgemeinen Aufstand annahmen, mit allem Nachdruck einzuschreiten. Der damit beauftragte Pascha richtete infolge dessen ein allgemeines Blutbad an, wobei wie

gesagt die haarsträubendsten Grausamkeiten verübt wurden. Nicht genug, daß die Männer erbarmungslos hingeschlachtet wurden, man schonte selbst der wehrlosen Weiber und Kinder nicht. Manche von ihnen erlitten mit christlichem Heldenmut den qualvollsten Tod. Andere sollen sich in der Verzweiflung in Abgründe gestürzt haben, um den grausamen Händen der türkischen Truppen zu entrinnen.

Diese Greuelscenen blieben aber nicht auf jenen Bezirk beschränkt, sondern haben sich seitdem in ganz Kleinasien in allen größeren Städten und Landbezirken wiederholt, und es ist nicht nur viel unschuldiges Blut geflossen, sondern auch namenloses Elend unter der armenischen Bevölkerung hervorgerufen worden. Alle Städte, Thäler und Berge sind voll von den Leichnamen der armenischen Christen und viele der zersprengten und verfolgten Armenier fristen in den Bergen und Wäldern notdürftig ihr Leben mit dem Laub und den Wurzeln der Bäume und Gesträucher. Die Gottesdienste sind meist eingestellt und auf den Kirchtürmen ertönt kein Geläut der Glocken. Nur hie und da sieht man Frauen, die angstvoll in die Kirche schleichen, um dort mit den Geistlichen in der Stille zu beten und zu weinen. Allenthalben ist Schrecken und Unsicherheit verbreitet und die Christen sind wie Schlachtschafe geachtet. Kein Wunder, daß sich der gesamten armenischen Bevölkerung eine große Unruhe bemächtigt hat, die sie da und dort zum Widerstand und zum Kampf der Verzweiflung getrieben hat.

Bei alledem muß indes zugegeben werden, daß den Unruhen in Armenien eine seit längerer Zeit vorbereitete und bis in die Neuzeit fortgesetzte Agitation zu Grunde liegt. Die türkische Regierung hatte alle Ursache, eine allgemeine Erhebung der armenischen Bevölkerung zu befürchten; denn thatsächlich besteht schon seit längerer Zeit eine armenische Partei, die darauf hinarbeitet, die türkische Regierung zu Ausschreitungen gegen die christliche Bevölkerung Kleinasiens zu veranlassen und dadurch das Einschreiten der auswärtigen Mächte, besonders Rußlands, gegen die Türkei herbeizuführen. Schon vor Jahresfrist ließ sich ein aus dem Orient zurückgekehrter Missionar hierüber in der Miss. Review hören und sagte die nun vorgefallenen Greuelscenen voraus. Nach ihm hat diese Revolutionspartei ihren Sitz in Athen, von wo aus sie Beziehungen mit den in London, Paris und Nordamerika lebenden Armeniern unterhält. Von Anfang an zielte ihr Bestreben darauf ab, überall im türkischen Reich unter den ca. 2½ Millionen zählenden Armeniern geheime Revolutionsherde zu errichten und einen allgemeinen Aufstand vorzubereiten. Dieses Treiben war um so frevelhafter, als die Armenier für eine Erhebung gar nicht die Leute sind, und sich jeder, der die Verhältnisse kennt,

von vornherein sagen mußte, daß damit nur die blutige Rache der türkischen Behörden herausgefordert werden würde, der dann auch die Unschuldigen zum Opfer fallen müßten. Wie aussichtslos aber jeder Aufstand gegen die türkische Gewaltherrschaft verlaufen muß, liegt schon in den armenischen Verhältnissen begründet. Die Armenier bilden nirgends eine kompakte Volksmasse, sondern sind in kleinen Körperschaften und einzelnen Gemeinwesen über das ganze Land zerstreut, dazu ein Völkchen, das nur dem Handel und Gewerbe lebt, in den Waffen ungeübt ist und sich auch nirgends zu einer bewaffneten Macht zusammenschließen kann. Aber die Verschwörer rechneten darauf, daß bei dem ersten Ausbruch der aufständischen Erhebung die türkische Regierung mit solcher Grausamkeit auftreten werde, daß infolge dessen Rußland sofort einschreiten und den Armeniern zu ihrem Recht verhelfen werde. Ersteres ist nun freilich geschehen, letzteres aber nicht.

Die Agitatoren haben es auch nicht unversucht gelassen, die in Kleinasien arbeitenden amerikanischen Missionare und deren Gemeinden in die revolutionären Umtriebe mit hineinzuziehen. Es gelang ihnen auch, die Türken eine Zeitlang glauben zu machen, sie seien daran beteiligt. Als sich dann die Unwahrheit dieser Annahme herausstellte, wurden die Missionare als Freunde der türkischen Unterdrückung und als Feinde der armenischen Bewegung verdächtigt.

Es läßt sich denken, daß unter diesen Verhältnissen die Missionsarbeit in der letzten Zeit nicht nur einen schweren Stand gehabt hat, sondern auch von den Unruhen und Verfolgungen aufs schwerste betroffen worden ist. Der Bericht der amerikanischen Kongregationalisten (des American Board), die im nördlichen und mittleren Kleinasien bis an die persische Grenze unter den verschiedenen Kirchenabteilungen der morgenländischen Christen, wie unter den Mohammedanern, eine ausgedehnte Missionsthätigkeit entfalten, spricht sich dahin aus, daß die Geschichte ihrer Mission im letzten Jahr nur von Metzeleien, Schrecken, Hungersnot, Pest und Unruhen zu berichten habe. Inmitten all dieser Nöten haben die Missionsarbeiter der leidenden Bevölkerung mancherlei Hilfe und Trost bringen dürfen. Sie selbst waren als Ausländer zwar mehrfach bedroht und es war zu fürchten, daß man bei der herrschenden Aufregung und Unordnung Gewaltthätigkeiten an ihnen verüben würde; aber die allgemeine Not, in der sie den Hungrigen das Brot brechen und die Verzweifelnden aufrichten konnten, hat ihnen die Bevölkerung nur noch näher gebracht. Auch haben derselben die letzten Vorgänge gezeigt, daß die Missionare ihre besten Freunde sind, die ihnen selbst in der Gefahr zur Seite standen und nicht von ihrem Posten wichen. Dieser Umstand hat den letzteren überall die Thüren der alten Kirchen geöffnet, wie

nie zuvor, und es hat nun den Anschein, als ob eine ganz neue Zeit für die Missionsarbeit unter denselben anbrechen sollte, vorausgesetzt, daß die Regierung imstande ist, Leben und Eigentum der evangelischen Gemeinden und ihrer Missionare zu schützen. (Miss. Herald 1895.)

Daß die amerikanische Mission aber auch Verluste erlitten hat und die meisten ihrer Stationen und Arbeiter noch jetzt mehr oder weniger in Gefahr schweben oder sich doch in kritischer Lage befinden, das zeigen die neueren Nachrichten. Ihre meisten Hauptstationen mit den zahlreichen Außenposten liegen gerade in dem Gebiet, wo die Armenierhetze stattfand: in den Städten Trapezunt, Erzerum, Erzingan, Sivas, Marsovan, Cäsarea, Harput, Diarbekir, Marasch und Aintab, die durch die schrecklichen Niedermetzelungen unvergessen sind. Dadurch, daß sich die Missionare inmitten der aufständischen Bewegung befanden, waren sie trotz der Nähe ihrer Konsuln der größten Gefahr ausgesetzt. So wurden sie z. B. in Marsovan, wo schon früher das schöne Gebäude der Mädchenschule niedergebrannt wurde, wiederholt mit dem Tode bedroht. Auch wurde mehrmals das anatolische Kolleg angegriffen, wie denn überhaupt noch jetzt hier die Stimmung eine sehr gereizte und feindselige ist. In Sivas wagte es eine Missionarin, sich bei dem dortigen Blutbad, nur von einem Konsulatsdiener begleitet, allein unter die Volksmenge zu stürzen und eine Armenierin zu retten. In besonders großer Aufregung befindet sich die Gebirgsgegend südlich und südöstlich von Sivas, wo auf einer Außenstation ca. 2500 Leute niedergemacht worden sein sollen. Am ärgsten ist die Mission in Harput mitgenommen worden, wo von 12 Missionsgebäuden acht zerstört wurden, ein großer Verlust für das ganze Werk. Zum Glück ist das Kolleg, ein wichtiges Institut für die Heranbildung von eingebornen Evangelisten und Lehrern, verschont geblieben. Dagegen ist kürzlich die Zerstörung des theologischen Seminars und der höheren Töchterschule in Marasch telegraphisch gemeldet worden. In Harput befanden sich die Missionsarbeiter mit ihren Pflegebefohlenen in größter Lebensgefahr. Jetzt herrscht die bitterste Not unter der Bevölkerung, da es allenthalben an Lebensmitteln gebricht. In großer Gefahr schweben noch zur Zeit die in Bitlis stationierten Missionsleute. Die Situation ist hier im Westen des Wan-Sees eine um so gefährlichere, da die Stadt in den Bergen liegt und ringsum von einer höchst feindseligen kurdischen und türkischen Bevölkerung eingeschlossen ist. Zudem ist die Stadt in gegenwärtiger Jahreszeit, da die Pässe überall mit Schnee bedeckt sind, gar nicht von außen her zugänglich. Nach den neuesten Nachrichten (Independent Dec. 1895) sind die Missionare vollständig in ihren Häusern eingeschlossen und dürfen sich nicht auf die Straßen wagen. Auch sind alle Läden geschlossen und

es herrscht voraussichtlich großer Mangel an Lebensmitteln. Ebenso gefahrvoll ist die Lage in Wan, einer der alten Städte Armeniens, die besonders von den Kurden und Türken bedroht ist. Zwar befinden sich mehrere Konsuln am Ort, aber ihre Anwesenheit garantiert noch keine Sicherheit. So haben solche das Blutbad in Erzerum nicht verhüten können. Es sind auch alle Anzeichen dafür vorhanden, daß die Kurden über kurz oder lang die Stadt Wan in grausiger Weise heimsuchen werden; denn schon haben sie die ganze Umgegend geplündert und alle erreichbaren Dörfer verwüstet. Auch in Ursa und Aintab haben Unruhen stattgefunden und die Mission gefährdet. In Hadschin, das im wilden Taurusgebirge liegt, war die Lage der Missionare ebenfalls sehr kritisch. Einer derselben wurde sogar mißhandelt und für kurze Zeit eingekerkert. Doch scheint jetzt jede weitere Gefahr abgewendet zu sein. Am schlimmsten aber ist allenthalben die ausgeplünderte Bevölkerung daran, soweit sie den Niedermetzelungen entronnen ist. Denn durch die Zerstörung und Beraubung ihres Eigentums ist dieselbe an den Bettelstab gebracht und der bittersten Not preisgegeben. Die Missionsarbeit aber steht zur Zeit so gut wie still und hat einen Schlag erhalten, der noch lange nachwirken wird. Es sind auch in Amerika schon Stimmen laut geworden, die Missionsarbeiter von den bedrohtesten Punkten zurückzuziehen, aber so lange diese selbst auf ihrem Posten auszuhalten bereit sind, wird man sich kaum dazu entschließen können.

In Syrien, wo die amerikanischen und die reformierten Presbyterianer in den Städten Latakia, Tripoli, Beirut, Zahleh, Sidon und anderwärts arbeiten, befindet sich die Mission bis jetzt nicht in so unmittelbarer Gefahr, wie im Norden. Doch läßt die neuerdings gemeldete Erhebung der Drusen im Libanon auch hier manches befürchten.

Die syrische Mission der amerikanischen Presbyterianer hat nun ihr 25. Jahr hinter sich. Sie hat im Laufe dieser Zeit durch ihre erzieherische, litterarische und ärztliche Thätigkeit ganz Bedeutendes geleistet, obschon ihr von der Regierung manche Schwierigkeit bereitet wird. So darf z. B. in neuerer Zeit kein Buch, das die Presse in Beirut verlassen hat, verschickt und verkauft werden, das nicht vorher der strengsten Censur unterworfen und vom Regierungsbeamten mit seinem Amtssiegel versehen worden ist. Natürlich findet dieser öfters sein Vergnügen darin, große Partien solcher Bücher möglichst lange unberücksichtigt liegen zu lassen und so ihren Vertrieb zu verzögern.

Wie sehr sich das Werk in Syrien ausgedehnt hat, ergiebt eine Vergleichung zwischen heute und vor 25 Jahren. Damals (1870) waren es im ganzen 18 amerikanische Missionsarbeiter, Männer und

Frauen, die in der Arbeit standen; jetzt sind es ihrer 40. Damals waren es 63 eingeborene Gehilfen, jetzt 219. Die damalige Zahl der 294 Kommunikanten hat sich seitdem auf 2048 vermehrt und die der 1671 Schüler auf 7352. Ihre Wirksamkeit erstreckt sich auf fünf Hauptstationen und 98 Außenplätze. Ihr ist es auch zu danken, daß es jetzt kaum einen Weiler auf dem Libanon giebt, in dem nicht die eine oder andere Person des Lesens kundig wäre. Wenn aber die amerikanischen Missionare von der gegenwärtigen Bewegung im Orient erwarten, daß die auswärtigen Mächte eine politische Veränderung zu Gunsten der unter der türkischen Mißwirtschaft lebenden Bevölkerung herbeiführen und damit auch der Mission eine freiere Bewegung verschaffen werden, so muß man das noch abwarten. Vorderhand hat es nicht den Anschein dazu.

Im persischen Gebiet liegen die 6 Stationen und 91 Außenstationen der Presbyterianer um den Urmia-See und um die Hauptstadt Teheran, wo sie in 38 Gemeinden 2838 Kommunikanten und 3470 Schüler zählen. Die Mission wurde ursprünglich in Verbindung mit dem amerikanischen Board nur unter den Nestorianern betrieben und war anfangs auf die Stadt Urmia beschränkt. Seit dem Jahr 1869 wurde sie indes als persische Mission bedeutend ausgedehnt, und nach und nach besetzte man die Hauptplätze Persiens. Während vor 25 Jahren in Urmia nur fünf Missionsarbeiter — darunter ein Arzt — standen, sind es deren heute 16 ordinierte Missionare, 5 Missionsärzte und 1 Laiengehilfe. Mit den weiblichen Missionsarbeitern zählte das gesamte Missionspersonal im letzten Jahr 63 amerikanische Arbeiter. Das der eingebornen Gehilfen hat sich von 53 auf 121 vermehrt. Von den alten bewährten Missionaren ist leider Dr. J. H. Shedd in Urmia am 12. April v. J. nach langjährigem Dienst gestorben.

Auch hier in Persien betreibt die Mission eine ausgedehnte Schulthätigkeit und dient der Bevölkerung durch ihre ärztliche Hilfe. Zu letzterer ist ihr reichlich Gelegenheit geboten in den je und je auftretenden Choleraepidemien, wodurch ihr manche Thür unter der christlichen und mohammedanischen Bevölkerung aufgethan wird. In Urmia, Täbris und Teheran hat die Mission drei Hospitäler und fünf Poliklinken errichtet. Ein weiteres Hospital soll demnächst in Hamadan errichtet werden. Unverkennbar ist auch der Einfluß, den die Mission auf die socialen Verhältnisse ausgeübt hat, indem sie dem Volk den Wert einer Schulbildung zum Bewußtsein gebracht, manches Vorurteil beseitigt, dem Aberglauben entgegengearbeitet und das Bedürfnis nach geordneteren Verhältnissen geweckt hat. So ist z. B. unter den Christen das Familienleben gehoben und manche bestehende Unsitte in Abgang

gebracht worden. Durch größere und kleinere Missionsreisen in die verschiedenen persischen Provinzen, die selbst von einzelnen Damen unternommen werden, wird allenthalben der gute Same ausgestreut und nach neuen Anknüpfungspunkten für die Arbeit gesucht. Von dem auf türkischem Gebiet in der Tigrisebene liegenden Mosul aus wird in den Bergen von Kurdistan ebenfalls mit einigem Erfolg missioniert.

In Dschulfa, einer Vorstadt von Ispahan, und im türkischen Baghdad arbeitet die englisch-kirchliche Mission, an deren Spitze seit 1894 der ehemalige Bischof von Neuseeland, der alternde Stuart, steht, wogegen sich Dr. Bruce hat zurückziehen müssen. Das Missionspersonal ist an beiden Punkten in letzter Zeit ziemlich verstärkt worden. Die Arbeit wäre eine hoffnungsvolle zu nennen, wenn es die Mission nicht mit einem hartnäckigen Widerstand der mohammedanischen Priesterschaft und einer fanatischen Beamtenwelt zu thun hätte, die es bei Uebertritten selbst zu bedrohlichen Ausschreitungen kommen läßt. Ein solcher Aufruhr erfolgte erst letztes Jahr infolge der Taufe einer Mohammedanerin, die zwar von ihrem Mann verstoßen war, deren Leben aber von den Priestern und der fanatischen Volksmenge bedroht war. Bei diesem Anlaß waren selbst die Missionsgebäude, wohin sich die Frau geflüchtet hatte, vor der Wut des Pöbels nicht sicher. Auch wurde ein von der Mission gemietetes Haus, das ein eingeborener Evangelist in der Nachbarschaft von Dschulfa bezogen hatte, mit Gewalt geschlossen. Und so gern auch die Missionsarbeiterinnen von den persischen Frauen in deren Häusern gesehen werden, so wird denselben doch der Zugang auf jede Art und Weise erschwert. Dasselbe ist der Fall, wenn Frauen wegen ärztlicher Hilfe oder um unterrichtet zu werden, das Missionshaus besuchen wollen. Und selbst wenn die Behörden sich aus Rücksicht auf die Anwesenheit des englischen Konsuls des Drucks enthalten möchten, so ist doch die Macht der Priester und der durch sie beeinflußten Volksmasse stärker als das obrigkeitliche Ansehen. Die Mission wird deshalb in Persien, so lange die gegenwärtigen Verhältnisse bestehen, trotz aller Empfänglichkeit einzelner für das Evangelium, eine zwar geduldete, aber durch die Staatsgesetze und den Fanatismus des Islam eingeengte sein und bleiben. Selbst die Hoffnungen, die man auf die Sekte der Babi gesetzt hat, können sich unter diesen Umständen kaum verwirklichen. Sind dieselben doch schon als mohammedanische Häretiker allen möglichen Bedrückungen und Verfolgungen ausgesetzt, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß sie als solche, je nachdem sie die Macht hätten, in gleich fanatischer Weise ihre Lehre verbreiten und dem Christentum Widerstand entgegensetzen würden. So lange aber der Islam die gebietende Macht ist, wird von ihm Staat und Religion so sehr als eins

betrachtet, daß jeder Abfall von dieser als politisches Verbrechen angesehen wird. Demgemäß erscheint auch einer mohammedanischen Regierung jede christliche Missionsthätigkeit als ein staatsgefährliches Unternehmen. (Miss. Intelligencer.)

Hievon hat der neueste, von Pastor Faber unternommene deutsche Missionsversuch in Persien den Beweis geliefert. Auf einer Reise, die Faber 1892 nach der persischen Provinz Kurdistan machte, fand derselbe da und dort offene Thüren für das Evangelium, so namentlich unter den Babis, von denen manche das Neue Testament lesen. Er erließ daher nach seiner Rückkehr einen Aufruf an die deutsche Christenheit, worin er dieselbe für ein Missionsunternehmen im nordwestlichen Persien zu interessieren suchte. Es gelang ihm auch, zwei württembergische Kandidaten der Theologie, Dr. N. Zerweck und Chr. Közle als Missionare dafür zu gewinnen. Im November 1893 wurden dieselben feierlich abgeordnet und nach einer beschwerlichen Reise erreichten sie glücklich das persische Gebiet. Hier trafen sie mit verschiedenen hochgestellten Mohammedanern zusammen, die mehr oder weniger mit dem Islam gebrochen hatten und nur aus Furcht den entscheidenden Schritt des öffentlichen Uebertritts nicht zu thun wagten. Nur der angesehene Kurdenscheich Gül Baba wagte es, sich taufen zu lassen, trotz seiner bisherigen Stellung als religiöses Oberhaupt von 5—6000 Kurden. Die beiden Missionare ließen sich dann in Urmia nieder, um die türkische Sprache zu lernen, und trieben einige Missionsarbeit. Ihre Liebesthätigkeit verschaffte ihnen selbst bei hochstehenden Mohammedanern freundliche Anerkennung. Da auf einmal erhielten sie am 11. Februar 1895 ein Schreiben aus Teheran, wonach sie beide aus Persien ausgewiesen wurden und binnen vier Wochen das Land zu räumen hatten. Die Veranlassung zu dieser unerwarteten Verfügung des persischen Hofes waren einige Flugblätter, die Pastor Faber im Interesse der Mohammedanermission hatte in Deutschland ausgehen lassen. Mehrere dieser Flugblätter kamen dem persischen Gesandten in Berlin zu Gesicht, der zwei derselben übersetzte und nach Teheran an den Schah sandte. Hier wurde namentlich der eine Satz: „Das Kreuz muß an Stelle des Halbmonds herrschen" politisch aufgefaßt und die Thätigkeit der deutschen Missionare als staatsgefährlich angesehen. Der Ausweisungsbefehl traf mitten im rauhen Winter, der ungesundesten Reisezeit, ein. Wohl infolge dessen wurde Közle unterwegs vom Typhus ergriffen und verschied am 8. März. Pastor Faber reiste hierauf sogleich im April 1895 nach Vorderasien, um in Eriwan auf russischem Gebiet mit dem ausgewiesenen Dr. Zerweck zu beraten, wo man etwa die Mohammedanermission wieder aufnehmen könnte. Inzwischen hat sich Pastor Bergmann in Südrußland

für dieselbe angeboten und hofft unter russischem Schutz in Kurdistan unter den Mohammedanern arbeiten zu können, während Miss. Zerweck noch etwas Medizin studieren will, um dadurch wieder Zutritt in Persien zu erlangen. Seitdem sind aber die Aussichten der Mission aufs neue dadurch getrübt worden, daß der christliche Kurdenscheich Gül Baba, der Freund und Gönner der Missionare, durch den Mordstahl eines von Teheran gesandten Meuchelmörders gefallen ist. Er mußte seinen Uebertritt zum Christentum mit dem Tode büßen, und es charakterisiert dieser Fall den in Persien herrschenden Fanatismus, der hier wie überall dem Islam innewohnt. (Missionsfreund 1895.)

Nun noch einen kurzen Blick nach Palästina, wo Deutsche und Engländer an den Mauern Zions bauen. Von der Thätigkeit der ersteren erwähnen wir hier nur das wichtige syrische Waisenhaus, das wesentlich von deutschen Beiträgen unterhalten wird und unter Leitung des jüngeren Schneller steht. Es umfaßt ein Personal von 184 Personen, darunter 151 Kinder, fast lauter Knaben, die den Unterricht einer Volksschule erhalten und dann zu Handwerkern, Lehrern und Evangelisten ausgebildet werden. Für das Schulwesen, das sich im heiligen Lande kräftig entwickelt hat, thut auch die englisch-kirchliche Mission viel, indem sie an verschiedenen Orten, wie in Jerusalem, Bethlehem, Jafa und Nazareth Anstalten für jüdische, arabische und griechische Kinder beiderlei Geschlechts unterhält. Angeregt durch diese Bestrebungen hat auch die römisch-katholische und die russisch-griechische Kirche zahlreiche Schulen gegründet und selbst die türkische Regierung sieht sich neuerdings veranlaßt, ein gleiches zu thun.

Die englisch-kirchliche Mission hat ihr Werk von Jerusalem aus auf Jafa, Gaza, Nablus, Nazareth und Salt (jenseits des Jordans) ausgedehnt und zählt außer diesen Hauptposten eine größere Anzahl von Außenstationen. Neben der Schulthätigkeit bildet auch hier die ärztliche Mission ein wichtiges Mittel, der Bevölkerung nahe zu kommen. Wie feindselig trotzdem die letztere gegen die Mission auftreten kann, zeigte ein Vorfall in Nablus (dem alten Sichem), wo am 8. November ein Volkshaufe von ca. 500 Mohammedanern das dortige Missionshaus und die Kapelle mit Steinen bombardierte. Zum Glück war eben der türkische General mit seinem Gefolge zum Besuch bei Miss. Fallscheer. Seine militärische Begleitung trieb den Pöbel zurück und verhütete dadurch größeren Schaden. Ursache dieser Ausschreitung war ein türkischer Befehl, der wenige Tage zuvor eingelaufen war und wonach 3500 Reservisten eingezogen werden sollten, um eine Erhebung der Christen auf der Insel Kreta niederzukämpfen. Diese Aushebung verursachte böses Blut, und allerlei Gerüchte über Mord-

thaten, die die Christen in Kreta an Mohammedanern verübt haben sollten, regten das Volk, das die Schuld den Christen und den englischen Missionaren zuschob, außerordentlich auf. Die Mohammedaner drohten, ihren Angriff auf die Missionsgebäulichkeiten zu wiederholen und Volksmassen zogen lärmend durch die Straßen mit dem Ruf: Nieder mit den Christen! Durch das energische Einschreiten des Gouverneurs, der die Stadt mit Truppen besetzte, sind indes weitere Ausschreitungen verhütet und die Ruhe wieder hergestellt worden.

---

b) Neuestes und Vermischtes.

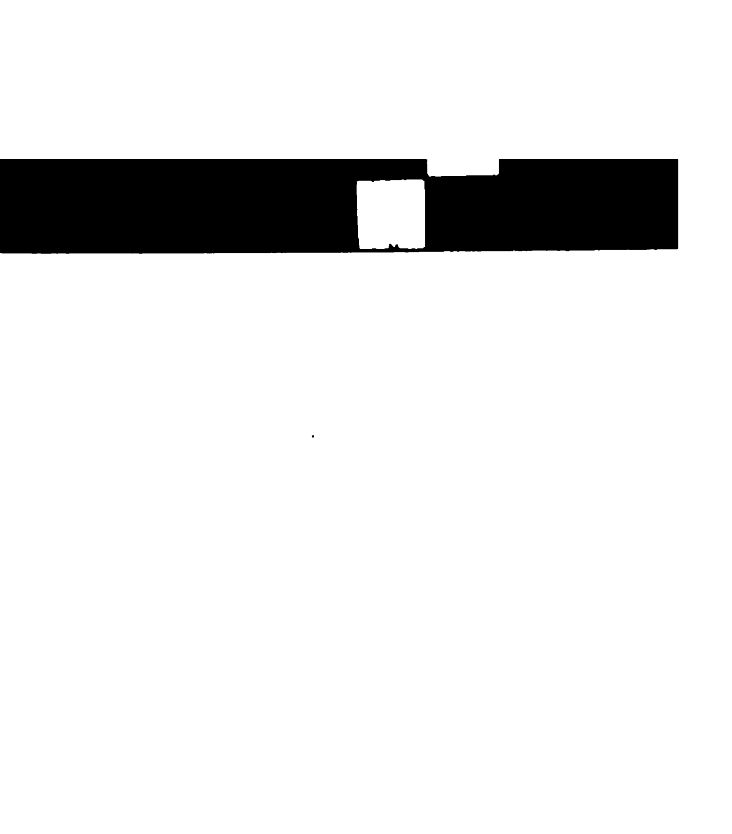
Die **Goßnersche Mission** hat am 10. November v. J. ihr 50jähriges Jubiläum feiern dürfen. Sie hat während dieser 50 Jahre unter dem Volke der Kols (in Indien) nicht nur eine sehr segensreiche Wirksamkeit entfaltet, sondern auch eine bedeutende Ausdehnung erlangt. In ihrem Dienst stehen 21 Missionare, 19 eingeborene Pastoren, 3 Aerzte, 200 Katechisten, 100 Lehrer, 7 Kolporteure und 36 Bibelfrauen. In 1150 Dörfern finden sich ca. 7300 Christenfamilien mit über 40000 Seelen, 12000 Abendmahlsberechtigte und gegen 2000 Schüler. Außer einer höheren Knabenschule, die jetzt zu einer Bildungsanstalt umgewandelt werden soll, deren Schlußprüfung zum Besuch der englisch-indischen Universitäten berechtigt, besteht in Ranchi ein Prediger- und Lehrerseminar. In Verbindung mit der Mission bestehen auch zwei Aussätzigen-Asyle und ein Krankenhaus, sowie eine Druckerei.

Madagaskar. Nach dem Journal des Missions Evangéliques scheint die Pariser Missionsgesellschaft doch daran zu denken, der Insel Madagaskar, auf der künftighin Frankreich „einen überwiegenden Einfluß ausüben werde“, ihr Interesse zuwenden zu wollen. Wenigstens hat die Gesellschaft beschlossen, die Herren Professor Krüger und Pfarrer Lauga nach Madagaskar abzuordnen, die den dortigen Gemeinden einen brüderlichen Gruß der französischen Protestanten überbringen und zugleich untersuchen sollen, in welcher Weise etwa der französische Protestantismus dort in Zukunft in die Arbeit eintreten könnte. Doch will man sich jeder Einmischung in das bereits bestehende Werk der Londoner Mission enthalten. Uebrigens scheint die letztere durch die französische Okkupation der Insel vorderhand nicht gefährdet zu sein. General Duchesne empfing nach der Einnahme der Hauptstadt eine Deputation der englischen Missionare in der freundlichsten Weise und versicherte sie, daß sie keinerlei Behinderung zu befürchten hätten. Ebenso erklärte er einer Abordnung von eingebornen Predigern,

daß sie auch künftighin volle Glaubens- und Gewissensfreiheit haben sollten. Nach einem von der Londoner Mission ausgegebenen Jahrbuch giebt es in den Centralprovinzen und an der Küste gegenwärtig 1454 christliche Gemeinden.

Uebrigens scheinen infolge des Krieges doch Unruhen stattgefunden zu haben, wobei der Quäkermissionar Johnson mit Frau und Kind vom Pöbel ermordet wurde. Es geschah dies auf der Station Arivominamo, wo die Bevölkerung bisher der Mission nur freundlich gesinnt war. Aber es mögen nach Auflösung der madagassischen Armee allerhand Ruhestörer die Oberhand gewonnen haben, die den Christen und den englischen Missionaren die Schuld an ihrem nationalen Unglück zuschreiben. Von Unordnungen berichtete Johnson bereits am 2. Oktober, indem er schreibt: „Sobald die Franzosen in die Hauptstadt einzogen, tauchten alle bösen Elemente des Landes auf. Wie die Pilze schossen die Schnapsläden für Eingeborne empor. Bewaffnete Räuber lauern den Reisenden auf den Landstraßen auf.“ Wie es scheint, dauern diese Unruhen noch fort, ohne daß es den Franzosen gelungen wäre, Ruhe und Ordnung herzustellen.

Westafrika. In Creektown, einer Station der Unierten Presbyterianer in Alt-Kalabar (westlich von Kamerun), ist der Missionsveteran H. Goldie im Alter von 80 Jahren und nach 48jährigem Missionsdienst an der westafrikanischen Küste am 18. August v. J. heimgegangen. Er war 1815 geboren und ging im Jahr 1840 als Missionar nach Jamaika, von wo er 1847 in die im Jahr zuvor gegründete Mission von Alt-Kalabar eintrat. Hier hat er, meist in Creektown stationiert, fast ein halbes Jahrhundert in großem Segen gewirkt, die Mission aufblühen sehen und eine Umwandlung des zuvor so finstern, heidnischen Kalabar miterlebt. Besonders hat sich der unermüdliche Mann, der bis ins hohe Alter hinein geistig frisch und thätig war, durch seine sprachlichen Arbeiten um die Mission und das Efik-Volk verdient gemacht. Er hat die Sprache desselben in Schrift gefaßt, eine Grammatik und Wörterbuch, verschiedene Schulbücher, Katechismus und Kirchenlieder herausgegeben und vor allem die Bibel übersetzt. Die Zeit seines Wirkens in Jamaika eingerechnet, hat derselbe über 55 Jahre der Mission unter den Negern dienen dürfen. Rührend ist, daß der alte Missionar Anderson, der neben Goldie volle 40 Jahre in Alt-Kalabar arbeitete und im Jahr 1889 altershalber nach Schottland zurückkehren mußte, dem Drang seines Herzens nicht widerstehen konnte und nun noch einmal zu einem Besuch auf sein altes Arbeitsfeld zurückgekehrt ist, wo er aber seinen alten Mitstreiter Goldie nicht mehr am Leben traf. (Miss. Record.)





Der Japaner Nißima mit Frau.

Eine erfreuliche und wichtige Anordnung
der württembergischen Ober-Kirchen- und Schulbehörde.*)

Von J. Haller, Stadtvikar in Heidenheim a. Br.

Im März v. J. ist in Württemberg ein staatliches Gesetz betreffend die allgemeine Fortbildungsschule und die Sonntagsschule erschienen. Eine Verfügung des Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens ordnet den Lehrplan, und zwar so, daß dem Religionsunterricht in jedem Jahr 10 Stunden zugewiesen werden, d. h. der achte Teil der gesamten Unterrichtszeit. Es ist dies gewiß ein schönes Zeugnis dafür, daß man den Wert des Religionsunterrichts für die konfirmierte Jugend (vom 14. bis 16. Lebensjahr) zu schätzen weiß. Ein Erlaß des Kgl. Konsistoriums bestimmt, daß im Religionsunterricht „Erzählungen aus der Geschichte und dem Leben der Kirche, der innern und äußern Mission und der Geschichte des Kirchenlieds" behandelt werden sollen. Wie viel Stunden auf die einzelnen Fächer zu verwenden sind, ist nicht angeordnet. Da der Lehrgang ein zweijähriger ist, so wird immerhin erwartet werden dürfen, daß auf die äußere Mission 4—6 Stunden in je zwei Jahren fallen.

Diese Anordnung ist von hervorragender Bedeutung. Es mag ja wohl der eine und andere sagen, einige wenige Stunden über Geschichte der Mission haben nichts zu bedeuten, zumal bei den jungen Leuten, die „in den Flegeljahren" wenig empfänglich sind für alles Religiöse. Ich könnte dieser Geringschätzung nicht beistimmen. Ich bin der Ueberzeugung, daß die Anordnung des württembergischen Konsistoriums in mehrfacher Hinsicht von Bedeutung ist.

*) Dieser Artikel sollte schon im vorigen Jahrgang erscheinen, mußte aber leider bis jetzt zurückgestellt werden. D. H.

1. Es ist wohl zum ersten Mal*) in Deutschland, daß für eine staatlich geleitete Schule der Unterricht über Mission nicht etwa nur der „Liebhaberei“ des Lehrers zugestanden, nicht etwa nur seiner freiwilligen Thätigkeit empfohlen, sondern durch die Oberschulbehörde ausdrücklich angeordnet wird. Die Missionsgeschichte ist dadurch ein amtlich anerkanntes und anbefohlenes Schulfach geworden. Darin liegt ein Beweis für die Entwicklung des Missionswesens in der Heimat. Vor einigen Jahrzehnten wäre eine solche Anordnung noch undenkbar gewesen. Wir leben in einer Zeit, in welcher die Mission aus den engen Kreisen heraustritt, in denen sie bisher mit dankenswerter Treue und mit selbstloser Hingebung gepflegt worden ist. Das unscheinbare, oft verachtete und belächelte Pflänzlein ist zum stattlichen Baum herangewachsen. Der erfahrene Missionsmann kennt die Gefahr, daß mit der Erweiterung der Missionskreise eine Verflachung des Missionsverständnisses und eine Abnahme der Missionsfreudigkeit verbunden sein kann. Aber sollten wir uns nicht freuen, daß auch in der Heimat von Zeit zu Zeit neue Thüren geöffnet und daß neue Gelegenheiten geboten werden, um die Christenheit an ihre lange genug vergessene Missionspflicht zu erinnern?

2. In dem Erlaß des Konsistoriums liegt ein neuer Beweis für die freundliche Stellung, welche die württembergische Oberkirchenbehörde zur Mission einnimmt. Württemberg hat längst den Basler Missionaren die kirchliche Ordination erteilt, während heute noch einzelne Kantone der Schweiz und einige Kirchenbehörden Norddeutschlands die Ordination versagen oder nur ungern gestatten. Vor einigen Jahren hat das württembergische Konsistorium den Theologen der Landeskirche den Eintritt in den Missionsdienst erlaubt und im Fall der Invalidität den Rücktritt in den heimischen Kirchendienst unter Anrechnung der in der Mission verbrachten Dienstjahre zugesichert.**) Der neue Erlaß ist ein neuer Beweis für die dauernd guten Beziehungen zwischen der Württembergischen Ober-Kirchenbehörde und der Mission.

3. Während bisher die Sache der Heidenmission manchem Pfarrer und manchem Lehrer sehr fern gelegen ist, wird infolge der neuen

*) Diesbezügliche Mitteilungen aus andern deutschen und schweizerischen Gebieten wären erwünscht.

**) Vgl. Missions-Magazin 1893, S. 124.

Verordnung der eine und andere sich gedrungen fühlen, sich in die Mission einzuarbeiten. Denn der Unterricht erfordert eine gründliche Vorbereitung, wenn er einigen Erfolg haben soll. Hat sich aber einmal ein Pfarrer mit der Mission beschäftigt für den Unterricht in der allgemeinen Fortbildungsschule, so wird er seine Missionskenntnisse auch in der Predigt und in der Sonntags-Christenlehre verwenden können, und ebenso ein Lehrer im gewöhnlichen Schulunterricht bei den Nicht-Konfirmierten. So kann die Einführung der Missionsgeschichte in der Fortbildungsschule ein Mittel werden zur Ausbreitung von Missionskenntnissen und zur Weckung von Missionsliebe in den Kreisen der Pfarrer und Lehrer, wie in den Gemeinden. Und daß in dieser Hinsicht auch in Württemberg noch sehr viel gethan werden kann, ist eine zweifellose Thatsache.

4. Und endlich hoffe ich von dem Unterricht über Missionsgeschichte einen segensreichen Einfluß auf die heranwachsende Jugend. Voraussetzung ist dabei allerdings, daß ein nach Inhalt und Form tüchtiger Unterricht erteilt wird; hiefür aber liegt die Bedingung in der Freude, welche der Lehrer selbst zur Mission hat. „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb“ — sagt Augustin mit Beziehung auf religiösen Unterricht. Aber wo diese Voraussetzungen zutreffen, wird der Erfolg nicht ausbleiben. Und worin besteht dieser? Nicht nur das betrachte ich als Gewinn, wenn das Verständnis für die Mission und die Liebe zu ihr wenigstens in einzelnen Herzen der Jugend gepflanzt werden kann, und wenn hiedurch der Mission dauernd treue Freunde gewonnen werden. Nicht nur das ist ein Gewinn, daß ihr geistiger Gesichtskreis erweitert, das Verständnis für fremde Völker, Sitten, Religionen geweckt und das Urteil darüber geschärft wird. Ich denke besonders daran: die Beschäftigung mit der Mission bewahrt vor dem sittlichen und religiösen Ruin, welcher vielfach die Jugend bedroht; sie lehrt die eigene Religion, das vielfach nur äußerlich angelernte evangelische Christentum in seiner sittlichen Reinheit, in seiner Erhabenheit über alle andern Religionen, in seiner sieghaften Gotteskraft schätzen und würdigen; die Beschäftigung mit der Mission übt auf die Herzensbildung, auf die Entwicklung des christlichen Charakters einen heilsamen Einfluß aus. So ist die äußere Mission eine wichtige Bundesgenossin der inneren Mission.

Wir freuen uns über die Einführung der Missionsgeschichte in den Lehrplan der württembergischen Fortbildungsschule. Er bezeichnet einen unscheinbaren, aber sehr wichtigen Punkt in der Entwicklung des heimischen Missionswesens; er eröffnet einen hoffnungsvollen Ausblick in die Zukunft für Mission und Kirche, für Pfarrer und Gemeinden, für Lehrer und Schüler, für Alte und Junge.

Bilder aus Japan.

(Fortsetzung.)

*

8. Die ersten Missionare.

Doch wir haben nur eine und zwar die dunkle Seite des Bildes betrachtet. Blicken wir jetzt auch auf die helle und hoffnungsvolle.

Als Japan sich dem Verkehr mit dem Westen öffnete, da regte sichs nicht nur in den Kreisen der Kaufleute, der Forscher, der Politiker, sondern auch die Missionsfreunde lenkten ihre Blicke nach dem fernen Osten. Freilich konnten die Missionare nicht dem Kaufmann und dem Forscher auf dem Fuße folgen. „Die verabscheuungswürdige Sekte der Christen" war staatlich verboten und kein christlicher Lehrer durfte den Boden Japans betreten. Unter dem japanischen Volk war seit Jahrhunderten der Haß gegen das Christentum genährt worden. Einstweilen kamen chinesische Missionare auf ihren Urlaubsreisen nach Japan, hielten sich in den Faktoreien der Fremden auf und suchten ein wenig Verkehr mit dem Volk anzuknüpfen. Was sie sahen und hörten, berichteten sie den Missionsgesellschaften daheim. Diese trafen inzwischen sorgfältig ihre Vorbereitungen und im Jahr 1859, als sich die Verhältnisse in Japan etwas geklärt hatten, betraten die ersten evangelischen Missionare dessen Boden. Es waren die Missionare Liggins und Williams von der protestantisch-bischöflichen Kirche der Vereinigten Staaten. Bald nachher kam Dr. Hepburn mit

seiner Frau (von den Amerikanischen Presbyterianern). Missionare von zwei andern amerikanischen Gesellschaften folgten Ende 1859 und Anfang 1860.

Die ersten Missionare ließen sich in Kanagawa, an der Ostküste, nieder; nur einer, Verbeck von der holländisch-reformierten Kirche in Amerika, ging nach Nagasaki. Zehn Jahre lang waren nur Missionare von diesen vier Gesellschaften da, für eine Bevölkerung von 37 Millionen. Die meisten dieser Missionare hatten schon in China ihre Kräfte geübt. Trotzdem fanden sie die Schwierigkeiten in Japan sehr groß. Denn so lernbegierig die Japaner waren in allem, was weltliche Wissenschaft heißt, so wenig wollten sie etwas von der Predigt vom Kreuze wissen. Sie gingen jeder Berührung mit den Missionaren aus dem Weg. Diese durften sich nur in den Vertragshäfen aufhalten und auch da waren sie ihres Lebens nicht sicher. Oft konnten sie nur in Begleitung eines Schutzmannes ausgehen. Die altjapanische Partei haßte alle Fremden, aber am grimmigsten die Verkündiger eines neuen Glaubens.

Große Mühe machte den Missionaren das Erlernen der japanischen Sprache. Sie ist schon an sich sehr schwer, und damals gebrach es an allen Hilfsmitteln. Als schließlich die Missionare die Umgangssprache etwas beherrschten, da fand sichs, daß es ihr an den Wörtern fehlte, die man bei der Predigt des Evangeliums bedurfte. So waren z. B. die japanischen Wörter für Geist, Gott, Gottes Sohn, kaum zu brauchen. Mit dem Wort Geist verbanden die Japaner nur den Begriff eines Gespenstes; bei den Wörtern Gott und Gottessohn dachten sie an die zahlreichen Götter und Göttersöhne ihrer Mythologie und besonders an den Mikado und seine Abstammung. Das Unzureichende der Landessprache ist allerdings eine Schwierigkeit, die sich wohl auf jedem neuen Missionsgebiet fühlbar macht. In Japan wie anderswo galt es, nach genauem Studium der Sprache und der Volksanschauungen die Worte sorgfältig zu wählen und das Volk nach und nach zu gewöhnen, daß es mit den betreffenden Worten neue Begriffe verband. Der sprachbegabte Dr. Hepburn hat das erste Wörterbuch der englischen und japanischen Sprache geschrieben, — ein Werk, das noch heute unübertroffen ist. Das Bedürfnis nach Bibeln und andern christlichen Schriften konnte anfangs von China aus gedeckt werden. Eine chinesische Bibel giebt es schon seit 1824. An verschiedenen

Plätzen in Japan wurden Niederlagen von Schriften errichtet, und die Bücher und Blätter trugen die gute Botschaft weithinein ins Land, an Orte, die den Missionaren noch lange unzugänglich blieben. Doch genügten diese chinesischen Schriften, die nur den litterarisch Gebildeten zugänglich waren, bald nicht mehr. Es mußte eine Litteratur in der japanischen Volkssprache, in einem japanischen Alphabet gedruckt, geschaffen werden. Dr. Hepburn ging mit einigen andern zunächst an die Uebersetzung des Neuen Testaments und im Jahr 1873 waren schon die vier Evangelien gedruckt.

Sehr viel wirkte von Anfang an das gute Beispiel, das die Missionare gaben. Die Japaner sahen auch bald, daß sie sich nicht wie die Jesuiten in die Politik mischten. Manche Missionare nahmen junge Leute zur Erziehung und zum Unterricht ins Haus oder sie hielten kleine Schulen, in denen Sprachen und sonstige Wissenschaften gelehrt wurden. So kamen die jungen Japaner in persönlich nahe Berührung mit den Missionaren, sie lernten wahrhaft christliche Sitte und besonders ein christliches Familienleben kennen. Viele trugen dann, was sie gesehen und gehört hatten, weiter ins Land, und als später die Missionare im Land reisen durften, fanden sie schon an vielen Orten Anknüpfungspunkte. Die Frauen der Missionare und bald auch unverheiratete Missionarinnen fingen an, unter den Japanerinnen zu arbeiten. Im Jahr 1872 eröffneten drei Missionarinnen von der Frauenmissionsgesellschaft in Amerika die erste christliche Erziehungsanstalt für japanische Mädchen. Verschiedene Missionare, so besonders Dr. Hepburn, waren als Aerzte ausgebildet, und solange das Volk der Predigt unzugänglich war, konnten sie doch neben der ärztlichen Thätigkeit unvermerkt christlichen Einfluß üben.

Seit dem Jahr 1869 fing auch Europa an, sich an dem Missionswerk in Japan zu beteiligen. Als erste europäische Missionsgesellschaft sandte die englisch-kirchliche Mission ihre Sendboten dorthin.

Die Zeit von 1859 bis 1872 war eine Zeit der Vorbereitung und Aussaat; doch konnten schon in den sechziger Jahren ein paar Japaner getauft werden. Der erste war (1864) Missionar Ballaghs Sprachlehrer in Jokohama. Er ließ sich auf dem Totenbett taufen und bekannte laut seinen Glauben an ein ewiges Leben. Zwei andre, die Brüder Wakasa und Ajabe, sind auf wunderbare Weise

mit dem Evangelium bekannt geworden. Noch vor Perry's Ankunft in Jedo zeigte sich eine kleine englische Flotte im Hafen von Nagasaki, zog aber wieder ab, weil die Japaner Truppen nach der Bucht sandten. Von einem der Schiffe war ein englisches Neues Testament ins Wasser gefallen und in die Hände des Generals Wakasa gekommen. Nach vielem Fragen erfuhr er endlich, daß es ein gutes Buch sei, das von Gott und Christus handle und daß man in Shanghai Uebersetzungen des Buches haben könne. Es gelang dem General, sich eine solche zu verschaffen, und nachdem er in seine Heimatprovinz Saga zurückgekehrt war, fing er an, mit vier Freunden das Buch zu studieren. Aber es wurde ihnen schwer, es zu verstehen. Acht Jahre später traf einer der Freunde in Nagasaki mit Missionar Verbeck zusammen und wurde von ihm unterrichtet. Wakasa konnte seines hohen Amtes wegen nicht ohne Aufsehen zu erregen nach Nagasaki zum Unterricht kommen, deshalb sandte er jeden Monat einen Boten nach der zwei Tagereisen entfernten Stadt, der ihm von dem Missionar die gewünschten Erklärungen holte. Im Jahr 1866 gelang es ihm, mit seinem Bruder nach Nagasaki zur Taufe zu kommen. Sechs Jahre später starb er im Glauben an seinen Heiland. Sein Leben blieb nicht ohne Frucht für andre. Im Jahr 1880 wurde seine Tochter mit ihrem Mann und einer Dienerin getauft. Die Tochter und ihr Gemahl schlossen sich einer Christengemeinde in Tokio an, die Dienerin gab den Anstoß zur Gründung einer Christengemeinde in Saga. Ein Enkel Wakasas hat sich im Jahr 1890 zum Studium der Theologie gemeldet.

Im Jahr 1872 wurde in Jokohama die erste kleine Christengemeinde gegründet. Einige japanische Studenten, die Englisch lernten, hatten aus Neugierde an den Bibelstunden der Missionare teilgenommen, in denen man die Apostelgeschichte las. Sie waren tief ergriffen von dem, was sie hörten und sahen. An einem Abend fielen sie auf die Knie und beteten, zum erstenmal in ihrem Leben. Immer eifriger und herzlicher beteten sie, Gott wolle doch seinen Geist über Japan ausgießen, wie am ersten Pfingstfest in Jerusalem. Und das Gebet wurde zunächst für sie selbst erhört. Am 10. März wurden die neun jungen Japaner getauft und noch an demselben Tage gründeten sie mit zwei ältern Christen die erste japanische evangelische Christengemeinde, der sie den Namen „Kirche

Christi in Japan" gaben. Die Gemeinde schloß sich zusammen auf Grund eines einfachen, evangelischen Glaubensbekenntnisses und gab sich eine presbyterianische Verfassung im kleinen.

9. Fortschritte der Mission.

Vom Jahr 1873 an beginnt ein schnelleres Wachstum der Kirche Christi in Japan. Das Volk fing an, Vertrauen zu den Missionaren zu fassen, die seine Sprache redeten und ihm in dieser Sprache etwas darboten, was die Shinto- und Buddhapriester nicht geben konnten, und allmählich schwand auch die Feindseligkeit der Regierung. Eine eigentliche Christenverfolgung hatte nur an einer Stelle stattgefunden: Aus der Zeit der Jesuitenmission waren in Japan noch zahlreiche Katholiken vorhanden, u. a. lebten 4000 in einem Dorf. Diese wollte man ihrem Glauben abtrünnig machen und als sie sich weigerten, wurden sie auf Befehl der Regierung teils ins Gefängnis geworfen, teils verbannt. Als sie nach ein paar Jahren die Freiheit und die Erlaubnis zur Rückkehr in die Heimat erhielten, war die Hälfte dem Kerkerelend und den Leiden der Verbannung erlegen.

Die Zahl der evangelischen Christen war noch sehr gering. Man ging gegen einige Freunde der Missionare oder Besitzer von Evangelien mit harten Gefängnisstrafen vor. Ein Lehrer wurde mit seiner Frau eingekerkert. Sein Verbrechen war, daß er ein Neues Testament besaß, das ihrige, daß sie ihren Mann nicht deshalb angezeigt hatte. Der Mann starb infolge der Leiden der Gefangenschaft, noch ehe die bessere Zeit für Japan angebrochen war; die Frau aber konnte nach ihrer Befreiung offen zum Christentum übertreten. Die Verfolgungen und Belästigungen der Christen trugen den Stempel der Willkür. Man bestrafte an einem Ort, was man am andern erlaubte, je nach der Gesinnung des Statthalters oder Daimios. Der Verkauf von christlichen Schriften war erlaubt und doch wurde der Besitz oder das Lesen des Neuen Testaments bestraft. Die Missionare sollten nicht das Evangelium predigen, aber man machte sich ihr weltliches Wissen sehr gerne zu nutze, stellte sie an Regierungsschulen an und veranlaßte sie sogar, Schulen zu gründen, führte auch ihre Schulbücher ein, die doch in

christlichem Geist geschrieben waren und auch nicht ohne Einfluß blieben. (Nisima z. B. bekam den ersten tiefen Eindruck durch die Worte: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde“, mit denen ein Geographiebuch anfing.) Schon im Jahr 1870 las ein noch heidnischer Japaner in einer von ihm gegründeten Schule mit hundert Schülern die Bibel und Martins „Beweise für das Christentum“, und im Jahr 1871 versprachen einige Daimios, auf ihrem Gebiet den christlichen Unterricht zuzulassen.

Die Regierung machte im Jahr 1872 einen letzten, verzweifelten Versuch, durch Belebung der einheimischen Religionen dem Religionsbedürfnis des Volks zu genügen. Die Shinto- und die Buddhapriester mußten in den bedeutendsten Tempeln Vorträge halten und ein vorgeschriebenes, kurzes Glaubensbekenntnis erläutern. Dieses lautete: „1. Du sollst die Götter ehren und dein Vaterland lieben. 2. Du sollst die Grundsätze des Himmels und die Pflicht des Menschen recht verstehen. 3. Du sollst den Mikado als deinen Herrscher ehren und dem Willen seiner Regierung gehorchen.“

Es war ein sehr bescheidenes Maß von Glauben, das man hier den Leuten zumutete, — war doch nicht einmal die göttliche Abstammung des Mikado erwähnt. Dennoch war es mehr, als die meisten Gebildeten glaubten. Die Vorträge waren schwach besucht und die ganze Angelegenheit verlief im Sande.

Im Oktober 1872 erschien ein Regierungserlaß, kraft dessen den Shintopriestern ihre Einkünfte aus der Staatskasse geschmälert wurden. Am Schluß des Erlasses hieß es, für religiöse Vorträge sei eine besondere Erlaubnis der Regierung nötig, und man munkelte, daß die Missionare diese Erlaubnis erhalten würden. Im Jahr 1873 kehrte eine aus japanischen Staatsmännern bestehende Gesandtschaft, die unter Führung des Ministers Iwakura Amerika und Europa bereist hatten, nach Japan zurück. Unter den mancherlei Eindrücken, die sie mit heimbrachten, war vor allem der, daß die Kultur des Westens der Japans überlegen und daß diese Ueberlegenheit eine Folge des Christentums sei. Dieser Bericht war mit die Ursache, daß die Regierung allmählich weitherziger wurde. Im Jahr 1873 führte sie den gregorianischen Kalender ein und in demselben Jahr verschwanden von den öffentlichen Anschlagsäulen die Edikte gegen die Christen. Im Jahr 1876 befahl die Regierung, um sich wieder in einem Punkt den Staaten des Westens anzupassen, die Feier

des christlichen Sonntags, anstatt der Feier der japanischen Feiertage, deren es sechs im Monat gab.

Die Forderung, daß jeder Japaner sich als Shintoist oder Buddhist einschreiben lassen mußte, wurde aufgegeben und bürgerliche Rechte waren jetzt unabhängig von der Religion. Durch Einrichtung allgemeiner Friedhöfe wurde es möglich, daß auch die ein ehrliches Begräbnis bekamen, die nicht von einem Priester der Shinto- oder Buddhareligion beerdigt wurden.

Die Missionsfreunde beobachteten diese Vorgänge aufmerksam. Sie sahen, daß das Feld reif wurde zur Ernte und sie rafften sich zu neuen Anstrengungen auf. Am Anfang des Jahres 1873 arbeiteten in Japan 7 Gesellschaften mit 31 Missionaren. Im Lauf des Jahres kamen 29 neue Missionare dazu und drei Gesellschaften traten in die Arbeit ein. Zehn Jahre später, 1883, waren es 19 Gesellschaften (lauter englische und amerikanische) mit 138 Missionaren.

Besonders erfreulich ist es, daß diese vielen Gesellschaften im Frieden nebeneinander arbeiteten. Es war dies nicht so leicht und selbstverständlich, denn da ihre Wirksamkeit anfangs auf die Vertragshäfen und deren nächste Umgebung beschränkt war, konnten sie ihre Gebiete nicht abgrenzen.

Feindliche Japaner spotteten über die vielerlei Gesellschaften. „Wie, sagten sie, giebt es denn dreißig Christusse, oder lehrt nur eine Gesellschaft den wahren Christus, und welche ist das?“ Die evangelischen Missionare waren sich des Uebelstandes wohl bewußt und bemühten sich nach Kräften, die trennenden Nebensachen beiseite zu lassen und dem Volk zu zeigen, daß sie alle denselben Christus predigten. Sie fanden auch bald Gelegenheit, gemeinschaftlich an einem wichtigen Werk zu arbeiten. Das Volk von Japan sollte jetzt eine Bibelübersetzung in seiner Sprache bekommen. Die Evangelien waren zwar übersetzt, aber von einzelnen Uebersetzern, nicht nach einem gemeinsamen Plan und ohne genügende Unterstützung durch Japaner.

Jetzt ging man planmäßig ans Werk und eingeborene Prediger und Evangelisten konnten mithelfen. Zuerst mußte die Sprachenfrage entschieden werden. Man hatte die Wahl zwischen dem sogenannten chinesischen Stil, den nur die litterarisch Gebildeten verstehen, der gewöhnlichen Umgangssprache, die nach Art der

Mundarten in verschiedenen Teilen des Landes verschieden ist und viele unedle und derbe Ausdrücke hat, und endlich der Umgangssprache der Gebildeten, die auch von dem Volk verstanden wird, die also etwa unserem Hochdeutsch entspricht. Diese Sprache wählte der Ausschuß, der sich auf Anregung Dr. Hepburns für die Bibelübersetzung gebildet hatte, und er hat damit das Richtige getroffen.

Am 19. April 1880 versammelten sich in einer der evangelischen Kirchen Tokios die Vertreter von 14 Missionsgesellschaften und der japanischen Gemeinden der Hauptstadt, um die Vollendung der Uebersetzung des Neuen Testaments zu feiern. Acht Jahre später war eine noch größere Versammlung in derselben Kirche vereinigt. Es war die Vollendung der ganzen Bibelübersetzung, der diesmal die Feier galt. Dr. Hepburn, der während sechzehn Jahren seine Kräfte und seine großen Gaben dem Werk gewidmet hatte, hielt die Festrede. Tief ergriffen nahm er in jede Hand eins der Testamente und sagte: „Im Namen aller protestantischen Missionare in Japan, ja auch im Namen der gesamten Kirche Christi in Amerika und England überreiche ich diese Liebesgabe dem Volke Japans."

Neunzig Jahre hatten die Jesuiten in Japan missioniert und keinen Teil der Bibel ins Japanische übersetzt. Es waren noch nicht 30 Jahre verstrichen, seit der erste evangelische Missionar ins Land kam, und schon besaß Japans Volk die ganze Bibel in seiner Sprache. Die Uebersetzung gilt als sehr gelungen; auch vom rein sprachlichen Standpunkt aus wird sie gerühmt. Besonders schön sind die Psalmen, an denen Missionar Verbeck sieben Jahre gearbeitet hat. Und die Bibel wird auch fleißig gelesen. Es besteht in Japan seit 1882 ein Bibelbund (er hatte schon 1889 mehr als 12000 Mitglieder), dessen Angehörige sich zum täglichen Lesen eines Bibelabschnitts verpflichten.

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, eine Vereinigung aller evangelischen Missionen und Kirchen in Japan zustande zu bringen. Dies ist zwar nicht gelungen, aber in engerem Rahmen haben sich doch Vereinigungen gebildet. Die ersten zwei christlichen Kirchen in Japan hatten eine presbyterianische Verfassung. Die Presbyterianer (zwei amerikanische Gesellschaften und eine schottische) hatten damals die meisten Missionare in Japan. Sie schlossen sich im Jahre 1879 zu einem Bund zusammen, dem die zwei er-

wähnten Gemeinden beitraten, und gaben ihm den Namen: „Vereinigte Kirche Christi in Japan". Zu diesem Bund gehörten damals acht Gemeinden. Die Presbyterianer gründeten ein theologisches Seminar, das bald in schöner Blüte stand.

Anfangs waren für die presbyterianischen Gemeinden der Heidelberger Katechismus, das Westminster-Glaubensbekenntnis und die Beschlüsse der Dortrechter Synode verbindlich, aber es zeigte sich, daß man den japanischen Gemeinden in der Bekenntnisfrage mehr Freiheit lassen muß. Der Japaner hat eine glühende Vaterlandsliebe, und er will nicht, daß sein Volkstum fremde Beimischungen bekomme. Was er Fremdes aufnimmt, das muß sich allmählich in national-japanischer Weise gestalten lassen. Auch der christliche Japaner bleibt ein Japaner von ganzem Herzen — wer möchte ihm dies verargen? Gerade diese Vaterlandsliebe ist ein Charakterzug, der uns Abendländern den Japaner geistig näher bringt und verständlicher macht, als andere Orientalen, z. B. die uns doch stammverwandten Perser und Inder. So werden wir auch verstehen, daß der Japaner das Christentum haben möchte möglichst ohne das, was durch die kirchliche Entwicklung in bestimmten Ländern dazu gekommen ist. Er möchte eine japanische Nationalkirche. So haben sich die Kirchen mit presbyterianischer Verfassung vor kurzem ein eigenes Glaubensbekenntnis gegeben. Es lautet: „Der Herr Jesus Christus, den wir als Gott anbeten, der eingeborene Sohn Gottes, ward um unsertwillen und für unsere Seligkeit Mensch und litt. Er stellte sich selbst dar als ein vollkommenes Opfer für die Sünde, und alle, die mit ihm eins sind durch den Glauben, erhalten Vergebung und werden für gerechtfertigt erklärt, und ein Glaube an ihn, der in Liebe thätig ist, reinigt das Herz. Der Heilige Geist, der mit dem Vater und dem Sohne angebetet und gepriesen wird, offenbart Jesum Christum der Seele, und ohne seine Gnade kann der Mensch, der in Sünden tot ist, nicht eingehen in das Reich Gottes. Durch ihn wurden die Apostel, Propheten und heiligen Männer der alten Zeiten inspiriert, und er, der in den Schriften des alten und neuen Bundes redet, ist der oberste und untrügliche Richter in allen auf Glauben und Wandel bezüglichen Dingen. Aus diesen heiligen Schriften schöpfte die alte Kirche ihr Bekenntnis, und wir, die wir an dem einst den Heiligen über-

lieferten Glauben festhalten, wir stimmen mit Lob und Danksagung ein in dies Bekenntnis." Und nun folgt das Apostolikum.

Eine Gesellschaft, die erst seit 1869 Missionare in Japan hat, deren Wirksamkeit aber der japanischen Art besonders zusagt, ist der sogenannte „Amerikanische Board", die Mission der Kongregationalisten oder Independenten, bei denen der Grundsatz herrscht, daß jede einzelne Gemeinde vollkommen selbständig sein soll. Natürlich war dies sehr nach dem Sinne der Japaner. Schon im Jahre 1874 waren von dieser Mission aus zwei kleine Gemeinden gegründet worden. Bald schlossen sich andere Gemeinden an. Sie nannten sich Verbundene (Kumiai) Gemeinden und verpflichteten sich auf ein eigenes kurzes Glaubensbekenntnis. Es heißt: „Wir glauben an einen unendlichen und vollkommenen Gott, der in der Bibel als Vater, Sohn und heiliger Geist geoffenbart ist. Wir glauben an Jesum Christum, der, ob er gleich Gott ist, Mensch ward, gelitten hat, gestorben und wieder auferstanden ist zur Erlösung der Welt. Wir glauben an den heiligen Geist, der neues Leben verleiht. Wir glauben an die Bibel, die durch Eingebung verliehen ward und uns weise macht zur Seligkeit. Wir glauben an die heilige Kirche, eine Taufe durch Wasser, das heilige Abendmahl, den Tag des Herrn, Unsterblichkeit der Seele und ein gerechtes Gericht."

Diese Kumiai-Gemeinden folgten von Anfang an dem Grundsatz: Jede Gemeinde soll sich selbst erhalten und regieren und soll selbst Mission treiben. Es waren zuerst kleine, arme Gemeinden und doch haben sie von Anfang an mit großer Opferwilligkeit die Aufgabe der Selbsterhaltung auf sich genommen, haben sich selbst kleine, einfache Kirchen gebaut und haben ihre Prediger selbst besoldet. Und diese wieder haben trotz des geringen Gehalts, der kaum für sie selbst und ihre Familien reichte, mit Freudigkeit und Begeisterung das Evangelium verkündigt.

Schon im Jahre 1878, also vier Jahre nach Gründung der ersten Gemeinden, haben die Kumiaigemeinden eine Missionsgesellschaft gegründet und angefangen, Evangelisten ins Land zu senden.

Eine dritte Gruppe von Missionsgesellschaften und Gemeinden, die sich zu einem größeren Verband geeinigt haben, sind die protestantisch-bischöflichen Kirchen. Der Verband heißt „die japanische

Kirche" und ist geeint auf Grund des Gebetbuchs der englischen Kirche und der Artikel der anglikanischen Kommunion. Seit 1883 ist Japan ein besonderes Bistum der Kirche von England.

Eine Vereinigung der verschiedenen methodistischen Kirchen ist bis jetzt nicht gelungen.

---

10. Nisima und die Gründung der Doschischa.

Die Missionare richteten von Anfang an ihr besonderes Augenmerk auf die Erziehung der Jugend. Bei einem so hoch kultivierten Volke, wie die Japaner, war dies besonders notwendig. Die öffentlichen Schulen Jung-Japans sind religionslos und — was damit zusammenhängt — sie geben der Jugend nur eine ganz einseitige Verstandesbildung, während die Bildung des Charakters vernachlässigt wird. So war es dringend nötig, ein Unterrichtswesen auf christlicher Grundlage ins Leben zu rufen.

Den Mann, der hierin bahnbrechend wirken sollte, hatte Gott schon lange auserſehen und vorbereitet. Es war Joseph Nisima, ein Japaner aus der Klasse der Samurai, geboren 1843. Wie in ihm der Durst nach Wissen und vor allem die Sehnsucht nach Gott geweckt wurde, wie er mit Lebensgefahr (denn damals, 1863, war das Verlassen Japans den Japanern noch bei Todesstrafe verboten) auf ein amerikanisches Schiff entfloh, wie er in Amerika in einer christlichen Familie Aufnahme fand, Christ wurde und dann eine gründliche wissenschaftliche, besonders theologische Bildung erhielt, wie er mit den schon erwähnten japanischen Staatsmännern Europa bereiste — alles das kann hier nicht im einzelnen erzählt werden.*)

Im Jahre 1874 wurde Nisima zum Missionar ordiniert und von dem Amerikanischen Board nach Japan gesandt. Nach zehnjähriger Abwesenheit kehrte er in sein Vaterland zurück, das in dieser Zeit ein ganz anderes geworden war.

Auch Nisima war ein anderer geworden, aber sein Herz schlug noch ebenso warm für Japan, wie als er es verließ, und

*) Näheres über Nisimas Leben findet man im Miss.-Mag. von 1893, S. 257 ff., sowie in dem Schriftchen: Joseph Nisima (Basel, Missionsbuchhandlung).

es war sein sehnlichster Wunsch, dieses heißgeliebte Vaterland für Christum zu gewinnen. Kaum hatte er seine Eltern begrüßt, die in dem Städtchen Annaka auf der Insel Hondo wohnten, so fing er an zu predigen. Nisima war seit seiner Reise mit der japanischen Gesandtschaft bei der Regierung gut angeschrieben und so ließ man ihn gewähren, obgleich die Predigt des Evangeliums eigentlich noch nicht erlaubt war.

Daß er in der Fremde ein treuer Japaner geblieben war, das gewann ihm das Vertrauen seiner Landsleute. Gott gab seinen Segen zu der Predigt, und als Nisima nach zehn Monaten abreiste, um seinen Posten in Osaka anzutreten, war in Annáka, im Innern Japans, die christliche Kirche gegründet.

Schon in Amerika hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß es von ungeheurer Wichtigkeit sei, dem Stand, dem er selbst angehörte, den Samurai, d. h. dem gebildeten Mittelstand, eine gute Erziehung und gründliche christliche Bildung zu geben. Wenn dieser Stand einmal für Christus gewonnen wäre, dann — hoffte Nisima — wäre damit ganz Japan gewonnen. Die gewöhnliche Schulbildung und theologischer Unterricht genügten aber in diesem Fall nicht. Wollte man die Jugend der höheren Stände davor bewahren, in den staatlichen Anstalten dem Zweifel, dem Unglauben und der Unsittlichkeit anheimzufallen, so mußte man sowohl für eine allgemein wissenschaftliche als für eine Fachbildung auf christlicher Grundlage sorgen.

Vor Nisimas Seele stand das Bild einer christlichen Hochschule, und er setzte seine ganze Kraft ein, um es zu verwirklichen. Mit ergreifenden Worten legte er vor seiner Abreise von Amerika und zehn Jahre später bei einem Besuch, den er dort machte, den Missionsfreunden die Sache ans Herz und es fanden sich auch freigebige Hände, die die Mittel beisteuerten.

Der Ort, den Nisima für die Schule ausersah, war die heilige Stadt des alten Japan, Kioto, die einstige Residenz des Mikado. Hier eröffnete er am 29. November 1875 in seiner eigenen Wohnung die Schule mit acht Schülern. Anfangs war die Regierung — aufgehetzt durch buddhistische Priester — mißtrauisch. Der Unterrichtsminister Tanaka, von der Gesandtschaftsreise her ein Freund Nisimas, befahl ihm, den Religionsunterricht aus dem Stundenplan zu streichen, sagte aber, Nisima könne

unter dem harmlosen Namen Sittenlehre christliche Unterweisung geben.

Im Jahre 1876 bezog die Schule, der Nisima den Namen Doshisha (vereintes Wirken) gab, ihr eigenes Haus. Sie hatte jetzt 47 Schüler — der Mehrzahl nach Christen — und sie bekam ganz unerwartet noch dreißig dazu. Das kam so: Ein Amerikaner, Namens Janes, ein früherer Offizier, bekam 1871 von einem Daimio auf der Insel Kishiu den Auftrag, in Kumamoto eine Schule zu gründen. Der Daimio war ein konservativer Altjapaner und wollte junge Leute unterrichten lassen, damit sie später die Fremden bekämpfen könnten. Auch das Christentum durften die jungen Japaner zu diesem Zweck kennen lernen. Janes gab Unterricht in allerlei Wissenschaft, aber bald fühlten die Schüler auch den Einfluß seines wahrhaft christlichen Lebens. Sie nahmen an den Hausandachten teil, fingen an, miteinander zu beten und in der Bibel zu lesen und schließlich sogar unter den Armen der Stadt Mission zu treiben. Das gab große Aufregung in Kumamoto. Die Regierung machte nicht viel, aber von ihren Angehörigen wurden die jungen Christen bedroht, verfolgt und mißhandelt. Sie blieben standhaft, und Janes konnte der Doshisha dreißig treue Bekenner zuführen. Sie sind später tüchtige Geistliche geworden.

Die Doshisha, deren Fakultäten wie bei den amerikanischen Universitäten einzelne selbständige Schulen bilden, wurde immer mehr erweitert. Ein reicher amerikanischer Missionsfreund gab 400,000 Mark zur Gründung einer naturwissenschaftlichen Schule. Auch in Japan selbst flossen die Beiträge — sogar von heidnischen Japanern, die die tüchtigen Leistungen der Schule sahen.

Im Jahre 1893 hatte die Doshisha alle Fakultäten mit Ausnahme der medizinischen, zu der die Mittel noch nicht vorhanden waren. Auch eine Vorbereitungsschule, unseren Gymnasien entsprechend, ist vorhanden. Die vielen Gebäude der Anstalt bilden eine kleine Stadt für sich. Da sind die eigentlichen Universitätsgebäude, die Studentenhäuser mit großen Spielplätzen, die von Gärten umgebenen Professorenhäuser. Auch eine Universitätskirche fehlt nicht.

Zu der Doshisha gehört ein Spital unter der Leitung des Missionsarztes Dr. Greene, und damit ist eine Bildungsanstalt

für eingeborene christliche Krankenwärterinnen verbunden. Sie sehen in ihren netten, weißen Häubchen fast aus wie Diakonissen. Ihre Wirksamkeit trägt viel dazu bei, unter dem Volk die Vorurteile gegen das Christentum zu zerstören.

Auch eine höhere Mädchenschule ist unter den Anstalten der Doshisha. Nisima hatte in Amerika ein christliches Familienleben kennen gelernt und den Einfluß christlicher und gebildeter Frauen an sich selbst erfahren. Die Hebung der Frauen Japans lag ihm sehr am Herzen. Er beklagte es besonders, daß auch Mädchen, die eine höhere Bildung erhalten haben, nach ihrer Heirat in den alten Schlendrian zurückfallen. Noch auf seinem Sterbebett (er starb 1893) ließ er eine frühere Schülerin zu sich kommen und bat sie, doch für die Hebung ihres Geschlechts zu wirken.

(Schluß folgt.)

Meine Heimkehr aus dem Heidenland durchs Heilige Land.

Von Miss. J. Jaus.

(Fortsetzung)

3. Jerusalem und Umgebung.

Unser Reiseziel heute am 6. April war kein geringeres als Jerusalem, die „Stadt des großen Königs". Schon morgens nach 1 Uhr schifften wir uns auf dem österreichischen Dampfer Bernice in Haifa ein und landeten noch am selben Vormittag in Joppe, der „Stadt Simons des Gerbers". Auch hier hatte die Landung seine Schwierigkeiten. Das Schifflein wurde wie eine Nußschale auf den Wellen umhergeworfen. Doch kamen wir glücklich durch Klippen und Brandung ans Ufer des gelobten Landes. Das alte Joppe interessierte uns aber heute wenig. Unsere Sehnsucht stand nach Jerusalem. In einem gemütlichen deutschen Gasthause der Templerkolonie Jafa stärkten wir uns zur Weiterreise und bestiegen dann gegen 3 Uhr die Eisenbahn, die seit 1892 nach Jerusalem hinaufführt. Die herrlich blühenden, wohlduftenden Orangengärten Jafas lagen bald hinter uns. Wir fuhren an Lydda und Ramle vorüber durch die fruchtbare und schöne Ebene Saron. Neben wohl-

bebauten Acker- und Saatfeldern weideten Rinder- und Schafherden, und Millionen von Blumen, besonders Lilien und Anemonen, blühten im schönsten Frühlingsschmucke. Bald aber hatten wir die fruchtbare Ebene durchkreuzt und nun ging es langsam durch ein sich hin-schlängelndes Thälchen aufs Gebirge hinauf. An den steilen und felsigen Bergvorsprüngen machte die Bahnlinie oft so scharfe Kurven, daß ich manchmal eine Entgleisung befürchtete, umsomehr da die Bahn ziemlich wackelig gebaut ist. Doch kamen wir glücklich droben an und waren nun voll Erwartung, die „heilige Stadt“ zu sehen. Von der Bahn aus kann sie jedoch nicht gesehen werden. Hingegen wurden wir auf ein Kloster links oben aufmerksam gemacht, das auf der Stelle erbaut ist, wo der alte Simeon gewohnt haben soll, so-wie auf das Aussätzigenasyl „Jesushilfe“ und die deutsche Templer-kolonie Rephaim. Während wir noch die schönen Häuser der letzteren betrachteten, hielt der Zug hart daneben und wir mußten aussteigen. Es war der Bahnhof von Jerusalem. Aber nirgends sah man etwas von der Stadt. Doch kaum waren wir ein paar Minuten gegangen, so standen wir vor dem Hinnomthale und drüben über demselben lag sie nun: „Jerusalem, die hochgebaute Stadt“. Staunend standen wir stille und dankten im Geiste Gott, der uns diesen An-blick geschenkt, und uns gewürdigt hatte, „unsern Fuß zu setzen in die Thore Jerusalems“. Die Abendsonne warf eben noch ihre letzten goldenen Strahlen auf die Stadt, die uns wie ein himmlischer Gruß aus derselben entgegenleuchteten. Mit freudig pochendem Herzen stiegen wir ins Hinnomthal hinunter und gingen auf der starkbe-fahrenen, schönen Bethlehemstraße zum Jafathor hinauf. Hier ging es außerordentlich lebhaft zu, denn da draußen ist der Sammelplatz für die Wagen und Reittiere der Stadt. Als wir durchs Thor schritten, das im Durchgang einen rechten Winkel bildet, wurden in der nahen Davidsburg Kanonenschüsse gelöst, die in dem hohen Ge-mäuer gewaltig dröhnten. Daß sie nicht unserem Einzuge galten, wußten wir wohl. Die Türken feierten heute den offiziellen Schluß ihrer mohammedanischen Fastenzeit, die mit Sonnenuntergang zu Ende war. Diese donnernde Predigt von der Türkenwirtschaft, die uns aus der „Burg Davids“ entgegentönte, stimmte uns recht wehmütig. Es dunkelte bereits, als wir durch die engen und teilweise über-wölbten Gassen Jerusalems schritten und waren froh, als wir endlich vor dem deutschen Johanniterhospiz standen, über dessen Eingang ein rotes Kreuz die Herberge bezeichnete. Die deutschen Hauseltern, Herr und Frau Bayer, nahmen uns aufs freundlichste auf und führten uns ins sogenannte „Oelbergzimmer“, in dem seinerzeit auch Kaiser Friedrich, damals noch Kronprinz, gewohnt hatte. Durch das Fenster

konnte man selbst beim Mondschein den schönen Oelberg sehen, so daß man unwillkürlich an das Wort erinnert wurde: „Um Jerusalem her sind Berge“. Hier fühlten wir uns wohl und heimisch, waren aber auch müde und matt von der Reise. In dem schönen „Oelbergzimmer“ und den Mauern Jerusalems fanden wir eine erquickende Nachtruhe und waren am andern Morgen wieder wie neu geboren. Unser erster Blick durchs Fenster fiel natürlich wieder auf den Oelberg, über dem eben die Sonne aufging. Das war ein wunderbar schöner Anblick. Von seinem Gipfel aus ist der Herr gen Himmel gefahren. Dort droben steht auch die Himmelfahrtskapelle, das Oelbergdorf, ein hoher Aussichtsturm, verschiedene Kirchen und Klöster der Russen und Lateiner. Als wir lange betrachtend und nachdenkend hinüberschauten, fingen die Glocken auf dem Oelberg und in der neuen russischen Gethsemanekirche an zu läuten. Es war ergreifend und feierlich, so recht die Stimmung zur ersten Morgenandacht auf Zion. Nur schade, daß einen die häufigen Hornsignale aus der Burg Antonia, in der türkisches Militär liegt, immer an die mohammedanische Gewaltherrschaft in der heiligen Stadt erinnern mußten! Dieser Mißton sollte uns übrigens an allen heiligen Orten entgegenklingen. Wohin wir auch unsere Schritte richten mochten, überall mußten wir sehen: „Jerusalem ist von den Heiden zertreten!“

Unsern ersten Ausgang in Jerusalem machten wir nach Golgatha und zum heiligen Grabe. Wir gingen über den Muristan, wo wir im Vorbeigehen die tiefen Fundamentgrabungen zur deutsch-evangelischen Kirche besichtigten. In kurzer Entfernung davon kamen wir dann zur Grabeskirche, einem umfangreichen Gebäudekomplex, erbaut über Golgatha und dem Grabe Jesu. Vor dem Hauptthore standen zwei Reihen türkischer Soldaten als Wache aufgestellt, da am heutigen Tage Tausende von Pilgern die Kirche besuchten. Diese türkischen „Wächter der Ordnung“ mit ihren spöttischen und verschmitzten Gesichtern vor dem höchsten christlichen Heiligtume Jerusalems, machten auf mich einen höchst schmachvollen und beleidigenden Eindruck. „Wieder ein Männlein und ein Fräulein“, bemerkte einer höhnisch von ihnen, als ich mit meiner Frau der Grabeskirche näherte. Und so mögen manche andächtige Pilger hier empfangen werden. Doch wir treten ein. Aber auch hier sind wir ihrem „Schutz und Spott“ unterstellt, nur kümmern wir uns nicht um sie. Wir kamen zunächst an den Salbungsstein, auf dem der Leichnam Jesu einbalsamiert worden sein soll. Die Pilger, nachdem sie sich oftmals bekreuzt hatten, knieten davor nieder und küßten ihn ehrfurchtsvoll. Wir aber gingen sofort rechts die 19 oder 20 Stufen hinauf in die Golgathakapelle zur Kalvarienstätte. Hier soll Christus gekreuzigt

worden sein. Das dunkle, reich ausgeschmückte Heiligtum, das mit vielen köstlichen Lampen erleuchtet war, machte einen ernsten Eindruck. Hoch am Kreuze hängt die Figur des Erlösers und neben demselben stehen Maria und Johannes in Lebensgröße. Auch hier knieten viele Pilger und küßten das Kreuz und den Boden, sowie die mit Silber eingefaßte Felsenspalte, die bis in den Mittelpunkt der Erde hinunterreichen soll, seit in jener Sterbestunde die Felsen zerrissen. Alles ist hier in lautloser Stille, in tiefste Andacht und heiligste Anbetung versunken. Wir entfernten uns nach langer Betrachtung geräuschlos und gingen zum Grabe hinunter. Dasselbe liegt inmitten der Kirche unter der großen vergoldeten Kuppel des Hauptgebäudes in einer kleinen Kapelle. In dieser führt eine niedere Oeffnung in die eigentliche Grabeskammer, die nur 2 Meter lang und 1,8 Meter breit und hoch ist. Sie ist mit weißem Marmor belegt und über der Stätte, da der Leib gelegen haben soll, hängen viele brennende Lampen. Ein Mönch hält hier die Wache, empfängt Opfer und Liebesgaben und weiht den Pilgern ihre Bilder, Kruzifixe, Kerzen, Totenkleider u. s. w., die sie in der heiligen Stadt gekauft und mit nach Hause nehmen. Auch uns besprengte er mit Weihwasser, trotz kräftiger Abwehr. Am griechischen Palmsonntag, an dem die Pilger in großer Prozession Palmzweige und brennende Kerzen nach Golgatha und zum hl. Grabe brachten, wurde ich von Priestern angefragt, ob ich nicht Katholik sei und hätte dann in feierlicher Prozession mit ihnen ins Heiligtum der Grabkapelle hineingehen dürfen. Aber ich war froh, daß wir nicht zu den Steine küssenden Pilgern gehörten.

Fürs erstemal hatten wir nun genug gesehen. Die weiteren Sehenswürdigkeiten sparten wir uns für den nächsten Besuch auf. Doch will ich darauf hier nicht wieder zurückkommen, sonst müßte ich gar vieles beschreiben. Giebt es doch allein gegen 20 über- und unterirdische Sonderkapellen in diesem Gebäudekomplex, die für jeden Abschnitt der Leidensgeschichte die entsprechende Stätte angeben sollen, oder auch nur ganz grundlosen Sagen gewidmet sind. Selbst Adam und Melchisedek sollen hier begraben sein!! Wir verließen dieses Heiligtum der Armenier, Griechen und Lateiner mit sehr gemischten Gefühlen. Hat uns schon die Lage desselben — innerhalb der Stadt und seiner jetzigen Mauer — eine rechte Enttäuschung gebracht, so hat uns die Art der katholischen Verehrung dieser Stätte durch abergläubische Pilger einen noch schmerzlicheren Eindruck hinterlassen. Der Ablaßbetrug und die vorgebliche Verdienstlichkeit des Besuches dieser Stätte bringt sicher mehr Seelenschaden als Nutzen für die armen Pilger! Viel ernster fühlten wir uns angesprochen, als wir

durchs Damaskusthor hinausgingen und das sogenannte „Neu-Golgatha“ bestiegen. Hier im Angesicht der Stadt und des Oelberges konnte man sich die Kreuzigung Christi so recht lebendig vorstellen. Und wie schön paßt dazu auch das in einem Garten gelegene neu entdeckte Felsengrab, das die Engländer um schweres Geld erworben haben. Ob das Kreuz und Grab Jesu einst wirklich hier gewesen, mag ja zweifelhaft sein, aber die Vorstellung, die wir uns nach dem biblischen Bericht von der Kreuzigung und Grablegung Christi machen, stimmt entschieden weit besser mit dieser Lokalität, als mit der reich ausgeschmückten Grabeskirche, die innerhalb der jetzigen Stadt Golgatha und das hl. Grab in sich schließt.

Längst zog es uns mächtig nach Gethsemane hinaus, wo der schwerste Kampf gekämpft und der herrlichste Sieg auf Erden errungen wurde. Wir gingen vom Johanniterhospiz durch die via dolorosa („Schmerzensweg“) zum Stephansthor hinaus und kamen ins Kidronthal hinab. Viele Aussätzige, die am Wege saßen, bettelten uns an und waren so zudringlich, wie ich's selbst in Indien nie gesehen habe. Verwies man sie aber ins Aussätzigenasyl „Jesushilfe“, so sagten sie zornig: „Verflucht sei dein Vater!“ — Am Fuße des Oelberges kamen wir zu einem Garten, der mit einer hohen Mauer umgeben ist. Wir gingen durch die niedere Pforte hinein und kamen in einen wohlgepflegten Blumengarten, in dem acht alte Oelbäume stehen: „geborsten, knorrig und grau“. Der freundliche Franziskanermönch, der denselben pflegt, gab meiner Frau verschiedene Blumen und Gräser zum pressen und trocknen, darunter das schöne sogenannte Blutströpfchen. Hier ist einem wohl zu Mute und man kann sich zu Zeiten ganz ungestört in jene schweren Kampfesstunden versetzen, in denen unser Erlöser bis aufs Blut gekämpft hat. Ja wahrlich, es ist wie uns die arabischen Mädchen in Talitha Kumi so schön und rührend von diesem Garten gesungen haben:

„Kein Ort ist so bescheiden, so heilig, still und hehr,
Drum möcht ich oft hier weilen, Gethsemane!“

Wir kamen deshalb auch gerne wieder. Für heute aber steigen wir noch den Oelberg hinauf und erfreuen uns der herrlichen Aussicht auf die königliche Stadt und das heilige Land. Und welch ein Blick ist das! Da liegt sie vor uns, die Stadt Jerusalem mit ihren hohen Ringmauern, ihren vielen Kuppeln und Minarets, mit ihrer Grabeskirche, ihrem majestätischen Felsendom auf Morija und ihrer ehrwürdigen Davidsburg. Und wie herrlich ist nicht die Fernsicht! Da sieht man gegen Osten das Jordanthal, das Tote Meer und das

dahinterliegende Amoriter-, Moabiter und Edomitergebirge, die Spitze des Nebo, von wo aus einst Mose ins Gelobte Land hineinschaute, und die ganze Wüste Juda. Im Süden interessiert vor allem Bethlehem, die Geburtsstätte Jesu, und der Frankenberg mit der Burg des Herodes. Von Norden her winkt die mit einem Minaret gekrönte Höhe „Samuel Mizpa" herüber, und weiter hinten erheben sich die Berge Samarias: Ebal und Garizim. Einen interessanteren Rundblick als auf dem Oelberg giebt es wohl nirgends auf Erden. Derselbe ist so malerisch schön, so großartig und prächtig, daß er sich mit unauslöschlichen Zügen in die Seele eingräbt. „Man müßte mit den Thränen der Propheten schreiben, um so viel Schönheit in so viel Verwüstung zu malen."

Nachdem wir so nacheinander Golgatha, Gethsemane und den Oelberg besucht hatten, verlangte uns endlich auch auf Morija, den Tempelberg, zu gehen, auf dem einst der prächtige Tempel, das Heiligtum Israels gestanden hat. Dazu mußten wir aber vom deutschen Konsulat einen Kawaß und von der türkischen Regierung einen Soldaten haben, um überhaupt Einlaß zu bekommen. Also bewaffnet und beschützt traten wir mit Herrn Bayer, der sich uns freundlichst zum Führer und Dolmetscher erbot, den Weg nach dem Tempelplatz an. Dieser ist durchaus geebnet, und an Stelle des einstigen Tempels steht nun eine große Moschee der Mohammedaner, ihr zweitgrößtes Heiligtum. Dieser „Felsendom" ist ein wahres Prachtgebäude. Die Wände sind außen und innen mit Marmorplatten belegt und reichlich verziert; ebenso der Fußboden, den wir nur in Zeugschuhen betreten durften. In der Mitte der Moschee ragt ein Fels empor, der mit einem Gitter umgeben ist. Nach jüdischer und mohammedanischer Sage wollte Abraham seinen Sohn Isaak hier opfern, und auch die Bundeslade soll hier gestanden haben. Am Ende der Tage aber werde Gott seinen Richterthron hier aufschlagen. Von einem Mohammedaner auch nur ein Gebet hier verrichtet, ist besser denn sonst tausend! — Im Süden vom Felsendom liegt die Moschee El Aksa, ein großes, siebenschiffiges Gebäude mit mehreren Nebenbauten. Man glaubt in eine christliche Basilika einzutreten und kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß es einst eine solche gewesen sein mag. Von da stiegen wir im Südosten des Tempelplatzes zu den „Ställen Salomos" hinunter, in große unterirdische Gewölbe, die von etwa 80 bis 90 Pfeilern getragen sind. Wir besichtigten dann auch das „Goldene Thor", das zugemauert ist, weil die Moslims einer alten Prophezeiung zufolge befürchten, daß ein christlicher Eroberer an einem Freitag vom Oelberg her durch dasselbe einziehen und den Mohammedanern die Herrschaft über Jerusalem entreißen werde.

Wir verließen diesen einst so heiligen Tempelplatz, den nun „die Heiden zertreten", mit recht wehmütigem Herzen. Israel hat diesen „Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte" durch seinen Unglauben und seine Unbußfertigkeit selbst verschuldet und beklagt nun diesen schweren Verlust jeden Freitag mit Thränen außerhalb dieser Stätte, die es bei Todesstrafe nicht betreten darf, an der sogenannten Klagemauer. Aber noch immer sind es keine Bußthränen, noch immer verharrt es in der Verwerfung des Messias und daher auch Gott in der Verwerfung dieses Volkes. Mit dieser ernsten Predigt verließen wir den Tempelplatz.

Auf einem Gange um die Stadt giebt es ebenfalls manches Interessante zu sehen. So gingen wir eines Tages zum Damaskusthor hinaus, bestiegen „Neu-Golgatha" und kamen um die Nordostecke der Stadtmauer über den Begräbnisplatz der Mohammedaner, hart an der Stadtmauer, ins Kidronthal hinab. Gegenüber dem Tempelplatz, am Fuße des Oelbergs, liegt das uns bekannte Gethsemane, dem wir auch heute wieder einen Besuch abstatteten. Zuvor aber kamen wir am Grabe der Maria vorüber, einer Felsengrotte, in der Maria, ihre Eltern und Joseph begraben sein sollen. Dieselbe ist von einer Kapelle überbaut, von der nur eine Vorhalle aus dem Boden hervorragt. Unterhalb Gethsemane kamen wir zu den stattlichen Grabmälern des Absalom und Zacharias, und am Fuße und Abhang des Oelberges zu unzähligen Gräbern, die eine wahre Totenstadt bilden und worunter sich auch „die Gräber der Propheten" befinden. Wie viele Leiber werden einst hier im Thale Josaphat, am Tage des Gerichts auferstehen! Weiter unten im Thale besichtigten wir den „Marien- oder Jungfrau-Brunnen", sowie den Teich Siloah, und am Zusammenstoß des Kidron- und Hinnomthales den Brunnen Rogel, jetzt Hiobs- oder Nehemiabrunnen genannt. Unterhalb Hakeldama, dem „Blutacker", gingen wir im Westen der Stadt durchs Hinnomthal hinauf an vielen Felsgräbern vorbei nach dem Zionsberg. Hier besuchten wir die Gobatsschule und den deutsch-evangelischen Friedhof, die beide noch außerhalb der Stadtmauer liegen. Innerhalb der Mauer besichtigten wir das Kastell mit dem Davidsturm und in der Nähe eine interessante armenische Kirche. In Nebi Daud sahen wir auch das Grab Davids und das Abendmahlszimmer. So könnte ich noch weiter machen und von einem Besuche an der Klagemauer und einem solchen im Norden, in den Königsgräbern, berichten. Aber wie sollte ich all diese Stätten und Erlebnisse hier beschreiben können? Auch will ich hier nur kurz der Besuche Erwähnung thun, die wir im deutschen Spital und in Talitha Kumi machten, die beide so meisterhaft von Kaiserswerther Schwestern ge-

leitet sind, im Syrischen Waisenhaus bei Vater Schneller, im Aussätzigenasyl, im Marienstift und auf der Templerkolonie Rephaim; ebenso eines Missionskindergottesdienstes, den ich in der deutschen Kirche den Jerusalemskindern halten durfte. Hingegen darf ich wohl nicht unterlassen, über unsere Ausflüge nach Bethlehem, Bethanien, Emmaus und Samuel Mizpa etwas zu erzählen.

Unser erster Ausflug aus der heiligen Stadt galt natürlich **Bethlehem**, der Stadt der Stammväter Davids und der Geburtsstätte des großen Davidssohnes Jesu. Vom Jafathor aus führt eine schöne, vielbefahrene Straße hinab. Da wir gerade eine ganz billige Gelegenheit fanden, so fuhren wir den zwei Stunden weiten Weg in dreiviertel Stunden hin und machten ihn dann am Abend zu Fuß zurück. Beim Eingang des Städtchens stiegen wir ab. Es liegt auf einem schönen Hügel, umgeben von fruchtbaren Gärten und Feldern, von Reben-, Feigen-, Mandel- und Olivenpflanzungen. Nachdem wir Pastor Müller, seiner Schule und der schönen deutschen Kirche einen Besuch abgestattet hatten, gingen wir an die gefeiertste Stätte Bethlehems, in die berühmte Marienkirche, die sich auf dem östlichen Hügel zwischen einem lateinischen, griechischen und armenischen Kloster erhebt. Es ist eine der ältesten und zugleich schönsten Kirchen Palästinas, eine große fünfschiffige Basilika. Das Hauptheiligtum darin ist die Geburtsstätte Jesu unter dem Querschiff, zu der zwei Marmortreppen hinabführen. Ein armenischer Priester hielt gerade drunten den Pilgern eine Predigt und wir mußten warten, bis er fertig war. Dann stiegen wir hinab und kamen in eine Höhle, die etwa 12 m lang und 4 m breit ist und von etwa 30 schönen Lampen erleuchtet war. In der östlichen Nische unter dem Altar ist ein silberner Stern im Boden eingelegt, erleuchtet von 15 Lampen, mit einer lateinischen Inschrift, die zu deutsch lautet: „Hier ist von der Jungfrau Maria Jesus Christus geboren worden." Ihm gegenüber befindet sich die Krippe. Leider hat auch hier wieder die menschliche Kunst die ursprüngliche, natürliche Form verändert. Die Krippe besteht jetzt aus Marmor und der Fußboden und die Wände der Höhle sind mit weißen, schwarzen und rotaderigen Marmorplatten belegt. Wir standen lange an dieser heiligen Stätte und feierten im Geiste Jesu Geburtsfest, das Wunder der Menschwerdung des Sohnes Gottes. Dann zeigte man uns noch die Stelle der Anbetung der Weisen und den Ort, an dem Joseph den Befehl zur Flucht nach Aegypten erhielt, sowie auch die Kapelle der unschuldigen Kindlein, die in Bethlehem ermordet wurden und anderes mehr. Am wichtigsten aber blieb uns die Höhle, die angebliche Geburtsstätte unseres Heilandes.

Auf dem Wege zum Hirtenfeld sahen wir auch die Milchgrotte.

Der Sage nach soll hier die Jungfrau Maria, auf einem Felsen sitzend, ihr Kindlein gestillt haben, wobei einige Tropfen Milch auf das harte Gestein fielen. Der starre Fels verwandelte dadurch Gestalt und Farbe und soll seitdem ein milchweißes Aussehen behalten haben. Ein altes Weib bot meiner Frau ein Pulver aus diesem Gestein zum Verkauf an, damit sie es „im Glauben" gebrauche, falls sie keine Kinder stillen könne! Am obern Rande des Hirtenfeldes angekommen, setzten wir uns unter einen Oelbaum und lasen die Geschichte der Engelerscheinung und die der Aehrenleserin Ruth, sowie die von David und seinen Stammvätern, die alle hier gelebt und auf diesen Feldern gearbeitet haben. Das war eine herrliche Mittagsstunde auf dem freien Hirtenfeld bei Bethlehem, der Stadt Davids. Sie wird uns unvergeßlich bleiben. Dann durchwanderten wir noch das Städtchen, sahen uns die große Perlmutter-Hausindustrie an und freuten uns über den Fleiß der Bewohner, die außerdem noch viel Ackerbau und Viehzucht treiben. Unter den 7000 Einwohnern befinden sich über 6000 Katholiken, über 100 Moslims und nur etwa 60 Protestanten. Juden giebt es hier keine. Am Nachmittag kehrten wir nach Jerusalem zurück. Unterwegs machten wir eine Ruhepause im „Grabmal der Rahel", das jetzt eine alte türkische Kapelle ist, und kamen über die schöne Höhe Mar Elias in die Stadt zurück, dankbar, daß wir Bethlehem sehen und besuchen durften.

Ein zweiter Ausflug galt Bethanien, dem Lieblingsaufenthaltsort unseres Heilandes und der Heimat des Lazarus und seiner Schwestern Maria und Martha, sowie Simonis des Aussätzigen. Zwei Töchter der Hauseltern und eine Malerstochter aus München begleiteten uns. Wir gingen durchs Stephansthor ins Kidronthal hinab, an Gethsemane vorbei und die alte Römerstraße hinaus, die jetzt bis nach Jericho hinabführt. In dreiviertel Stunden erreichten wir das etwa 40 Häuschen zählende armselige Dörfchen am östlichen Abhange des Oelbergs. Man zeigte uns die alten Ruinen eines Hauses, in dem einst Lazarus und seine Schwestern gewohnt haben sollen, und führte uns in eine tiefe Höhle hinab, in der uns die Grabkammer des Lazarus gezeigt wurde. Unwillkürlich fiel mir da drunten ein, daß der Evangelist Johannes ausdrücklich sagt: „Jesus rief mit lauter Stimme: Lazarus, komm heraus!" was der Lage allerdings ganz entsprochen hätte. Auch die Königsgräber, in die ich im Norden von Jerusalem hinabstieg, sind ähnlich gebaut. Vor der eigentlichen Grabeskammer liegt ein Stein bereit, den man vor die Grabesthür wälzen kann. Ob dies das echte Grab des Lazarus ist, mag ja dahingestellt sein; eine alte Grabeskammer ist es immerhin und giebt sicher einen zutreffenden Begriff von der früheren Begräbnisart.

Oberhalb des Dörfchens besitzt ein englisches Fräulein, das hier Missionsarbeit treibt, ein Wohnhaus, und die Jugend steht offenbar unter ihrem Einfluß. Die englischen Brocken, die sie uns vorwelschten, wollten sie wenigstens dort gelernt haben. Auf dem Rückweg in die Stadt gingen wir über Bethphage und die Spitze des Oelbergs, also ziemlich genau denselben Weg, den der Herr oft mit seinen Jüngern ging, zuletzt wiederholt in seiner Leidenswoche. Auch die Jahreszeit mag nahezu dieselbe gewesen sein, denn es war jetzt wenige Tage vor dem griechischen Palmsonntag. Am meisten interessierten mich auf dem Wege nach Bethphage die Feigenbäume, da der Herr am Dienstag der Karwoche hier einen solchen verfluchte, weil er wohl Blätter, aber keine Frucht auf ihm fand. Die meisten Feigenbäume hier oben zeigten erst einen kleinen Ansatz für Blätter und sahen im ganzen noch recht kahl aus. Aber auf einem Acker drinnen stand einer merkwürdigerweise schon im prächtigsten und saftigsten Blätterschmuck. Das fiel mir auf und ich fragte unsere Begleiterin von Jerusalem, ob dieser Baum etwa schon Frühfeigen haben könnte. Sie sagte: „Vielleicht; sehen Sie einmal nach!“ Ich ging hin, und merkwürdig, er war voller Frühfeigen. Ich brach mir etwa ein halbes Dutzend davon und nahm dann auch noch eine Anzahl der großen und saftigen Blätter zum trocknen und als Andenken mit. Dann aber dachte ich: Konnte dieser Feigenbaum jetzt zu dieser Zeit Feigen tragen, so hätte es jener, den der Herr verfluchte, auch können, und der Herr war also berechtigt, auf ihm Frucht zu suchen. Sagt nun aber der Evangelist Markus: „Denn es war noch nicht Zeit, daß Feigen sein sollten“, so will er damit offenbar sagen: wäre es zur eigentlichen Feigenzeit gewesen, im August und September, so wäre es kaum möglich gewesen, daß ein so saftiger Feigenbaum ohne Frucht gewesen wäre, zumal hier oben. Frühfeigen jedoch können manchmal auch fehlen, obwohl selten an einem so saftigen und blätterreichen Baume, wie ich da einen sah, und wie jener der biblischen Beschreibung nach war, den der Herr verfluchte. Erst jetzt verstand ich jene Erzählung von der Verfluchung des Feigenbaums, die mir manchmal zu denken gegeben hatte. Doch wir gehen weiter und kommen nach Bethphage, von wo sich damals der Herr sein Reittier holen ließ. Das Dorf ist aber längst verschwunden und nur eine kleine Kapelle steht noch zur Erinnerung da. Als wir über den Oelberg hinabgingen, dachten wir daran, wie der Heiland damals beim Anblick der ungläubigen und mörderischen Stadt in Thränen ausbrach und seufzte: „Ach, daß du es wüßtest, was zu deinem Frieden dient!“ Er sah den Tempel an und das Treiben auf dem Tempelplatz, das man von hier aus so gut übersehen konnte, und sah im Geiste, daß kein Stein

auf dem andern bleiben werde, „darum, daß Israel nicht erkannt hatte die Zeit, darinnen es heimgesucht war." — Doch wir steigen den Oelberg hernieder und kommen durchs Kidronthal und Stephansthor wieder in die Stadt zurück. Es war ein äußerst windiger Tag, aber auch ein Tag voll der ernstesten und herrlichsten Erinnerung aus dem Leben Jesu, in dessen Fußstapfen wir heute wandelten.

(Schluß folgt.)

Missions=Zeitung.

a) Neuestes und Vermischtes.

Dr. Hugo Hahn †. Am 24. November v. J. starb in der Kapstadt der ehemalige rheinische Missionar Dr. H. Hahn, der seiner Zeit für die Mission im Hereroland von großer Bedeutung gewesen ist und zuletzt als Emeritus in der Kapkolonie lebte. Er ward am 18. Oktober 1818 in Riga geboren und zum Ingenieur ausgebildet, worauf er in den Dienst der rheinischen Mission eintrat und 1841 nach Südafrika ausgesandt wurde. Hier wirkte er zuerst in der Kapkolonie und trat dann in die neu begonnene Arbeit im Großnamaland ein, wo er bei Jonker Afrikaner in Windhoek seinen Sitz nahm. Von da zog er nach Norden und gründete die Mission unter den Herero, deren Wohl und Wehe ihm bis an sein Lebensende am Herzen lag. Nach siebenjähriger aufreibender Arbeit in den damals wilden und lebensgefährlichen Verhältnissen, in denen ihm seine Frau, eine Engländerin, eine treffliche Stütze war, kehrte er nach Deutschland zurück, um mit seiner Gesellschaft die Aussichten dieser Mission zu besprechen. Er hielt sich von 1853 bis 1855 in Europa auf und bereiste währenddem Deutschland, Rußland und England im Interesse der Mission. Auch veröffentlichte er während dieser Zeit seine ersten Arbeiten über die Hererosprache und erhielt dafür später von der Universität zu Berlin den Doktortitel. — Inzwischen war durch einen englischen Reisenden das Ovamboland nördlich von Herero entdeckt und die rheinische Mission aufgefordert worden, unter diesem wohlhabenden, seßhaften Volk die Arbeit aufzunehmen. Hahn war dazu bereit und unternahm, nachdem er 1856 wieder im Hererolande eingetroffen war, im folgenden Jahr mit Miss. Rath seine erste Untersuchungsreise ins Ovamboland. Sie fanden aber nicht die

gehoffte gute Aufnahme und mußten froh sein, mit dem Leben davon zu kommen. Da auch im Hereroland wegen der kriegerischen Wirren nichts zu machen war, so kehrte Hahn im Jahr 1860 wieder nach Deutschland zurück. Während dieses seines zweiten längeren Aufenthaltes in Europa beantragte er, ihm bei seiner Wiederaussendung eine Anzahl von Kolonisten mitzugeben, mit deren Hilfe er in Otjimbingue eine Kolonie anzulegen beabsichtigte, was er zu einer gedeihlichen Entwicklung der Arbeit unter den Herero für durchaus notwendig hielt. So zog er 1863 mit diesen Kolonisten und weiterer Verstärkung wieder ins Hereroland, wo die Mission von da an eine Wendung zum Besseren nahm. Die kriegerischen Verwicklungen währten zwar noch längere Zeit fort, aber das Evangelium fing an, Eingang zu gewinnen, und es konnten die Erstlinge aus den Herero getauft werden. Durch Hahns Vermittlung kam dann auch 1870 der Friede mit den Namas zustande, worauf die Hereromission emporzublühen begann. Auch kam es zur Gründung eines von Hahn seit längerer Zeit geplanten Seminars zur Erziehung von inländischen Gehilfen, dem er den Namen Augustineum gab.

Inzwischen hatte Hahn im Jahr 1866 seine zweite Reise ins Ovamboland gemacht und zwar diesmal mit so gutem Erfolge, daß man jetzt an den Beginn einer Mission daselbst denken konnte. Da indes die rheinische Mission damals im Hereroland und anderwärts vollauf zu thun hatte, so wurde das Gebiet einstweilen der neu entstandenen finnischen Missionsgesellschaft, die ihren Ursprung auch wesentlich der Anregung Hahns verdankte, teilweise überlassen. — Im Jahr 1873 trat dann Hahn aus dem Verbande der rheinischen Mission und wurde Pastor an einer deutschen Gemeinde in der Kapstadt, während welcher Zeit er eifrig bemüht war, zur Gründung von lutherischen deutschen Gemeinden in der Kapkolonie mitzuwirken. Auch ging er noch einmal (1882) im Auftrag der englischen Regierung als Kommissar und Friedensvermittler ins Hereroland, wo aber seine Bemühungen nur von vorübergehendem Erfolge waren. Als er dann im Jahr 1884 seine Predigerstelle in der Kapstadt verlor, begab er sich noch einmal nach Deutschland und wurde hier von der rheinischen Mission unter die Zahl ihrer emeritierten Missionare aufgenommen. Aber es litt ihn nicht auf die Dauer in Europa, und so kehrte er 1887 wieder nach Südafrika zurück, wo er bei seinem als Pastor einer deutschen Gemeinde angestellten zweiten Sohne den Lebensabend verbrachte. Er durfte es noch zu seiner großen Freude erleben, daß die rheinische Mission im Jahr 1890 die Arbeit im Ovambolande aufnahm, wie er denn auch bis an sein Ende mit den Missionaren von Ovambo und Herero in stetem Verkehr blieb.

Sein überaus wechselvolles und ereignisreiches Leben trug den Stempel einer gewissen Rastlosigkeit, die ihn nie lange an einer Stelle aushalten ließ, und sein Zug, fortwährend weit ausschauende, großartige Pläne zu entwerfen, hinderte ihn an einer ruhigen Weiterarbeit. Doch hat er mit großer Treue an der Hauptaufgabe seines Lebens, der Bahnbereitung für das Evangelium im Herero- und Ovambolande, festgehalten. Neben Miss. Rath hat er in der Erforschung der Hererosprache die Hauptarbeit gethan. Aber auch in der Heimat hat er bei seinen wiederholten Besuchen tiefe und segensreiche Spuren hinterlassen. (Nach d. Ber. der rhein. Miss.Ges.)

Internationaler Studentenkongreß zu Liverpool.

Vom 1. bis 6. Januar d. J. tagte in Liverpool zum erstenmal ein internationaler Studenten-Missionskongreß. Vor etwa 10 Jahren wurde im Anschluß an Amerika namentlich durch die eifrige Thätigkeit zweier früher berühmter Spieler und Sportsmänner unter den englischen Studenten eine Vereinigung gegründet, deren Mitglieder sich alle verpflichten, wenn Gott es zulasse, Missionar werden zu wollen. In Amerika sind schon mehr als 1000 Missionare aus dieser Vereinigung hervorgegangen und auch in England zählt sie ihre Mitglieder schon nach Hunderten. Nach längerer Vorarbeit hatte nun diese Vereinigung einen internationalen Kongreß berufen, um im In- und Auslande die Begeisterung und die Liebe für die Mission auf den Universitäten zu wecken. — Am 1. Januar brachte ein Extrazug von London zahlreiche Studenten, darunter etwa 100 Ausländer, Geistliche, Missionare und Missionarinnen nach Liverpool. Noch denselben Abend wurde die Begrüßungs-Versammlung gehalten, deren einmütige Begeisterung während der ganzen folgenden Tage ungetrübt fortdauerte. Eine dichtgedrängte Menge lauschte den herzlichen Begrüßungsworten des Lordbischofs von Liverpool; man sah zahlreiche Vertreter englischer und amerikanischer Missionsgesellschaften, mehr als 1000 Studenten der verschiedenen englischen Hochschulen, Offiziere der Heilsarmee in roter Blouse und goldgesticktem Kreuz, hier und da tauchte auch ein schwarzes Negergesicht auf, daneben Chinesen und Japaner. — Gewaltig dröhnten die Klänge des Eingangsliedes: „Von Grönlands eisigen Bergen“ und die Redner dieses Abends, darunter auch der Rektor der Universität Liverpool, hatten Grund, vorwärts und rückwärts schauend, Gottes besonderen Segen bei diesem Unternehmen zu preisen. Donnernden Beifall erntete der greise, jugendlich rüstige Dr. Pierson aus Philadelphia, der Held der ganzen Versammlung, als er in seiner Rede die unerschütterliche Einigkeit zwischen England und Amerika in der Missionsarbeit betonte; damit habe die

Politik nichts zu thun, und zum Friedenszeichen reichte er dem Lordbischof vor den Augen der Menge die Hand. Die drei nun folgenden Tage dienten dazu, ein möglichst übersichtliches Bild von dem gesamten Missionswerk zu geben, zugleich aber durch religiöse Erbauung und wissenschaftliche Vorträge Eifer und Verständnis für die Mission zu wecken. Jeden Morgen war daher zuerst eine Gebetsversammlung mit biblischer Besprechung; daran anschließend gaben Vertreter der meisten englischen Missionen in besonderen Räumen Bericht von ihrer Thätigkeit, und am Nachmittag folgten in einer der größten Hallen von Liverpool, vor Tausenden von Zuhörern, die allgemeinen Meetings, geleitet von dem Vorsitzenden der Vereinigung, cand. theol. Fraser, der im Herbst als Missionar nach Afrika geht.

Wir wünschen der Bewegung Gottes reichen Segen und geben uns der Hoffnung hin, daß auch auf deutschen Hochschulen endlich ein Zeitalter anbreche, da Liebe und Hingabe an die Mission als schönste und heiligste Pflicht des deutschen Studenten erkannt wird.

(Barmer Miss.Bl.)

Nord-Indien. Seit Menschengedenken sind die wilden Bergvölker an der indisch-afghanischen Grenze, wo gewaltige Felsenpässe von Indien nach den Gebieten Hochasiens führen, der Schrecken des Pandschabs oder des „Fünfstromlands" gewesen. Von ihren unzugänglichen Bergfesten aus pflegten sie von jeher nicht nur die nach Afghanistan führenden Bergpässe unsicher zu machen, sondern überfielen auch plündernd und raubend das Niederland. Ein geschickter Dieb und kecker Räuber zu sein gilt bei ihnen noch heute als die höchste Ehre und es hält schwer, ihrer Raublust zu wehren. Dabei sind sie überaus fanatische Mohammedaner, die des Tages fünfmal ihre vorgeschriebenen Gebete in aller Andacht hersagen. Die Unsicherheit jener Grenzgebiete ist nun allerdings in neuerer Zeit weit weniger groß als früher, seitdem ein Teil derselben unter die Verwaltung der britischen Regierung gestellt worden ist. Es ist auch infolge dessen möglich geworden, daß die Mission ihre Friedensboten dahin ausgesandt und ihre Arbeitsstätten an der afghanischen Grenze aufgeschlagen hat. Es ist dies zugleich in der Hoffnung geschehen, daß man mit der Zeit auch in das eigentliche, bis jetzt noch verschlossene Afghanistan werde vordringen können.

Einer dieser Grenzposten ist das von der englisch-kirchlichen Mission seit 1863 besetzt gehaltene Bannu, südwestlich von Peschawar, in dessen Nähe der Bergstamm der Wasiri seine Wohnsitze hat. Dieser Grenzort, von wo aus man nach Afghanistan vorzugehen hofft, ist

schon jetzt in gewissem Sinn ein Arbeitsposten für die afghanische Mission, da viele Afghanen und Angehörige der Bergstämme um des Handels willen nach Bannu kommen und hier mit der Mission bekannt werden.

Einen großen Einfluß scheint in neuerer Zeit besonders eine von dem jungen Missionsarzt Dr. Pennel vor kurzem hier begonnene ärztliche Mission zu gewinnen; denn von allen Seiten und aus großer Entfernung her strömen ihm Patienten zu und begehren seine Hilfe. Dadurch wird nicht wenig das unter den fanatischen Afghanen bestehende Vorurteil zu Gunsten des Christentums beseitigt und es werden ihm auf diese Weise nicht nur allenthalben die Thüren zu den bisher verschlossenen Gebieten aufgethan, sondern es wünschen auch die Bergvölker seine persönliche Anwesenheit unter ihnen, die bis jetzt um der Unsicherheit willen für einen Missionar unmöglich war. Größere Missionsreisen, die er an der Grenze entlang gemacht hat, haben manche hoffnungsvolle Aussichten eröffnet, die es ihm über kurz oder lang ermöglichen dürften, seine segensreiche Thätigkeit über das Grenzgebiet hinaus auszudehnen. Auch mehrfache Uebertritte vom Islam haben seitdem trotz aller Anfeindung stattgefunden. Dr. Pennel, dem auch seine Mutter auf das Arbeitsfeld gefolgt ist, schreibt: Bisher sind alle Versuche der Mission fehlgeschlagen, den Fuß dauernd über die britische Grenze nach Afghanistan zu setzen und das Panier des Kreuzes Christi daselbst aufzupflanzen. Denn hier regiert der Halbmond, und der Islam wacht mit aller Eifersucht darüber, daß er von keiner Häresie berührt werde, vor allem aber, daß keinerlei Missionare einer anderen Religion sein Gebiet betreten, besonders nicht von dem Volke, mit dem man sich gelegentlich im Kampf gemessen hat. Wie die Dinge bis jetzt in Afghanistan standen, würde auch ein Uebertritt zum Christentum den Tod des Betreffenden bedeutet haben, weswegen es auch niemand im Lande wagen durfte, sich öffentlich als Christen zu bekennen. Aber Gott sei Dank! Die Zeit scheint nun nicht mehr fern zu sein, daß sich auch dieses Land, dessen Berge bis jetzt einen unübersteiglichen Grenzwall für die Mission bildeten, dem Evangelium erschließen wird. Es ist deshalb von Wichtigkeit, daß vorderhand auf den Stationen des Grenzgebiets der Boden mit aller Ausdauer bearbeitet werde, damit dann von hier aus Afghanistan zu seiner Zeit evangelisiert werde. Inzwischen sind verschiedene christliche Bücher und die hl. Schrift in die Landessprache (ins Puschtu) übersetzt worden, und die Afghanen haben reichlich Gelegenheit, das Evangelium zu hören, das Leben der Missionare zu beobachten und durch die ärztliche Mission die christliche Liebesthätigkeit kennen zu lernen. (Med. Miss. Quart. u. Christian.)

Japan. Während die independentischen Gemeinden Japans den Augenblick für gekommen erachten, daß sie nun der ausländischen Missionare entraten und ihre kirchlichen Angelegenheiten selbständig in die Hand nehmen könnten, hat eine Konferenz von Missionaren die folgende Erklärung abgegeben: „Wir Missionare, die wir als Vertreter der verschiedenen in Japan arbeitenden Missionsgesellschaften uns in Karuizawa zusammengefunden haben, erklären hiemit, daß nach unserer Ueberzeugung der Zeitpunkt noch nicht gekommen ist, um die auf dem japanischen Arbeitsfeld gegenwärtig stehenden Missionare zurückzuziehen; im Gegenteil, wir glauben vielmehr, daß sogar ein Bedürfnis nach noch mehr ausländischen Arbeitern in diesem Lande vorhanden ist. (Bapt. Miss. Mag.)

Bücheranzeige.

Zur empfehlenden Anzeige bringen wir:

Kübel, Dr. theol. **Predigten** für alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. Mit einem Bildnis des Verfassers und Mitteilungen aus seinem Lebensgang. 515 S. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München. geh. Mk. 4.80 | geb. Mk. 6.

Pestalozzi, L. **Die christliche Lehre in Beispielen.** Zum Gebrauch für Kirche, Schule und Haus. Neue Folge. 384 S. Fäsi & Beer, Zürich. Fr. 3.80.

Koetsveld, van. Die Gleichnisse des Evangeliums als Hausbuch für die christliche Familie. Aus dem Holländischen übersetzt von Dr. O. Kohlschmidt. Mit einem biographischen Abriß. 2.—5. Tausend. 316 S. Verlag von Fr. Jansa, Leipzig. geh. Mk. 3. | geb. Mk. 4.

Kühnle K. **Die Arbeitsstätten der Basler Mission** in Indien, China, Goldküste und Kamerun. Mit Uebersichtskarte und Stationsbildern. Verlag der Missionsbuchhandlung, Basel. 60 Pf.

Steiner P. **Saat und Ernte der Basler Mission auf der Goldküste.** Mit Karte und 20 Bildern. 88 S. Verlag der Missionsbuchhandlung in Basel. 30 Pf.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**



Hospital in Kodakal (Indien).

Feuer und Schwert im Sudan.

Unter diesem Titel ist vor kurzem im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig ein Werk erschienen, das nicht nur das Interesse des Kolonialpolitikers, sondern auch das des Missionsfreundes in hohem Maß beansprucht.*) Denn es werden uns in demselben außer den persönlichen Erlebnissen Slatin Paschas jene merkwürdigen Vorgänge erzählt, durch die infolge der mahdistischen Bewegung der Sudan mit den Ländern des oberen Nils seit mehr als einem Jahrzehnt jeder Berührung mit der europäischen Kultur verschlossen worden ist. Und nicht nur das. Selbst jede nähere Kunde von dort fehlte bis jetzt. Wohl drangen seiner Zeit die Schreckensbotschaften von den Niederlagen, die Aegypten und mit ihm England durch den Mahdi erlitt, nach Europa; aber über die näheren Vorgänge und den neu entstandenen mächtigen Priesterstaat der Mahdisten fehlte der Bericht eines berufenen Augenzeugen. Denn alle die Männer, die die mahdistische Bewegung aus eigener Anschauung kennen gelernt haben, sind bis auf einen tot. Nur Slatin Pascha, der ehemalige Gouverneur von Darfur, der sich nach tapferer Verteidigung den Mahdisten ergeben mußte und elf lange Jahre in deren Gefangenschaft schmachtete, konnte endlich im März v. J. aus Omderman (bei Chartum) glücklich entrinnen und hat nun in dem erwähnten Werk in spannendster Weise seine Erlebnisse im Sudan geschildert.

*) Feuer und Schwert im Sudan. Meine Kämpfe mit den Derwischen, meine Gefangenschaft und Flucht. 1879—1895. Von Rudolph Slatin Pascha. Deutsche Originalausgabe. Mit einem Porträt in Heliogravüre, 19 Abbildungen von Talbot Kelly, einer Karte und einem Plan. 596 S. Verlag von F. A. Brockhaus, Leipzig. 1896. — Geh. 9 M. Geb. 10 M.

Als Gefangener des Mahdi und als Leibwächter von dessen Nachfolger, der ihn ängstlich auf Schritt und Tritt bewachen ließ, hat Slatin in nächster Umgebung der mahdistischen Machthaber wie kein zweiter Gelegenheit gehabt, die innersten Vorgänge im Mahdireich und die in demselben ausgeübte Schreckensherrschaft zu beobachten.

Das von ihm erschienene Werk ist deshalb zugleich ein höchst wertvoller Beitrag zur Völker- und Religionsgeschichte jener Nilländer, und wir können dasselbe unseren Lesern nicht besser empfehlen, als indem wir daraus im nachstehenden einige gedrängte Mitteilungen machen, wobei wir besonders das Auftauchen und Umsichgreifen des Mahdismus zur Darstellung bringen möchten. Wir hoffen, daß sich dadurch mancher unserer Leser angeregt fühlen werde, nach dem Buche selbst zu greifen, das trotz seines Umfanges und der schönen Ausstattung vom Verleger zu einem verhältnismäßig niederen Preise geboten wird.

---

1. Im Sudan.

Slatin, der schon im Jahre 1874 eine Reise nach dem Sudan unternommen hatte und im Juli 1878 als österreichischer Offizier mit seinem Regiment an der bosnischen Grenze stand, erhielt hier von Gordon Pascha, dem damaligen General-Gouverneur des ägyptischen Sudan, die ehrenvolle Einladung, in seinen Dienst zu treten. Freudig nahm er das Anerbieten an und begab sich Ende Dezember desselben Jahres nach Aegypten, von wo er Mitte Januar 1879 in Chartum eintraf. Er wurde zuerst als Finanzinspektor mit der Bereisung des Landes und der Regelung der Steuerverhältnisse beauftragt und erhielt dann seine Ernennung zum Gouverneur von Dara (Süd- und West-Darfur) und zugleich den Befehl, sofort nach seinem Bestimmungsort abzugehen, um dort gegen den Thronprätendenten Sultan Harun zu kämpfen, der als Abkömmling der alten Könige von Darfur das Land seiner Väter den Aegyptern wieder zu entreißen suchte. Das Land war infolge dessen als Schauplatz der schrecklichsten Kämpfe seit Jahren nicht mehr zur Ruhe gekommen und, wie sich denken läßt, in beklagenswertem Zustand. Ueber el Obeïd, den Regierungssitz der Provinz

Kordofan, erreichte Slatin im August 1879 Dara, die Hauptstadt des südlichen Darfur.

Diese Provinz war, nachdem der letzte König von Darfur im Kampf gegen die Aegypter gefallen, noch nicht sehr lange von diesen annektiert worden. Der willkürlichen Regierung ihrer Sultane müde, sehnten sich die Einwohner nach Ruhe. Doch sie fanden sich bitter enttäuscht; denn die zahlreichen Scheichs, die von der ägyptischen Regierung als irreguläre Reiterei benützt wurden, machten sich in dem eroberten Lande der größten Willkür schuldig. Ganz Darfur rebellierte deshalb und wählte Harun el Reschid zu seinem Sultan, der auch den größten Teil des Landes unter seine Botmäßigkeit brachte. Allein die Regierung in Chartum säumte nicht, ein Heer in Eilmärschen nach Darfur zu senden, dem es auch gelang, die von den Rebellen belagerten festen Plätze zu entsetzen und schließlich das abgefallene Land wieder zu unterwerfen. Hierauf hatte Gordon Pascha als General-Gouverneur das neu erworbene Darfur von Chartum aus besucht. Durch sein überaus gewinnendes Wesen, sowie durch seine außerordentliche Freigebigkeit und Leutseligkeit gewann er den größten Teil der Bevölkerung für sich. Seinem wunderbaren Einfluß gelang es auch, allmählich den Frieden im Lande wieder herzustellen. Er erließ den größten Teil der vorgeschriebenen Steuern, die das durch den Krieg erschöpfte Land beim besten Willen nicht aufbringen konnte, und ermahnte die Regierungsbeamten zur Milde und Nachgiebigkeit. Zugleich bedrohte er jede Bedrückung mit strengster Bestrafung.

Sultan Harun hatte sich nach seinen Niederlagen mit einigen Anhängern in das schwer zugängliche Marrah-Gebirge zurückgezogen, wurde aber auch dorthin verfolgt, geschlagen und bis in den Westen der Provinz nach Niurnja zurückgedrängt. Hier in der alten Hauptstadt der ehemaligen Landesfürsten errichtete er eine Art von unabhängiger Regierung und überfiel gelegentlich das ebene Land, wo er die der Regierung ergebenen Dörfer angriff und ausplünderte.

So standen die Dinge, als Slatin im südlichen Darfur anlangte und seinen Sitz in Dara aufschlug. Er war kaum angekommen, als er auch schon gegen Harun zu Felde ziehen mußte, da derselbe Miene machte, von seinen Bergen aus das Niederland zu beunruhigen. Auf verschiedenen Streif- und Querzügen, die ihn bis in das Marrah-Gebirge und nach Niurnja führten, ver-

folgte Slatin den aufständischen Harun, konnte ihn aber nie zum Kampfe stellen. Erst bei einem neuen Raubzug, den Harun in einer anderen Richtung unternahm, gelang es dem ägyptischen Beamten jenes Bezirks, den Sultan in seinem Lager zu überfallen und zu töten. Seine Anhänger, die sich gerettet hatten, sammelten sich zwar später wieder im Gebirge und wählten einen Vetter Haruns zu ihrem Herrscher; doch war die Gefahr der Ueberfälle für Darfur jetzt eine geringere und dem Lande eine gewisse Ruhe gesichert.

Slatin widmete sich nun der Verwaltung seiner Provinz und suchte durch Bereisung aller Gebiete die Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Die allmähliche Durchführung einer geordneten Verwaltung und die wirtschaftliche Hebung der Provinz wäre auch ohne Zweifel mit der Zeit möglich gewesen, wenn sich nicht die mahdistische Bewegung am oberen Nil auch auf Kordofan und Darfur ausgedehnt und durch die Eroberung dieser Gebiete gerade hier ihren Stützpunkt gefunden hätte. Und merkwürdig! Während alle Aufstände im Sudan von der ägyptischen Regierung glücklich niedergekämpft wurden, dieser vom Fanatismus getragenen Erhebung vermochten selbst die von europäischen und ägyptischen Offizieren befehligten Garnisonen der ägyptischen Regierung auf die Länge nicht zu widerstehen. So konnte es geschehen, daß jene ungeheuren Ländergebiete — von Dongola im Norden bis zum Albert Nyansa im Süden, und von Wadai im Westen bis an die Grenzen von Abessynien und dem Roten Meer im Osten — dem Mahdi und seinem Nachfolger in die Hände fielen, von dem sie auch heute noch beherrscht werden.

Die erste Nachricht von der mahdistischen Bewegung erhielt Slatin Ende 1881 auf einer seiner Expeditionen durch ein Telegramm, worin ihm gemeldet wurde, daß ein gewisser Derwisch Mohammed Achmed, der sich als Mahdi (als Gesandter Gottes) ausgebe, den Gouverneur Raschid Bey von Faschoda (am Weißen Nil) in der Nähe von Gedir geschlagen und alle seine Truppen vernichtet habe. Slatin solle deshalb die nötigen Maßregeln treffen und die Verbindung von Unzufriedenen mit den Derwischen zu verhindern suchen.

Wohl hatte Slatin schon früher davon gehört, daß ein religiöser Scheich durch Widerspenstigkeit und Aufwiegelung der Landleute

der Regierung Schwierigkeiten bereite, hatte aber, da ihm keinerlei offizielle Mitteilungen zugekommen waren, diesen unbestimmten Nachrichten kein Gewicht beigelegt und glaubte die Sache längst erledigt. Nun erschien diese Erhebung durch die Niederlage von Raschid Bey plötzlich unvorhergesehene Dimensionen angenommen zu haben. Auch die von Kordofan und Chartum eintreffenden Nachrichten lauteten beunruhigend; doch gab man sich in Regierungskreisen damals noch der sanguinischen Hoffnung hin, die entstandene Bewegung durch Entsendung einer Militärexpedition rasch unterdrücken zu können. Aber es sollte anders kommen.

---

2. Der Aufstand des Mahdi.

Die durch den sogenannten Derwisch, den späteren Mahdi Mohammed Achmed hervorgerufenen Unruhen waren sehr ernster Natur. Der Mann, der eine solche unheilvolle Rolle im Sudan spielen sollte, war in Dongola geboren und gehörte einer armen, unbekannten Familie an, deren Mitglieder aber behaupteten, vom Propheten abzustammen. Mohammed Achmed hatte in frühester Jugend mit seinem Vater die Heimat verlassen und war nach Chartum gekommen. Sein Vater Abdullahi, ein gewöhnlicher Fakir, hatte ihn in den Anfangsgründen des Schreibens und Koranlesens unterrichtet, starb aber unterwegs auf der Reise nach Chartum.

Der kleine Mohammed Achmed war sich nun selbst überlassen und auf seine eigenen Kräfte angewiesen. Wegen seiner Frömmigkeit wurde er bald bei seinem Religionslehrer beliebt, und als er den Koran auswendig gelernt und angefangen hatte, die islamische Theologie zu studieren, wurde er nach Berber zu einem dortigen berühmten Gelehrten geschickt. Nachdem er sich dort mehrere Jahre aufgehalten, ging er, zum Mann gereift, nach Chartum, trat hier in den religiösen Orden des angesehenen Scheichs Mohammed Scherif ein und wurde ein eifriger Verfechter von dessen Lehre. Er ließ sich auf der Insel Abba am Weißen Nil nieder und lebte mit seinen Jüngern vom Ackerbau und den milden Gaben, die man dem heiligen Manne reichte. Auf derselben Insel wohnten auch mehrere Verwandte und zwei seiner Brüder, die sich

mit dem Bau von Nilbarken beschäftigten und den frommen Fakir unterstützten, der sich am Flußufer eine Höhle gegraben hatte und angeblich darin tagelang ohne Nahrung zubrachte. Von Zeit zu Zeit besuchte er seinen Herrn, den Scheich Mohammed Scherif, um ihn seiner Ergebenheit zu versichern und seine Befehle entgegenzunehmen. Sein Verhältnis zu ihm löste sich aber mit der Zeit, da der Fakir strengere Grundsätze in Bezug auf die islamischen Gebote vertrat. Er überwarf sich mit seinem Herrn und schloß sich dessen Rivalen, dem Scheich el Gureschi an. Dadurch wurde er der Held des Tages, und der Name des frommen Mohammed Achmed, der es im Eifer für seine Religion gewagt hatte, gegen seinen Oberen furchtlos aufzutreten, war bald im ganzen Sudan bekannt. Er erhielt zahlreiche Besuche von angesehenen Persönlichkeiten, die sich seinen Segen erbaten, und das Volk drängte sich zu dem neuen Heiligen. Da er alle ihm dargebrachten Geschenke unter die Armen verteilte, so erhielt er auch bald den Ruf eines „Sahed", eines Entsagenden. Er unternahm eine Reise nach Kordofan, und als er sich überzeugte, daß seine Anschauungen in vielen religiösen Kreisen großen Anklang fanden, verfaßte er Flugschriften, die er zunächst aber nur an seine vertrautesten Anhänger sandte. Er forderte sie darin auf, als rechtgläubige Mohammedaner ihre ganze Kraft dafür einzusetzen, den hereinbrechenden Verfall der Religion aufzuhalten, da von der Regierung in dieser Beziehung nichts zu erwarten sei.

Inzwischen starb sein Meister, der Scheich el Gureschi, und Achmed begann seine angebliche höhere Mission vorzubereiten. Um dieselbe Zeit schloß sich ihm ein gewisser Abdullahi ebn Mohammed aus dem Süden Darfurs an, der fortan sein getreuester Anhänger und späterer Nachfolger wurde. Ihm vertraute er das Geheimnis seiner heiligen Sendung an, daß er von Gott zum Mahdi bestimmt und vom Propheten selbst in sein Amt eingesetzt worden sei. Abdullahi war auch von dieser Sendung fest überzeugt und glaubte an ihn als Mahdi.*) Die allgemeine Verehrung, die diesem von allen Seiten gezollt wurde, ließ in Achmed immer kühnere

*) Mahdi heißt bei den Mohammedanern der für das Ende der Zeiten erwartete Erlöser, „der die Welt voll Gerechtigkeit erfüllen wird, nachdem sie vorher mit Ungerechtigkeit erfüllt war".

Hoffnungen reifen. Er vertraute sich jetzt auch weiteren Kreisen an und machte sie mit seiner göttlichen Bestimmung bekannt, wonach er berufen sei, die dem Verfall nahe Religion des Propheten zu reformieren. Abdullahi, sein Vertrauter, ging ihm dabei bereitwilligst zur Hand und stellte eine Verbindung mit den stärkeren und mutigeren Stämmen des Westens, seiner Heimat, her. Er veranlaßte auch den Mahdi, eine Reise nach Kordofan zu unternehmen. Hier durchzog dieser verschiedene Landstriche und besuchte an den bedeutendsten Orten die angesehensten weltlichen und geistlichen Oberhäupter, wobei er behutsam ihre Ansichten auszuforschen und sie für seine Zwecke zu sondieren bemüht war. Darauf begab sich der schlaue Fakir wieder nach Abba zurück.

Auf dieser Reise hatte er mannigfache Gelegenheit gefunden, sich über die Verhältnisse des Landes zu unterrichten, und die große Unzufriedenheit der ärmeren Bevölkerung mit dem herrschenden Regimente war seinem scharfen Blicke nicht entgangen. Der Grund dieser Unzufriedenheit lag vor allem in der ungerechten Verteilung der hohen Steuern, bei deren Eintreibung sich die Beamten und die ihnen beigegebenen Soldaten außerdem noch Bedrückungen und Ausschreitungen aller Art zu schulden kommen ließen. Auch die wenigen Europäer, obwohl im allgemeinen wegen ihres größeren Rechtsgefühls nicht unbeliebt, trugen nicht selten dazu bei, die Unzufriedenheit der Bevölkerung zu steigern. Von den besten Absichten geleitet, trafen sie oft Verfügungen, die im Widerspruch mit der Gewohnheit und den Anschauungen der Sudanesen standen und daher deren Unwillen erregen mußten.

Mohammed Achmed kannte und benutzte diese allgemeine Mißstimmung. Da er sehr wohl wußte, daß nur ein religiöser Faktor die verschiedenen, unter einander in steter Fehde lebenden Stammeselemente vereinigen könne, zögerte er nicht, die religiöse Idee in den Vordergrund zu rücken und sich für den Mahdi auszugeben. War er einmal als das religiöse Oberhaupt anerkannt, so durfte er auch hoffen, mit seinen fanatisierten Glaubensgenossen die ihm verhaßten Fremdlinge: Türken, Aegypter und Europäer aus dem Lande zu jagen. Indessen hielt er seine Zeit noch nicht für gekommen und wartete diese ruhig ab, setzte aber inzwischen bei den religiösen Oberhäuptern die Versuche fort, sie für den Glaubenskrieg zu gewinnen.

Mittlerweile war aber auch der General-Gouverneur Abd el Rauf Pascha in Chartum, der Nachfolger von Gordon, auf die neue Bewegung aufmerksam gemacht worden. Er beschloß, dem Treiben Achmeds ein Ende zu bereiten und ließ denselben auffordern, zu seiner Rechtfertigung nach Chartum zu kommen. Als der an ihn abgeschickte Regierungsbeamte vor Achmed erschien und ihm den Befehl des General-Gouverneurs überbrachte, sprang derselbe wütend empor, schlug sich mit geballter Faust auf die Brust und rief mit lauter Stimme: „Durch Gott und des Propheten Gnade bin ich der Herr des Landes! Nie werde ich Chartum betreten, um mich zu verantworten!"

Die Vorladung war also erfolglos und der Beamte mußte unverrichteter Sache nach Chartum zurückkehren. Mohammed Achmed aber, der wohl wußte, daß seine Existenz jetzt nur von seiner Thatkraft abhing, sandte Rundschreiben an alle ihm geeignet scheinenden Personen, um sie gegen die Regierung aufzustacheln; seinen eigenen Leuten aber befahl er, sich für den Glaubenskrieg bereit zu halten.

Auch der General-Gouverneur, der jetzt den Ernst der Sache erkannte, blieb nicht unthätig. Er schickte eine kleine Expedition gegen Achmed aus, während dieser, davon unterrichtet, seine Freunde um sich sammelte und die umwohnenden Araberstämme zur Teilnahme am heiligen Krieg aufforderte. Aber die Expedition nahm einen unglücklichen Verlauf. Der kleine Dampfer setzte die Truppen auf der Insel Abba ans Land, während ihr Führer an Bord blieb. Seine beiden Offiziere, die mit den örtlichen Verhältnissen unbekannt waren und den Mahdi für wehrlos hielten, drangen in finsterer Nacht auf verschiedenen sumpfigen Wegen gegen die Niederlassung Achmeds vor und griffen die Hütten, in denen sie den Rebellen und seine Anhänger zu überraschen gedachten, mit lebhaftem Salvenfeuer an, wobei sie sich im Dunkel der Nacht gegenseitig beschossen. Achmed hatte mit den Seinen, die nur mit Schwertern, Spießen und Knüppeln bewaffnet waren, die Hütten längst verlassen und sich in der Nähe im hohen Gras verborgen gehalten. Aus demselben hervorstürzend, war es ihnen ein leichtes, die ohnehin in größter Verwirrung befindlichen Feinde zu besiegen. Die meisten wurden erschlagen, und nur wenigen gelang es, schwimmend den Dampfer zu erreichen.

Das war die erste Waffenthat des Mahdi, dessen Ansehen durch diesen Erfolg nicht wenig stieg. Zwar war er durch einen Streifschuß am Arm leicht verwundet, aber sofort von seinem Vertrauten Abdullahi verbunden worden, ohne daß dies von seinen Anhängern bemerkt wurde. Trotz des siegreichen Ausgangs beschloß nun aber doch Achmed, nach dem Süden Kordofans zu gehen, um von Chartum weiter entfernt zu sein. Wie bei all seinen Entschlüssen gab er auch diesmal vor, nur nach prophetischen Inspirationen zu handeln und verkündigte deshalb seinen Anhängern, daß ihm der Prophet erschienen sei und ihm befohlen habe, nach dem im Süden Kordofans gelegenen Gebirge Gedir zu pilgern, wo er dessen weitere Befehle abzuwarten habe. Bevor er jedoch Abba verließ, ernannte er auf des Propheten besonderen Befehl und nach dessen Vorbild einige seiner Getreuen zu Chalifas. Natürlich gehörte auch Abdullahi zu den Erwählten.

Achmed zog nun nach Süden, überall für sich Propaganda machend und die Leute auffordernd, ihm nach Gebel Gedir zu folgen. Seine Anhänger erzählten die fabelhaftesten Geschichten von errungenen Siegen und dabei geschehenen Wundern und bewogen dadurch viele Leichtgläubige, sich ihm anzuschließen. Nach langem, beschwerlichem Marsche langte Mohammed Achmed in Gebel Gedir an. Hier wollte ihn, wie schon gesagt, der Mudir (Gouverneur) von Faschoda von sich aus unschädlich machen und rückte Dezember 1881 mit einer Truppe gegen ihn aus. In der Nähe von Gedir aber wurde die Expedition von den Anhängern Achmeds von einem Hinterhalt aus überfallen und gänzlich vernichtet. Durch diesen Sieg gewann das Ansehen des Mahdi, wie er sich jetzt öffentlich nannte, bedeutend, besonders bei den in den südlichen Landstrichen wohnenden Arabern.

Die Regierung erkannte nun den Ernst der Sachlage und rüstete deshalb eine größere Expedition unter dem Befehl von Jusuf Pascha el Schellali aus. Das Heer, welches etwa 4000 Mann zählte und noch unterwegs durch weitere 2000 Mann verstärkt wurde, verließ Mitte März 1882 Chartum und erreichte Mitte Mai Faschoda.

Währenddem schickte der Mahdi Flugschriften nach allen Richtungen aus, in denen er seine bisherigen Siege als Wunder des

Himmels und als neue Beweise seiner göttlichen Sendung darstellte. Er forderte alle Gläubigen zum heiligen Kriege auf, nannte seine Anhänger „Ansar“ (Glaubensstreiter) und versprach allen denjenigen, die im heiligen Kampfe für Gott und die Religion fallen sollten, die ewigen himmlischen Freuden, den Ueberlebenden aber, da der Sieg nicht ausbleiben könne, vier Fünftel der gemachten Beute. Damit erregte er die Hauptleidenschaften der sudanischen Bevölkerung: den Fanatismus und die Habsucht.

Auch diese Expedition wurde vollständig vernichtet. Man unterschätzte den Gegner und beobachtete nicht die nötigen Vorsichtsmaßregeln. Die halbnackten, hungrigen und durch den Fanatismus aufs äußerste erregten Anhänger des Mahdi überfielen vor dem ersten Morgengrauen das sorglose Heer und erschlugen die aus dem Schlaf emportaumelnden verwirrten Soldaten in Massen. Das ganze Heer wurde zersprengt oder hingeschlachtet. Führer und Offiziere fielen.

Durch diesen Sieg war dem Mahdi thatsächlich ganz Kordofan in die Hand gegeben. Nun hatte er auch Geld, Pferde, Waffen, Munition und andere Kriegsbeute gewonnen und benutzte dieselbe vor allem dazu, um den Oberhäuptern der ihm zuströmenden Massen Geschenke zu machen, die dafür dankbar seinen Ruhm unter den Stämmen weiter verbreiteten. Sie riefen ihn als den wirklichen Mahdi aus, der nur von der uneigennützigen Absicht geleitet sei, die reine, wahre Religion wiederherzustellen, und der sich nicht um die Reichtümer dieser Welt kümmere. Die Einwohner Kordofans und Darfurs wurden dadurch in die größte Aufregung versetzt. Von Fanatismus entflammt, verließen viele ihre Wohnsitze und zogen mit Weib und Kind in Massen nach Gebel Gedir, um dort der Befehle des Mahdi gewärtig zu sein. Andere wieder sammelten sich in Haufen unter den von ihnen selbst gewählten Oberhäuptern, um die im Lande befindlichen Militärposten, Regierungsbeamten und ihre Leute zu bekämpfen. Die nomadisierenden Araber ergriffen mit Freuden die Gelegenheit, sich einer ihren Neigungen und ihrem Charakter entsprechenden Thätigkeit zuzuwenden. Unter dem Deckmantel der Religion plünderten und mordeten sie nach Herzenslust und schüttelten die ihnen verhaßten Steuern und Tribute ab. Es war damit die allgemeine Erhebung am oberen Nil eingeleitet und es hielt nun für den Mahdi nicht

mehr schwer, sich nach und nach alle Provinzen des ägyptischen Sudan zu unterwerfen.

Er setzte sich zunächst mit den Kaufleuten von dem wichtigen el Obeïd (in Kordofan) in Verbindung, die durch Stellung und Einfluß die Stadt und einen Teil des Landes sozusagen beherrschten und sowohl die Stimmung der Bevölkerung, als auch die Schwäche der Regierung kannten. Viele derselben fanden sich bereit, die Partei des Mahdi zu ergreifen. Die minder begüterten Kaufleute hofften, bei dem voraussichtlichen Umsturz ihre Lage zu verbessern, während die Reicheren im Fall des Widerstandes für ihre Existenz und Vermögen fürchteten. Die religiösen Scheichs aber hofften, auf dem Wege dieser Glaubenserhebung zu einflußreichen Stellungen zu gelangen. Allen aber schmeichelte es, daß ein Sudanese sich zum Mahdi aufgeworfen hatte und freuten sich, daß ihr Land in Zukunft von ihren eigenen Söhnen und nicht von Fremden regiert werden sollte. Nur sehr wenige Verständige sahen in dem Siege des Mahdi den Ruin des Landes voraus und suchten nach besten Kräften das hereinbrechende Unglück aufzuhalten, indem sie die Regierung wacker unterstützten. Sie wurden bei dem Sturze derselben unter den Trümmern begraben.

Der Aufruhr verbreitete sich nun über ganz Kordofan. Die Scharen des Mahdi und die mit ihm verbündeten Araberstämme griffen verschiedene Städte im Norden und Süden von el Obeïd an und plünderten sie. Die auf Steuereintreibung ausgeschickten oder auf kleinen Posten stehenden Regierungsbeamten und deren militärische Bedeckung wurden überall im Lande angegriffen und vernichtet oder zum Rückzuge genötigt. Selbst größere Truppenteile, die von dem in aller Eile notdürftig befestigten el Obeïd aus gegen die Aufrührer vorgingen, wurden meist geschlagen und vernichtet.

Während dieser Vorgänge in Kordofan hatten die vom Mahdi nach dem Gezireh (der Landschaft am Zusammenfluß des Weißen und Blauen Nils, südlich von Chartum) gesandten Agitatoren die Bewohner desselben mit Erfolg gegen die Regierung aufgewiegelt, und die Unruhen kamen auch dort zum Ausbruch. Ebenso hatte sich Abu Haraz am Blauen Nil empört und Sennar war von den benachbarten Araberstämmen angegriffen und eingeschlossen worden. Doch konnte dieses noch glücklich entsetzt werden. Aber täglich er-

hielt die Regierung Nachricht von neuen Erhebungen und die Situation wurde nachgerade so drohend, daß man sich genötigt sah, Chartum, die Hauptstadt des Landes, mit ihren Arsenalen, Munitionslagern und Archiven zu befestigen, um sie gegen unvorhergesehene Ereignisse zu schützen.

Nachdem der allgemeine Aufstand soweit vorbereitet und in den verschiedenen Provinzen seinen Anfang genommen hatte, bedurfte es nur noch der persönlichen Erscheinung des Mahdi, um die überall auflodernden Flammen der Empörung zu einer verheerenden Feuersbrunst anzufachen und zu vereinigen. Seinen Onkel Scherif Mohammed mit einigen seiner Anhänger zum Schutz der auf dem Gebel Gedir gebliebenen Weiber und Kinder zurücklassend, verließ er die Berge und wandte sich gegen el Obeïd. Tausende von Fanatikern, Sklavenjägern, existenzlosen und entlassenen Sklaven schlossen sich seinem Zuge an. Im September 1882 stand er vor el Obeïd. Er ließ den Gouverneur von Kordofan zur Uebergabe auffordern und traf nach dessen Weigerung Anstalten zur Belagerung. Zugleich verließen die meisten Einwohner die bedrohte Stadt und schlossen sich dem Mahdi an. Am Morgen des 8. September wälzten sich die wilden Horden des Mahdi gegen el Obeïd. Sie drangen auch, obwohl Tausende von ihnen niedergestreckt wurden, bis in die Stadt vor, wurden aber dann doch unter großen Verlusten zurückgeschlagen. Der Mahdi verlegte hierauf sein Lager, aber gab die Belagerung nicht auf.

In gleich schwieriger Lage befand sich das südwestlich gelegene Gebel Delen mit der seit etwa acht Jahren errichteten Station der katholischen centralafrikanischen Mission, die durch einen Militärposten von ca. 80 Soldaten geschützt war. Als der Mahdi gegen el Obeïd vorrückte, schickte er einen seiner Anhänger nach Delen, um die Besatzung gefangen zu nehmen oder zu töten. Die Missionare, der bekannte Pater Joseph Ohrwalder und der Italiener Luigi Bonomi, hatten den Plan gefaßt, sich mit den Schwestern und mit ihren Negern an den Weißen Nil, nach Faschoda zu flüchten. Derselbe scheiterte aber an der Furcht des Hauptmanns der Besatzung, der statt zu flüchten, sich den Mahdisten ergab. Dadurch gerieten auch die bedauernswerten Missionare in die Gefangenschaft und wurden nach el Obeïd zum Mahdi geschleppt. Dieser machte zuerst gütliche Versuche, sie und die

Schwestern zum Islam zu bekehren; als dies aber vergeblich war, wurden sie unter dem fanatischen Geschrei einer ungeheuren Menschenmenge nach dem Platze geschleppt, wo der Mahdi in Begleitung seiner Chalifas eine Heerschau abhielt. Die Armen, die zum Tode bereit waren, wurden jedoch schließlich begnadigt und einem Syrer zur Bewachung übergeben.

In diese Zeit fiel die Erscheinung eines großen Kometen, der von den Bewohnern des Sudan als Zeichen des Umsturzes des bestehenden Regiments angesehen und vom Mahdi für seine Zwecke geschickt ausgenützt wurde. Das Schicksal des wichtigen el Obeïd war bald entschieden, nachdem den Mahdisten verschiedene Punkte des Landes in die Hände gefallen waren. Hunger und Krankheit nötigten schließlich den Gouverneur, die bedrängte Stadt nach tapferer Verteidigung am 18. Januar 1883 dem Feinde zu übergeben. Damit war der Mahdi Herr von ganz Kordofan und seine Herrschaft im Sudan begründet. Dadurch waren aber auch die Provinzen des Westens und Südens — Darfur und Bahr el Ghazal — von Chartum abgeschnitten.

---

3. Im Lager des Mahdi.

Inzwischen waren die Unruhen auch in Darfur ausgebrochen, wo Slatin Pascha, umgeben von Verrat und Treulosigkeit, die Provinz für die Regierung zu halten und den Aufstand niederzukämpfen suchte. Seine immer bedenklicher werdende Stellung gegenüber seinen mohammedanischen Offizieren und Mannschaften, die seine Verluste gegen die aufrührerischen Scheichs dem Umstande zuschrieben, daß er ein „Ungläubiger", ein Christ sei, veranlaßten ihn sogar, zum Schein den Glauben zu wechseln und sich zum Islam zu bekennen. Aber es war umsonst. Als letzte Hoffnung blieb nur noch der von Chartum aus versprochene Entsatz durch eine von dem englischen General Hicks geleitete größere Expedition. Durch sie sollte Kordofan zurückerobert, die Macht des Mahdi vernichtet und die verlorene Ehre wieder hergestellt werden. Inzwischen hatte der Mahdi, um die Expedition nach Kordofan zu verzögern oder gar unmöglich zu machen, die Stämme an der Küste des Roten Meeres für den Aufstand gewonnen und suchte

dadurch die Regierung nach jener Seite hin zu beschäftigen. Die Aufwiegelung geschah durch Osman Digna, einen ehemaligen Sklavenhändler von Sauakin. Der Mahdi zeigte bei der Wahl dieses Mannes, der später im östlichen Sudan zu so großer Berühmtheit gelangte, großen Scharfsinn. Aber trotz der Erfolge der Mahdisten im östlichen Sudan, die der Regierung ernste Schwierigkeiten bereiteten, wurde der Feldzug nach Kordofan nicht aufgegeben, und Anfang September 1883 verließ Hicks Pascha Chartum, um sich nach Duem am Weißen Nil zu begeben. Von hier aus setzte sich die Armee in Bewegung und marschierte unter den ungünstigsten Verhältnissen auf Obeïd los. Am 3. November stand man etwa 60 Kilometer südöstlich davon.

Der Mahdi hatte seine ganze Macht bei Obeïd versammelt und die Leute durch seine Reden zum höchsten Fanatismus aufgestachelt. Er gab vor, daß ihm der Prophet erschienen sei, ihn des Sieges versichert und ihm beim Angriff auf die Ungläubigen die Unterstützung von 20,000 unsichtbaren Engeln versprochen habe.

Am 4. November griffen die Mahdisten zu Tausenden das Expeditionsheer an, sprengten dessen Reihen und richteten ein furchtbares Blutbad an. Die ganze Armee wurde vernichtet. Hicks sowie die ihn begleitenden europäischen Offiziere verloren ihr Leben nach tapferer Gegenwehr. Die Tagebücher des englischen Obersten Farquhar und O'Donovans gelangten später in die Hände von Slatin Pascha. Durch ihn sind wohl auch erst die Einzelnheiten der schrecklichen Katastrophe in die Oeffentlichkeit gelangt. Nach Chartum und weiterhin drang nur die Kunde vom gänzlichen Untergang der Hicks'schen Expedition. Erst nach 15 Tagen, nachdem die Beute geborgen war, ging der Mahdi nach el Obeïd zurück. Sein Einzug war ein wahrer Triumphzug. Wo immer er vorüberzog, warfen sich die Leute zur Erde und verehrten ihn wie ein überirdisches Wesen. Er hatte durch seinen Sieg den ganzen Sudan in seiner Hand, von den Ufern des Nils bis zum Roten Meer, von Kordofan bis an die Grenzen Wadais. Alles sah nach dem Manne, der so wunderbare Thaten verrichtet hatte und harrte seiner weiteren Unternehmungen. Fast alle, die bisher noch an ihm gezweifelt hatten, schlossen sich nun mit Begeisterung dem Propheten an. Viele in den größeren Städten ansässige Europäer und Aegypter aber erkannten jetzt den vollen Ernst der

Lage und kehrten in ihre Heimat zurück oder sandten einen großen Teil ihres Vermögens nach dem Norden und hielten sich reisebereit. Der Mahdi aber, jetzt erst seines Erfolges völlig gewiß, streckte nun seine Hände nach dem Osten und Westen aus.

Durch die Vernichtung der Expedition war das Schicksal Darfurs entschieden. Slatin durfte auf Ersatz nicht mehr hoffen. Schon über ein Jahr lang war er ohne jede direkte Nachricht von Chartum und von aller Hilfe abgeschnitten. Seine Umgebung wurde treulos und fiel mehr und mehr von ihm ab und schloß sich den Mahdisten an. Die Zahl der Truppen schmolz zusehends zusammen und die Munition drohte auszugehen. Dabei befand sich das ganze Land im Aufruhr. Alle Kämpfe und Streifzüge waren nutzlos. Die Rebellen waren in großer Anzahl bis nahe an Dara herangerückt und durch des Mahdi Flugschriften aufs äußerste angefeuert. Die Provinz ließ sich unter diesen Umständen nicht mehr länger halten und es blieb ihm somit nichts anderes übrig, als der Aufforderung des Mahdi, sich ihm zu unterwerfen, Folge zu leisten. Es geschah dies, indem er sich am 23. Dezember 1883 seinem ehemaligen Offizier Seid Mohammed Chalet übergab, der zum Mahdi übergegangen und von diesem zum Emir des Westens ernannt worden war, und sich nun diese Gebiete mit Heeresmacht zu unterwerfen suchte. Wie Darfur, fiel bald darauf auch die südliche Provinz Bahr el Ghazal in die Hände der Mahdisten.

Slatin verblieb zunächst im Heere Mohammed Chalets, wurde aber dann auf Befehl des Mahdi von Fascher nach Kordofan verbracht, wo derselbe eine Tagereise südlich von el Obeïd sein ständiges Lager aufgeschlagen hatte. Er traf hier im Juli 1884 ein, wo er zuerst vom Chalifa Abdullahi in Empfang genommen und dann vor den Mahdi geführt wurde. Sein erstes Zusammentreffen mit diesem erzählt Slatin, der von den beiden gefangenen Regierungsbeamten Seid Djuma und Dimitri begleitet war, folgendermaßen:

„Das Gebetsfell war auf dem Betplatz unter einem riesigen Tamarindenbaum für den Mahdi als Imam (Vorbeter) vor unserem Platze ausgebreitet, und er mußte auf uns zugehen. Ich war etwas vorgetreten; er begrüßte mich mit: „Salam aleikum“, was wir alle mit: „Aleikum es salam“ erwiderten. Er reichte mir die Hand

zum Kusse, dann auch Seid Djuma und Dimitri, lud uns ein, uns zu setzen, und hieß uns willkommen.

„Bist du zufrieden?“ wandte er sich zu mir.

„Gewiß“, antwortete ich ihm, „da ich in deiner Gegenwart weile, fühle ich mich wohl.“

„Gott segne dich und deine Brüder“, sagte er, auf Seid Djuma und Dimitri deutend. „Oft, wenn ich von deinen Kämpfen gegen meine Anhänger hörte, flehte ich zu Gott, daß er dich bekehren möge; Gott und sein Prophet haben mich erhört. So wie du deinem früheren Herrn für eiteln Lohn in Treue zugethan warst, so diene auch jetzt mir; denn wer mir dient und meine Worte hört, der dient der Religion und seinem Gotte, er wird glücklich sein auf Erden und im Jenseits.“

Wir versprachen alle, ihm treu ergeben zu sein, und ich bat, wie mir schon früher empfohlen worden war, um die Baia, um die Abnahme des Versprechens der Treue.*) Er berief uns näher zu sich und hieß uns am Rande seines Schaffelles niederknien. Dann legten wir unsere Hand in die seinige, sagten die uns vorgesprochenen Worte nach und waren nun in die Reihen seiner nächsten Anhänger aufgenommen, natürlich auch den für diese bestehenden Strafbestimmungen unterworfen. Wir traten wieder in die Reihen der Betenden zurück, der Gebetrufer gab das Zeichen zum Beginn und wir verrichteten zum erstenmal das Gebet mit dem Mahdi.

Als es beendigt war, wurde von allen Anwesenden mit aufgehobenen Händen der Sieg für die Gläubigen von Gott erfleht, und darauf begann der Mahdi mit seinen Lehren. Es bildete sich ein dichter Kreis um ihn. Er sprach über die Nichtigkeit des irdischen Lebens und seiner Freuden, ermahnte zur Erfüllung der religiösen Pflichten, zur Entsagung, zum heiligen Kriege, und malte in lebhaften Farben die himmlische Glückseligkeit aus, welche diejenigen, die seinen Lehren folgen würden, zu erwarten hätten. Zeitweilig wurden seine Worte von dem Aufschrei einiger in Verzückung geratenen Fanatiker unterbrochen, und die ganze Versammlung zeigte sich von seinen Lehren ergriffen. Nur wenige außer mir und meinen zwei Freunden schienen ein Gefühl für das Komödienhafte des ganzen Vorgangs zu besitzen.

---

*) Die Gelöbnisformel lautete: „Im Namen Gottes des Barmherzigen, des Gütigen. Wir versprechen Gott und dem Propheten und unserem Mahdi, auf Gott zu vertrauen, nie an ihm zu zweifeln, weder zu stehlen, noch Ehebruch zu treiben, weder Falschheit zu üben, noch deine Wohlthaten mit Undank zu vergelten. Wir versprechen dir, der Welt zu entsagen und auf sie Verzicht zu leisten, und werden den Glaubenskrieg nie fliehen.“

Der Mahdi war von hoher, breitschultriger Gestalt und lichtbrauner Hautfarbe, hatte massive Körperformen, einen auch im Verhältnis zu diesen fast noch zu großen Kopf mit leuchtenden schwarzen Augen; ein dunkler Bart umrahmte sein Gesicht, Nase und Mund waren gut geformt und beide Wangen durch drei Einschnitte tätowiert. Er hatte die Gewohnheit, immer zu lächeln und sein weißes Gebiß zu zeigen. Die oberen Schneidezähne waren etwas von einander getrennt, eine Eigenschaft, die im Sudan als Merkmal besonderer Schönheit gilt und deren Besitzer glücklich gepriesen wird. Er trug eine etwas zu kurze, vielfach geflickte Giuppe (Derwischkleid), die jedoch sehr sauber gewaschen und mit allen Arten von Wohlgerüchen, wie Sandelöl, Moschus, Rosenwasser u. s. w. parfümiert war; ein eigentümlicher Geruch strömte deshalb von ihm aus, der seinen Anhängern als „Richet el Mahdi" (der Geruch des Mahdi) bekannt war und mit den im Himmel herrschenden Wohlgerüchen verglichen wurde.

Die weitere Schilderung Slatins über seinen Aufenthalt in der nächsten Umgebung des Mahdi und seines obersten Befehlshabers, des Chalifa Abdullahi, liest man nur mit Wehmut. Er befand sich trotz aller schönen Versicherungen in der Höhle des Löwen, aus der es kein Entrinnen gab. Argwöhnisch beobachtet auf Schritt und Tritt, in Rede und Gebärde, mußte er sich auf jede Weise die Gunst seiner Gewalthaber zu sichern suchen, sich als den gläubigsten Mohammedaner aufspielen, als solcher täglich die vorgeschriebenen Gebete verrichten und auf jede Art seine Ergebenheit an den Tag legen. Daß Slatin alles das über sich brachte, daß er seinen Christenglauben ohne weiteres verleugnete, dem Mahdi Treue schwur und damit dessen Angelegenheit zu seiner eigenen zu machen vorgab und sich selbst dadurch in eine unwahre, vom Mahdi nicht für aufrichtig gehaltene Stellung brachte — diese Verleugnung der innersten Gefühle läßt uns keine rechte Achtung vor Slatins persönlichem Charakter gewinnen. Denn war auch seine Lage die denkbar schwierigste, so war doch diese damit wenig gebessert. Ein Gordon hätte seinen Christenglauben selbst um den Preis einer erträglichen Gefangenschaft nicht drangegeben.

Währenddem geriet auch der östliche Sudan mehr und mehr in die Hände des Mahdi. Seine Heerführer schlugen da und dort die ägyptischen Truppen, wodurch das Vertrauen auf die Unüberwindlichkeit der Mahdisten nur gesteigert wurde. Kassala wurde bekriegt und selbst das Gebiet um Chartum schloß sich dem Auf-

stand an. Als dann auch das wichtige Berber sich den Mahdisten unterwerfen mußte, war die Verbindung mit Aegypten vollständig unterbrochen und Chartum in äußerst bedrängter Lage.

Hier war am 18. Februar 1884 — also noch vor dem Verlust von Berber — Gordon Pascha als General-Gouverneur eingetroffen. Die ägyptische Regierung glaubte in Uebereinstimmung mit der englischen durch die Entsendung Gordon Paschas, der im Sudan sehr beliebt und geachtet war, die aufgeregten Gemüter zu beruhigen und die auflodernden Flammen des Fanatismus zu ersticken. Aber man hatte den Ernst der Lage unterschätzt. Denn bereits herrschten am Nilufer von Berber bis Chartum die Stämme der Djaliin, auf die seine Persönlichkeit an sich keinen beschwichtigenden Einfluß auszuüben vermochte. Er wurde indes in Chartum von den Angestellten der Regierung und der Stadtbevölkerung freudigst begrüßt; hatte man doch die feste Ueberzeugung, daß die Regierung einen Mann wie Gordon gewiß nicht im Stiche lassen werde.

Gordon richtete nun alsbald ein Schreiben an den Mahdi, worin er ihm Frieden anbot und seine Geneigtheit aussprach, ihn als Sultan von Kordofan anzuerkennen. Zugleich forderte er die Freilassung der Gefangenen. Hätte Gordon über eine ansehnliche Truppenmacht verfügt, mit der er sofort gegen den Mahdi hätte ins Feld ziehen können, so hätte die Friedensbotschaft wohl ihren Eindruck nicht verfehlt. So aber war der Mahdi genau unterrichtet, daß der General-Gouverneur nur mit einer kleinen Eskorte nach Chartum gekommen war, und fand es daher um so sonderbarer, etwas angeboten zu erhalten, was er längst besaß und ihm, wie es schien, auch nicht mehr genommen werden konnte. In diesem Sinne lautete auch seine Antwort, und er forderte überdies Gordon auf, sich zu ergeben, wenn er sein Leben retten wolle. Zugleich traf der Mahdi seine Vorbereitungen, gegen Chartum vorzugehen und der ägyptischen Herrschaft am Nil ein Ende zu machen. Jeden Freitag hielt er regelmäßig eine Heerschau über seine Streitmacht ab, die, in drei Teile geteilt, unter je einem seiner Chalifa stand. Gelegentlich dieser Revuen kursierten die sonderbarsten Gerüchte über die Person des allerhöchsten Kriegsherrn. Der eine hatte den Propheten gesehen, wie er an der Seite des Mahdi ritt und mit ihm sprach; ein anderer wieder

hörte Stimmen vom Himmel, welche die Glaubensstreiter segneten und ihnen den Sieg verhießen, während ein dritter behauptete, daß der Schatten einer vorüberziehenden Wolke von den Flügeln der Engel herrühre, die der Allmächtige gesandt habe, um seine Lieblinge zu erquicken.

Endlich — im Sommer 1884 — gab der Mahdi öffentlich bekannt, daß er vom Propheten den Befehl erhalten habe, nach Chartum vorzurücken und dasselbe zu belagern. Die Emire beriefen ihre Leute und befahlen ihnen, sich marschbereit zu machen. Die meisten Einwohner Kordofans waren aus Fanatismus und Habsucht gern bereit, dem Aufruf des Mahdi zu folgen, und so entstand eine wahre Völkerwanderung, wie sie der Sudan wohl noch nie gesehen hatte. Im August marschierte man ab. Der Zug des mahdistischen Heeres erfolgte in drei Marschlinien. Auf der nördlichen Straße zogen alle Stämme, die Kamele besaßen; die mittlere Route schlug der Mahdi mit seinen Chalifas ein, südlich von ihnen zogen die Stämme, die Rinder besaßen, da sie auf diesem Weg genügend Wasser für ihre Herden finden konnten. Slatin befand sich im Gefolge des Chalifa Abdullahi. Der Marsch ging sehr langsam vor sich, aber von Tag zu Tag mehrte sich das Heer durch die zahllosen Pilger, die aus allen Teilen des Sudan dem Mahdi zuströmten.

---

4. Der Fall Chartums. Gordons Tod.

Im Oktober 1884 hatten sich die Mahdisten Chartum bis auf eine Tagereise genähert und man konnte schon hie und da in weiter Entfernung die Dampfer Gordons erkennen, die auf dem Nil zu Rekognoszierungszwecken ausgesandt waren. Jetzt wurde auch Slatin vom Mahdi aufgefordert, mit Gordon in schriftlichen Verkehr zu treten, um denselben zur Uebergabe zu bewegen. Da die Sache aber nicht zu dem gewünschten Resultat führte, wurde dadurch im Mahdi der Verdacht rege, Slatin halte es mit den Feinden und sinne auf seine Flucht, um sich mit Gordon zu vereinigen. Die Folge davon war, daß er eines Abends unversehens gefesselt und längere Zeit mit schweren Ketten belastet gefangen scharf bewacht wurde.

Am nächsten Morgen ertönte die Kriegstrommel, die Zelte wurden abgebrochen und auf die Kamele verladen. Das ganze Lager war in lebhafter Bewegung, denn man wollte heute noch bis in die Nähe von Chartum gelangen und mit der Belagerung beginnen. Erst gegen Nachmittag wurde Halt gemacht. Von einer kleinen Erhöhung aus waren bereits die Palmen von Chartum zu sehen. Am folgenden Morgen wurden dann nach mehrstündigem Marsch die Lagerstellen bezogen.

Nun sollte sich das Schicksal Chartums entscheiden. Auf Befehl des Mahdi wurde alsbald mit der Belagerung der Stadt begonnen. Zugleich wurde Fort Omderman, das etwa 500 Meter vom Westufer des Flusses Chartum gegenüber lag, von den Belagerern eingeschlossen. Gordon aber standen nur etwa 10,000 Mann zur Verfügung und er sah voraus, daß er sich bei der geringen Zahl der Verteidiger und bei dem bereits eingetretenen Mangel an Lebensmitteln nur noch bis zum Januar werde halten können. Bis dahin sollte aber — so hoffte man — die unter dem Befehl von Lord Wolseley heranrückende englische Entsatzarmee eintreffen. Doch diese hatte sich allzulange in Oberägypten aufgehalten und stand jetzt erst in Dongola. Immerhin belebte die Kunde von ihrem Heranrücken den Mut und die Hoffnung der Verteidiger. Aller Augen richteten sich nach dem Norden, von wo die Erlösung kommen sollte. Wird sie aber auch noch zur rechten Zeit eintreffen?

Es war Anfang Januar 1885. Der Tag der Entscheidung rückte immer näher heran. Am 15. Januar mußte sich Fort Omderman ergeben, da ihm die Nahrungsmittel ausgegangen waren. Auch in Chartum gingen die Lebensmittel zur Neige und Gordon hatte deshalb drei Dampfer nilabwärts nach Metemmeh geschickt, um bei Ankunft der englischen Truppen daselbst einen Teil derselben mit dem nötigsten Proviant so rasch als möglich nach dem bedrängten Chartum bringen zu können. Mit Sehnsucht wurde die Rückkehr dieser Schiffe erwartet, da von ihrem rechtzeitigen Eintreffen die Rettung abhing.

Inzwischen trafen Nachrichten ein, die im mahdistischen Lager die größte Aufregung hervorriefen. Die Vorhut der englischen Entsatzarmee war mit den vereinigten Mahdisten zusammengestoßen und hatte diese vollständig geschlagen. Tausende waren gefallen, die wenigen Ueberlebenden verwundet oder auf der Flucht. Der

Mahdi hielt mit seinen Chalifas und den vornehmsten Emiren Rat. Alle seine bisherigen Erfolge standen auf dem Spiel; denn wurde Chartum entsetzt und gelang es, die Belagerer zurückzudrängen, so war er über kurz oder lang verloren. Es mußte also alles gewagt werden. Der Mahdi erließ daher Befehl an die Kommandanten der Belagerungstruppen, ihre Leute zu sammeln und in steter Bereitschaft zu halten.

Aber warum kamen die Dampfer mit den englischen Entsatztruppen noch immer nicht? Wußten deren Befehlshaber nicht, daß Chartum und das Leben sämtlicher Bewohner nur noch an einem Haare hing? Die gefürchtete Katastrophe war jeden Augenblick zu befürchten. Und sie trat nur zu bald ein. Wir lassen darüber Slatin selbst erzählen:

Am 25. Januar 1885 — es war ein Sonntag, der Tag wird mir unvergeßlich bleiben — als Dunkelheit eingetreten war, setzte der Mahdi mit seinen Chalifas über den Fluß und begab sich zu den versammelten Streitern, um sie durch seine leidenschaftlichen Reden und begeisterten Verheißungen für die Zukunft zum Kampfe aufzureizen. Schon am Tage war es bekannt geworden, daß man Chartum am folgenden Tag stürmen wolle; ich hoffte, daß Gordon, davon rechtzeitig unterrichtet, seine Vorkehrungen getroffen haben werde.

Diesmal war es den Anhängern des Mahdi strengstens untersagt, durch Rufen und Schreien ihrer durch die Reden des Mahdi aufgestachelten Leidenschaft Ausdruck zu geben, damit die Aufmerksamkeit der Belagerten nicht erregt werde. Nachdem der Mahdi seine Leute immer wieder von neuem ermahnt und gesegnet und ihnen neuerdings das Versprechen der Treue bis in den Tod abgenommen hatte, setzte er wieder über den Fluß und kehrte vor Tagesanbruch mit seinen Begleitern in das Lager zurück. Nur den Chalifa Scherif ließ er auf dessen dringende Bitte, den heiligen Krieg persönlich mitmachen zu dürfen, jenseits des Flusses zurück.

Ich verbrachte die Nacht in fieberhafter Aufregung. Wurde der Angriff zurückgeschlagen, so war Chartum auch für die Zukunft gerettet; gelang er, so war alles verloren.

Vor Abspannung ein wenig eingeschlummert, wurde ich bald durch das Geknatter der Gewehre und die ersten Schüsse der Kanonen aufgeschreckt. Es war das erste Morgengrauen, und nur mit Anstrengung konnte das Auge die Dunkelheit durchdringen. Nach einigen Salven fielen nur noch einzelne Schüsse, dann wurde alles wieder ruhig. Das konnte doch nicht der Angriff auf Chartum sein!

Die Sonne stieg empor; was wird sie uns heute bringen? — Gespannt und aufgeregt erwartete ich die Nachrichten, die mir meine Wachtposten bringen sollten. Ich vernahm Jubelrufe und Geschrei; bald kamen meine Wächter zurück und erzählten, Chartum sei erstürmt worden und befinde sich in den Händen der Mahdisten. Ich konnte diese Hiobspost nicht glauben und trat aus meinem Zelte.

Eine große Menschenmenge hatte sich vor den Quartieren des Mahdi und seiner Chalifas angesammelt; sie schien sich in Bewegung zu setzen und sich mir zu nähern, und nun sah ich deutlich, daß sie die Richtung gegen mein Zelt nahm. Ich konnte jetzt einzelne Personen unterscheiden. Voran schritten drei Negersoldaten, von denen einer — er hieß Schetta — ein blutiges Bündel in den Händen trug; hinter ihnen drängte sich die heulende Menge. Die Sklaven traten in meine Seriba, blieben mit grinsender Miene vor mir stehen, Schetta schlug das Tuch auseinander und zeigte mir — das Haupt General Gordons!

Das Blut schoß mir zu Kopfe, mein Atem stockte; mit großer Anstrengung behielt ich aber so viel Selbstbeherrschung, ruhig in das fahle Antlitz zu sehen. Die blauen Augen waren halb geöffnet, der Mund hatte seine natürliche Form behalten, das Gesicht war ruhig, die Züge nicht verzerrt; das Kopfhaar und der kleine Backenbart waren beinahe weiß.

„Ist das nicht der Ungläubige, dein Onkel?" sagte Schetta, den Kopf emporhaltend.

„Und was weiter?" antwortete ich ruhig, „jedenfalls ein tapferer Soldat, der auf seinem Posten gefallen ist und ausgelitten hat. Wohl ihm!"

„Du lobst den Ungläubigen noch! Du wirst die Folgen schon erfahren", murrte Schetta und entfernte sich langsam mit dem schrecklichen Wahrzeichen des Triumphes des Mahdi. Die Menge wälzte sich heulend hinter ihm nach.

Ich ging in mein Zelt zurück und warf mich, zum Sterben matt, auf den Boden. Chartum gefallen! Gordon tot!

Das also war das Ende des Mannes, der seinen Posten mit solchem Heldenmut verteidigt hatte, eines Mannes, der von vielen vielleicht zu hoch emporgehoben und vergöttert, von vielen verkannt und verlästert, durch seine außerordentlichen Eigenschaften die Welt mit seinem Ruhme erfüllt hatte! Was nützte jetzt die siegreiche Avantgarde, was die ganze englische Armee? Den größten Fehler, den man begehen konnte, hatte man begangen; in Metemmeh hatte man die kostbarste Zeit verloren.

In welcher Weise der edle Gordon bei der Erstürmung der Stadt durch die Mahdisten fiel, ist bekannt. Er erwartete die Feinde auf den obersten Stufen der zu seinen Gemächern führenden Treppe. Ohne sich um seinen Gruß zu kümmern, stieß ihm der erste der Angreifer, die Stufen emporspringend, die Lanze in den Leib. Gordon fiel mit dem Gesicht nach vorn lautlos auf die Treppe und wurde von seinen Mördern bis vor den Eingang des Palais geschleppt. Hier wurde mit einem Messer sein Haupt vom Rumpfe getrennt und dasselbe an den Mahdi und seine Chalifas gesandt. Der Rumpf ward den Fanatikern preisgegeben, und Hunderte dieser Unmenschen versuchten die Spitzen ihrer Lanzen und die Schärfe ihrer Schwerter an dem gefallenen Helden. Und doch, wie leicht hätte er sich noch im letzten Augenblick unter dem Schutz einer Bedeckung auf den in Bereitschaft gehaltenen Dampfer retten können. Er zog es vor, mit der ihm anvertrauten Stadt und ihren Bewohnern unterzugehen.

Die Greuel, die von den Mahdisten in der wehrlosen Stadt verübt wurden, spotten aller Beschreibung. Die meisten Bewohner wurden erbarmungslos niedergemetzelt; aber auch die Ueberlebenden gingen keinem glücklichen Lose entgegen. Aus ihnen suchte man durch alle erdenklichen Qualen das Versteck ihrer angeblichen Schätze zu erpressen. Am Dienstag setzten auch der Mahdi und Chalifa Abdullahi über den Nil und begaben sich nach Chartum, wo sie sich ihres Triumphes freuten und sich häuslich niederließen. Sie bezeichneten das über Chartum hereingebrochene Unglück als gerechte Strafe des Himmels, weil die Bewohner dieser gottlosen Stadt an der göttlichen Sendung des Mahdi gezweifelt und sich nicht freiwillig ergeben hatten.

Zu spät trafen auch jetzt die beiden von Gordon ausgeschickten Dampfer mit englischen Soldaten ein. Sie mußten unverrichteter Sache wieder umkehren. Und auch der Zweck der englischen Expedition war durch den Fall Chartums und den Tod Gordons vereitelt. Der Sudan war den Mahdisten nicht mehr zu entreißen und ruhmlos trat das englische Heer den Rückweg nach Unter-Aegypten an.

(Schluß folgt.)

Bilder aus Japan.

(Schluß)

*

11. Praktisches Christentum in Japan.

Das Jahrzehnt von 1873 bis 1883 war für die Mission in Japan besonders gesegnet. Die Gemeinden wuchsen und das Evangelium drang immer mehr im Lande vor. Ein besonders schönes Zeichen für die Ausbreitung des Reiches Gottes in Japan war die Missionskonferenz in Osaka im Frühjahr 1883. 145 Missionare von 18 Missionsgesellschaften versammelten sich zu gemeinsamer Feier und Besprechung. 1872 waren es 7 Gesellschaften mit 31 Missionaren gewesen. Die evangelische Kirche hatte damals in Japan 93 Gemeinden mit nahezu 5000 Mitgliedern. 13 Gemeinden erhielten sich selbst und nur 11 konnten gar nichts zu ihren Kirchenkosten beitragen. Dazu kamen noch vier Bibel- und Traktatgesellschaften.

Dr. Hepburn, einer der Vorsitzenden der Konferenz, erinnerte an den Anfang der Mission im Jahr 1859. Damals war er auf dem Schiff in der Bucht von Jedo und wußte nicht, ob er landen durfte. Er kniete mit seiner Frau in der Kabine nieder und betete, Gott möge ihm doch in Japan eine Stätte geben, von wo er Christum predigen könne. Viele interessante Vorträge wurden auf der Konferenz gehalten und über viel Wichtiges wurde verhandelt, z. B. über das Erziehungswesen und über die Selbsterhaltung der Gemeinden. Gerade in Beziehung auf diesen Punkt war es erfreulich zu sehen, wie bereit die Japaner sind, alle Kosten ihrer Kirche auf sich zu nehmen, und wie jeder, der Christ wird, weiß, daß er keinerlei äußere Vorteile davon hat, sondern nur Lasten auf sich nehmen muß. Ein Pastor Konamori rief den Missionaren zu: „Das, was Japan gegenwärtig braucht, ist nicht Geld; das sind vielmehr Männer von geistiger und geistlicher Begabung, voll brennenden Eifers für das Heil und die Erlösung Japans. Der Ruf meines Vaterlandes lautet nicht: ‚gebt uns Geld!‘ sondern: ‚gebt uns Männer, die uns den Weg des Lebens lehren und die uns Führer in christlicher Arbeit sind.‘ Japan ist ein Feld, das

auf Schnitter wartet; wenn wir die nur erlangen, so kann bald eine reiche Ernte eingebracht werden. Darum ist meine ernstliche Bitte an die Versammlung: Erzieht uns Männer für das geistliche Amt."

Ebenso schön, wie das einmütige Zusammenarbeiten der verschiedenen Missionsgesellschaften, war auch der brüderliche Verkehr, der sich auf der Osakakonferenz zwischen abendländischen und japanischen Christen anbahnte. Diese hatten oft auf ihre Lehrer herabgesehen, wegen ihrer abendländischen Manieren und ihrer stümperhaften Sprache. Jetzt ging während der Verhandlungen ein japanischer Prediger unter den Augen vieler Landsleute zu den Missionaren hin und bat sie um Verzeihung wegen des Mißtrauens, das die Japaner gegen ihre Lehrer gehabt hatten.

Das Jahr 1883 brachte noch eine andre schöne Feier. Der hochbegabte Prediger Mijagawa an der großen, blühenden ersten Kirche von Osaka, einer jener dreißig, die Hauptmann Janes der Doshisha zuführte, gab den Anstoß zu einer Lutherfeier in Osaka. Der Gedanke fand Beifall. Die Feier wurde ganz von Japanern veranstaltet und auch die Festredner waren, bis auf einen, Japaner. Da Japan fast nur von reformierten Gesellschaften missioniert wird, so ist diese Lutherfeier ein schöner Beweis für die Weitherzigkeit der japanischen Christen und ihr Verständnis für die Geschichte der Reformation.

Es wäre noch viel zu sagen über die Wirksamkeit der Mission: Ueber Sonntagsschulen und Kindergärten, über von Missionsärzten geleitete Krankenhäuser, in denen, zum Staunen der Japaner, auch Arme, die nicht bezahlen können, aufgenommen werden; über die blühenden theologischen Seminare der Presbyterianer und der Methodisten in Tokio, über die Schaffung einer christlichen Litteratur durch Schriften christlicher Japaner und durch Uebersetzungen, — aber der Raum reicht nicht für die Fülle des Stoffes. Nur zwei Werke der innern Mission müssen noch erwähnt werden, Werke, die von Japanern ausgehen und die zeigen, daß die christlichen Japaner Sinn für praktisches Christentum haben.

In Okojama, einer Stadt von 50,000 Einwohnern an der Südostküste von Hondo, ist eine Christengemeinde und ein von einem Missionsarzt geleitetes Regierungsspital, an dem ein junger Mediziner Namens Ishii, früher Katholik, jetzt evangelischer Christ,

seine Studien machte. Schon früher angeregt durch eine Predigt Nisimas über „Unsere Arbeit an dem Nächsten“ und durch die Biographie Guthries, des Vaters der Lumpenschulen, wurde er tief ergriffen von den Worten des ehrwürdigen Georg Müller von Bristol, der auf einer Predigtreise in Japan auch nach Okojama kam. Ishii erfuhr auch, daß Müller, als man ihn in Jokohama um seine Photographie bat, geantwortet hatte: „Laßt einen japanischen Christen ein Waisenhaus gründen, das soll meine Photographie sein.“ Ishii beschloß, ans Werk zu gehen. Nach Müllers Vorbild bittet er niemand um Gaben, sondern verläßt sich ganz auf Gottes Hilfe. Er fing mit wenig Kindern an, aber ihre Zahl nimmt immer zu. Auch andrer Hilfsbedürftigen nimmt er sich an: In Okojama ist ein Gefängnis mit 1000 Gefangenen. Die bezahlten buddhistischen Gefängnispriester thun nichts, um das große geistliche und leibliche Elend der Gefangenen zu lindern. Ishii fand zwei eben entlassene Sträflinge, die nirgends Aufnahme und Arbeit fanden und sich in der Verzweiflung das Leben nehmen wollten. Da entschloß er sich rasch und gründete eine Anstalt für entlassene Sträflinge, deren Bewohner er mit Mattenflechten beschäftigt.

Sehr merkwürdig ist die Wirksamkeit christlicher eingeborener Lehrer unter den Sträflingen der Insel Hokkaido. Hier sind vier große Gefängnisse mit zusammen 7000 Sträflingen — keiner zu weniger als 12 Jahren verurteilt — die den Wald ausroden und das Land urbar machen müssen. Der Vorsteher der Gefängnisse ist ein Heide, er hat aber trotzdem gefunden, daß christlicher Unterricht das beste Mittel ist, die Sträflinge zu bessern. Er hat deshalb christliche Lehrer angestellt und unterstützt sie kräftig. Jedes Gefängnis hat eine Kapelle, in der Sonntag vormittags ein Vortrag über Moral gehalten wird, zu dem alle kommen müssen. Nachmittags ist freiwillige Sonntagsschule, von Konfuzianern, Buddhisten und Christen gehalten. Die Mehrzahl der Sträflinge scheint der christlichen Sonntagsschule und dem Bibelunterricht den Vorzug zu geben. Es giebt unter ihnen sogar zahlreiche Mitglieder des japanischen Bibelbundes. Manche von den Sträflingen haben sich bekehrt. In jeder Zelle hängt ein Spruch aus Konfuzius, Menzius oder der Bibel, und wenn der Gefangene sich ihn zu eigen gemacht hat, hängt man einen andern auf. Alle

Räume der Gefängnisse sind sauber und ordentlich, und die Wächter behandeln die Gefangenen gut. Während früher manchmal in einem Jahr hundert Gefangene entflohen, entfloh im Jahre 1893 nur einer. Es hat sich auch ein Verein für entlassene Gefangene gebildet, und der Plan, diese in einer christlichen Kolonie zu vereinigen, ist wohl jetzt ausgeführt.

---

12. Der allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein.

Bis zum Jahre 1885 arbeiteten lauter Missionsgesellschaften in Japan, die, ob bischöflich, presbyterianisch oder kongregationalistisch, ob Methodisten, Baptisten oder Quäker, doch auf biblischer Grundlage stehen. Es war den Deutschen, die bisher noch keine Mission in Japan hatten, vorbehalten, Sendboten von wesentlich andrer Richtung dahin zu schicken.

Im Jahre 1884 gründeten — angeregt durch eine Schrift von Pfarrer Buß in Zofingen — deutsche und schweizerische Theologen der freien Richtung den „Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein". Die Missionare dieses Vereins sollten, ihrer theologischen Richtung und Weltanschauung entsprechend, in andrer Weise missionieren, als es bisher geschehen war.*) Es sollte weniger dogmatisches Christentum getrieben, mehr der „Herzpunkt des Christentums", unter Drangabe dessen, was nur an seinem Umkreis liegt, betont werden. Die Missionare sollten wissenschaftlich gebildete Männer sein und nicht von „unten nach oben", sondern von „oben nach unten" missionieren, d. h. sie sollten sich zunächst an die Kulturvölker Asiens wenden. Sie sollten sich auch bemühen, Lehrstellen an den höheren Schulen der betreffenden Länder zu bekommen.

Im Jahre 1885 ging der erste Missionar dieses Vereins, Wilfried Spinner, bisher Pfarrer in der Schweiz, nach Japan.

---

*) Uebrigens sagt der gleich zu erwähnende Spinner, nachdem er die Mission in Japan kennen gelernt hatte: „Auch für mich gab es einmal eine Zeit, da ich am Studiertisch in der Heimat meinte, daß eine Aenderung der Missionsmethode im Prinzip wünschenswert sei. Jetzt stehe ich nicht an, zu bekennen, daß ich nicht wüßte, in welcher Weise die Mission in Japan, speziell die protestantische, zweckentsprechender hätte arbeiten können."

Er sollte zuerst die Deutschen in Jokohama und Jedo zu Gemeinden sammeln, was ihm auch gelang. (Der damalige japanische Gesandte in Berlin, Aoki, selbst ein Christ, hatte dies gewünscht.)

Infolge von Vorträgen, die Spinner im Hause eines hohen Beamten vor einer gebildeten Zuhörerschaft hielt, bildete sich unter Mithilfe des kongregationalistischen Predigers Kozaki eine kleine Gemeinde, die in der Pflege Kozakis blieb und sich später den Kumiaigemeinden anschloß.

Im Sommer 1887 bildete Spinner aus 33 von ihm getauften Japanern die erste heidenchristliche Gemeinde, die diesem Missionsverein angehört. Sie heißt, nach dem Stadtteil, in dem sie sich befindet, die Hongogemeinde und besitzt eine Gottesdienst- und Vortragshalle. In der Nähe von Tokio bildete sich eine kleine Landgemeinde und in Jokohama wurde von Spinner und Schmiedel, der 1887 nach Japan kam, eine Anzahl von Zuhörern zu regelmäßigem Gottesdienst gesammelt. Spinner, der mit Vorträgen, litterarischen Arbeiten, Predigen u. s. w. unermüdlich thätig war, gründete auch ein theologisches Seminar mit Vorschule. Von andern Gründungen des Vereins seien erwähnt: Eine Sonntagsschule; eine Klöppelschule für arme Japanerinnen — mit Bibelstunden verbunden —, ein christlicher Frauenverein für Frauenbildung und ein christlicher Jünglingsverein, an dem jedoch auch Heiden teilnehmen können und der besonders Gelegenheit zu Vorträgen und Besprechungen geben soll.

Dalton unterzieht in seinem Buch: „Auf Missionspfaden in Japan" die Thätigkeit des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins einer ziemlich scharfen Kritik, und da wir in unserer Darstellung der Mission in Japan hauptsächlich seinem Buche gefolgt sind, so läge es nahe, auch seine Ansichten über diesen Verein hier mitzuteilen; allein einmal sollen diese Blätter keine Streitschrift sein und dann wird eben jetzt das Für und Wider an andern Orten besprochen, so daß wir besser von einem abschließenden Urteil absehen und statt dessen ruhig abwarten, welche Entwicklung diese Mission in den nächsten Jahren nehmen wird.

Aehnliche Ziele wie der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein verfolgen die Unitarier und die Universalisten, die von Amerika nach Japan gekommen sind. Uebrigens hat der erste unitarische Missionar, Arthur May Knapp, in einer von ihm be-

gründeten Zeitschrift sich ganz offen zu dem vollkommensten Unglauben bekannt. Ein Japaner hielt deshalb bei dem Festmahl, mit dem die Gründung des Blattes gefeiert wurde, folgende Tischrede: „Offenbar ist der Unitarianismus ein Kind des orthodoxen Glaubens und doch feindselig gegen die Mutter. Das thut dem japanischen Gefühl der Kindespflicht wehe. Dazu fällt der Vorwurf auf ihn zurück; denn unter seinem Erbe befindet sich auch, was er anfeindet. Die Unitarier werden sich in Japan bei ihrem Kampfe gegen die Orthodoxie den Schülern des Buddhismus und Konfuzianismus zur Seite stellen. Mit welcher Folge? Gelänge es den drei Verbündeten, die Orthodoxie aus dem Lande zu jagen, so werden sich die Buddhisten und Konfuzianer verbinden, auch die Unitarier zu verjagen."

Dalton glaubt, daß die freisinnigen Missionen keine Zukunft in Japan haben. Es scheint, daß die, die sich wirklich bekehren, doch lieber einer der auf biblischem Grunde stehenden Kirchen beitreten, während die, die es leichter nehmen, es schließlich einfacher finden, zu bleiben, was sie sind.

Kleine, von Unitariern und Universalisten gegründete Gemeinden schwinden schnell wieder dahin; so blieben z. B. in Osaka von ungefähr 30 Täuflingen der Universalisten nach kurzer Zeit nur noch drei übrig.

---

13. Die russische und die römische Mission in Japan.

Ehe wir zum Schluß über den gegenwärtigen Stand der evangelischen Mission in Japan sprechen, müssen wir noch etwas von den russischen und römischen Missionsbestrebungen sagen.

Die russische Kirche hat niemals Heidenmission in fremden Ländern getrieben. Selbst unter den Heiden Rußlands missioniert sie erst seit 1860. Auch die russische Mission in Japan geht nicht von der Kirche aus, sondern von einem einzelnen Mann, einem Mönch, Namens Nikolaus, der dem russischen Konsulat in Hakodate auf der Insel Jeso beigegeben war. Die ersten Anknüpfungspunkte gaben ihm junge Japaner, die er im Russischen unterrichtete. Als Nisima seine Flucht aus Japan plante und in Hakodate auf Reisegelegenheit wartete, war er einen Monat bei Nikolaus, dem er japanischen Unterricht gab. Nikolaus wagte aber nicht, Nisima

zur Flucht zu verhelfen und dieser wandte sich an einen jungen Japaner, der in einem englischen Geschäft angestellt war. Er machte für Nisima ein amerikanisches Schiff ausfindig. So kam dieser nach Amerika und wurde für die evangelische Kirche gewonnen.

Nikolaus fand bald Eingang bei dem Volk, dem der russische Gottesdienst, bei seiner Aehnlichkeit mit dem buddhistischen, nicht allzu fremdartig erschien. (In den Häusern, in denen griechische Christen und Heiden zusammenwohnen, stehen oft Heiligenbilder und Götzen einträchtig nebeneinander auf dem Wandbrett.) Mit dem Taufunterricht und den Anforderungen beim Unterricht nahm man es nicht allzu genau; es fehlte auch nicht an solchen, die übertraten, um ihre äußere Lage zu verbessern — sogenannten Reischristen. Die Schuld daran darf man wohl weniger dem ernsten, eifrigen Missionar aufbürden; die Ursache liegt mehr in der russischen Kirche selbst, die allen Wert auf äußere Zugehörigkeit legt. Da Nikolaus die Mission in Japan doch nicht allein weitertreiben konnte, schloß er sich der im Jahre 1865 zunächst für die Mission innerhalb Rußlands gegründeten orthodoxen Missionsgesellschaft an. Er wurde später Bischof und ging mit der russischen Gesandtschaft nach Tokio. Dort hat man auf einem Berg einen prächtigen griechischen Dom gebaut — zum großen Aerger der Alt-Japaner, die es nicht verwinden können, daß die Kirchtürme höher sind, als der Palast des Mikado und alle japanischen Tempel.

Die Zahl der russischen Christen war 1893 etwas über 21 000, der Zuwachs in diesem Jahr 952, die Hälfte des Zuwachses der evangelischen Kirche in derselben Zeit. Die meisten griechischen Gemeinden sind im Nordosten der Insel Hondo. Erziehungsanstalten hat diese Kirche wenig.

Die griechischen Christen stehen in kirchlichen Dingen unter einem Ausländer, dem Kaiser von Rußland. Bei dem empfindlichen Nationalgefühl der Japaner wird dieser Umstand vielleicht die dauernde Einbürgerung der griechischen Kirche in Japan hindern. Dalton wenigstens ist dieser Ansicht.

Und dasselbe glaubt er auch in Beziehung auf die Zukunft der römischen Kirche in Japan, obgleich im Jahre 1893 die Zahl der katholischen Christen auf 46 000 angegeben wurde. Diese

Zahl war damals höher als die der Protestanten, aber man darf nicht vergessen, daß die katholischen Missionare, deren erster sich 1861 in Nagasaki niederließ, nicht ganz neu anzufangen brauchten, sondern eine bedeutende Zahl von Christen, die die Verfolgungszeit überdauert hatten, zu Gemeinden sammeln konnten. Außer den früher genannten 4000 hatten sich noch viele in abgelegenen, unzugänglichen Gebirgsthälern vor der Strenge des Gesetzes verborgen. Im ganzen sollen die Missionare 15 000 Christen vorgefunden haben. Der Zuwachs der römischen Kirche ist langsamer als der der evangelischen. Leider drängen sich die katholischen Missionare mit großer Rücksichtslosigkeit in Gebiete ein, die schon von der evangelischen Mission bearbeitet werden, ja sie kommen in schon gebildete Gemeinden und predigen da, als ob sie Heiden vor sich hätten. Wenn es ihnen gelingt, Protestanten zu sich herüberzuziehen, so taufen sie diese noch einmal, um ihnen recht deutlich zu zeigen, daß sie vorher gar keine Christen waren. Die römische Kirche in Japan hat einen Erzbischof und vier Bischöfe, verschiedene Erziehungsanstalten, Krankenhäuser u. s. w., auch zehn Klöster (neun für Nonnen, eins für Mönche). Was die Zahl der Arbeiter und die aufgewandten Geldmittel für die Mission in Japan anlangt, kann sie mit der protestantischen Kirche nicht Schritt halten.

14. Die evangelische Mission seit 1883.

Kehren wir wieder zu der evangelischen Mission zurück. Von 1883 an waren die Fortschritte nicht so schnell wie in dem Jahrzehnt von 1873 bis 1883. Mancherlei mag daran die Schuld tragen, z. B. die immer noch sehr einseitige japanische Vaterlandsliebe, die so leicht in Chauvinismus ausartet. Durch die Verfassung ist zwar Religionsfreiheit gewährt, aber die Vaterlandsliebe verlangt eigentlich doch, daß man glaubt, oder thut als glaube man, der Mikado sei ein Sohn des Himmels. Ein Professor an der Universität von Tokio fand — als Ergebnis seiner Geschichtsforschung — daß der Mikado nicht göttlichen Ursprungs sei. Er wurde entlassen. Wahrscheinlich hatte er geglaubt, in Tokio herrsche nicht nur auf dem Papier, sondern in Wirklichkeit Lehrfreiheit. Wie groß die nationale Empfindlichkeit auch bei den Christen ist, zeigt das Schicksal des Predigers Naomi Tamura, der wegen seines

schon erwähnten Schriftchens „The Japanese Bride", in dem er einige Schäden des Familienlebens in Japan aufdeckt, abgesetzt wurde.

Die Christen wollen auch in ihrem japanischen Nationalstolz oft zu früh selbständig werden und sich von den Missionaren nichts mehr sagen lassen, was den jungen Kirchen gewiß nicht zum Segen gereicht. Vielleicht ist das System der Kongregationalisten, der einflußreichsten Mission in Japan, auch nicht so passend für junge Christengemeinden. Die Freiheit, die es gewährt, macht jugendlich unreife Gemeinden begehrlich nach immer größerer Selbständigkeit. Man darf aber nie die Kehrseite vergessen: daß die japanischen Gemeinden willig die größten Opfer bringen, um sich selbst zu erhalten.

Zu den Hindernissen der Mission in dem Jahrzehnt bis 1893 gehörte auch, daß sich die Buddhisten zu besonderer Thätigkeit aufrafften. Sie suchten einerseits eine Vereinigung ihrer verschiedenen Sekten zustande zu bringen und unter dem Namen des Neubuddhismus dem Christentum als einheitliche Macht entgegenzutreten, andrerseits aber christliche Liebeswerke, Sonntagsschulen u. dergl., nachzuahmen. Trotzdem weiß jeder Kenner des Buddhismus, daß dieser eine Religion ohne Liebe ist. Ein Buddhist, der auf dem Religionskongreß in Chicago allerlei von der Verbrüderung aller Menschen geredet hatte, wurde auf der Rückreise vom Schiffsarzt aufgefordert, zu einem Japaner zu kommen, der im Sterben lag. Der Buddhist fragte nach dem Stande des Kranken und als er erfuhr, daß es ein armer Arbeiter sei, erklärte er, er kenne ihn nicht und überließ ihn seinem Schicksal. — Eben jener Religionskongreß wird von den Buddhisten zu Kundgebungen gegen das Christentum ausgenützt. Zwei von ihnen ließen sich nach ihrer Rückkehr in Jokohama vor einer großen Versammlung ungefähr folgendermaßen vernehmen:

„Als wir nach Chicago eingeladen wurden, lehnten die buddhistischen Gemeinschaften es ab, uns als ihre offiziellen Vertreter dorthin zu entsenden. Die meisten glaubten, man wolle sich in Chicago nur über uns lustig machen oder uns bekehren. So gingen wir auf eigene Hand hin. Und welche Ueberraschung ist uns zu teil geworden. Der Religionskongreß war zusammengerufen worden, weil (!) die Abendländer angefangen haben, die Schwächen und Thorheiten

des Christentums einzusehen und **weil** (!) sie aufrichtig darnach fragen, was die beste Religion ist. Kein geeigneterer Boden für die Ausbreitung des Buddhismus als Amerika! Während des Kongresses wurde ein sehr reicher Mann aus New-York zum Buddhismus bekehrt und hat sich dann auch in unsere Religionsgebräuche einweihen lassen. Er besitzt großen Einfluß, und seine Bekehrung bedeutet soviel, wie wenn zehntausend gewöhnliche Leute Buddhisten geworden wären. Das Christentum ist in Amerika nur ein Zierat. Nur wenige glauben noch von Herzen daran. Die große Mehrzahl der Christen sind Trinker und führen ein sittenloses Leben. Das Christentum erweist sich immer mehr als kraftlos, und man ist daher im Abendland jetzt geneigt, unsere bessere und reinere Lehre anzunehmen!"

Vielleicht braucht man gar nicht nach besondern Ursachen des langsameren Fortschritts der Mission zu suchen. Es war am Ende natürlich, daß nach dem schnellen Voranschreiten der siebziger und achtziger Jahre und den großen Erweckungen, bei denen wohl manchmal etwas methodistisch Gewaltsames mit unterlief, ein Rückschlag eintrat.

Wir geben im folgenden einige Zahlen über den Stand der Mission in den Jahren 1893 und 1894. Die Zahlen in Klammern gelten für das Jahr 1894, soweit sie für dieses Jahr vorhanden sind. Missionsgesellschaften arbeiteten in Japan (die drei einheimischen Kirchen, die eigene Missionsgesellschaften bilden, nicht mitgerechnet) 1893 im ganzen 28 (29), darunter 23 aus den Vereinigten Staaten und Kanada, 3 aus England und Schottland (Presbyterianer, Kirchliche Missionsgesellschaft, Gesellschaft für Verkündigung des Evangeliums), 1 (der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein) aus Deutschland. Missionare: Männliche 228 (226), unverheiratete weibliche 216 (210). Eingeborne Pfarrer 206 (258), nichtordinierte Prediger und Evangelisten 665 (536), Bibelfrauen 158. Stationen 125 (134), Außenstationen, die nur von Zeit zu Zeit von einem Missionar besucht werden 644 (750). Gemeinden 377 (364), darunter 78, die sich selbst erhalten. Erwachsene Christen 37 398 (39 240), Heidentaufen 3636 (3422). Die evangelische Mission hatte 1893 20 Knabenanstalten mit 1600, und 51 Mädchenanstalten mit 2600 Zöglingen, außerdem 73 Tagschulen mit 4000 Kindern. In 730 Sonntagsschulen wurden nahe an 27 000 Kinder unterrichtet, und zwar meistens Kinder von heidnischen Eltern, die den Besuch der Sonn-

tagsschule erlauben. Die erste Stelle unter den Missionsgesellschaften nimmt der Amerikanische Board ein, dem auch Nisima angehörte, in zweiter Linie kommen die Presbyterianer. Die angestrebte Vereinigung der Presbyterianer und Kongregationalisten ist bis jetzt noch nicht gelungen, und das Ziel, alle evangelischen Kirchen Japans zu einer japanischen Nationalkirche vereinigt zu sehen, scheint noch weit entfernt.

Aus den Zahlen sieht man, daß in dem Missionswerk kein Stillstand, geschweige ein Rückgang eingetreten ist. Das Jahr 1894 zeigt an einigen Stellen geringere Zahlen, was wohl der Wirkung der Kriegsunruhe zuzuschreiben ist. — Jetzt soll es in Japan 100 000 Christen geben, so daß bei einer Bevölkerung von 40 000 000 auf 400 Japaner ein Christ käme. Das ist wenig im Vergleich zu der großen Zahl von Heiden, aber viel im Vergleich mit den Erfolgen auf andern Missionsgebieten, besonders, wenn man bedenkt, wie jung verhältnismäßig die Mission in Japan ist.

Die freiwilligen Beiträge der eingeborenen Christen für ihre Kirchen betrugen in einem Jahre 156 000 Mark, also fast 4 Mark auf den Kopf, d. h. ungefähr so viel, als in Japan ein Mann der ärmeren Klasse, und aus solchen bestehen hauptsächlich die Christengemeinden, in einer Woche für seinen Unterhalt braucht. Die Beiträge waren 1894 höher als 1893.

---

14. Die Mission und der Krieg.

Die Frage liegt gewiß manchem Leser auf den Lippen: Welchen Einfluß hat Japans Krieg mit China auf die Verbreitung des Evangeliums gehabt? Es liegt ja nahe, zu glauben, daß in einer Zeit gewaltiger vaterländischer Begeisterung, wie sie während des Krieges in Japan herrschte, die Herzen nicht so bereit sind, das stille, sanfte Säuseln zu vernehmen, in dem sich der Herr naht. Aber wenn Gott sein Reich ausbreiten will, so muß auch das dazu helfen, was als ein Hindernis erscheinen könnte. Es heißt hier: „Weg hat er allerwegen.“ So scheint auch dieser Krieg dem Evangelium dienen zu müssen.

Es ist etwas Aeußerliches, aber doch nicht ohne Bedeutung, daß von buddhistischen Tempeln, die in Spitäler verwandelt sind,

die Fahne mit dem roten Kreuze weht, daß heidnische Krankenwärter und Wärterinnen die weiße Binde mit dem roten Kreuz am Arm tragen. Die Vorsorge auch für die feindlichen Verwundeten ist allerdings in Japan uralt, denn schon um das Jahr 200 n. Chr. befahl die Kaiserin Jingo während eines Krieges mit Korea, daß auch den feindlichen Verwundeten, wenn sie sich der Gefangenschaft stellten, Hilfe geleistet werde, und am Anfang des 8. Jahrhunderts wurde schon ein ordentlicher Sanitätsdienst eingerichtet. Im Jahre 1877 wurde während eines Aufstandes auf Kiushiu eine „Gesellschaft der Menschenliebe“, entsprechend unsern Vereinen vom roten Kreuz, gegründet. Das Symbol des Christentums anzunehmen, konnte man sich damals noch nicht entschließen. Aber neun Jahre später, 1886, war das Vorurteil geschwunden und Japan trat der Genfer Konvention bei. Das Kaiserpaar hat das Protektorat über den Verein vom roten Kreuz in Japan. Ist das nicht ein äußerliches Zeichen davon, wie sich innerlich die Stimmung in Japan gewandelt hat?

Im Anfang des Krieges war wohl die fremden- und christenfeindliche Strömung sehr stark, aber jetzt ist es anders, wie man an manchen Beispielen sehen kann. So war es bisher den Soldaten verboten, politische oder religiöse Schriften bei sich zu tragen. Die Christen konnten nur ein paar Blätter aus dem neuen Testament in ihren Kleidern verstecken. Aber als es nun wirklich Ernst wurde mit dem Kampf, da fanden die Offiziere, daß die Christen die besten Soldaten waren — gehorsam, tapfer, todesmutig, sterbensfreudig — und der Höchstkommandierende erlaubte nicht nur, daß Bibeln unter den Truppen verteilt würden, er wies sogar die Offiziere an, dabei zu helfen. Bis Mitte April vorigen Jahres wurden zwischen 3000 und 4000 Testamente und über 100000 Evangelien an die Soldaten verteilt. Der erste Minister, Graf Ito, nahm selbst eine Bibel an und sagte, der Mikado würde auch eine annehmen.

Der Chef des Generalstabs schrieb an Missionar Loomis: „Wir fühlen, daß für unsere Soldaten ein geistlicher Einfluß im höchsten Grade wünschenswert ist. Von diesem Gedanken waren ja auch Sie bei der Bibelverteilung geleitet. Wir danken Ihnen.“

Auch christliche Prediger durften jetzt zu den Truppen gesandt werden. An einem Ort wurde das für die Familien der

im Feld stehenden Soldaten gesammelte Geld einem christlichen Prediger zur Verwaltung anvertraut, denn es hieß: Die Christen sind ehrlich und liebevoll. Einige Zeit vorher wurde man in der Offiziersschule in Tokio aufmerksam auf das musterhafte Betragen eines christlichen Kadetten, und die Vorgesetzten sagten: „O, wenn nur geschwind alle unsere Kadetten zu Christen gemacht werden könnten!“ Und von da an wurde ein Teil des Dienstpersonals Sonntags und Mittwochs in die Kirche kommandiert.

Nach Hiroshima, wo 20000 Soldaten in Quartier waren und 2000 verwundete und kranke Chinesen und Japaner in den Spitälern lagen, kamen christliche Prediger, Bibelboten und Diakonissen. Nirgends wird den Boten des Evangeliums ein Hindernis in den Weg gelegt, wenn sie in die Spitäler kommen und an die Krankenbetten treten. Es giebt auch in Hiroshima sowohl unter dem Militär als unter den Bürgern ein Häuflein wahrer Christen, die sich gemeinschaftlich erbauen und unter den gesunden und kranken Soldaten arbeiten. Gewiß bekommt neben den Japanern auch mancher kranke Chinese einen Eindruck von christlicher Liebe, wie jener chinesische Oberst, den Missionar Loomis im Spital eifrig im Neuen Testament lesend fand und der bekannte, die freundliche Behandlung, die er in Japan unter dem Schutz des roten Kreuzes erfahre, erinnere ihn an manches, was er daheim von christlichen Missionaren gehört habe.

Aber auch abgesehen von dem, was der Krieg geoffenbart oder gezeitigt hat, sehen wir, daß der christliche Einfluß zunimmt, z. B. dadurch, daß verhältnismäßig viele Christen den höheren Ständen angehören. So sind ein Minister, zwei stellvertretende Minister, der Oberrichter des höchsten Gerichtshofs, der Präsident und mehrere Mitglieder des Abgeordnetenhauses Christen, und viele andere bedeutende Männer sind dem Christentum günstig.

Es ist gegenwärtig wieder unruhig in den Reichen des Ostens und man weiß nicht, welche Umwälzungen die nächsten Jahre oder Jahrzehnte bringen. Vielleicht giebt es in Japan eine Umwälzung nicht politischer Art. Vielleicht erleben wir es bald, daß mitten unter Kriegen und Kriegsgeschrei der Friedensfürst sein Reich in Japan aufrichtet.

Meine Heimkehr aus dem Heidenland durchs Heilige Land.

Von Miss. J. Jaus.

(Schluß)

Nun aber wollten wir auch noch Emmaus und Samuel Mizpa besuchen. Letzteres konnten wir immer von Jerusalem aus sehen, hoch und fern am Horizont. Und Emmaus war mir von Jugend auf einer der liebsten Dorfnamen Palästinas wegen der herrlichen Ostergeschichte der Emmausjünger. Liebe Freunde in Jerusalem hatten uns dazu ihre Esel angeboten, da der Weg dahin etwas beschwerlich ist. Zunächst hatten wir allerdings eine gute Strecke weit die schöne Landstraße, die nach Jafa führt; aber bald mußten wir rechts in nördlicher Richtung abbiegen und auf einem äußerst steinigen Saumpfade zwischen kahlen und felsigen Bergen hindurchreiten. Der kleine weiße Dameneſel meiner Frau fand aber Weg und Last etwas zu beschwerlich und legte sich zum Schrecken seiner ängstlichen Reiterin ganz unerwartet und wiederholt auf den Boden, sodaß sie lieber zu Fuß wanderte. Interessant aber war der Weg doch. Kaum waren wir von der Straße in ein enges und ödes Thälchen eingebogen, als wir an einen schön blühenden Weißdornstrauch kamen, von dem ich mir einen Zweig pflückte und auf den Hut und einen zweiten ins Knopfloch steckte. Auch weideten Schafe in den Bergen und weiter oben überraschte uns sogar ein heimatlicher Vogel mit seinem anmutigen Rufe: Kuckuck, Kuckuck! Die uns begleitende „Zionstochter" hörte diese Stimme des „Rufers im Walde" zum erstenmal in ihrem Leben und wir aufs neue wieder nach 15 Jahren. Wichtig war uns aber auch der Weg schon deshalb, weil wir im Geiste mit jenen Emmausjüngern und in den Fußstapfen des auferstandenen Christus wanderten. Jene herrliche Ostergeschichte war selbstverständlich heute unser schönster und passendster Reisepsalter, bei dessen Betrachtung auch „unser Herz brannte auf dem Wege". So oft wir in die Nähe von Baumgärten kamen, glaubte ich, wir seien in Emmaus. Aber das war nicht so nahe, wie ichs mir vorstellte. Erst als wir endlich in vielen Biegungen durch Hügel und Berge hindurch auf der Höhe angekommen waren, wo wir Samuel Mizpa, das wir aus den Augen verloren hatten, zur Rechten wieder auftauchen sahen und im Westen die Ebene Saron und das mittelländische Meer, da erblickten wir nun auch in einer Entfernung von fünf Minuten das wohlbekannte Emmaus, das Ziel unserer Reise. Da, an dieser Stelle mußte es auch gewesen sein, wo der Herr sich stellte, „als wollte er fürder gehen", sich aber dann doch nötigen ließ und mit jenen Jüngern

weiter in den Flecken ging. Mit bewegtem Herzen eilten nun auch wir auf Emmaus zu. Aber wo sollten wir einkehren? Christliche Familien giebt es hier leider keine. Ueberhaupt ist das heutige Dörflein sehr klein und hat wohl kaum mehr als acht Familien, lauter Mohammedaner. Doch die katholische Kirche hat überall ihre „heiligen Stätten“, geweihte Kirchen und Klöster. Auch in Emmaus ist ein großes Franziskanerkloster, das von allen Reisenden und Pilgern als Gasthaus aufgesucht wird. Und da in ihrem Besitze zugleich auch die sehenswertesten Stätten sind, so kehrten auch wir daselbst ein. Ein freundlicher alter „Bruder“ machte den Fremdenführer und zeigte uns vor allem die Ruinen der Helenenkirche, die einst durch Konstantins Mutter auf derselben Stelle erbaut worden sein soll, da das Haus des Kleophas stand, in welchem der Auferstandene am Osterabend einkehrte. In diesen ungeheuer dicken, aber beinahe ganz zerstörten Kirchenmauern zeigte er uns auch noch einen alten steinernen Tisch, an dem der Herr mit seinen zwei Jüngern das „Brot gebrochen“ habe. In seiner großen Freundlichkeit holte er eine Axt und schlug uns einige Splitter ab, um sie als Reliquien mitzunehmen. Wie oft diese Tischplatte schon erneuert worden sein mag?! Sehenswert waren auch die großen Kelterruinen hinter der Kirche, die noch ziemlich gut erhalten sind, und der Klostergarten. Hier fanden wir sogar einen herrlich blühenden Kirschbaum neben verschiedenen andern Obstbäumen aus dem Abendland. Weinreben, Granat-, Mandel-, Feigen- und Olivenbäume giebt es ebenfalls viele. Und von einem Citronenbaume, dessen Früchte gerade reif waren, erhielt jedes von uns ein eßbares Andenken aus dem Klostergarten zu Emmaus. Für ein Mittagsmahl hatten wir uns in Jerusalem gut versehen. Aber der freundliche Klosterbruder ließ es sich nicht nehmen, uns trotzdem bewirten zu dürfen. Nur bedauerte er sehr, daß heute gerade Fastentag sei und er es deshalb nicht so gut thun könne wie sonst. Wie erstaunt waren wir aber, als nach einer Tasse Kaffee gute Erbsen- und Teigwarensuppe aufgetragen wurde und hernach Stockfisch mit Spinat und Kartoffeln, sodann Eierkuchen mit Salat und schließlich nochmals Kaffee. Daneben war reichlich Klosterwein aufgestellt, der eigenes Gartengewächs war. Also fasteten wir zu Emmaus im Franziskanerkloster!

Am Nachmittag ritten wir hinauf nach dem weithin sichtbaren Samuel Mizpa. Von Jerusalem aus hatten wir diese schöne „Warte“ oft gesehen, denn es ist der höchste Punkt der ganzen Umgegend, 895 Meter hoch. Die Türken haben hier, wo einst der Prophet Samuel sein Volk gerichtet und Saul zum Könige gesalbt hat, wo er den Denkstein „Ebenezer“ gesetzt und wo er begraben sein soll,

eine Moschee gebaut und beherrschen jetzt die schöne Bergeshöhe. Da auch die Moslems den „Samuel Nebi“ hoch verehren, so schützen sie in ihrem Heiligtume sein Grab. Wir bestiegen das Minaret der Moschee und hatten da droben nach allen Himmelsgegenden hin die prachtvollste Aussicht. Plötzlich erschienen eine Schar Herren und Damen auf Pferden und Eseln. Es waren die Missionare und Missionarinnen Palästinas, die in diesen Tagen in Jerusalem zu einer Missionskonferenz zusammengekommen waren und nun einen gemeinsamen Ausflug hieher machten. Hatten wir auch nicht Zeit, uns mit ihnen zu unterhalten, so war es für uns Missionsleute doch immerhin interessant, hier auf Samuel Mizpa einer solchen Schar Missionsarbeiter des „heiligen Landes“ zu begegnen. Ihre Arbeit hier ist keine leichte. Die türkische Regierung duldet keine Proselytenmacherei und die Mohammedaner selber stehen dem Christentum stolz und abweisend gegenüber. Und so auch die Juden. Eine Dame nahm uns an deren Passahfeste mit in die neugebaute Judenkolonie, oberhalb Hakeldama, des Blutackers. Da konnten wir uns überzeugen, wie hart und verschlossen diese Juden dem Christentum oder in erster Linie dem Messias gegenüber stehen. „Wir wollen nicht an diesen glauben“, sagten sie in bitterem Ernste. So hart und felsig der Boden ist in Palästina, so hart sind auch dort die Herzen. Doch dürfen die Missionare in Hospitälern und Schulen auch wiederum recht ermutigende Erfahrungen machen.

Mit Sonnenuntergang waren wir wieder in Jerusalem und freuten uns des herrlichen Tages von Emmaus und Samuel Mizpa.

Gerne hätten wir auch noch eine Reise ans Tote Meer hinunter gemacht. Aber Zeit und Mittel wollten es nicht erlauben. Die 18 Tage, die wir in Jerusalem und seiner nächsten Umgebung zubringen durften, waren schnell vorüber. Am 25. April mußten wir wieder abreisen, um am 26. den Dampfer in Joppe besteigen zu können. Noch einmal betrachteten wir von unserm schönen „Oelbergzimmer“ aus, das täglich von den ersten Strahlen der Sonne so freundlich beleuchtet wurde, den majestätischen Sonnenaufgang, dann mußten wir von der trauten Herberge und seinen so liebevoll besorgten Hauseltern Abschied nehmen, Abschied vor allem auch von der hl. Stadt und all den heiligen Stätten, die wir sehen und besuchen durften. Zum letztenmal sahen wir noch Jerusalem vom Hinnomthal herüber und nahmen Abschied, um es wohl nie mehr wiederzusehen. Aber gottlob nicht das irdische, sondern das himmlische Jerusalem ist unsere Heimat.

„Ach, wann komm ich doch einmal
Hin zu Deiner Bürgerzahl!“

III. Nach der Heimat.

1. Abschied vom heiligen Land.

Die Eisenbahn brachte uns wieder nach dem alten Joppe zurück. Hier besuchten wir nun auch das angebliche Haus „Simons des Gerbers, das am Meere liegt", stiegen daselbst auf den Söller und gedachten des Gesichts, das Petrus wegen der Aufnahme der Heiden ins neue Gottesreich gehabt hatte. Die Stadt, die vom Meere aus so lieblich und schön anzusehen ist, ist dagegen in ihren engen Straßen beispiellos schmutzig, so daß es uns gar nicht gelüstete, viel und lange in ihr herumzugehen. Hingegen zog es uns hinaus nach der Templerkolonie Sarona, die etwa dreiviertel Stunden von Joppe entfernt liegt. Es ist dies ein schönes, sauberes Kolonistendorf mit regelrecht angelegten Straßen und mit Falzziegeln gedeckten netten Häusern, die von schönen Gärten umgeben sind. Das Dorf und seine Umgebung macht den lieblichsten Eindruck, wie dies auch bei der Kolonie Haifa der Fall ist. Hier kann man an den wohlbestellten Gärten und Feldern sehen, was durch andauernden Fleiß erzielt werden kann. Wäre die ganze Ebene Saron, wie auch die andern Gefilde Palästinas, so bebaut und angepflanzt, das gelobte Land wäre heute noch ein fruchtbarer Gottesgarten, ein Land, darinnen Milch und Honig fließt. Milch und Honig, sowie auch den Saft des Weinstocks, der hier so gut und mühelos gedeiht, bekamen wir, wie auch an andern Orten, reichlich zu genießen. Denn wo das Land bebaut, bepflanzt und bearbeitet wird, da ist es auch fruchtbar und ergiebig. Die Tempelkolonien liefern hiefür den sprechendsten Beweis. Es ist jammerschade, daß diese Gemeinden in religiöser Hinsicht so sehr zerrissen und zerspalten sind. Ein großer Teil von ihnen hat sich wegen Vater Hoffmanns liberaler Theologie, die nun auch sein Sohn, den ich in Rephaim besuchte, vertritt, von dieser Hoffmann'schen Richtung losgesagt und will auf dem anfänglichen, streng bibelgläubigen Standpunkte verharren. Diese Trennung in zwei Lager tritt in allen drei Kolonien scharf hervor. In Haifa ging sogar ein Teil derer, die sich von Hoffmann losgesagt haben, zur Kirche zurück, während andere entweder unentschieden zuwarten, auf welche Seite sie sich stellen sollen, oder aber eigene und neue Anschauungen zur Geltung zu bringen suchen, wie z. B. der Verfasser des Büchleins: „Bibelgerbstoff in Pillen, aus der Stadt Simons des Gerbers". Diese Zerrissenheit kann einem wehthun. Ihre Mission, ein Licht und Salz in Palästina zu sein, geht sicher auf diese Weise zu Grunde.

Am 26. April verließen wir denn das heilige Land und fuhren auf dem österreichischen Dampfer Minerva von Joppe nach Aegypten zurück. Bei der Einschiffung gingen die Wellen haushoch. Mit Grauen sahen wir, wie sie unser Schifflein bald in die Höhe schnellten, bald in die Tiefe führten. Meine Frau schloß die Augen, denn es war schauerlich anzusehen. Alle waren bedenklich stille, dabei aber ziemlich erregt und besorgt. Eine so gefahrdrohende Bootfahrt hatte ich noch keine gemacht. Doch kamen wir glücklich an Bord des Dampfers, wo wir Gott dankten für seine Bewahrung. Bald wurden die Anker gelichtet und in raschem Lauf fuhr unsere Minerva auf die hohe See hinaus. Unverwandt schauten wir noch einmal zurück nach dem Strande Kanaans. Aber bald verschwand er unsern Augen. Wir trieben rasch Aegypten und der Heimat zu. Und so liegt sie denn hinter uns, die Reise durchs heilige Land. Sie war der Mühe und des Geldes wert. Und Gott sei Dank, daß er uns dahin geführt und auf der Reise behütet hat. Im übrigen wissen wir wohl, daß Palästina nimmermehr ein wirklich „heiliges Land" ist und daß das äußere Kennen und Sehen dieses Landes keine bessere Christen macht. Das eigene Herz muß die Offenbarungsstätte Gottes werden, wie es in jenem Verse heißt:

„O Herz, was hilft es, daß du knieest an seiner Wieg' im fremden Land?
Was hilft es, daß du staunend siehest das Grab, aus dem er längst erstand?
Daß er in dir geboren werde und daß du sterbest dieser Erde
Und lebest ihm, nur dieses ja ist Bethlehem und Golgatha!"

---

2. Von Joppe bis Basel.

Die Seereise von der Hafenstadt Palästinas bis Aegypten war recht gut und dazu noch billig. Da gleichzeitig ein ägyptisches Schiff in Joppe um Passagiere warb, so erhielten wir eine Fahrkarte um beinahe den halben Preis, nämlich zu Fr. 15. Schon am andern Morgen kamen wir in aller Frühe in Port Said an. Hier hatten wir unsere Heimreise von Indien unterbrochen, von hier aus sollten wir sie nun auch fortsetzen. Und wie das so gut stimmte! Da lag sie schon im Hafen, die große „Karlsruhe", mit der wir weiterfahren sollten. Sie war gerade mit Einladen von Kohlen beschäftigt und so konnten wir hoffen, daß wir sie noch zeitig genug erreichen würden. Wir wußten aber auch, daß sie als Postschiff keine Stunde länger im Hafen bleiben würde, als bis diese Arbeit beendigt war. Deshalb galt es, so schnell als möglich umzusteigen. Doch halt, der Sanitätsarzt muß erst kommen und untersuchen, ob keine ansteckende Krankheit

an Bord sei. Niemand durfte aussteigen. Lange schaute man ungeduldig nach dem Boot aus, das den Arzt bringen sollte, aber lange, lange vergeblich. Drüben auf der „Karlsruhe“ aber ging die Arbeit mit fieberhafter Schnelligkeit weiter, um so bald als möglich abfahren zu können. Das war eine schwere Geduldsprobe. Denn, geht sie ohne uns weiter, so müssen wir in dem teuren, langweiligen Port Said verbleiben. Und wer weiß wie lange? Das Fahrgeld für den Norddeutschen Lloyd war bezahlt, andere Schiffe, die nicht zu dieser Linie gehören, konnten wir also nicht benützen. Das waren ernste Augenblicke für uns! Ich mußte ordentlich um Geduld und Ruhe kämpfen. Da kam mir der Vers in den Sinn:

„Er hat noch niemals was versehen in seinem Regiment,
Nein, was er thut und läßt geschehen, das nimmt ein gutes End'!“

Das waren Worte, die hier so recht am Platze waren. Aber ich konnte doch nicht einsehen, inwiefern es „gut“ sein sollte, in Aegypten bleiben zu müssen, wiederholte mir aber immer wieder jene Worte, bis ich auch dieses glauben konnte. Da endlich sah man den Arzt kommen. Alles freute sich und hoffte, sofort aussteigen zu können. Aber nochmals gab es eine Geduldsprüfung. Kaum war er da, so hieß es, Mann für Mann habe sich zu stellen. Es war aber eine große Anzahl von Leuten an Bord, deren Untersuchung nicht wenig Zeit in Anspruch genommen hätte. Ja noch mehr. Kurz darauf hieß es noch, wir bekommen Quarantäne, weil das Schiff von Konstantinopel herkomme, wo die Cholera herrsche. Das war geradezu entmutigend, denn das Schiff war mit Deckpassagieren derart überfüllt, daß ein längeres Verbleiben auf demselben höchst unangenehm gewesen wäre. Doch siehe da! Plötzlich fällt die gelbe Sanitätsflagge und freudig ging es von Mund zu Mund: „aussteigen“! Wie von schweren Fesseln befreit, verließen wir die „Minerva“ und beeilten uns, in einem Boote nach der „Karlsruhe“ zu fahren, die jetzt bald zur Abfahrt bereit war. Aber o weh! Trotz unserer Fahrkarte wurden wir abgewiesen. Das Schiff war vollständig besetzt. Auch erklärte der Agent, daß er telegraphisch benachrichtigt sei, daß auch das folgende Schiff keine weitern Passagiere mehr aufnehmen könne. Wir sollten also einen vollen Monat warten. Das war unmöglich! Wir mußten und wollten noch heute weiterfahren. Da fiel mir ein, daß mir in Indien Herr Missionsdirektor v. Schwartz und Missionar Sandegreen von der Leipziger Gesellschaft gesagt hatten, sie gedächten mit der „Karlsruhe“ heimzufahren. Sofort suchte ich sie auf und bat um ihre Vermittlung beim Kapitän. Aber der Oberwärter erklärte einfach, es sei keine leere Kabine vorhanden. Ich sagte, daß wir

gerne auf Deck schlafen würden, wenn wir nur mitkommen dürften. Aber auch das wurde abgewiesen, weil die Mitreisenden sich dadurch belästigt fühlen könnten. Ein Offizier ließ seine Kabine gegen eine Entschädigung von 100 Mark anbieten. Aber diese Extraauslage konnten wir uns nicht erlauben. Ich bat, im Rauchzimmer schlafen zu dürfen, und die beiden genannten Herren erklärten freundlichst, daß ich mich bei ihnen waschen und umkleiden dürfe und meine Frau bei den Missionsfrauen. Daraufhin ließ man uns wenigstens auf dem Schiffe, obwohl nur ungern. Wir aber waren glücklich und dankbar, als die „Karlsruhe" mit uns abdampfte. Meine Frau fand freundliche Aufnahme bei den Missionsfrauen der Hermannsburger Mission, die ihr sogar ein Bett einräumen konnten, und ich schlief im Rauchzimmer und durfte im übrigen die Kabine der Herren v. Schwartz und Sandegreen benutzen. Wir sind und bleiben diesen l. Freunden dafür recht dankbar. Aber auch die Nöte, die wir in Aegypten vor und nach unserer Reise ins heilige Land gehabt haben, werden uns unvergeßlich bleiben.

Unsere Weiterreise auf dem Mittelländischen Meer war im ganzen recht angenehm. Doch je mehr wir uns Italien näherten, um so bewegter wurde die See. Die leidige Seekrankheit stellte sich wieder ein und daneben war es windig und kalt. Dagegen wurde hier die Reise auch wieder interessanter. Die herrlichen Landschaften in Italien und Sizilien standen im schönsten, frischen Frühlingsgrün. Auf den Gebirgen sah man noch Schnee und auf dem vulkanischen Aetna eine starke schwarzgraue Rauchwolke lagern. Am schönsten aber war die Fahrt durch die Straße von Messina. Hier war die See vollständig ruhig. Rechts und links hatte man die herrliche Aussicht auf romantische Landschaften mit schönen Städten, Dörfern und Villen, und in der spiegelglatten Meerstraße kreuzten mit uns Dampfer und Segelboote. Dazu spielte unsere Schiffsmusik heitere Weisen. Aber dann gings wieder auf rauher See weiter, bis wir endlich in den Hafen von Neapel einfahren konnten. Der nächtliche Anblick des schönbeleuchteten Hafens mit der ebenso romantisch beleuchteten Stadt und dem feuerspeienden Vesuv war so prachtvoll, daß man es nicht bezaubernder malen könnte. Man sagt: „Sieh Neapel und stirb!" Und es ist wahr, wenn man diesen Fleck Erde bei schön beleuchteter Nacht oder auch bei Tage in der schönen Frühlingszeit, wie damals am 1. Mai, sieht und dazu noch von Gesang und Musik, von Geigen- und Mandolinenspielern umgeben ist, so könnte man wohl versucht sein zu sagen: ich habe genug gesehen! Doch sterben wollte ich hier nicht. Das Paradies muß anders sein!

Schon am Mittag verließen wir den Hafen von Neapel. Die

Schiffsmusik spielte bei der Ausfahrt die deutsche Nationalhymne und das Preußenlied. Die Fahrt war prachtvoll. Man konnte sich an den immer wieder neu auftauchenden Landschaftsbildern, die am Meeresstrande und auf den Inseln sichtbar wurden, kaum satt sehen. Wir fuhren an Capri und Ischia vorüber und steuerten frohen Mutes Genua, dem Ziel unserer langen Seereise zu. Ehe wir jedoch landen, muß ich noch ein kurzes Wort über unsere Reisegesellschaft an Bord der „Karlsruhe" beifügen. Daß wir auch hier wieder, wie früher auf der „Bayern", l. Missionsleute antrafen, habe ich bereits angeführt. Und ich freue mich, hier es noch besonders aussprechen zu dürfen, daß wir uns gegenseitig: Leipziger, Hermannsburger und Basler, recht gut verstanden haben und uns brüderlich befreunden konnten. Unter der übrigen Gesellschaft fanden wir aber so gut als keinen Anschluß. Wenigstens hatten wir in der kurzen Zeit von Aegypten her keine Gelegenheit dazu. Nur einer einzigen Opposition gegen uns Missionsleute kann ich mich entsinnen. Am Sonntag Vormittag las uns Herr Missionsdirektor v. Schwartz mit Erlaubnis des Kapitäns im Salon eine Predigt vor. Ein alter amerikanischer Konsul, ein ausgewanderter Schweizer, wollte aber im gleichen Salon Briefe schreiben und empfand unsern Gesang und die Vorlesung als Störung. Unverhohlen gab er seinem Unwillen darüber Ausdruck und protestierte schließlich allen Ernstes dagegen. Als wir aber keine Notiz davon nahmen, sandte er erregt und ärgerlich den Oberwärter zum Kapitän und ließ sich beschweren und um Einstellung des Gottesdienstes bitten. Er erhielt aber den Bescheid, daß wir Erlaubnis dazu hätten. Das ärgerte den alten Herrn noch mehr, er konnte aber an der Sache nichts ändern. Am Abend aber schämte er sich doch über sein unchristliches Gebaren und entschuldigte sich bei meiner Frau, in der er schweizerische „Landskraft" erkannte, daß er am Vormittag so „gebrummt" habe. Er sei eben oft wie ein „Munni" (wilder Stier), sagte er, der, wenn er geärgert werde, auch durch eine Hecke renne, in der kein Loch sei. Im übrigen aber wollte er ein guter Christ sein und erzählte von seinem Vater, der Pfarrer gewesen sei und immer gute Predigten gehalten habe. Er interessierte sich auch für unsere Palästinareise und wurde recht freundlich gegen uns.

Endlich am 2. Mai, nachmittags 3 Uhr, fuhren wir bei lieblich schönem Wetter in den Hafen von Genua ein. Die schön amphitheatralisch gelegene Stadt und die frischgrüne Landschaft machte den allerlieblichsten Eindruck. Die Schiffsmusik spielte zur Erhöhung der festlichen Stimmung verschiedene Märsche und Weisen, so daß das Wirbeln der Trommeln und das Schmettern der Posaunen in den nahen Bergen wiederhallte und schloß dann mit dem erhebenden:

„Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!“ Dann wurden die Anker geworfen, wir stiegen ans Land und freuten uns herzlich, glücklich und wohlbehalten den europäischen Boden wieder unter den Füßen zu haben. Dem aber, der uns so glücklich durch Länder und Meere geführt hatte, dankten wir von Herzensgrund.

Unsere Landreise durch Italien in die Schweiz brachte uns eine liebliche Ueberraschung um die andere. Das frische Grün der Wiesen und Felder, dazu der prachtvolle Blütenschmuck der Bäume und dann wiederum die weißen Schneefelder auf den hohen Schweizerbergen waren alles Landschaftsbilder, wie man sie in Indien nirgends und zu keiner Jahreszeit finden kann. Als wir durchs Tessin fuhren und nachher an den schönen Schweizerseen vorüber, da mußte ich erstaunt bekennen, daß nicht Malabar, wie ich gemeint und oft behauptet hatte, sondern sicher die Schweiz „das schönste Ländchen unter dem Monde sei.“ Und zu der interessanten Reise paßte auch der schöne freundliche Himmel und die festliche Stimmung des heutigen Tages am Himmelfahrtsfeste. Abends 8 Uhr trafen wir wohlbehalten im Missionshause zu Basel ein, von wo wir einst hinausgesandt wurden, froh und dankbar, daß wir damit nun die Heimat erreicht hatten.

---

3. In der Heimat.

Fast bin ich in Verlegenheit zu sagen, wo und welches meine eigentliche Heimat sei. Da wo ich geboren bin auf der schwäbischen Alb, bin ich nicht einmal mehr Bürger. Meine Eltern sind längst tot und meine Geschwister sind alle weit umher in der alten und neuen Welt zerstreut. Auch meine Frau ist in ihrer Heimat, der Schweiz, jung verwaist und früh in die Welt hinausgekommen. Wir mußten uns also zunächst sagen: „Wir sind zu Haus, doch nicht daheim!“ Dazu ist man während der langen Abwesenheit vom modern zivilisierten Lande der Heimat gar vielem entfremdet worden. Selbst Anstands- und andere Regeln haben im heißen Pfefferlande notgelitten, denn im erschlaffenden Tropenlande „wandelt man nicht ungestraft unter Palmen“. Trägt man dazu auch noch einen indischen Sonnenhut und Kleiderschnitt, bis man in einem heimatlichen Laden den Fortschritt nachbezahlt oder einen neuen Hut und neue Kleider eingekauft hat, so wird man von allen Seiten begafft und spöttisch belächelt. Aber — und das mag wiederum ein Stück Unkultur sein — man ist darob nicht sehr empfindlich, ja eher zu rücksichtslos. Und das umsomehr, als man hinter dem „zivilisierten Aeußern“

mancher Leute oft herzlich wenig Edles findet. Denke ich z. B. nur an die gottlosen Redensarten, die ich in Eisenbahnen auf meinen heimatlichen Missionsreisen mit angehört habe, so graut mir darob. Oft war ich froh, daß meine Hindu nicht bei mir waren; ich hätte mich vor diesen Heiden für mein Volk schämen müssen.

Doch gottlob, wir hatten eigentlich keinen Grund, uns in der Heimat fremd zu fühlen. Im Gegenteil! Wir fanden überall freundliche und heimatliche Aufnahme. Als ich den Garten des Missionshauses und dann die alt- und wohlbekannten Räume des Hauses wieder betrat, da war mir so wohl wie im Vaterhause. Auch der Empfang des verehrten Komitees war ein wirklich herzlicher. Ja wahrlich, was uns die Zöglinge des Missionshauses zum Empfang gesungen haben: „Der Herr ist gut, in dessen Dienst wir stehen!" das haben wir nicht nur draußen in der Arbeit, sondern auch auf der Reise und in der Heimat reichlich erfahren dürfen. Er schenkte uns auch hier überall offene Herzen und offene Thüren. Verwandte und Freunde wetteiferten geradezu miteinander, uns die „heimatlose Heimat" so angenehm als möglich zu machen. Wir danken Gott und diesen Freunden dafür aufs herzlichste.

Auch mit der Erholung in der Heimat war es ein eigenes Ding. Gleich zum Anfang gab es bei meiner Frau und mir Erkältungen und Fieber. Und später brachte mich eine ernste Lungenentzündung sogar an den Rand des Grabes. Nur Gottes Macht und Erbarmen hat mich vom Tode errettet. Außerdem werden an einen heimgekehrten Missionar ziemlich viel Anforderungen gestellt in Bezug auf Missionsvorträge. Er soll auf Missionsfesten begeisterte Reden halten und aus seiner Arbeit und von seinen Missionserfolgen interessant erzählen können, damit neuer Missionseifer in der Heimat angefacht werde. Und doch, wie wohl würde ihm die Stille thun! Wie nötig bedarf er der inneren Sammlung und Stärkung, um wieder frisch und froh aufs heiße Arbeitsfeld zurückkehren zu können! Nun ich darf sagen, der Herr hat uns in der Heimat so geführt, daß wir beides hatten: Arbeit und Stille. Und wir sind dessen froh, denn schon ist unsere Erholungszeit vorüber und wenn diese Zeilen in die Hände der verehrten Leser kommen, sind wir längst wieder im Pfefferland und arbeiten dort im Weinberge Gottes. Welche Wege uns der Herr noch weiter führen wird, weiß er allein. Inzwischen wollen wir treu weiterarbeiten im Heidenlande, bis Er uns führt ins obere Heimatland!

Erläuterung zu dem Bild:

Missionshospital in Kodakal (Indien).

Es ist ein sehr bescheidenes Heim, das sich hier unter dem freundlichen Grün der Palmen und Mangobäume erhebt; aber es ist eine traute Stätte, da manchem Leiden gewehrt und — wills Gott — manche Krankheitsnot gelindert werden soll.

Der anspruchslose Bau stellt das kleine Missionshospital der Basler Station Kodakal an der Malabarküste dar, über deren Geschichte und frisches Aufblühen der Artikel: „Meine Heimkehr aus dem Heidenland" (Miss.Mag. S. 22 ff.) ausführlich berichtet hat. Wir dürfen demnach die Verhältnisse dieser Station als einigermaßen bekannt voraussetzen und es sei hier nur noch jenes kleinen Spitals in Kürze gedacht, das wie so manche andere gemeinnützige Einrichtungen Kodakals jenem wunderbaren Erntesegen der letzten Jahre seine Entstehung verdankt.

Dieser reiche Erntesegen war bekanntlich das Ergebnis einer Bewegung unter den umwohnenden Heiden, infolge deren diese in Scharen herbeikamen und sich zur Taufe meldeten. Und es war nicht bloß ein rasch aufloderndes Strohfeuer. Mehr als 500 Heiden konnten innerhalb von vier Jahren getauft und der christlichen Gemeinde eingegliedert werden. Diese wuchs dadurch in kurzer Zeit zu einer Seelenzahl von über Tausend an. Dadurch nahm die christliche Kolonie auch räumlich zu und geriet in ein rasches Wachstum.

Aber auch mancherlei Not war damit verbunden. Viele der neu herzugekommenen Familien litten an Krankheiten aller Art, sodaß das Missionshaus in Kodakal oft von lauter Hilfesuchenden und Leidenden umringt war. Dazu traten noch die Pocken in erschreckender Weise auf, sodaß innerhalb fünf Monaten gegen 40 Gemeindeglieder hinweggerafft wurden. Durch alles das drängte sich den Missionaren die Notwendigkeit auf, sich der Gemeinde auch mit ärztlicher Hilfe anzunehmen. So schritt man denn zur Errichtung eines kleinen Krankenhauses, zu dessen Bau selbst die Aermsten in der Gemeinde das ihrige beitrugen. Die Unkosten wurden größtenteils durch Sammlungen in Kalikut und Kodakal aufgebracht und es beteiligten sich daran Weiße und Schwarze, Christen, Heiden und Mohammedaner. Durch eine kleine kirchliche Feier wurde es dann am 11. Juni 1893 eingeweiht und seiner Bestimmung übergeben. Seine ärztliche Leitung

übernahm ein Gehilfe des Missionsarztes Dr. Liebendörfer, der an dem größeren Spital in Kalikut steht.

Dem kleinen Krankenhaus in Kodakal aber wünschen wir, daß Gottes Segen auf dieser Stätte der Barmherzigkeit ruhen möge!

Missions-Zeitung.

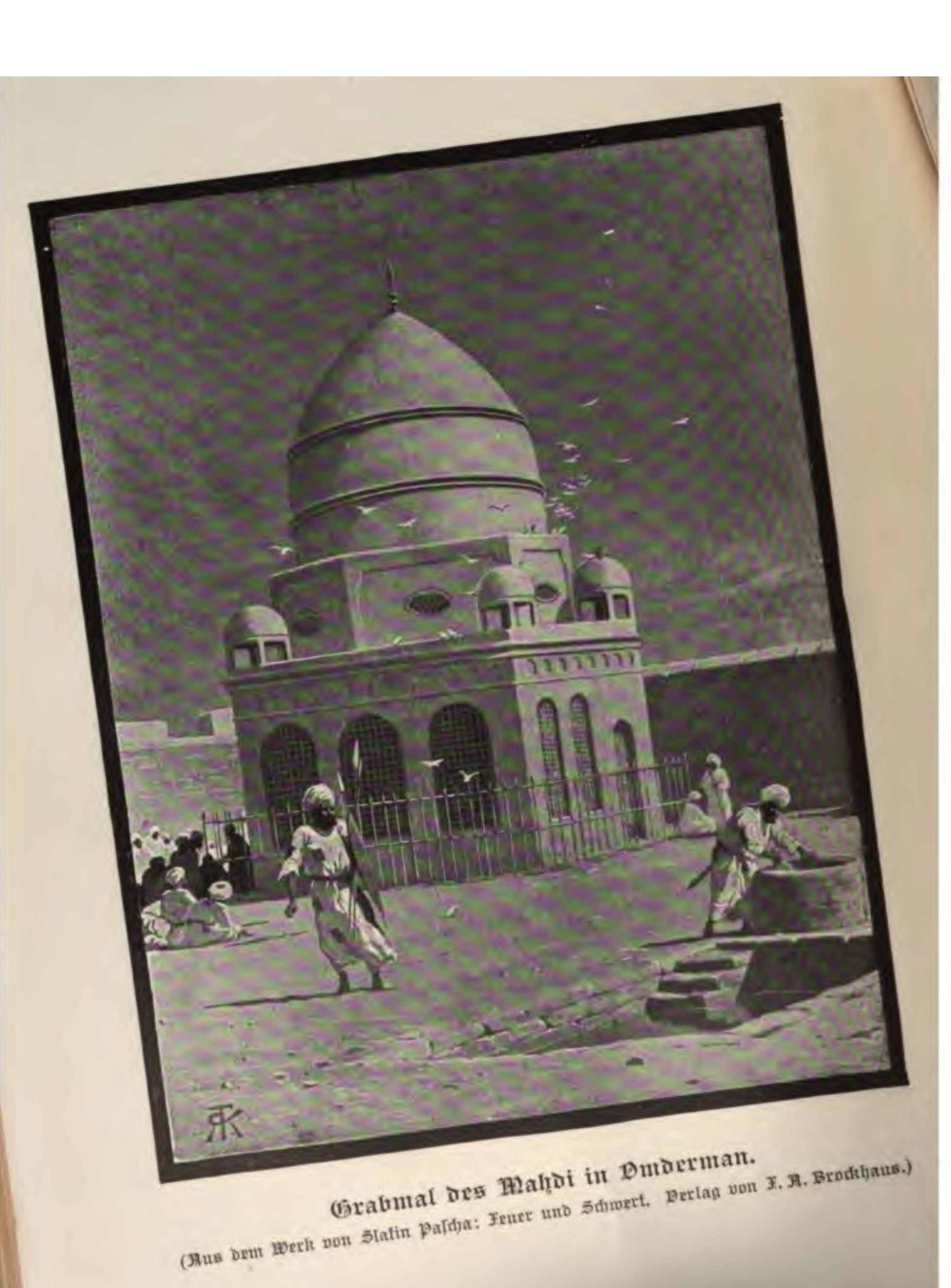
Neuestes.

Die **Basler Mission** auf der **Goldküste** hat während des letzten Halbjahrs nicht weniger als sieben ihrer Arbeiter durch den Tod verloren, nämlich vier Missionskaufleute, zwei Bauhandwerker und einen ordinierten Missionar.

Asante. Nachdem die Engländer Kumase, die Hauptstadt von Asante, ohne Schwertstreich besetzt und dessen König zur Unterwerfung gezwungen haben, steht nun auch das Land der Mission mit einemmal offen. Die Basler Missionare Ramseyer und Perregaux beabsichtigten deshalb, ermutigt durch die Zusage des englischen Gouverneurs, daß ihnen ganz Asante offen stehe, ohne Verzug von der Grenzstation Abetifi aus nach Kumase zu reisen, um sich über die Verhältnisse in Asante zu orientieren. Sie haben zugleich von ihrer Gesellschaft den Auftrag erhalten, entweder in Kumase selbst oder an einem der übrigen Hauptorte des Landes die ersten Schritte zu einer Missionsniederlassung anzubahnen. Von Kumase aus hoffen sie auch dem Stamm der Nkoransa, im Nordwesten der Hauptstadt, der schon längst um Missionare gebeten hat, einen Besuch abzustatten.

Altkalabar. Hier starb am 28. Dez. v. J. im Alter von fast 84 Jahren der Missionsveteran W. Anderson, der von 1838—1848 als Missionar in Jamaika, und von 1849—1889 als solcher in Altkalabar an der Westküste Afrikas arbeitete. Nachdem er altershalber 1889 in seine schottische Heimat zurückgekehrt war, drängte es ihn im letzten September, noch einmal auf sein afrikanisches Arbeitsfeld zurückzukehren, um im Januar d. J. in Duketown das 50jährige Jubiläum der Mission mitzufeiern und seinen Lebensabend auf seiner ehemaligen Station zu verbringen. Aber er erlebte die Jubelfeier nicht mehr; er entschlief kurz vorher und fand seine Ruhestätte neben seiner ihm im Jahr 1882 vorangegangenen Gattin. Er hat volle 50 Jahre unter den Negern arbeiten dürfen.





Grabmal des Mahdi in Omderman.

(Aus dem Werk von Slatin Pascha: Feuer und Schwert. Verlag von F. A. Brockhaus.)

Feuer und Schwert im Sudan.

(Schluß)

5. Der Tod des Mahdi.

Der Mahdi sollte sich nicht mehr lange seines Sieges freuen. Um die Mitte des Juni (1885) erkrankte er plötzlich und erschien einige Tage nicht zum Gebet. Doch legte man anfangs der Krankheit keinerlei Bedeutung bei, da ihm ja vom Propheten die Botschaft zu teil geworden war, daß er Mekka, Medina und Jerusalem erobern und erst dann nach langem, glorreichem Leben in Kufa aus diesem Leben scheiden werde. Es war jedoch kein leichtes Unwohlsein, das den Mahdi befallen hatte. Er war am Typhus erkrankt und schon am sechsten Tage seines Leidens fürchteten die ihm Nahestehenden für sein Leben. Der Chalifa Abdullahi, der das meiste Interesse am Ausgang der Krankheit hatte, wich Tag und Nacht nicht von seinem Lager. Am Abend des sechsten Tages erging an die um das Haus des Mahdi versammelte Menschenmenge der Befehl, Gebete für die Genesung des Mahdi zu verrichten. Erst dadurch wurde sein bedenklicher Zustand allgemein bekannt.

Am Morgen des siebenten Tages hatte die Krankheit solche Fortschritte gemacht, daß an dem Ende des Mahdi nicht mehr gezweifelt werden konnte. Er war bisher mit den Hausmitteln seiner Frauen und mit Arzneien sudanesischer Kurpfuscher behandelt worden. Nun im letzten Augenblick holte man einen der verhaßten gefangenen Aegypter, der Arzt im Militärlazareth in Chartum gewesen und dem Gemetzel nach dem Falle der Stadt glücklich entronnen war, und befahl ihm, den Kranken zu retten. Der Arzt erklärte, daß sich die Krankheit in einem solchen Stadium befinde, daß es zur Zeit nicht angezeigt sei, Medizinen anzuwenden, er

hoffe aber, daß die kräftige Natur mit Gottes Hilfe den Kranken retten werde. Er erkannte wohl, daß menschliche Hilfe nicht mehr möglich sei, war auch überhaupt nicht geneigt, helfend einzugreifen, da er bei dem voraussichtlichen unglücklichen Ausgang mit Recht fürchtete, hinterher als der Mörder des Mahdi angesehen zu werden.

Die Krankheit hatte ihren Höhepunkt erreicht. Die Chalifen, die nächsten Verwandten und einige Getreue umstanden die Lagerstätte des Mahdi. Der Kranke kam nur ab und zu zur Besinnung. Als er sein Ende herannahen fühlte, sagte er mit schwacher Stimme zu den Umstehenden: „Chalifa Abdullahi ist durch den Propheten zu meinem Nachfolger bestimmt; er ist von mir, ich bin von ihm. Wie ihr mir gefolgt seid und meine Befehle ausgeführt habt, so haltet es auch mit ihm. Gott erbarme sich meiner!“ Mit seiner letzten Kraftanstrengung hauchte er noch einige Male das mohammedanische Glaubensbekenntnis, legte die Hände auf die Brust, streckte sich und war verschieden.

Der Mahdi war also den Weg alles Fleisches gegangen; aber niemand wagte es, an seiner göttlichen Sendung zu zweifeln. Er hatte, wie das Gerücht ging, aus Sehnsucht nach Gott, seinem Herrn, freiwillig dieses irdische Jammerthal verlassen. Neben seiner Leiche leisteten die Umstehenden dem Chalifa Abdullahi das Versprechen der Treue. Erst nach der Bestattung des Mahdi wurde seinem Nachfolger, der den Titel „Chalifa el Mahdi“ annahm, auch von den übrigen Anhängern der Treuschwur geleistet. Zu gleicher Zeit suchte derselbe die erregte Menge zu beruhigen. Er ließ des Mahdi Predigtstuhl aufstellen und hielt, während ihm die Thränen über die Wangen rollten, von diesem aus eine kurze Ansprache an die versammelten Menschenmassen, die ihm hierauf den Eid der Treue schwuren.

Interessant ist, was Slatin im Anschluß an diesen Vorgang über die Lehren und Religionsvorschriften des Mahdi mitteilt (S. 348 f.):

„Vor allem lehrte der Mahdi die Entsagung und predigte die Nichtigkeit der irdischen Freuden. Um äußerliche Rangunterschiede abzuschaffen und den Abstand von arm und reich auszugleichen, wählte er als Kleidungsstück die Giuppe (ein kaftanartiges Derwischkleid), die von allen seinen Anhängern gewissermaßen als Wahrzeichen ihrer

Zugehörigkeit zu ihm getragen werden mußte und die dabei den Vorteil gewährte, daß er seine Leute im Kriegsgetümmel immer erkennen konnte.

„Um als Regenerator der Religion zu gelten, vereinigte er die vier Masahef (Sekten) der Mohammedaner, die wohl im großen und ganzen einig, doch in einigen Ritualformen von einander abweichen; so bei den religiösen Waschungen, in der Haltung beim Gebet, bei den Heiratsceremonien, in einer einheitlichen Glaubenslehre u. s. w. Er führte Neuerungen beim Verrichten der Gebete ein; nach dem Früh- und Abendgebet mußte täglich das von ihm herrührende Rateb gelesen werden, eine Sammlung von Koranversen, die durch Gebetsformen und Anrufungen Gottes stilistisch mit einander verbunden waren, eine Leistung, die über 40 Minuten in Anspruch nahm. Er erleichterte die frommen Waschungen und untersagte die im Sudan bei Hochzeiten üblichen Festgelage. Das Maher (die Morgengabe) setzte er bei Jungfrauen auf zehn Thaler und zwei Kleidungsstücke, bei Witwen auf fünf Thaler und zwei Kleidungsstücke fest; wer mehr bot oder mehr gab, wurde als „Unfolgsamer“ mit der Einziehung seines Vermögens bestraft. An Stelle der früher üblichen Festessen trat ein einfaches Mahl, bestehend aus Datteln und Milch. Durch die letztern Maßregeln wollte er den Armen die Eheschließung erleichtern, die er überhaupt zu fördern bestrebt war. So befahl er den Eltern und Vormündern, sämtliche zu Jungfrauen herangewachsenen Mädchen und die jungen Männer sofort nach erlangter Reife zu verheiraten. Er verbot Tanz und Spiel, die als „irdische Lust“ verpönt, mit Peitschenhieben und Vermögenseinziehung bestraft wurden. Er untersagte den Gebrauch von Schimpfworten, deren jedes mit 80 Peitschenhieben und 7 Tagen Arrest geahndet wurde. Der Genuß geistiger Getränke, wie Merisa, Dattelwein u. s. w., sowie das Tabakrauchen waren streng verboten; derartige Vergehen wurden mit einer größern Anzahl Peitschenhiebe, mit achttägiger Gefangenschaft und vollständiger Vermögenskonfiskation bestraft. Dem Diebe wurde die rechte Hand, dem Rückfälligen auch der linke Fuß abgehauen. Da viele der männlichen Bewohner des Sudan, besonders die nomadisierenden Araber, sich das Kopfhaar wachsen ließen, so wurde befohlen, die Köpfe glatt zu rasieren. Bei Strafe der Vermögenseinziehung war es verboten, die Toten zu beweinen oder die früher üblichen Totenmahle zu halten.

„Um seine Macht zu erhalten und einer Verringerung seines Heeres vorzubeugen, um seine Anhänger vor fremden Einflüssen zu bewahren und um die Verbreitung von Nachrichten über seine Lebensweise, die mit seinen Lehren nicht immer übereinstimmte, zu verhin-

dern, zog er einen Kordon um sein ganzes Gebiet und untersagte auch strengstens die Pilgerfahrt nach Mekka.

„Jeden Zweifel an seiner göttlichen Sendung, ja die leiseste Bemängelung seiner Anordnungen wurde, wenn durch zwei Zeugen bewiesen, mit dem Tode oder dem Abschneiden der rechten Hand und des linken Fußes bestraft. In Fällen, die ihn nahegingen, bedurfte es auch keiner Zeugen; es genügte da seine einfache Angabe, daß ihm der Prophet erschienen und ihn von der Schuld des Mißliebigen unterrichtet hätte.

„Da er durch manche seiner Anordnungen in Konflikt mit den mohammedanischen Gesetzen geriet, verbot er nicht nur die Pflege theologischer Studien und untersagte alle Vorträge über Gesetzeskunde aufs strengste, sondern ging sogar soweit, alle auf diese Disciplinen bezüglichen Bücher verbrennen oder in den Fluß werfen zu lassen.

„Das war im wesentlichen das Neue in den Lehren und Gesetzen des Mahdi, die er seinen Anhängern immer wieder vorpredigte und deren Befolgung er mit rücksichtsloser Strenge erzwang. Vor den Augen der Welt ging er seinen Gläubigen mit dem besten Beispiel voran, aber im Innern seines Hauses gab er sich gleich dem Chalifa den übertriebensten Ausschweifungen, der Völlerei und dem Wohlleben hin und genoß das Leben, wie man es eben im Sudan genießen kann. Die nächsten Verwandten der beiden Ersten des Reichs folgten getreulich ihren Spuren."

---

6. Der Chalifa Abdullahi als Nachfolger des Mahdi.

Dem Mahdi folgte sein Vertrauter, der Chalifa Abdullahi, in der Regierung. Auch unter ihm nahmen die Eroberungen und Raubzüge ihren Fortgang. Unter der Anführung verschiedener Emire wurden einzelne Heerhaufen nach allen Richtungen hin entsandt, um die Grenzen des mahdistischen Reiches im Süden, Norden und Osten zu erweitern, oder aber aufständische Scheichs und die von ihnen beherrschten Stämme zur Botmäßigkeit zurückzuführen. Besonders im Osten an der abessynischen Grenze und gegen das Rote Meer hin entspannen sich Kämpfe, die, mit mehr oder weniger Glück geführt, schließlich damit endigten, daß auch jene Stützpunkte der ägyptischen und abessynischen Grenzen in die Hände der Derwische fielen. Selbst bis in die von Emin Pascha noch lange Zeit notdürftig behauptete Aequatorial-Provinz und über die Grenzen des inzwischen entstandenen Kongo-Freistaates hinaus drangen die

mahdistischen Streiterscharen, errangen einige Erfolge und schickten die dort gemachte Beute an Sklaven und Elfenbein nach Omderman.

Aber so ganz unangefochten war die gebietende Stellung des Chalifa doch nicht. Nur durch ein Schreckensregiment suchte sich derselbe in der Herrschaft zu behaupten und zwar zunächst dadurch, daß er alle ihm feindlich gesinnten oder doch zweifelhaften Elemente, vor allem die Verwandten des Mahdi und andere gefährliche Parteigänger, aus dem Wege schaffte und seinen Anhang durch Herbeiziehung seines eigenen Stammes, der Taascha-Araber aus dem Westen, zu stärken suchte. Er hatte auch allen Grund, für seine Stellung zu fürchten. Denn nur ungern hatten es die Stämme des Nilthals gesehen, daß er als Angehöriger der westlichen Araberstämme zur Regierung gekommen war, und sie wußten, daß er sich fortan hauptsächlich auf seine Landsleute stützen und diesen alle einflußreichen Stellungen zuwenden werde. Es währte auch nicht lange, so setzte er seine beiden Chalifas außer Thätigkeit und entpuppte sich als Absolutist vom reinsten Wasser. Der geringste Verdacht gegen einen seiner Heerführer, oder seine Abneigung gegen eine einflußreiche, angesehene Persönlichkeit genügte, um den Unglücklichen vor sein Gericht zu ziehen und ihn kurzweg aus dem Wege zu räumen oder unschädlich zu machen. Seine Richter, die Kadis, waren bei solchen Akten der Ungerechtigkeit und Willkür nur seine willenlosen Werkzeuge, die es nicht wagen durften, einen selbständigen Richterspruch zu fällen.

Es konnte deshalb nicht ausbleiben, daß sich eine Verschwörung bildete, die von den nächsten Verwandten des verstorbenen Mahdi — von den sogenannten Aschraf oder Adeligen — ausging und an deren Spitze der Chalifa Mohammed Scherif und die beiden jungen Söhne des Mahdi standen. Ihre Absicht war keine geringere, als das verhaßte Joch des Chalifa abzuschütteln und die Herrschaft an sich zu reißen. Aber das Komplott wurde verraten, der bedrohte Chalifa traf seine Gegenmaßregeln und die geplante Erhebung der Verschworenen wurde rechtzeitig von ihm unterdrückt. Die gefangenen Aschraf aber ließ er auf die grausamste Weise nach Faschoda verbringen und dort mit dornigen Stöcken totschlagen. Und wie dieser, so wußte er sich nach und nach aller seiner Gegner zu entledigen.

Ueberhaupt baut sich die ganze heutige Herrschaft des Chalifa

auf Willkür und Gewalt auf, und der Mahdismus, in dessen Namen er die Völker des Sudan beherrscht, hat von allen Versprechungen, die er anfangs unter religiösen Vorspiegelungen gegeben, wenig oder nichts gehalten. Es ist deshalb auch bald die Enttäuschung gefolgt. Der Mahdi selbst ist zwar nicht lange genug am Ruder geblieben, um die heute beinahe allgemein gewordene Abneigung gegen seine Regierungsform zu erleben. Dagegen begegnet ihr der Chalifa Abdullahi auf Schritt und Tritt. So ist z. B. das Versprechen allgemeiner Gleichheit und Brüderlichkeit, das der Köder war, womit man die große Masse anlockte, unerfüllt geblieben. Doch wird noch immer die Religion als der wichtigste, ja einzige Staatszweck ausgegeben. Durch Flugschriften, die bis nach Wadai, Bornu, in das Land der Fellata, nach Mekka, Medina und bis zu den Bewohnern des übrigen Arabiens gesandt werden, will man die Meinung verbreiten, daß der Nachfolger des Mahdi nur darauf bedacht sei, die Ausübung der religiösen Pflichten von seinen Unterthanen zu fordern und, wenn nötig, mit Strenge zu erzwingen, daß es ihm aber ferne liege, nach weltlicher Macht und Herrschaft als Selbstzweck zu streben. Deshalb verrichtet er auch wenn immer möglich die täglichen Gebete öffentlich. In Wirklichkeit aber ist der Chalifa nichts weniger als religiös gesinnt. Er scheut sich nicht, jeden, auch den ältesten religiösen Gebrauch, über den Haufen zu werfen, wenn er ihm ein Hindernis bei Erreichung seiner Zwecke bildet. Allerdings sucht er derartige Akte der Willkür immer damit zu rechtfertigen, daß er sie von seinen Kadis als „für die Erhaltung des Glaubens" geboten zuerst in Vorschlag bringen oder hinterher genehmigen läßt. Diese aber verstehen es, willfährig und geschmeidig wie sie sind, jede Maßregel in Einklang mit den mohammedanischen religiösen Vorschriften oder doch mit den Spezialgeboten des Mahdi zu bringen. Im äußersten Notfall erklärt der Chalifa, daß ihm der Prophet erschienen sei und ihm so und nicht anders zu handeln geboten habe. Bisweilen besteigt er auch die Kanzel, um seinen Anhängern zu predigen. Da er aber keine theologischen Studien gemacht, ja nicht einmal die wichtigsten Gebote der Religion genau kennt, so bewegen sich seine Kanzelvorträge in sehr bescheidenen Grenzen und er muß sich bei denselben fast immer mit der Wiederholung stehender Redensarten begnügen.

Die Ausübung der religiösen Pflichten besteht vorwiegend in der öffentlichen Verrichtung der vorgeschriebenen fünf Gebete, im Lesen des Korans, wobei es jedoch streng verboten ist, denselben auszulegen, sowie im Ablesen der vom Mahdi zusammengestellten Koranstellen und seiner Flugschriften. Wer dagegen ohne dringenden Grund daheim betet, macht sich des Ungehorsams schuldig und sein Gebet hat nach der Behauptung des Chalifa weder Gültigkeit, noch findet es Annahme bei Gott. Die praktische Bethätigung der Religion besteht daher lediglich in Befolgung der Befehle des Chalifa, denn nur dadurch wird dem Gläubigen der Eingang zu den ewigen Freuden des Himmels ermöglicht. Die Pilgerfahrten nach Mekka hat er verboten, da ja das Grabmal des Mahdi, das er ihm in Omderman errichtet hat, für den frommen Pilger genüge. Obwohl die meisten Sudanesen zu der Einsicht gelangt sind, daß die Anordnungen des Chalifa häufig gegen ihren wahren Glauben verstoßen, so sind sie doch aus Furcht für ihr Hab und Gut und Leben gezwungen, seinen Befehlen auch in religiösen Dingen gegen ihre bessere Ueberzeugung nachzukommen. Alles das hat eine allgemeine Heuchelei erzeugt, der sich auch die bessern Elemente nicht zu entziehen vermögen.

Was uns dann Slatin vom Ackerbau, Gewerbe und Handel in den heutigen mahdistischen Ländern des Sudan erzählt, zeigt, wie auch in dieser Hinsicht jedes Gedeihen darniederliegt und wie das tyrannische Regiment, die jahrelangen Eroberungszüge und das mahdistische Verwaltungswesen allen Fortschritt lahm gelegt haben. Am bedauerlichsten ist, daß dagegen der Sklavenhandel, der von der Religion und vom Chalifa erlaubt ist, noch am lebhaftesten betrieben wird und trotz seiner eingeschränkten Absatzgebiete in voller Blüte steht. Denn obwohl er nur auf die dem mahdistischen Regiment unterstellten Ländergebiete beschränkt ist, so sind diese doch groß genug, um dem schändlichen Gewerbe den weitesten Spielraum zu lassen. So wurden z. B. die in Abessynien, im südlichen Kordofan und in Darfur erbeuteten Sklaven in großer Zahl nach Omderman gesandt und hier auf Rechnung des Chalifa öffentlich versteigert. Und wie der Raub dieser unglücklichen Geschöpfe mit der herzlosesten Grausamkeit ausgeführt wird, so ist auch der Transport mit den unsagbarsten Greueln verbunden. So mußten die in Abessynien erbeuteten Sklaven — durchweg Weiber

und Knaben, deren Männer und Väter hingeschlachtet worden waren und die größtenteils dem christlichen Stamme der Amhara angehörten — ohne genügende Verproviantierung und unter Peitschenhieben den weiten Weg von Abessynien bis Omderman zurücklegen. Barfuß, kaum gekleidet und schlecht genährt, eben ihren Familien entrissen, wurden sie wie eine Herde Vieh durch die Länder gepeitscht. Der größte Teil von ihnen ging zu Grunde, während der Rest, noch immer aus vielen Hunderten bestehend, in herzerbarmendem Zustande an dem Bestimmungsort anlangte. Hier wurden sie teils vom Chalifa an seine Anhänger verschenkt, teils verkauft. Der Heerführer Seki Tamel pferchte die im Süden erbeuteten Frauen und Kinder in Schiffe und Barken und schickte sie in ganzen Ladungen zu Tausenden nach Omderman. Der Chalifa nahm sämtliche Jungen als sein Eigentum an sich, um sie aufziehen zu lassen und sie dann seiner Leibwache einzureihen; die Weiber und Mädchen wurden verkauft. Tagelang dauerte die Versteigerung, da immer neue Sendungen dieser Unglücklichen anlangten. Krank und hungernd, nur mit Lumpen bedeckt, viele ganz nackt — so lagen sie hilflos herum. Als Nahrung wurde ihnen nur rohes Getreide und dieses in ganz ungenügender Menge verabreicht. Viele von ihnen erlagen dem Mangel, den Folgen der Strapazen und allerlei Krankheiten. Ihre Leichen wurden einfach in den Nil geworfen.

Am allermeisten hatten die aus Darfur geschickten Sklaven zu leiden. Der Weg war lang und beschwerlich, das Wasser selten und nur in Brunnen zu finden, die meistens weit entfernt voneinander lagen, das Land schlecht kultiviert und wenig bevölkert, weshalb nur ganz unzureichender Proviant für diese Sklavenkolonnen zu bekommen war. Unbarmherzig wurden die Unglücklichen gezwungen, Tag und Nacht zu marschieren, um Kordofan zu erreichen. So oft eins dieser Weiber — es waren fast nur Frauen und Mädchen — vor Erschöpfung zusammenstürzte, wurden die scheußlichsten Mittel angewendet, um es zum Weitermarsch zu bewegen. War es durchaus nicht mehr möglich, so wurden dem noch lebenden Geschöpfe die Ohren abgeschnitten, die der Leiter der Karawane dann als Beweismittel an sich nahm, daß deren Besitzer thatsächlich umgekommen und nicht etwa unehrlicher Weise von ihm unter der Hand verkauft worden sei.

Jetzt haben die größeren Sklavensendungen aufgehört, da die Länder, denen sie früher entnommen wurden, entvölkert sind oder, wie im Westen Darfurs, sich erfolgreich gegen die Bedrücker verteidigen. Doch wird Omderman von anderer Seite her hinlänglich mit dieser menschlichen Ware versehen. Auf dem Sklavenmarkt, einem freiliegenden, geräumigen Platze, der ein einzelnes Gebäude aufweist, finden sich die Sklavenhändler von Profession zusammen und bieten ihre Waren aus. Rund um das Haus stehen oder sitzen Weiber und Mädchen in großer Zahl und Auswahl, von der alten, gebrechlichen, halbnackten Arbeitssklavin bis zu der nach sudanesischen Begriffen schön geputzten jugendlichen Suria (Dirne). Da dieser Handel als ganz natürlich angesehen wird und dem Gesetze entspricht, so werden die Feilgebotenen von den Käufern ohne jegliche Zurückhaltung wie zum Markt gebrachte Tiere auf das gründlichste untersucht; man öffnet ihnen den Mund, um zu sehen, ob die Zähne sich in gutem Zustand befinden, entkleidet den Oberkörper, besieht und prüft den Rücken, Brust und Arme, untersucht die Füße und läßt sie einige Schritte gehen, um den Körper auch in der Bewegung beobachten zu können. Alles das lassen die Sklavinnen ruhig und meist gleichgültig über sich ergehen. Doch sieht man in den Mienen einzelner Frauen und Mädchen, daß sie ihre unwürdige, bejammernswerte Lage erkennen und einst bessere Tage gesehen haben; auch aus den verzweifelten oder tieftraurigen Blicken kann man lesen, wie schwer sie es empfinden, auf die tiefste Stufe menschlichen Elends herabgedrückt zu sein und wie Tiere hier verhandelt zu werden. Hat man sich nach langem Feilschen über den Preis geeinigt, so wird gleichzeitig mit der Bezahlung das übliche Verkaufspapier ausgestellt und damit ist die Sklavin das Eigentum ihres neuen Herrn geworden. Die Bezahlung erfolgt immer in der landesüblichen Münze.

Zur Vervollständigung des Bildes, das uns vom heutigen Reich des Mahdi entworfen wird, gehören auch noch einige Angaben über die Residenzstadt Omderman. Diese hat der Chalifa seit dem Tode des Mahdi nicht mehr verlassen. Hier hat er sich eine Macht geschaffen, Kriegsmaterial aufgespeichert, alle ihm unliebsamen Personen gezwungen, Aufenthalt daselbst zu nehmen, um in der durch den Mahdi geheiligten Stadt unter seinen Augen täglich die fünf Gebete zu verrichten und seinen Lehren zu lauschen.

Omderman war ursprünglich der Name eines kleinen, auf der Westseite des Nilufers Chartum gegenüberliegenden Dorfes. Nach der Einnahme von Chartum beschloß der Mahdi, hier seinen vorläufigen Sitz aufzuschlagen. Er betrachtete Omderman aber nur als vorübergehenden Aufenthalt, da er behauptete, durch den Propheten die Botschaft erhalten zu haben, daß er Aegypten, Arabien — besonders Mekka und Medina — erobern und dann in Syrien von dieser Erde scheiden werde. Nun starb er plötzlich und damit waren seine Pläne und die Hoffnungen seiner Anhänger auf Erfüllung der Prophezeiung zu nichte gemacht. Sein Nachfolger, der Chalifa Abdullahi, betrachtete nun Omderman als die Hauptstadt des Mahdi-Reichs und als seine bleibende Residenz. Diese hat jetzt eine Ausdehnung von elf Kilometern in der Richtung von Süden nach Norden. Die Ausdehnung in der Breite beträgt dagegen durchschnittlich nur etwa fünfeinhalb Kilometer, da bei der Ansiedelung jedermann dem Fluß möglichst nahe zu sein trachtete. Die Stadt liegt auf ebenem, nur stellenweise schwach wellenförmigem Terrain. Der vorwiegend harte, mit Steinen aus roter Thonerde vermengte Boden ist an vielen Stellen mit einer leichten Sandschicht bedeckt; nur in der Nähe des Flusses findet sich ein Streifen Humus. Breite Straßen, die der Chalifa zu seiner Bequemlichkeit anlegen ließ, wobei alle im Wege stehenden Häuser und Hütten unbarmherzig niedergerissen wurden, führen von Süden, Norden und Westen nach der Djame (Moschee, Betplatz). Eine Umfassungsmauer ist noch nicht ganz vollendet. Die an verschiedenen Plätzen aufgerichteten Galgen charakterisieren in augenfälliger Weise das System, nach welchem das Land regiert wird. Die Bevölkerung der Stadt hat je nach der Stammesangehörigkeit ihre Quartiere zugewiesen erhalten, die durch die Marktpolizei in genau begrenzte Viertel eingeteilt sind. Die Bewohner jedes Viertels haben selbst durch nächtliche Runden für die Sicherheit und Aufrechterhaltung der Ruhe ihres Quartiers zu sorgen. In den engen Straßen und Wegen, welche diese Stadtteile durchziehen, herrscht unbeschreibliche Unreinlichkeit. Unrat bedeckt allenthalben den Boden, und die Kadaver von Kamelen, Pferden, Eseln, Ziegen u. s. w. verpesten die Luft. Kein Wunder, daß die ohnedies ungünstigen sanitären Verhältnisse dadurch noch um vieles verschlechtert werden. Fieber und Dysenterie sind die häufigsten Krankheiten. Dazu treten in

den Monaten November und März regelmäßig schwere Typhus-epidemien auf, die zahlreiche Opfer fordern. Omderman besitzt aber auch sein religiöses Heiligtum. Es ist dies das Grabmal des Mahdi, das ihm der Chalifa hat errichten lassen und worin der Sarg des dahingegangenen Mahdi aufgestellt ist. In der Nähe davon befinden sich in der Erde einige ausgemauerte Wasserbehälter, die von den zuströmenden Gläubigen zu religiösen Waschungen benutzt werden. Das Grabmal ist von einer Steinmauer umgeben, deren Thore jeden Freitag geöffnet werden, um die Pilger einzulassen. Da jeder Angehörige des Mahdi-Reichs gewissermaßen verpflichtet ist, an diesem Tage das Grabmal zu besuchen, um für den Verstorbenen zu beten und seinen Schutz anzuflehen, so ziehen jeden Freitag viele Tausende von Menschen dahin, stehen mit hocherhobenen Händen um das Grabmal herum, anscheinend den Schutz des Allerhöchsten durch Vermittlung des hier beigesetzten Heiligen erbittend, während sie thatsächlich oft nur Flüche und Verwünschungen gegen den Verstorbenen und seinen noch verhaßteren Nachfolger vor sich hinmurmeln. (Vgl. das Grabmal auf dem Titelbild.)

Grauenvoll schildert uns Slatin das in der Nähe des Flusses gelegene Gefängnis.

„Durch ein Thor, das Tag und Nacht von bewaffneten Sklaven bewacht ist, gelangt man in das Innere eines geräumigen Hofes, in dem sich mehrere größere und kleinere isoliert stehende Stein- und Lehmhütten befinden. Um diese herum liegen bei Tag die Unglücklichen, die sich den Zorn des Chalifa zugezogen, oder durch die Kadis verurteilt, hier ihre Vergehen abzubüßen haben, an den Füßen mit eisernen Ringen gefesselt, die durch eine kurze massive Eisenspange mit einander verbunden sind, am Halse eine lange schwere Kette, die sie kaum zu schleppen vermögen — abgemagerte, schmutzige Gestalten mit dem traurigen Gesichtsausdruck der Ergebung in ein elendes Schicksal. Gewöhnlich herrscht tiefe Stille unter den Bejammernswerten, nur unterbrochen durch das Klirren der Eisen, das rohe Geschrei der Wächter oder den schmerzlichen Klageruf eines Gepeitschten. Die von dem Chalifa behufs verschärfter Bestrafung besonders Bezeichneten werden mit schwereren Eisen belastet in ganz kleinen luft- und lichtlosen Räumen in strengster Einzelhaft gehalten; von jedem menschlichen Umgange abgeschlossen bekommen sie kaum die zum Leben allernotwendigste Nahrung. Die große Masse aber liegt tagsüber im Freien und sucht im Schatten der beiden großen Steinhäuser

Schutz vor den sengenden Sonnenstrahlen, sich gegenseitig mit leiser Stimme hie und da ein Wort der Klage zuflüsternd .... Abends werden sie in die Häuser, die fensterlos sind und nicht die geringste Ventilation besitzen, hineingetrieben. Da hilft kein Sträuben, kein Bitten und kein Jammern — gewaltsam werden sie hineingestoßen, so viele, als der Raum nur immer zu fassen vermag; dicht zusammengepfercht, ist es den meisten unmöglich, so viel Raum zu gewinnen, um sich nur setzen zu können. Durch Hitze und Luftmangel beinahe bis zum Wahnsinn getrieben, ohnmächtig gegen ihre Quäler, drängen, stoßen und treten die Stärkeren ihre schwächeren Leidensgefährten in sinnloser Wut, um sich einen Zoll breit Raum zu verschaffen. Endlich bricht der Morgen an, die mit Eisenketten verschlossenen Thüren werden geöffnet und heraus wanken in ihrem Schweiß gebadet die Unglücklichen, mehr Leichen ähnlich als lebenden Menschen. Im Schatten des Gefängnisses erholen sie sich allmählich, um bei anbrechendem Abend wieder derselben grausamen Marter entgegen zu gehen."

Diese Kerkerhaft blieb zwar Slatin erspart, doch war seine elfjährige Gefangenschaft hart genug, um sie fast unerträglich zu finden. Eingereiht in die Leibwache des Chalifa, hatte er Tag für Tag unter den Augen desselben sich vor seiner Pforte aufzuhalten, sorgsam bewacht, mißtrauisch beobachtet und in fortwährender Gefahr, dem Argwohn und der Laune des Tyrannen zum Opfer zu fallen. Alle Pläne zur Flucht scheiterten, weil sich das Unternehmen als zu gewagt erwies. Erst Anfang des vorigen Jahres waren die Vorbereitungen, die durch seine Freunde in Aegypten getroffen worden waren, derart, daß es Slatin wagen konnte, mit Hilfe arabischer Führer die Flucht anzutreten. Er verließ in der Nacht des 20. Februar 1895 Omderman und entfloh nach Norden. Mehrere Tage mußte er sich in den unbewohnten Gilf-Bergen verbergen, kreuzte dann nördlich von Berber den Nil, durcheilte die nubische Wüste und erreichte schließlich trotz mancher Gefahren am Morgen des 16. März das sichere Assuan, von wo aus er nach Unterägypten und in die Heimat zurückkehrte.

* * *

Wir könnten hiemit unsere Mitteilungen aus dem interessanten Buch von Slatin Pascha schließen; aber wir können nicht umhin, noch einige kurze Gedanken aus seinem Schlußwort zu bringen,

in welchem er sich über die gegenwärtige Lage des mahdistischen Sudan äußert. Man ersieht daraus, wie gewaltig sich diejenigen täuschen, die dem Islam eine civilisatorische Aufgabe für die afrikanischen Ländergebiete zuerkennen; denn gerade der Mahdismus hat den Beweis geliefert, daß er die Völker nur noch tiefer in die Barbarei hineinführt und jeder vordringenden Civilisation und Kultur den Weg hermetisch verschließt.

Während Italien, England und Deutschland vom Osten her, im Westen der Kongostaat, Frankreich und England täglich die Sphäre ihres Einflusses erweitern und der Civilisation die Wege bis ins Innere von Afrika bahnen, ist dagegen der ehemalige ägyptische Sudan, das heutige Mahdi-Reich, allem Verkehr mit der Außenwelt verschlossen. Kein Europäer kann es heute wagen, die Grenze dieses Landes zu überschreiten. Und doch ist es erst zehn Jahre her, daß sich das Land in diesem Zustand befindet. Ehe die Flutwelle des Mahdismus dasselbe überschwemmte, waren alle Anzeichen vorhanden, daß der Sudan civilisationsfähig sei. In den Hauptstädten lebten ägyptische und europäische Kaufleute. Fremde Mächte hatten in Chartum ihre Vertreter, und Reisende aller Nationen konnten nicht nur ungehindert das Land durchziehen, sondern fanden auch Schutz und Unterstützung. Telegraphen und reguläre Postverbindungen erleichterten den Verkehr mit den entferntesten Ländern. Nicht bloß Moscheen, sondern auch christliche Kirchen und Missionsschulen leiteten die religiöse und sittliche Erziehung der Jugend. Das Land war von den verschiedensten Stämmen bewohnt, die, wenn auch geneigt, einander zu befehden, durch die Kraft und Strenge der Regierung niedergehalten, den Frieden nicht zu brechen wagten.

Alle diese Anfänge einer zwar noch unreifen, aber doch entwicklungsfähigen Civilisation sind mit einem Schlag von wilden, unwissenden, fast barbarischen Stämmen zerstört worden, die auf den Trümmern eine Art von Regierung errichtet haben, bei der Recht und Moral mit Füßen getreten und die rücksichtsloseste Barbarei und Ungerechtigkeit gehandhabt wird. Dabei dient dem Chalifa und den westlichen Araberstämmen die Religion nur noch als Deckmantel, um die angemaßte Machtstellung auf die Dauer zu behaupten. Dem Kriege aber, der Hungersnot, den Krankheiten und den Hinrichtungen sind wenigstens dreiviertel der ganzen Bevölke-

rung zum Opfer gefallen, während die Ueberlebenden zum größten Teile nicht viel besser als Sklaven gehalten sind. Auch die furchtbare Geißel des Orients, der Sklavenhandel mit allen seinen Schrecken, nimmt im Lande wieder überhand und unter seinen Opfern befindet sich eine große Anzahl Abessynier, Christen, Kopten und Aegypter. Und was für einen traurigen Anblick bieten die Ländereien gegen früher! Distrikte, die ehemals stark bevölkert waren und im schönsten Gedeihen standen, sind zu verlassenen Einöden geworden; die großen Ebenen, auf denen die westlichen Araber dahinzogen, sind verlassen und von wilden Tieren bewohnt, die Ursitze der Nilbewohner von den nomadisierenden Stämmen in Beschlag genommen, während die rechtmäßigen Besitzer entweder vertrieben wurden oder gleich Sklaven das Land für ihre neuen Herren bearbeiten. Aller Mittel zur Selbstverteidigung beraubt, durch Unterdrückung und Tyrannei in einen Zustand der Verzweiflung getrieben, ohne Hoffnung, jemals von den stammesfremden Zuchtmeistern befreit zu werden, ist ihre Kraft und Widerstandsfähigkeit gebrochen.

Von dieser Seite her droht deshalb auch dem Bestand des Mahdi-Reichs keinerlei Gefahr. Das Land kann sich durch eigene Kraft — etwa durch eine innere Revolution — nicht selbst aufrichten. Die Hilfe muß von außen kommen. Erst dann werden die heute vom Chalifa geknechteten Völker des Sudan mithelfen, das schon wankende Gebäude niederzureißen. Doch ist dieses Reich nach Slatins Ueberzeugung — wenn auch ein im Niedergang begriffenes — doch noch nicht so weit, daß es von selbst in kurzer Zeit zerfallen könnte. Immerhin ist es von außen her auf allen Seiten bedroht und nur durch seine Stärke gegen die innern Feinde hat es noch Aussicht auf Bestand. Aber auch das kann und wird sich mit der Zeit ändern und es fragt sich dann nur, in wessen Hände der Sudan im Fall eines Zusammenbruchs der mahdistischen Herrschaft geraten wird. Slatin Pascha möchte als ehemaliger Beamter Aegyptens diesem sein altes Erbteil wieder zufallen sehen; unser Wunsch wäre, daß es Gott gefallen wolle, dieses Problem so zu lösen, daß es zur Förderung seines Reiches im dunkeln Afrika ausschlagen möge.

Eine Kundschaftsreise
im Hinterland von Deutsch-Togo.

Nach Mitteilungen von Miss. A. Mischlich.

Es sind jetzt etwas über 30 Jahre her, daß die Basler Mission von der Goldküste aus über den Volta-Fluß hinüber geführt wurde, um auch unter den jenseits wohnenden Volksstämmen die Arbeit aufzunehmen. Man ließ sich damals unter dem kleinen Stamme der Anumer nieder, der in den vorigen Jahrhunderten auf dem Bergland der Goldküste ansässig war und später über den Volta hinüber gedrängt wurde. Hier hatten die Anumer als ackerbautreibendes Völkchen in den fruchtbaren Hochthälern des von Südwesten nach Nordosten streichenden Bergzugs ihre Wohnsitze aufgeschlagen und sieben Städte gegründet.

Die Arbeit der Basler Mission im Anum-Gebiet währte aber nur wenige Jahre — von 1865 bis 1869. Dann zerstörte ein Einfall der Asanteer nicht nur die junge Mission, sondern vertrieb auch die Anumer und alle andern Volksstämme aus ihren Heimstätten. Die linksseitigen Voltagebiete wurden von den wilden Horden der feindlichen Asanteer vollständig verwüstet und entvölkert, und es währte fast ein Jahrzehnt, bis die verschiedenen Stammesreste, die sich auf die Goldküste ins englische Gebiet gerettet hatten, wieder in ihre alte Heimat zurückkehren und ihre ehemaligen Wohnsitze aufbauen konnten.

Erst als dies geschehen, nahm auch die Basler Mission 1881 ihre vorige Arbeit unter dem Anum-Volk wieder auf, und es gelang ihr, in kurzer Zeit einige Gemeinden in diesem Gebiet zu sammeln. Zugleich wurden den Volta hinauf, der erst jetzt nach der Unterwerfung der Asanteer durch die Engländer samt dem Hinterland erschlossen war, verschiedene ausgedehnte Predigtreisen unternommen, wodurch manche bisher unbekannte Völkerschaften und Gebiete in den Gesichtskreis der Mission traten. Dies führte auch dazu, daß man von Anum aus die Missionsposten allmählich den Volta hinauf vorschob und mit der Zeit die inzwischen unter die deutsche Herrschaft gestellten Togo-Landschaften Nkonya und Boëm besetzte.

Nachdem dies geschehen und seit die Hauptorte durch eine Reihe von Außenstationen unter einander verbunden sind, hat nun das Missionswerk längs der Voltalinie eine solche Ausdehnung nach Norden hin erlangt, daß man neuerdings daran denken muß, der Arbeit am oberen Volta einen besonderen Stützpunkt, d. h. eine Europäerstation zu geben, um von hier aus die nördlichen und östlichen Gebiete mit mehr Nachdruck bearbeiten zu können. Um aber hiefür den geeigneten Platz ausfindig zu machen, sind in der letzten Zeit diese Ländereien von den Missionaren mehrfach bereist und daraufhin erkundet worden, und es ist die demnächstige Errichtung einer weitern Voltastation nur noch eine Frage der Zeit. Vorderhand aber soll sich der dafür in Aussicht genommene Missionar Mischlich in Worawora in der Nähe der deutschen Forschungsstation **Bismarckburg** niederlassen und von da aus seine Arbeit auf die umliegenden Volksstämme ausdehnen.

Eine Kundschaftsreise, die er im letzten Jahre von Boëm aus in jene Landschaften im Norden und Nordosten unternommen hat, diente eben jenem genannten Zweck. Auf ihr wollen wir ihn nun begleiten.

---

1. Nach Akebu und Bismarckburg.

Obwohl die erste Regenzeit noch nicht ganz zu Ende war, trafen wir doch ausgangs Juli Anstalten zu einer Bereisung des nördlich und nordöstlich von Boem gelegenen ausgedehnten Gebiets, da wir sonst befürchten mußten, in den Anfang der zweiten und stärkeren Regenzeit zu kommen. Es war am 29. Juli vorigen Jahres, als unsere kleine Karawane Worawora verließ und einer etwa 700 Meter hohen Gebirgskette im Nordosten zustrebte. Nach etwa anderthalb Stunden war dieselbe erreicht, worauf der steile Aufstieg begann. Von Schweiß triefend kamen wir endlich oben an, wo unsere Anstrengungen durch den frischen Hauch stärkender Gebirgsluft belohnt wurden. Rasch ging es dann hinab ins Thal, wo uns das angenehme Halbdunkel eines Hochwaldes umfing. Kaum hatten wir die ersten Häuser des kleinen Ortes Kagyabi erreicht, als der Himmel seine Schleusen öffnete und ein heftiger Regen niederging, der erst gegen Abend etwas nachließ, um während der Nacht nur um so stärker einzusetzen. Am 30. Juli konnten wir

daher nicht so früh aufbrechen und es wurde fast 7 Uhr, als wir uns zur Weiterreise anschickten. Nach wenigen Minuten waren wir von dem uns beständig streifenden nassen Gras und Buschwerk, das den schmalen Pfad umsäumte, bis auf die Haut durchnäßt, so daß das Marschieren sehr unangenehm wurde. Um $8^1/_4$ Uhr langten wir an dem hochgehenden Menu-Fluß an und hätten hier ohne Zweifel umkehren müssen, wäre nicht gerade um dieselbe Zeit eine Karawane von 10—12 Personen angekommen, die im Begriff war, für das mitgeführte Pulver in Bedere Sklaven zu kaufen. Schief über den Fluß lag ein etwa 24 Fuß langer und 1—2 Fuß dicker, glatter, aber leider sehr krummer Baumstamm. Der größte Teil desselben war so ziemlich unsichtbar, da die gelbbraune Flut etwa zwei Fuß über ihn hinströmte. Bald verschwanden 4—5 junge kräftige Burschen im nahen Urwald und kehrten nach geraumer Zeit mit mehreren Bündeln spanischem Rohr zurück. Einer meiner Lastenträger durchschwamm den reißenden Fluß und befestigte auf dem andern Ufer das Rohr, schwamm darauf mit Anstrengung aller Kräfte dem Baumstamm entlang, wo das Rohr auf unserer Seite etwa zwei Fuß über dem Stamm ebenfalls festgemacht wurde. Es war nicht leicht, über diesen glatten Baumstamm zu balancieren, zumal das stark schwankende, dünne Rohr beständig nachgab und die Gefahr des Ausgleitens dadurch nur vermehrt wurde. Endlich nach drei bangen Stunden war der Uebergang glücklich bewerkstelligt, Träger und Lasten ohne Unfall am andern Ufer.

Zunächst zog sich der schmale Pfad durch etwa acht Fuß hohes Gras hin, worauf wir vom Dunkel des afrikanischen Urwaldes aufgenommen wurden und östliche Richtung einschlugen. Ringsum ist alles still, man hört nur die Tritte der Vorangehenden und hin und wieder das Knacken von überschrittenen Aesten. Gegen 4 Uhr nachmittags bemerkten wir an einzelnen Lichtungen, daß sich über uns schwere Wolken zusammenzogen, und da auch das nächste Dorf noch 4—5 Stunden entfernt lag, so mußten wir uns entschließen, unser Nachtlager im Wald aufzuschlagen. Am Ufer des Ogyene, einem kleinen Bächlein, fanden wir drei verlassene Jägerhütten, in denen wir zu kampieren beschlossen. Es waren nur einige in die Erde gerammte Pfähle, über die notdürftig einige Palmzweige gebreitet waren. Mit Blättern und Zweigen

wurde rasch etwas nachgeholfen, aber mitten in dieser Arbeit überraschte uns ein heftiger Regen, der bis zur Dämmerung anhielt. Nur mit allergrößter Mühe brachten wir mit dem nassen Holz ein kleines Feuer zuwege. Kaum hatten wir uns etwas Jams geröstet, als es wieder zu regnen anfing und zwar so stark, daß wir, um das Eindringen des Wassers zu verhindern, um die kleinen Schuppen Gräben ziehen mußten. Das Feuer wurde, so gut es eben ging, unterhalten, und wir begaben uns zur Ruhe. Obwohl wir so nahe als möglich zusammengepfercht lagen — es standen uns kaum 4—5 Quadratmeter trockenen Bodens zur Verfügung — schliefen wir alle doch recht gut. Trotz des Regens und mancher Entbehrung, die das Kampieren im Urwald mit sich bringt, und obwohl ein Leopard den nahen Busch durchstreifte und von Zeit zu Zeit seine unheimlichen Töne ausstieß, ließen wir uns in unserer Ruhe nicht stören.

Ein furchtbar schlechter Pfad führte uns am 31. Juli abermals durch ganz durchnäßtes Gebüsch und feuchten Urwald, so daß schon nach wenigen Minuten alles, was wir am Leibe hatten, zum Auswinden naß war. Doch wir achteten nicht sonderlich darauf und marschierten munter darauf los über Wurzeln und Baumstämme, die beständig den Pfad kreuzten, über Geäst und Felsen, ließen uns mit Hilfe von Lianen in steile Bachrinnen hinab, stolperten unzähligemale an Steinen und Wurzeln, bis wir um halb 12 Uhr mittags das Dorf Bedu erreichten. Bedu liegt in sehr gebirgigem Terrain auf Hügeln, die nach allen Seiten abschüssig sind. Die Häuser sind viereckig und teils mit Gras, teils mit einer fußdicken Lehmschicht gedeckt, die auf Stützen ruht. Ich konnte hier eine schon weit vorgeschrittene, sehr übel riechende Wunde eines Mädchens behandeln, wofür die Leute sehr dankbar waren und sich bei der Predigt am Abend reichlich einstellten.

Ueber Berge und Hügel, über Flüsse und Bäche, durch Wald und Busch marschierten wir am 1. August weiter und erreichten mittags nach 4 Uhr den Ort Krabe. Krabe hat wie Kesibo, das passiert wurde, durchweg runde Häuser mit kegelförmigem Grasdach. Zahlreich fanden sich die Bewohner bei der Straßenpredigt ein und waren dankbar über die frohe Botschaft, die sie noch nie gehört hatten. Ueber diese drei Akposo-Orte: Bedu, Kesibo und Krabe beansprucht der König von Borada in Boem Hoheitsrechte.

Eine nördliche Richtung einschlagend, führten uns die folgenden Tage durch das reizende, verhältnismäßig dicht bevölkerte Ländchen Akebu. Es zählt 17 oder 18 Dörfer, von denen mehrere 5—600 Einwohner haben. Das Ländchen liegt auf einem wellenförmigen, mit Baumsavanne bestandenen Höhenplateau, das durch viele Bäche und Flüsse reichlich bewässert wird. In den bewaldeten Bach- und Flußrändern herrschen die Raphia- und besonders die Oelpalmen vor. Auch wilde Dattelpalmen treten vereinzelt auf. In der Gras- und Baumsavanne mit ihrem tiefgrundigen, humusreichen Boden gedeihen die Pflanzungen der Bewohner vortrefflich. Hauptsächlich wird Jams, Mais und Waha angebaut. Waha, eine kleine, hirsenähnliche Getreideart, scheint hier sehr beliebt zu sein. Auch ausgedehnte Bohnen- und Erdnußfelder sind parzellenartig in die Savanne eingestreut. Ebenso wird Viehzucht getrieben, aber in sehr primitiver Art, doch würde man bei etwas gründlicherer Oekonomie und rationeller Fütterung jährlich hunderte von Rindern und anderes Vieh züchten können. An Weideland fehlt es nicht. Daneben werden viele Schweine gehalten und es bilden dieselben eine nicht zu unterschätzende Sanitätspolizei, da sie frei umherlaufend mit allen Abfällen gründlich aufräumen. Von Erzeugnissen einheimischer Industrie war nichts zu bemerken als sehr hübsche, starke Stoffe, die die zahlreichen Weber auf ihren einfachen Webstühlen, deren man in den Ortschaften ganze Reihen aufgeschlagen sieht, herstellen.

Akebu ist ein Land von großer, malerischer Schönheit und zählt gewiß zu den gesundesten und schönsten Landschaften des ganzen Togolandes. Besonders sind es die Bach- und Flußläufe, die in unzähligen Windungen das wellenförmige Hochland durchziehen und dem Reisenden stets neue, romantische Landschaftsbilder der herrlichsten Art vor die Augen führen. Gesunde, frische Luft empfängt den Wanderer und läßt ihn die Mühsale und Beschwerden der Reise vergessen. Die sauber gehaltenen Ortschaften mit ihren runden, einzelnstehenden Hütten machen einen angenehmen Eindruck. Was uns wunderte, waren die spärlichen Zeichen des Fetischismus sowohl in den Häusern als auch in der Umgebung der Dörfer. Auch tragen die Leute sehr wenig Amulette. Leider trifft man viele Aussätzige und mit Kröpfen behaftete Leute fast allerorten.

In diesem von der Natur mit fast verschwenderischer Pracht ausgestatteten Ländchen wurden wir auf das freundlichste aufgenommen und man hörte unserer Predigt gerne und aufmerksam zu, so daß sogar der begleitende Lehrer meinte, hier sollten wir uns niederlassen. Tschi wird aber so gut wie gar nicht verstanden. Das Volk spricht seine eigene Sprache.

Jeder Ort hat seinen Häuptling, der von einem Stab von Gemeinde-Aeltesten umgeben ist. Ihr Ansehen ist nicht besonders groß, auch das des Stammeshäuptlings nicht, der seinen Sitz in Dschoni hat. Die Akebuer sind ein sehr furchtsames Völklein. Besonders sind es die zahlreichen Akposoer, die im Osten und Süden von Akebu wohnen und den kleinen Stamm vielfach bedrängen. Die listigen und grausamen Akposoer vergewaltigen die Akebuer, wo sie können. Als z. B. vor zwei Jahren ein Akebu-Häuptling mit seinem Sprecher nach Akposo ging, um ein Palaver zu schlichten, wurden beide von den Akposoern ermordet und die schwachen Akebuer wagten nicht einmal den Tod ihres Häuptlings zu rächen. In Kunyon erzählte uns der Sprecher des Königs, daß er vor fünf Monaten einen Sohn und eine Tochter nach Akra an die Küste gesandt habe, um verschiedene Einkäufe zu machen. In Bedu in Akposo habe sie aber der Häuptling gefangen genommen, in Eisen gelegt und zu Sklaven gemacht. Die deutsche Regierung ist bis jetzt noch zu schwach, um mit Nachdruck gegen diesen räuberischen Stamm vorgehen zu können. Dazu kommt noch, daß sich die Akebuer unter einander befehden, schwächen und selbst nicht einig sind. Schuldet z. B. einer einem andern und kann nicht zahlen, so raubt der Gläubiger einfach eine Frau oder einen Sklaven seines Schuldners auf dem Felde und macht sich so bezahlt. Auch wagt kaum ein Bewohner eines Akebu-Ortes in das benachbarte Dorf zu gehen, es sei denn, daß er dort gute Freunde oder Bekannte habe, aus Furcht gefangen und als Sklave verkauft zu werden. Der Sklavenhandel steht hier leider noch in größter Blüte und es herrscht überall noch das reinste Faustrecht. Jeder Ort ist für sich abgeschlossen und es besteht so gut wie keine Verbindung zwischen den einzelnen Dörfern, geschweige denn mit andern Stämmen.

Ein neunstündiger Marsch über gewelltes Hochland mit vielen Flußrinnen brachte uns am 5. August in den ersten Bedere-Weiler Talabo. Unterwegs hörten wir das hundeähnliche Gebell von

Pavianen, die sich durch das hohe Gras regelrechte Pfade anlegen, so daß man glauben könnte, sie rührten von Menschen her. Hier in diesen weiten Hochlandsteppen, die von vielen mit Busch und Hochwald umsäumten Wasseradern durchzogen sind, giebt es noch viel Wild, besonders Wildschweine, verschiedene Arten von Affen und Antilopen. Auch bemerkten wir mehrmals frische Elefantenspuren.

Von Talabo aus erreichten wir am 6. August gegen Mittag die Forschungsstation Bismarckburg, die den Gipfel eines frei aus der Hochlandebene aufsteigenden Hügels krönt. Das ganze Stationsanwesen umfaßt mehrere mit Gras gedeckte, einfache Gebäulichkeiten aus Lehm. Dieselben bilden beinahe die Peripherie eines Kreises, in dessen Mittelpunkt das kreisförmig erbaute Magazin mit kegelförmigem Grasdach steht. Zwei der Häuser, früher von den Leuten der Station bewohnt, ruhen auf Pfählen, so daß stets frische Luft unter den Fußböden hindurchstreichen kann. Wahrscheinlich aus Mangel an Erfahrung hat man Bauholz gewählt, das nicht termitenfest ist. Ueberall haben diese gefräßigen Insekten ihren Einzug gehalten und das Holz durchfressen, so daß in absehbarer Zeit von der Station nicht mehr viel übrig sein wird. Die Stubendecken sind durch dünnen, hellgrauen Stoff ersetzt, der draperieartig direkt unter dem Grasdach befestigt ist und jetzt in großen Stücken herabhängt. Das ganze Anwesen ist von einem Palissadenzaun umgeben, vor dem sich ein 8—10 Fuß hohes Gehege von Kaktuseuphorbien hinzieht. Gegenwärtig bewohnt ein eingeborener Agent die Station, der mit großer Mühe auf Wunsch von Herrn Premier-Lieutenant von Döring eine Anzahl Kinder von den Häuptlingen der verschiedenen Bedere-Orte zu einer Schule gesammelt hat, in der Hoffnung, daß wir Basler bald kommen und sie übernehmen werden.

---

2. Die Landschaft Bedere.

In einigen kleinen Spezialkarten findet man die Bezeichnung Adeli, eine Verunstaltung des Wortes Adele, mit dem einige Stämme jenes Land benennen. Die Eingeborenen selbst heißen ihr Land und ihre Sprache Bedere und es sollte daher auch dieser Name dem Ländchen auf den Karten beigelegt werden. Bedere

ist ein sehr stark gewelltes Hochland, das wie Akebu zum größten Teil auf dem breitgelagerten Gebirgszug liegt, der auf der westlichen Goldküste in nächster Nähe des Meeres seinen Anfang nimmt, sich durch die Goldküste (Akuapem) hinzieht, den Volta durchbricht, von Akwamu nach Avatime weiterläuft und schließlich Akebu und Bedere erreicht. Einige Berge erheben sich bis zu einer absoluten Höhe von 800 Meter, ja bei Dikpelen dürfte sie nicht viel weniger als 900 Meter betragen. Die relativen Erhebungen werden wohl 2—300 Meter nicht übersteigen. In dem südwestlichen Teil von Bedere, der fast ganz in der Ebene liegt, wird Tschi gesprochen, da sich bis dorthin die Asanteherrschaft ausgedehnt hatte, während dagegen ihre ausübende Gewalt auf dem Gebirgsland von geringer Bedeutung war. Hier spricht man denn auch Bedere, doch wird daneben auch von vielen Tschi verstanden und gesprochen.

Urwald auf den Bergen und Höhen, Baumsavanne mit Gesträuch und Gebüsch in den Niederungen und an den Abhängen bilden im allgemeinen die Vegetationsform des Ländchens. Durch die Steppe mit ihrer einförmigen Flora schlängeln sich Bachläufe, begleitet von schmalen Streifen herrlichen Urwaldes, dessen dunkelgrüne Färbung mit der helleren Tönung der Savanne angenehm kontrastiert.

Die Bewohner von Bedere sind bigotte Fetischdiener und glauben steif und fest an das Dasein des Fetisch. Der Häuptling eines Ortes ist zugleich auch Fetischpriester; über allen aber steht die Fetischpriesterin Nunu von Dikpelen. Alle diese Priester sind im Besitz von langen Ledertaschen, die mit der zerstoßenen, sehr giftigen Rinde des Odombaumes gefüllt sind. Diese vom Volke abgöttisch verehrten Taschen sind vornehmlich die Ursache ihrer Macht und ihres Ansehens. Das Volk denkt sich nämlich, daß der Fetisch die Tasche umgebe oder ihr folge. Sie wird deshalb als Fetisch verehrt und es werden ihr wie den Häuptlingsstühlen Opfer gebracht. Wird irgend eine Sache vor dem Priesterhäuptling verhandelt, so holt er seine Tasche und legt sie vor sich auf den Boden. Das von dem Ankläger gebrachte Huhn wird geschlachtet und dann etwas von dessen Blut auf die Fetischtasche gestrichen. Fällt das zuckende Huhn auf den Bauch, so ist der Angeklagte schuldig; kommt es aber auf den Rücken zu liegen, dann ist er unschuldig.

Kein Neger glaubt an eine natürliche Krankheitsursache. Jedes Fieber, jedes Unwohlsein, jede Beule ist die Strafe für Mißachtung oder Umgehung irgend einer Fetischvorschrift. Vergiftung durch Widersacher ist auch gar nichts Ungewöhnliches und hat in vielen Fällen den Tod zur Folge. Hat man in diesem Fall irgend einen begründeten oder unbegründeten Verdacht auf eine Person, die den Verstorbenen verhext oder vergiftet haben soll, so wird der Tote öffentlich durch die Straßen getragen und man läßt den Leichnam auf die verdächtige Person stoßen, wodurch dieselbe in den Anklagezustand versetzt und der Verhexung oder Vergiftung geziehen wird. Natürlich sucht sich der Angeklagte von dem schweren Verdacht zu reinigen und unterzieht sich darum dem Odom, um so öffentlich jedermann Gelegenheit zu geben, sich von seiner Unschuld zu überzeugen. Es wird ein Tag festgesetzt. Beide Parteien nebst vielen Verwandten und Freunden erscheinen. Die nächsten Angehörigen des Angeklagten stürmen nun auf diesen ein und bitten ihn inständig, sich doch ja nicht dem Odom zu unterwerfen. Dadurch in seiner angegriffenen Ehre noch mehr verletzt, besteht er natürlich nur umso bestimmter darauf. Eine Anverwandte, gewöhnlich eine Nichte des Angeklagten, muß nun einen Topf Wasser holen und darf, so lange der Topf von ihr getragen wird, mit niemand reden. Auf einem freien Platz am Ausgang des Dorfes, wo sich eine große Menschenmenge versammelt hat, befiehlt nun der Kotokuni, der Eigentümer der Odomtasche, der seine Tasche umgehängt hat, dem Angeklagten, sich auf einen Stein zu stellen. Jetzt holt der Kotokuni einige Stücke Odom-Rinde aus seiner Tasche, zerreibt sie in einem Gefäß und vermischt sie alsdann mit seiner linken Hand mit Wasser. Von dieser Mischung bietet er dem Angeklagten dreimal eine Kürbisschale voll zum Trinken an, worauf derselbe mit dem Ausruf „ich fürchte!“ das Gift trinkt, während der Kotokuni beständig ruft: „Er wird bald tot hinfallen; er wird sich bald erbrechen!“ Inzwischen kann der Angeklagte auf dem Stein sitzen bleiben oder auf dem Platz auf- und abgehen. Ist der Angeklagte nach einiger Zeit durch die Wirkung des Giftes schwach geworden oder zu Boden gesunken, so wird er von dem Kotokuni mittels eines langen Speeres oder Stabes, der der ständige Begleiter der Odomtasche ist, fest an die Erde gedrückt. Der schlaue Kotokuni setzt den Spieß oder Stab auf dem Herzen des nun

schwach gewordenen Angeklagten auf und verhindert so ein kräftiges Atmen. Eine etwa noch mögliche Rettung wird dadurch unmöglich gemacht. Ist der Angeklagte verschieden, so wird er entkleidet und sein Mund mit Unkraut bedeckt, worauf der Kotokuni in die Wohnung des Verstorbenen geht und dort dessen abgeschnittene Fingernägel auf sein Eigentum streut, damit jeder, der es berührt, von seinem Geist getötet werde. Ist das Begräbnis vorüber, so kommt der Kotokuni und verlangt alles Hab und Gut des Verstorbenen. Niemand wagt zu widersprechen. Das Volk glaubt ganz fest, daß der Getötete schuldig gewesen und das Urteil ein gerechtes sei.

Nun kommt es aber auch vor, daß der Angeklagte das Gift erbricht. In diesem Falle wird er von seinen Verwandten am Abend nach Hause gebracht und ihm eine besondere Speise zubereitet. Erfolgt abermaliges Erbrechen, so meldet man dem Kotokuni, daß der Verdacht unbegründet und der Angeklagte unschuldig sei. Unter großem Jubel und Schießen wird er nun von seinen Angehörigen auf den Schultern durch das Dorf getragen und von Haus zu Haus geleitet, während der Kotokuni Palmwein über ihn schüttet und ihm ein Geschenk von 2 Hühnern und 800 Kauris (etwa 35 Pfg.) macht. Eine Erklärung der vollständigen Schuldlosigkeit des Angeklagten erfolgt aber erst nach drei Jahren, da die Folgen des eingenommenen Giftes oft erst nach Monaten, ja selbst nach Jahren zu Tage treten. Wenn nun nach drei Jahren der Angeklagte noch am Leben ist, so kann er vom Ankläger für die falsche Verdächtigung, die ausgestandene Angst und Bedrohung seines Lebens 6 heads Kauris (6 Mark) und ein Schaf fordern. Tritt Todesfall innerhalb dieses Zeitraums ein, so wird er der Wirkung des Giftes zugeschrieben und es ist dann damit auch die Schuld des betreffenden Angeklagten erwiesen.

Im allgemeinen liegt es ganz in der Macht des Kotokuni und seiner Helfershelfer, das Leben des Beschuldigten zu erhalten oder zu vernichten. Ist letzterer z. B. sehr reich und wohlhabend, so darf man fast mit Bestimmtheit erwarten, daß er dem Gifte erliegen werde. Der Kotokuni darf nur eine Dosis seines starken Giftes nehmen, worauf der erwartete Erfolg eintritt und der ganze Nachlaß des Angeklagten in den Besitz des Kotokuni übergeht. Ist aber dem letzteren daran gelegen, den Angeklagten zu retten, so

darf er nur die rohe Rinde mit zuvor ausgekochter und darum fast wirkungsloser Rinde des Odombaumes, die sich ebenfalls in seiner Fetischtasche befindet, vertauschen, und der vermeintliche Gifttrank wird sich als ziemlich unschuldig erweisen und von keiner tötlichen Wirkung sein. Das Odom, das von Betwuati aus in Bedere, Tribu, Boem, Anyanga ꝛc. eingeführt wurde, ist wohl die Hauptursache der auffallend dünnen Bevölkerung dieser Landschaften. Es ist auch gar nicht zu verwundern, wenn man erwägt, daß ein Todesfall auf diese Weise oft zwei bis drei andere zur Folge hat.

Außer dem Odom kommt noch ein anderes Gottesurteil, Aka genannt, vor. Letztere Art von Gottesurteil kommt besonders häufig in Boem in Anwendung. Während aber Odom nur in Krankheits- und Todesfällen angewendet wird, unterzieht man sich dem Aka nur bei Anklagen wegen Diebstahls und Ehebruchs. Beim Aka kann man sich auch durch eine andere Person vertreten lassen, während das beim Odom verboten ist.

Glaubt ein Mann, daß seine Frau mit jemand im Ehebruch lebt, so macht er von seiner Vermutung einem Fetischpriester oder einem mit besonderen Amuletten dazu ausgerüsteten Fetischmann unter Ueberreichung von zwei Strängen Kauris (4 Pfg.) Mitteilung. Sobald nun die beschuldigte Ehefrau erscheint, sticht ihr der Fetischpriester mit einer Nadel durch die Zunge. Läßt sich die Nadel sehr rasch durchziehen, so ist die Angeklagte unschuldig; kann der Priester aber die Nadel nicht durch die Zunge stechen — der geriebene Geselle bohrt einfach mit der Nadelspitze in der Zunge herum, so daß das arme Opfer furchtbare Schmerzen auszustehen hat — so ist die Angeklagte schuldig und der Verführer der Frau muß eine Strafsumme an den Ehemann zahlen. Der Priester erhält als Lohn für den Schiedsspruch Kauris im Wert von einer Mark. Eine Christin erzählte mir, daß sie sich in früheren Jahren als Heidin zweimal dieser Prozedur unterwerfen mußte.

---

3. Die Landschaft Betwuati.

Von Bismarckburg bereisten wir die an Bedere im Norden anstoßende Landschaft Betwuati und kamen über Dikpelen wieder zurück nach Bismarckburg. An vielen Orten, besonders in Katsenke, leiden die Leute sehr am Kropf und es haben manche dieser

Auswüchse eine furchtbare Größe angenommen. Das Landschafts- und Vegetationsbild von Betwuati ist dem von Bedere sehr ähnlich, nur daß hier die Thaleinschnitte viel schärfer sind, ja z. T. Schluchten mit wildromantischem Gepräge bilden. Die Betwuatier haben ihre eigene Sprache, die mit Guan*) verwandt sein soll; doch verstehen auch viele Tschi. Die Aufnahme, die wir in Betwuati fanden, war im allgemeinen freundlich, mit Ausnahme von Siare, der Hauptstadt des Ländchens. Die runden Hütten von Siare sind etwa in halber Bergeshöhe terrassenförmig, aber ganz unregelmäßig auf und zwischen Felsen erbaut und es macht die ganze Dorfanlage den Eindruck einer wohlbewehrten Felsenfestung. Kein Haus steht mit einem andern in gleicher Höhe. Von höher gelegenen Vorsprüngen schaut man auf die kegelförmigen Grasdächer und die kleinen Hofräume der tiefer liegenden, da und dort gleich Schwalbennestern an den Felsen hängenden Häuser. Wohin das Auge blickt, sieht es nichts als das dunkle Grün eines prächtigen Hochwaldes, der das ganze Dorf umschließt. Siare ist von allen Seiten von steil ansteigenden, bewaldeten Bergen umgeben, zu deren Füßen klare Gebirgswasser über Geröll dahineilen, die zwei Wasserfälle bilden und deren Geräusch und Gebrause bis hinauf in den Ort dringt. Als wir gegen Abend müde und durchnäßt in Siare ankamen, wurden wir von dem finster dreinschauenden Sprecher des Königs, den man uns als König vorstellte, begrüßt. Kaum hatten wir uns aufs Lager geworfen, so fing der Priester-Häuptling mit weithin schallender Stimme an, den Fetisch anzurufen. Die nahen bewaldeten, steilen Berge hallten wieder von dem kläglichen Schreien und in dem Dunkel der Nacht hörten sich die Bittrufe des angsterfüllten Priesters gar unheimlich an. Buruku ist der Name des Hauptfetisch und Siare weithin als Fetischort bekannt. Selbst aus Kumase und Jendi (Hauptstadt von Dagomba) pflegen die Könige in wichtigen Angelegenheiten hierher zu senden. Darum ist auch der Ort und sein Häuptling von einem gewissen Nimbus umgeben. Um Mitternacht und vor Sonnenaufgang begann der Priester wieder mit lauter, vernehmlicher Stimme „Buruku“ zu rufen, und es berührte mich eigentümlich,

*) Die Guan-Sprache wurde vor der Einwanderung des Tschivolkes auf dem Gebirge der Goldküste und darüber hinaus gesprochen. Noch jetzt bestehen einzelne Sprachinseln derselben. D. H.

diese Klagtöne, die in der Stille der Nacht an den nahen Bergwaldungen widerhallten, zu vernehmen und zu sehen, wie zäh sich der Priester an seinen Fetisch anklammerte und ihn um Hilfe anging. Aber obwohl er Buruku mächtige Namen beilegte wie „Gott aller Götter“ 2c., um ihm zu schmeicheln, so wollte derselbe doch nicht hören. (Vergl. Elia und die Baalpriester, 1. Kön. 18.) Morgens begab ich mich mit dem Lehrer zum Häuptling, der schon mit seinen Aeltesten auf einem freien Platz unter einem Schattenbaum am Waldessaum Platz genommen hatte, um sie mit dem Zweck unseres Kommens bekannt zu machen. Aber noch ehe wir das konnten, brachten sie vor unsern Augen dem Fetisch ein Opfer. Zwei Hühnern wurde der Hals durchschnitten und deren Blut auf das auf der Erde liegende Königsszepter, auf eine Odomtasche und den Schaft einer alten Steinschloßbüchse gestrichen. Erst jetzt wurde uns erlaubt zu reden. Wir sagten ihnen, sie säßen noch wie unsere Väter vor vielen Jahrhunderten in großer Finsternis und wüßten nicht den wahren Gott anzubeten. Aber wie zu uns einst Boten gekommen seien und uns den lebendigen Gott verkündigt hätten, so kämen wir jetzt auch zu ihnen, dem Befehle Gottes gemäß, um ihnen den Weg zum Leben zu zeigen, sie den Willen Gottes zu lehren und sie einzuladen zum großen Abendmahl 2c. Das alles wüßten sie schon, meinten sie, und sie hätten unsere Hilfe gar nicht nötig. Uebrigens hätten sie uns ja auch gar nicht gerufen; wer uns denn den Weg zu ihrem ganz versteckten und von hohen Gebirgsketten eingeschlossenen Wohnsitze gezeigt habe? Sie seien zufrieden, sehr mächtig und angesehen; sogar der König von Kumase und Jendi kämen als die bedeutendsten Fürsten der Westküste, um ihren Rat einzuholen. Unsere Hilfe wünschten sie nicht und sie hätten, was sie begehrten. In früherer Zeit sei ihre Hautfarbe auch weiß gewesen und er, der Häuptling, verfüge über ungeheure Macht und könne z. B. einen Menschen, wenn er gestorben sei, wieder auferwecken. Als ich ihm bedeutete, er solle diese seine gepriesene Wunderkraft hier an einem der vor ihm liegenden Hühner beweisen, wurde er verlegen, und hatte er schon vorher in sehr gereiztem Tone gesprochen, so wurde er jetzt zornig und wild. Seine kleinen Augen flammten unheimlich auf, seine Räte murmelten untereinander und einige Männer aus der Volksmasse, die uns umgab, sprangen auf, lärmten und drohten, so daß man uns

gar nicht mehr zu Worte kommen ließ. Obwohl wir uns der größten Ruhe befleißigten und sie sehr freundlich angesprochen hatten, brach der Häuptling doch plötzlich ab und verließ mit seinen Getreuen den Platz, ohne uns eines Blickes zu würdigen, während die Menge ringsum johlte, schrie und kreischte. Es herrschte ein wahrer Heidenspektakel und es war uns in dem Tumult nicht gerade sehr wohl zu Mute. Dieser aufgeregte Haufe wilder Heiden war unter der Führung ihres wütenden Priesters zu allem fähig. Am Waldesrand wurde nun auf einem von Steinen umlegten Platz unter den Zweigen eines weitästigen Baumes sofort zum zweitenmale Fetisch gemacht, und es wurde diesmal ein größeres Opfer gebracht, um den Fetisch willig zu stimmen, damit er den weißen Eindringling verjage oder vernichte. Nun wurden drei Gifttaschen nebst einer Steinschloßbüchse und dem königlichen Szepter (ein aus Holz geschnitzter Stab mit Ledergriff) vor dem Priesterhäuptling auf die Erde gelegt und eilig ein Widder herbeigeschleppt. Eine Jungfrau und ein Mann mußten niederknieen, das Opfertier festhalten, worauf der Priester den Kopf des Tieres ergriff und ihm den Hals durchschnitt. Das herausströmende Blut wurde auf die vor dem Priester liegenden Gegenstände gespritzt unter beständiger Anrufung des Fetisch. Da man uns nicht mehr erlauben wollte zu reden, verließen wir den aufgeregten Priester und die noch aufgeregtere Menge.

Hier herrscht noch dicke, heidnische Finsternis und es wird lange dauern, bis die erste Bresche in diese Satansburg gebrochen ist. Aber verzagen wollen wir nicht. Der Häuptling und seine Aeltesten wissen sehr wohl, daß mit unserem Kommen ihre Macht gebrochen wird, ihr Einfluß abnimmt und ihre Einkünfte sich auf ein geringes Maß beschränken; daher diese fanatischen Ausbrüche von Wut und Haß gegen uns und unsere Einladung. In allen übrigen Ortschaften von Betwuati wurden wir jedoch freundlich aufgenommen und es freuten sich die Bewohner über unsern Besuch.

Sehr interessant ist ihre Begrüßung, die auch in Bedere üblich ist. Man macht eine Art Kniebeuge und sagt in dieser Stellung etwa 10—15mal „ai, ai, ai"; daneben hört man auch „ole, ole", worauf ebenfalls 10—15mal mit „ai, ai, ai" geantwortet wird. Während dieser Begrüßung klatscht man beständig in die Hände. Es ist sehr amüsant, sie so grüßen zu sehen und

zu beobachten, wie dieser Laut „ai“, der wie ein Ausdruck der Verwunderung klingt, so oft wiederholt wird. Einer, der es kurz machen wollte, würde für hochmütig gehalten werden.

Ebenso auffallend ist ihre starke Tätowierung. Bei vielen sieht man Gesicht, Hals, Arme, Brust, Rücken und Bauch vollständig mit Hautschnitten bedeckt. Bei oberflächlicher Beobachtung könnte man versucht sein, zu glauben, daß sie diese Schnitte nach Belieben anbringen. Es herrscht jedoch trotz der Mannigfaltigkeit von Zeichen eine gewisse Einheit und es sind die zu Figuren zusammengestellten Hautschnitte und Ritzungen charakteristisch und feststehend. Als ich in Odome im Begriff war, einige der hauptsächlichsten Figuren der Tätowierung abzuzeichnen, gab mir eine Frau eine Kürbisschale, auf der die Muster sämtlicher Figuren sauber eingebrannt waren. Aus diesen wählen sie nach Willkür ihre Tätowierungen, denen man auch in Bedere begegnet. Die Glieder der königlichen Familie oder Angehörige eines reichen Hauses tätowieren sich reichlicher als arme und geringe Leute. Je wohlhabender und je angesehener jemand ist, um so mehr Hautschnitte und Ritzungen läßt er an seinem Körper anbringen.

Bei unserer Rückkehr nach Bismarckburg fanden wir in Dikpelen, der Hauptstadt von Bedere, die meisten Häuptlinge versammelt, um das sogenannte Jamsfest zu feiern. Ich konnte mich hier selbst überzeugen, daß die Fetischpriesterin Nunu in der That sich eines großen Ansehens erfreut und daß alle Häuptlinge unter ihr stehen. Sie hatte ein weißes Gewand umgeworfen und ein helles Tuch turbanartig um den Kopf gewunden. Ihre Gesichtszüge hatten nicht den verschmitzten Ausdruck, den man sonst bei Fetischfrauen gewohnt ist, sondern sie blickte eher freundlich drein, und die klugen, ihre Umgebung vollständig beherrschenden Augen verrieten, daß sie sich ihres Amtes bewußt und ihrer Stellung gewachsen ist. Unsere Predigt wurde freundlich angehört und uns erwidert, daß sie sich freuen würden, wenn wir uns in Bedere niederlassen wollten, um ihnen Gottes Wort zu verkündigen. Bei der Errichtung von Häusern wollten sie gerne behilflich sein und auch Kinder zur Schule senden. Mehrere ihrer Kinder seien schon in Bismarckburg und warteten nur auf die Ankunft eines Lehrers.

(Schluß folgt.)

Ein Besuch im Hermannsburger Missionshause.*)

„Unterlüß!" ruft der Schaffner und öffnet die Coupéthür. Wir verlassen den Eisenbahnzug, der uns durch die stille Heide 30 Kilometer weit von Celle nach Nordosten geführt hat. Einsam in den ausgedehnten Waldungen des Lüß liegt die Station Unterlüß. Wir überschreiten die Bahngeleise und erblicken ein großes Wirtshaus an der linken Seite der von Wittingen nach Hermannsburg und Bergen führenden Landstraße. Ein Einspänner hält hier, und der Herr des Fuhrwerks, ein Hausbesitzer aus Hermannsburg, erklärt sich freundlich bereit, uns dorthin mitzunehmen. Unsere Fahrt geht nach Westen durch dunkle Föhren- und Tannenwälder dem etwa 15 Kilometer ($2\frac{1}{2}$ Stunde Fußwanderung) entfernten Hermannsburg zu. Unser Fuhrmann macht uns aufmerksam auf die Verwüstungen, die der ärgste Feind der Nadelholzwälder, die Nonne, auf einer Fläche von vielen Morgen in ihnen angerichtet hat. Da stehen die kahlen, ihrer Nadeln fast ganz beraubten Bäume dürr und trostlos da, andere liegen am Boden, viele sind schon geschnitten und in Haufen geschichtet. Allmählich steigt der Weg eine lange Strecke steiler, als wirs in der Lüneburger Heide vermuten. Dann gehts wieder bergunter, und vor uns sehen wir ein freundliches Thal, das von einem muntern Flüßchen, der Lutter, durchflossen wird. Hier, etwa auf der Hälfte unseres Weges, liegt im Kranze grüner Wiesen und hoher Eichen eine kleine Ortschaft, die nur aus zwei Gehöften besteht. „Das ist Lutterloh", bemerkt unser Führer. „Vor ein paar hundert Jahren bestand der Ort nur aus einem Gehöft; später wurde dasselbe geteilt. Man sagt, hier sei der Kaiser Lothar geboren, und daher habe der Ort seinen Namen.

Auf der andern Seite des lieblichen Lutterthales steigt die Straße wieder bergan, fällt und steigt nochmals, bis wir auf der Höhe des Landrückens uns befinden und unser Blick über das weite, grüne Thal der Oertze in die Ferne schweift bis zu den Hügeln in der Gegend von Fallingbostel. An beiden Seiten des Weges dehnt sich die Heide, lachend im rosigen Schimmer ihrer vielen Millionen Heideglöckchen, hier und da unterbrochen von einzeln stehenden Föhren und Wach-

---

*) Nach dem Hannoverschen Missionsblatt, das wir hiemit bestens empfehlen möchten. (Herausgeber: P. W. Wendebourg in Klein-Mahner bei Lieberburg, Verlag von H. Feesche in Hannover. Preis: 1,20 Mk.)

holdern. Eine schöne Birkenallee faßt die Straße ein. Wir fahren ins Oertzethal hinab. Vor uns liegt in schöner, lieblicher Umgebung das ansehnliche Dorf Hermannsburg, von den schlanken Turmspitzen zweier Kirchen überragt. Unser Reisebegleiter erklärt uns: „Links sehen Sie die kleine Kreuzkirche oder Salemskirche, und rechts der hohe Turm, der 180 Fuß hoch ist, bezeichnet die große Kreuzkirche, zu der wohl 3000 Seelen gehören mögen, darunter $^1/_8$ aus Nachbargemeinden. Diese leben jetzt, gottlob, mit uns Landeskirchlichen in Frieden und treiben mit uns die Mission gemeinsam. Die Gemeinde der Salemskirche, die nur 200 Seelen zählt, bildet mit sechs anderen Gemeinden in verschiedenen Gegenden unserer Provinz die „Hannoversche lutherische Freikirche“ und hat eine eigene Mission.“

Ist nicht noch eine dritte freikirchliche Gemeinde vorhanden? „Ja, eine kleine Anzahl Gemeindeglieder hat sich mit etlichen Pastoren vor einigen Jahren zu einer „Hermannsburger lutherischen Freikirche“ vereinigt und mit einigen anderen hannoverschen Gemeinden der Missourisynode in Nordamerika angeschlossen. Sie haben auch eine eigene Mission, besitzen aber kein Gotteshaus in Hermannsburg.“

Wo ist denn die Kirche der landeskirchlichen Lutheraner, in der Pastor Ludwig Harms bis zu seinem Tode gepredigt hat? „Sehen Sie dort den Dachreiter auf dem hohen Dache aus den Bäumen hervorgucken, links von der großen Kreuzkirche? Dies Glockentürmchen ist auf den Mauern des alten Turmes errichtet, der bis auf die Dachhöhe abgetragen werden mußte, weil er vom Blitze getroffen und arg beschädigt war. Früher soll der Turm auch 180 Fuß hoch gewesen sein.“

In Gedanken versunken, sehen wir den Ort vor uns liegen, an dem einst der selige Ludwig Harms eine so reich gesegnete Wirksamkeit entfaltet hat. Von hier aus sind Ströme des lebendigen Wassers durch die mächtige Predigt des Evangeliums ausgegangen und haben die dürre Heide bewässert und die Totengebeine im fernen Afrika und Indien lebendig gemacht. Dagegen hat sich hier auch gezeigt, daß selbst dem besten Werke, daran Menschen arbeiten, durch Schuld der Menschen Mängel und Gebrechen anhaften, damit Gott allein groß dastehe und der Mensch sich demütigen lerne. Aber eins wollen wir nicht vergessen: Zeugen die vier Gemeinden an einem ursprünglich eine Gemeinde bildenden Orte von Schuld auf seiten der Menschen, so weisen ihre Gotteshäuser und ihre Missionsanstalten auch auf große Gottesgnade und reiche Liebe und Opferwilligkeit hin.

Inzwischen sind wir schon durch die ersten Häuser und Gärten von Hermannsburg gefahren. Wir haben eben zur Linken hart an der Straße die in gotischem Stil erbaute, schmucke kleine Kreuzkirche

passiert, da hält der Wagen an der Pforte eines großen Hofes, der, zur Rechten der Straße liegend, eine Anzahl großer Gebäude umschließt. „Hier steigen Sie aus", sagt unser gefälliger Fuhrmann, „dies ist das alte Missionshaus; da wohnt auch der Herr Pastor Haccius." Herzlich dankend, verabschieden wir uns von dem Manne und treten durch die Pforte in das Missionsgehöft, das von prächtigen Bäumen beschattet ist. Eine hohe Fahnenstange ist bestimmt, bei festlichen Gelegenheiten die Missionsfahne fröhlich wehen zu lassen. Vor uns liegt das Missionshaus, ein einstöckiger Fachwerkbau in gemütlichem Wohnhausstil, aus zwei in rechtem Winkel an einander gelehnten Häusern bestehend. Der uns zunächst liegende längere Flügel erstreckt sich von Osten nach Westen. Wir treten durch die Hausthür auf die Hausflur. Rechts liegt das große Wohnzimmer. Wir werden hineingeführt. Der Missionsdirektor, Pastor Haccius, ist zu unserm Bedauern verreist; er muß in den Sommermonaten häufig abwesend sein, um auf Missionsfesten zu predigen; denn ein Teil der Missionsgemeinde hin und her im Lande stellt hohe Ansprüche und vergißt zuweilen, wie stark belastet ein Missionsdirektor ist. Statt seiner heißt uns die Hausfrau freundlich willkommen und sorgt dafür, daß einer der Missionszöglinge uns die Räume des Hauses zeigt. Wir vertrauen uns seiner Führung gern an. Wir lassen Küche und Speisekammer und einige andere Räume rechts liegen und treten durch die dem Wohnzimmer gegenüberliegende Thür in das große Eßzimmer, wo die Zöglinge gemeinsam die Mahlzeiten einnehmen. Aus demselben kommen wir auf einen zweiten, größeren Korridor.

„Hier rechts ist das Studierzimmer des Herrn Pastors Haccius", bemerkt unser Führer, „und dort vor uns an der linken Ecke des Flurganges sind das Kassenzimmer und das Comptoir für die Buchhandlung, in die wir hernach hineingehen wollen. Lassen Sie uns zunächst einmal den Lehrsaal ansehen; hier zur Rechten!" Wir treten in einen geräumigen, hellen und luftigen Saal mit fünf Fenstern. Seine Ausstattung ist einfach und doch würdig. Die Wände sind mit Bildern geschmückt, hauptsächlich mit Bildern von Missionsmännern, die im Dienste der Hermannsburger Mission daheim oder draußen gestanden haben. Auch Gruppenbilder von früheren Zöglingen, die schon ausgesandt sind, sehen wir da. Einfache Tische mit Stühlen dienen zu Unterrichtszwecken. Hier empfängt der erste Kursus, die Jahrgänge 5 und 6 der Zöglinge umfassend, seinen Unterricht. Auf unsere Frage nach den Räumen für die beiden anderen Kurse erhalten wir die Auskunft, daß im neuen Missionshause ein Lehrsaal für den zweiten Kursus sich befindet, und daß für den dritten Kursus ein solcher extra gebaut worden ist.

Wer erteilt den Unterricht? „Außer den beiden Direktoren der Pastor Wagner und der Pastor coll. Max Harms, der zugleich Hausvater im neuen Missionshause ist, sowie der Missionar Thomas Petersen, der aus Indien zurückgekehrt ist. Neben diesen Herren geben der wissenschaftliche Lehrer Henkel von der höheren Privatschule und der Organist Babatz einige Unterrichtsstunden.“

Wie ist die Tagesordnung in der Anstalt? „Um $^1/_2$ 6 Uhr wird zum Aufstehen geläutet. Dies besorgt der Kalfaktor, der auch im Winter den Saal zu heizen hat. Dies Amt versehen alle Zöglinge nach der Reihenfolge des Alphabets. Um 6 Uhr versammeln wir uns zur Morgenandacht. Nach dem Kaffee bringen wir unsere Stuben und Kammern in Ordnung. Von den drei bis vier Bewohnern einer Stube hat abwechselnd einer die Stubenwoche, d. h. er hat für die Reinhaltung seiner Stube und Kammer zu sorgen. Denn was wir selber können, dafür nehmen wir kein Dienstmädchen in Anspruch. Um 7 oder um 8 Uhr beginnt der Unterricht. An manchem Vormittage haben wir 3 oder 4, an einigen nur 2 Stunden. Am Mittwochmorgen ist um 10 Uhr in allen Kirchen Gottesdienst. Am Nachmittage findet nur an drei Tagen, am Dienstag, Mittwoch und Freitag, von 5—7 Uhr Unterricht statt. Der dritte Kursus, die beiden ersten Jahrgänge umfassend, hat wöchentlich 27 Stunden, der zweite 26—28; die am hebräischen Unterricht teilnehmen, haben zwei Stunden mehr. Im ersten Kursus — den beiden letzten Jahrgängen — nimmt die Stundenzahl ab, so daß wir im letzten Halbjahr nur 16—18 Stunden haben; denn alsdann steigern sich die Anforderungen an die häuslichen Studien. Damit wir uns auch in praktischen Dingen üben und Handfertigkeit erlangen, was auf dem Missionsgebiet so nötig ist, arbeiten wir an zwei Nachmittagen, nämlich am Montag und Donnerstag, 4—5 Stunden in irgend einem Handwerk: Zimmern, Tischlern, Malen u. dergl. Auch den großen Garten hinter dem Missionshause helfen wir in Ordnung halten. Dabei bleiben wir an Leib und Seele frisch und gesund. Am Sonnabendnachmittag aber dürfen wir uns von jeder Arbeit erholen; dann machen wir oft längere Spaziergänge. Auch den Sonntagabend haben wir für uns, während wir an den übrigen Abenden studieren. An jedem Abend $^1/_2$ 10 Uhr findet die Abendandacht statt, zu der wieder die Glocke geläutet wird. Punkt 11 Uhr aber heißt es: Zu Bett gehen! Alle 3 bis 4 Wochen findet ein Brüderabend statt; dann hält stets einer der Brüder einen Vortrag. Wir älteren Zöglinge müssen auch öfters eine Bibel- und Missionsstunde auf den Dörfern halten.“

Unser freundlicher Begleiter führt uns auf die beiden Studier-

stuben oben im Hause. Wir finden zwei gewöhnliche, einfach und ordentlich ausgestattete Zimmer; in dem einen wohnen drei, in dem andern vier Zöglinge. Jeder hat seinen Schreibtisch mit Büchergestell an einer Wand stehen.

Wo wohnen die übrigen Seminaristen? „Im neuen Missionshause sind 20 Zöglinge auf fünf Stuben verteilt; drei Zöglinge, die auf eigene Kosten leben, wohnen im Dorfe."

Was für Landsmänner sind Ihre Kommilitonen? „Etwa ein Drittel sind geborene Hannoveraner, die übrigen sind aus verschiedenen deutschen Ländern: Oldenburg, Mecklenburg, Holstein, Schlesien, Hessen, Thüringen und Baden. Einige sind in Afrika und einer ist in Indien geboren. Auch ein Holländer ist da."

Vom Hofe aus treten wir direkt in die Buchhandlung ein, die seit etwa 36 Jahren besteht. Hier sind außer den in dem Seminare und den Schulen gebrauchten Unterrichtsbüchern auch andere Bücher aus den Gebieten der Religion und Theologie, der schönen Litteratur und Kunst u. s. w. zu haben, daneben Bilder, Spruchkarten und dergleichen. Wir erhalten auch die im Verlage der Hermannsburger Mission erschienenen Missionsschriften. Es sind außer dem Hermannsburger Missionsblatt (jährlich 12 Nummern; 1.50 Mark) einige größere und zehn kleinere.

Noch einen wichtigen Verkaufsgegenstand zeigt uns der Buchhandlungsgehilfe, nämlich Missionssammelbüchsen von verschiedener Größe. Sie stellen einen betenden Neger vor und tragen die Inschrift: „Ich war ein armer Heidensohn, Nun kenn' ich meinen Heiland schon Und bitte darum jedermann: Nehmt euch der armen Heiden an." Die kleinen Büchsen, 11 cm hoch, kosten nur 75 Pfg. Im Hause aufgestellt, können sie eine wirksame Aufforderung für die Hausgenossen sein, Gaben für die Mission zu opfern. Auch die Kinder legen gern von ihren Sparpfennigen hinein.

Nahe der Buchhandlung befindet sich die Druckerei. Dieselbe wurde im Jahre 1856 gegründet. Drei Jahre lang wurde das Missionsblatt in Celle gedruckt. Die Januar-Nummer des Jahrganges 1857 war das erste Schriftstück, das aus der Missionsdruckerei hervorging. Anfangs wurde mit einer Handpresse gedruckt, später mit einer Schnellpresse, die in der Stunde 1000 bis 2000 Bogen drucken kann. Hier werden nicht nur die erwähnten Missionsschriften und manche andere Bücher erbaulichen Inhalts gedruckt, sondern auch solche Bücher, die von den heidenchristlichen Schulkindern gebraucht werden, z. B. Fibeln und Katechismen in der Kaffernsprache. Zu unsrer Ueberraschung bemerken wir da eine Setschuana-Uebersetzung unseres guten hannoverschen Katechismus vom Jahre 1862. Im Hannoverland von den

meisten Gemeinden verworfen, lebt er in Afrika in neuer Jugendkraft wieder auf.

Mit der Druckerei ist auch eine Stereotypie verbunden, wo die Bücher, die schnellen Absatz finden, nicht mit beweglichem Letternsatz, sondern mit dauernden Metallplatten gedruckt werden.

Ueber den Korridor hinüber treten wir in die Buchbinderei ein, die in großem Maßstabe betrieben wird. Wir sind erstaunt über die Vollkommenheit und Vollständigkeit der Werkzeuge und Maschinen. Da giebt es Maschinen, mit denen die Bücher rasch und leicht beschnitten werden, andere, die dicke Papptafeln mit spielender Leichtigkeit durchschneiden, mächtige Pressen, kurz alles, was zum schnellen, sicheren und sauberen Betrieb einer modernen Buchbinderwerkstätte gehört.

Wir besichtigen endlich noch das Missions-Museum in den Räumen des oberen Stockwerkes. Hier giebt es allerlei sehenswerte Dinge aus den Missionsgebieten, nämlich Gegenstände, die die Völkerkunde betreffen, und Naturerzeugnisse aus Afrika und Indien. Unter den ersteren sind z. B. verschiedene Götzenbilder, Waffen der Eingeborenen, Speere, Schilde, Köcher und Pfeile, kunstreich gearbeitete Stickereien und geflochtene Taschen und Matten. Unter den Naturprodukten fallen uns auf große und kleine Schlangen, in Spiritus aufbewahrt, Skorpione mit ihrem hakenförmigen Schlagstachel, Schildkröten, ein Krokodil, ausgestopfte Vögel u. s. w. Das Museum giebt somit dem Beschauer eine deutlichere Vorstellung von den Verhältnissen, in denen die Missionare leben, von den Sitten der Völker, unter denen sie arbeiten, von den Gefahren, die sie umgeben.

Nachdem wir noch einen Rundgang durch den großen Garten gemacht haben, führt uns unser Freund auf den durch eine Seitenstraße von dem Missionsgrundstück getrennten sogenannten Behrensschen Hof. Derselbe ist vor etwa 40 Jahren von seinem früheren Besitzer Behrens, der selbst als Missionar nach Afrika zog, der Hermannsburger Mission geschenkt. Es ist ein richtiger Lüneburgscher Bauernhof. Das geräumige Wohnhaus, in dem zwei Familien wohnen, ist mit Stroh gedeckt, der Giebel mit Pferdeköpfen verziert. Durch die große Giebelthür kommt man auf die Viehdiele, die einen besonderen Teil des Wohnhauses bildet, und an deren Seiten ungefähr 14 Kühe ihren Stand haben. Die Kühe bilden zusammen mit den vier Pferden, die in einem besonderen Raume der großen Scheune vor dem Hause untergebracht sind, das lebende Inventar des Bauerngutes. Damit versehen jene Familien, unterstützt von festen Tagelöhnern, den landwirtschaftlichen Betrieb. Ein ganzer Komplex von Ländereien am Wege, der vom alten nach dem neuen Missionshause

führt, gehört der Mission, die auch Besitzerin eines zweiten Hofes und einer Abbaustelle ist. Der geneigte Leser meine nun nicht, die Hermannsburger Mission sei wohlhabend. Die Höfe bringen wohl kaum soviel auf, als die beiden großen Missionshaushaltungen für ihr zahlreiches Personal an Naturalien, Brot, Milch, Butter zc. brauchen; und die Gaben an Naturalien, die die Liebe spendet, sind neben den Geldgaben immer willkommen, da die Missionsanstalt, sowie die Mission in Afrika und Indien viel Geld kosten. Doch wollen wir uns freuen, daß der Hermannsburger Dorf-Mission so vieles zuwächst, was andere Missionen in den Städten teuer kaufen müssen.

Auf einem von der Chaussee nach Südosten abbiegenden Dorfwege gelangen wir nach 100 bis 200 Schritten zu dem erwähnten zweiten Missionshofe. Hier ist vor drei Jahren ein neues, geräumiges Haus mit gesunden Wohn- und Schlafzimmern erbaut, das Kinderheim. Da nämlich die indischen Missionare ihre Kinder wegen des Klimas, das in den Entwicklungsjahren für sie gefährlich ist, nicht bei sich behalten können, so übernimmt die Mission die Fürsorge für sie und bietet ihnen in jenem Hause eine Heimstätte. Fräulein Sültmann steht diesem Kinderheim als Hausmutter vor. Zur Zeit wohnen hier 18 Kinder, die hier frisch und fröhlich aufwachsen. In demselben Hause ist auch eine höhere Mädchenschule eingerichtet, die von mehr als 20 Mädchen besucht wird. Ganz in der Nähe des Kinderheims liegt dann noch ein kleines Wohnhaus, das den in der Heimat auf Urlaub weilenden Missionaren ein Unterkommen bietet. Augenblicklich wohnt hier nur der indische Missionar Hartwig Harms, der am Missionsseminar unterrichten hilft.

Gehen wir noch ein wenig weiter, so kommen wir an ein schönes, großes Gebäude, in dem die Mission eine höhere Privatschule für Knaben besitzt. Hier werden nicht nur die Missionarssöhne aus dem Kinderheim unterrichtet, sondern auch Knaben und Jünglinge von auswärts, die im Dorfe gegen billige Vergütung Wohnung und Pflege bekommen können (ca. 40). Sie werden für die Tertia eines Gymnasiums, für die Oberklasse von Präparandenanstalten, für das Lehrerseminar, für Predigerseminare in Amerika oder für den Eintritt in praktische Berufsarten (Postdienst, Baufach, Kaufmannsstand u. s. w.) vorbereitet. Auch wird bereits konfirmierten Jünglingen Fortbildungsunterricht gegeben. An der Schule unterrichtet außer dem wissenschaftlichen Lehrer Henkel, dem Klassenlehrer der ersten Klasse, ein Kandidat der Theologie; dieser ist Ordinarius der zweiten Klasse und unterrichtet auch mit in der Mädchenschule. Der Leiter beider Schulen ist Pastor Haccius, der auch in beiden Unterricht erteilt.

Kehren wir auf dem erwähnten Wege zur Chaussee zurück, so führt uns auf der andern Seite derselben ein Feldweg in nordöstlicher Richtung zum neuen Missionshause, das etwa fünf Minuten von dem alten entfernt in schöner Umgebung von Gärten und Feldern liegt. Es ist ein großes, zweistöckiges Gebäude mit 13 Fenstern in der Front. Uns fehlt die Zeit, die zahlreichen Räume, Lehrsaal, Stuben, Kammern und Wirtschaftsräume zu besichtigen. Die Sehenswürdigkeiten des alten Hauses, Museum, Buchhandlung, Druckerei u.s.w., fehlen hier natürlich. Wie schon erwähnt, wohnen im neuen Missionshause, dessen Hausvater Pastor Max Harms, der Bruder des Direktors ist, zwanzig Zöglinge.

Wir wenden uns zurück zum Dorfe. Nach einigen Minuten biegen wir auf freundlichem Landwege rechts ab in nordwestlicher Richtung. Er führt uns in großem Bogen dem Dorfe zu. Wir berühren auf diesem Wege die Privatwohnung des Missionsdirektors Egmont Harms, machen ihm einen Besuch und erhalten über manche die Mission betreffende Fragen freundliche Auskunft. Weiter gehts durch lachende Wiesen über die breite Oertze hinüber in das eigentliche Dorf Hermannsburg. Die große Kreuzkirche liegt gerade vor uns. Wir gehen die Dorfstraße entlang in südlicher Richtung. Das landeskirchliche Pfarrhaus ladet uns ein, den Pastor Plathner zu begrüßen und in seine Studierstube, wo einst der selige Ludwig Harms große Gedanken dachte und treue Fürbitte für Christen und Heiden übte, einen Blick zu thun. Gern lassen wir uns einige charakteristische Züge aus seinem Leben erzählen. Dann besuchen wir noch die enge alte Kirche, die durch drei übereinander liegende Emporen doch Raum für mehr als 1000 Zuhörer gewährt. Da ist die Kanzel, von der aus Harms einst seine geistesmächtigen Predigten hielt. Ueber ihr ist das Modell seines Missionsschiffes „Kandaze" angebracht, eine stumme Predigt von Glauben und Liebe.

Die Zeit des Abschieds ist gekommen. Herzlichen Gruß und Dank unserm Begleiter, der uns stundenlang geführt und über alles belehrt hat. Mögen er und alle, die mit ihm den Missionsweg gehen, tüchtige Missionare im Dienste des Herrn und seiner Kirche werden! Die Vorbedingungen dazu, soweit Menschen sie schaffen können, haben wir in Hermannsburg mit Freuden wahrnehmen dürfen.

Gott segne Hermannsburg und seine Mission!

Missions-Zeitung.

Rundschau.

Vorderindien.

Eine umfassende Rundschau über den Stand der Dinge in Vorderindien läßt sich mit Berücksichtigung der 65 evangelischen Missionen, die hier in der Arbeit stehen, kaum in dem uns gegebenen engen Rahmen anstellen. Leider findet sich auch in keinem der zahlreichen Berichte eine mit bestimmten Thatsachen belegte Uebersicht, die uns unsere Aufgabe erleichtern würde. Selbst das in Indien erscheinende Harvest Field, das uns vorliegt, bringt nur Bruchstücke aus den Jahresberichten der verschiedenen Gesellschaften oder einzelne Referate über spezielle Fragen aus der indischen Missionspraxis, wie sie da und dort auf den Konferenzen zur Verhandlung kommen.

Wir wollen uns deshalb darauf beschränken, einige charakteristische Merkmale der indischen Missionsverhältnisse hervorzuheben und dabei auch der besonderen Aufgaben gedenken, die der Mission in jetziger Zeit in Indien gestellt sind.

Das indische Reich mit seiner zahlreichen Bevölkerung von 288 Millionen Seelen, seinen verschiedenen Völkertypen, Sprachen und Religionen, bietet der Christianisierung noch immer außerordentliche Schwierigkeiten dar. Trotzdem wird von seiten der Missionare in getroster Zuversicht daran weitergearbeitet; denn wenn auch die Uebertritte im allgemeinen und, abgesehen von einzelnen Gebieten, keine sehr zahlreichen oder gar massenhaften sind, so schreitet doch der Prozeß der Christianisierung allmählich und unaufhaltsam fort. Jedenfalls ist der christliche Einfluß und die Wirkung der vielgestaltigen Missionsarbeit dem Sauerteig gleich, der die Bevölkerung durchgärt und die religiösen wie socialen Verhältnisse des Landes umzugestalten anfängt, auf die öffentliche Meinung und Ideenwelt der Hindus einwirkt und eine Zeit vorbereitet, da aus den Trümmern des Alten etwas Neues erstehen kann. Allerdings erscheint das alte indische Heidentum zur Zeit noch als ein sehr fest gefügtes Gebäude, das noch dazu mit allerlei neuen Stützen versehen wird, aber ein Prozeß der Zerbröckelung ist doch unverkennbar durch die Arbeit der Mission eingetreten, der, wenn Gottes Stunde gekommen ist, vielleicht ungeahnte Dimensionen annehmen kann.

Besondere Aufmerksamkeit verdient die nicht zu übersehende Erscheinung, daß sich seit den letzten Jahren in verschiedenen Teilen

Indiens eine Bewegung unter den niedersten Kasten — den Paria — kundgiebt, die sie in größeren Scharen den christlichen Gemeinden zuführt. Die Missionare haben deshalb auch jetzt mehr als bisher dieser unterdrückten Bevölkerung ihr Augenmerk zugewandt, während man in früheren Jahren vielleicht zu viel von der Arbeit unter den höheren Ständen erwartete. Die Bemühungen, sich der untersten Volksklassen anzunehmen, sind denn auch nicht ohne sichtlichen Erfolg geblieben. So konnte z. B. die methodistisch-bischöfliche Mission im nördlichen Indien im Jahre 1893 allein 18 000 — ja im Laufe von vier Jahren nicht weniger als 48 000 — in ihre Gemeinden aufnehmen. Aber auch andere Missionen machen die Erfahrung, daß die armen, unwissenden und tiefstehenden Paria in gegenwärtiger Zeit dem Evangelium weit zugänglicher sind, als die höheren Kasten, und es bestätigt sich auch hier das Wort des Herrn: „Also werden die Letzten die Ersten, und die Ersten die Letzten sein.“ So hat die englisch-kirchliche Mission in Tinneweli, die der amerikanischen Baptisten in Ongol (in Telugu), die amerikanische lutherische in Gantur und die Londoner Mission in Kaddapa und anderwärts viele Uebertritte unter denselben erlebt. Eine ziemlich ausgedehnte Bewegung zu Gunsten des Christentums unter den Paria im Madrás-Distrikt melden auch gegenwärtig die Leipziger Missionare, die alle Hände voll zu thun haben, um die zahlreichen Katechumenen für die Taufe vorzubereiten. Im Paria-Dorf Kandantscheri haben sich alle Einwohner ohne Ausnahme zum Taufunterricht gemeldet und ihre Steingötzen weggeworfen. Im September und November konnten an verschiedenen Orten über 344 Personen getauft werden.

Das sind erfreuliche Erscheinungen auf dem indischen Missionsgebiet; aber sie stellen damit zugleich die Mission vor neue und schwierige Aufgaben, denen sie sich nicht entziehen kann. Es drängt sich dadurch den Missionaren je länger je mehr die Notwendigkeit auf, der wichtigen socialen Frage die größte Aufmerksamkeit zu schenken. Nicht nur der Uebertritt von Leuten aus den niederen und kastenlosen Volksklassen — zumal wenn derselbe in Massen geschieht — sondern auch die Arbeit am indischen Volkskörper überhaupt nötigt dazu. Aber ihre richtige Lösung gehört wie überall unstreitig zu den schwierigsten Problemen. Daß die Mission davon nicht unberührt bleiben kann, liegt auf der Hand. Denn sie hat es in Indien nicht bloß ausschließlich mit dem Kampf gegen ein uraltes Heidentum zu thun, sondern auch mit dessen Einwirkung auf die davon beeinflußten socialen Verhältnisse. Handelte es sich nur um den Hinduismus als Religion, so hätte man bis jetzt die Uebertritte zum Christentum zu Tausenden erlebt, wo sie sonst nur zu Hunderten stattfanden. Aber der Haupt-

kampf bewegt sich auf dem Gebiet des Hinduismus als socialem System. Hier gilt es z. B. nicht bloß durch das Christentum die bisherigen Schranken, die den Menschen vom Menschen trennen, niederzulegen, sondern auch etwas Neues aufzurichten und dem Hindu, der durch sein Christwerden seine bisherige gesellschaftliche Stellung verliert, einen entsprechenden Ersatz für das Leben zu bieten. Natürlich kann davon keine Rede sein, an Stelle des bisherigen heidnischen Kastenwesens eine neue christliche Kaste ins Dasein zu rufen, wiewohl die Christen durch ihre Sonderstellung gegenüber den Heiden in mancher Hinsicht eine solche zu bilden scheinen.

Aber bei der Frage, den eingebornen Christen zu einer gesellschaftlichen Stellung unter ihren indischen Volksgenossen zu verhelfen, handelt es sich nicht bloß um ein ideales Gut, sondern um die durchaus praktische Frage hinsichtlich ihrer Existenz. Es ist bekannt, daß für die meisten Hindu, die den Glauben ihrer Väter verlassen und sich den christlichen Gemeinden anschließen, damit auch ihr äußeres Fortkommen in Frage gestellt ist. Die Mission sieht sich dadurch in die Notwendigkeit versetzt, ihren brotlosen Pfleglingen in irgend einer Weise ein Durchkommen zu ermöglichen. Aber auf welchem Weg ist dies am besten zu erreichen? Der Versuche, diese sociale Frage zu lösen, sind verschiedene gemacht worden und zwar mit mehr oder weniger Erfolg.

Da Indien hauptsächlich ein ackerbautreibendes Land ist, so lag es nahe, daß man auf diesem Gebiete die Mittel suchte, um der christlichen Bevölkerung zu einer Existenz zu verhelfen. Man siedelte u. a. die Christen auf Missionsland an und ließ dadurch christliche Dörfer entstehen. Dieses Auskunftsmittel schien um so gebotener, als in den meisten Fällen die Leute kein eigenes Land besitzen und bei ihrem Uebertritt von den Grundbesitzern von ihren Pachtgütchen vertrieben werden. Es wurde dadurch auch dem Uebelstand vorgebeugt, daß die auf den Außenstationen lebenden Christen nicht massenhaft auf die Hauptstation zogen und dieser zur Last fielen. Aber dieses System hat sich in den meisten Fällen nicht bewährt, da die Leute dadurch zu sehr auf die Unterstützung durch die Mission und zu wenig auf ihre eigenen Kräfte angewiesen sind. Einen Versuch dieser Art hat jüngst der Leipziger Missionar Kabis gewagt und ein Dorf mit ca. 93 Hektaren Land angekauft, um sie den Christen in Pattereiperumbudur, denen ihr Großgrundbesitzer das Pachtland entzog, in Pacht zu geben. Das Dorf soll zugleich übertretenden Paria aus der Nachbarschaft eine Zufluchtsstätte bieten und für die umliegenden jungen Pariagemeinden je nach Umständen zum Mittelpunkt für ein eingebornes Pastorat werden. „Es ist dies für die Leipziger Mission ein neuer

Weg zur socialen Hebung der neugetauften Paria. Die Missionsleitung betritt ihn nur zögernd und vorsichtig, da erst die Erfahrung lehren muß, ob er für das Missionswerk förderlich ist.“ (Hannov. Miss.-Bl. S. 23.)

Von anderer Seite ist auch der Versuch gemacht worden, den Christen brachliegendes Land anzuweisen. Aber dieses war meist so unfruchtbar und ungünstig gelegen, daß sich der Anbau nicht lohnte, jedenfalls nicht, ohne daß ein gewisses Kapital hineingesteckt werden mußte, bis der Ertrag Mühe und Kosten deckte. Dieses aber stand den mittellosen Christen nicht zu Gebote und ebenso wenig konnten sie auf Jahre hinaus auf den Ertrag ihres Landes (z. B. der Palmen) warten. Auch in diesem Fall bleibt schließlich die Fürsorge an der Mission haften.

Nicht weniger schwierig ist es für die Mission, den Christen in Notzeiten behilflich zu sein, daß sie im Besitz ihres Landes und Eigentums bleiben und nicht den Klauen der Wucherer in die Hände fallen. Letztere Gefahr liegt sehr nahe, und man hat sich in solchen Fällen veranlaßt gesehen, mit einem Darlehen helfend einzutreten. Damit hat man aber schlechte Erfahrungen gemacht, denn das Geld war in den meisten Fällen verloren, da die Hindus viel lieber an den Erlaß ihrer Geldschulden, als an die Vergebung ihrer Sünden glauben.

Um die sociale Lage der Christen zu heben, hat man ferner sogenannte Volksbanken errichtet. Die Sache steht noch in den Anfängen, scheint aber Aussicht auf Erfolg zu haben. Der Vorteil in dieser Einrichtung liegt vornehmlich darin, daß dieselbe auf dem Prinzip des gemeinsamen Zusammenwirkens aller Beteiligten fußt. Die kleinen Ersparnisse und Einlagen des einzelnen dienen dem Ganzen und das Ganze dem einzelnen. Jeder ist beteiligt an der Sache, und es liegt im Interesse eines jeden Mitglieds, daß sie einen guten Fortgang nimmt. Zugleich sind damit jederzeit die Mittel gegeben, den einzelnen in Fällen der Not vor dem Ruin zu schützen oder auch ihm vorwärts zu helfen. Diese Einrichtung ist von Wichtigkeit, insofern sie der Abhängigkeit der Christen von der Mission vorbeugt und anderseits ein Zusammenwirken aller christlichen Stände ermöglicht, auf dem allein die christliche Gesellschaftsordnung beruht. Natürlich muß auch hier die Mission im Anfang die Sache in die Hand nehmen, bis sie später in die Hände des christlichen Gemeinwesens übergehen kann. (Harvest Field 1895.)

Bekannter als letztere Einrichtung ist die Einführung von Industrie, die besonders von der Basler Mission in Kanara und Malabar ins Dasein gerufen worden ist, um den Christen Arbeit und Verdienst zuzuweisen. Daß sich die Mission zu solchen Auskunfts-

mitteln gegenüber den socialen Verhältnissen ihrer Christen genötigt sieht, wird von mancher Seite bedauert. Allein das Dasein der Kaste hat eben leider allerlei Mißstände hervorgerufen und die Leute zur Unselbständigkeit und Hilfslosigkeit erzogen, so daß man sich genötigt sieht, ihnen hierin einen Rückhalt zu bieten, d. h. für Arbeit und Verdienst zu sorgen, sobald sie durch ihren Uebertritt dessen verlustig gehen und in ihrer Existenz bedroht sind. Daß diese Hilfe von der Mission geleistet wird, liegt sicher in der Aufgabe derselben und sie darf sichs zur Ehre anrechnen, auf dem Gebiet der Industrie der brotlosen christlichen Bevölkerung einen Nahrungszweig eröffnet zu haben. Allein der Großbetrieb, in den man um der Rentabilität willen hineingedrängt worden ist, hat auch seine Nachteile sowohl für die dadurch beschäftigten Christen, als auch für das Missionswerk, Schattenseiten, die von den Missionaren und ihren Leitern recht wohl anerkannt werden, aber nicht zu vermeiden sind, weshalb auch die Basler Industrie-Anlagen keine allgemeine Nachahmung in Indien gefunden haben, wenn auch ihre Einrichtungen von manchen Seiten volle Anerkennung erfahren. Die im Großen betriebene Industrie hat natürlich zur Folge, daß die in den Ziegeleien und Webereien beschäftigten Christen bis zu einem gewissen Grade von der Mission abhängig bleiben und zu einer geschlossenen Arbeiterklasse innerhalb der betreffenden Gemeinden anschwellen. Dazu kommt, daß die Christen um des Verdienstes willen vom Land her nach diesen Arbeitscentren ziehen und hier die Massenbevölkerung vermehren. Daß aber die Industrie und ihr Betrieb in die Hände der Eingebornen übergehen könnte und sich von der Mission loslösen ließe, sobald diese ihre Aufgabe hierin erfüllt hat, ist bei dem heutigen Umfang, den die Industrie-Anlagen mit der Zeit angenommen haben, weder denkbar noch möglich. Auch die Basler Mission ist sich dessen wohl bewußt, daß es für die Entwicklung der eingebornen Gemeinden ersprießlicher wäre, wenn statt des fabrikartigen industriellen Betriebs die Hausindustrie in Stadt und Land an die Stelle treten könnte, wobei auch das Familienleben mehr zu seinem Recht käme. Aber die Volksverhältnisse erschweren dies in einzelnen Teilen des Landes so sehr, daß der Mission nichts übrig bleibt, als zwischen zwei Uebeln das geringere zu wählen. Doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß man in Malabar bereits Versuche angestellt hat, der Hausindustrie Eingang zu verschaffen. Aber auch sie kann der Anregung und Oberleitung der Mission nicht entbehren.

Man sieht, auch in Indien existiert die sociale Frage mit allen ihren Schwierigkeiten, wenn schon dieselben in einer anderen Richtung liegen, als bei uns im Abendland. Doch berühren sich auch dort manche Mißstände mit den unsrigen. Ihre Bekämpfung aber durch

die Mission ist und bleibt eine unerläßliche, so lange dieselben das Christentum vor den Augen der Heiden diskreditieren. Wir haben hier besonders drei Uebelstände im Auge, gegen die sich neuerdings der Kampf der christlichen Kreise in Indien erhoben hat: gegen den Opiumhandel, den Spirituosenhandel und gegen die unter obrigkeitlichem Schutz stehende Prostitution. Mit Recht sehen es die Missionskreise als ihre Aufgabe an, auf Aufhebung dieses dreifachen Fluches hinzuwirken. Aber man hat dabei merkwürdige Erfahrungen machen müssen. Die Beamtenwelt und die weltliche Presse verfolgt diese Bewegung mit aller Heftigkeit. So konnte es vorkommen, daß der Herausgeber des Bombay Guardian und drei Missionare wegen Angaben, die sie über die Opiumklubs in Bombay gemacht hatten, wegen Ehrenkränkung verklagt und zu einmonatlicher Gefängnisstrafe verurteilt wurden. Sie mußten dieselbe auch wirklich im gemeinen Gefängnis Bombays abbüßen und es durfte ihnen während dieser Zeit nicht einmal Schreibmaterial zugestellt werden.

Und wie beim Opiumhandel, so ist die Regierung auch die Beschützerin des öffentlichen Lasters, und die Mission stößt bei ihren Bestrebungen, das öffentliche Gewissen in diesem Punkt zu wecken und auf eine Unterdrückung des Lasters hinzuarbeiten, auf den heftigsten Widerstand. Stadtmissionare, die an den Plätzen der Unzucht und in dem Stadtviertel, wo der schändlichste Menschenhandel getrieben wird, die Gefallenen zu retten suchen, werden von der Polizei mit Gewalt entfernt und haben selbst in Fällen von Mißhandlung auf keinen obrigkeitlichen Schutz zu rechnen.

Eine ähnliche Stellung nimmt die Regierung in der Branntweinfrage ein. Auch in diesem Punkt versündigt sich dieselbe schwer an ihren indischen Unterthanen; denn durch ihre Brennereien überschwemmt sie das ganze Land mit ungeheuren Mengen von Spirituosen. Gegen eine solche Macht, der ein Heer von Beamten zur Seite steht, die schon um ihrer Stellung willen jedem von der Regierung ausgehenden Mißbrauch das Wort reden, ist natürlich schwer beizukommen. Aber das darf die Missionare nicht abhalten, ihre Stimme immer und immer wieder zu erheben und mit ihrem Protest so lange fortzufahren, bis man sich zu einer Reform entschließt.

Und dieser Kampf, den die Mission gegen die sozialen Uebelstände führt, ist nicht aussichtslos. Selbst auf nichtchristliche Kreise Indiens macht sich bereits der Einfluß desselben bemerklich. Einsichtsvolle Hindus fangen an, sich mancher alten Gebräuche, die das sittliche Gefühl allzustark verletzen, zu schämen und Stellung dagegen zu nehmen. So giebt es deren genug, die sich gegen die Unsitte der sogenannten nâtches oder Tänze von Tempeldirnen, die zur Ver-

schönerung der Familienfeste stattzufinden pflegen, ablehnend verhalten. Aber das Gewissen und das sittliche Gefühl mußte erst geweckt werden, und es geschah dies in den letzten Jahren in ganz zielbewußter Weise durch die christliche Presse, die den vornehmen Volksklassen und besonders den Brahmanen immer wieder den Spiegel vorhielt, um ihnen ihre wahre Gestalt zu zeigen, und wie sie diesem Laster den Mantel der Religion umwerfen und dadurch ihre Tempel zu Stätten der Unsittlichkeit machen. Dr. Murdoch in Madras hat in einem Schriftchen sogar die englische Frauenwelt zur Bekämpfung dieser Unsitte aufgerufen. (Leipziger Miss.-Bl. 1895.) Jetzt eifern selbst heidnische Hindus von Rang und Ansehen gegen jenes öffentliche Aergernis und auch sonst verliert mancher heidnische Brauch, der bisher als unzertrennlich von der Religion angesehen wurde und unerschütterlich zu sein schien, mehr und mehr an Zugkraft. So schreibt ein Missionar aus Sirampur: Im verflossenen Jahr konnte man hier die überraschende Wahrnehmung machen, daß sich für die Götzenwagen am Dschaggernatfest nicht genügend Leute fanden und daß somit der übliche Umzug unterbleiben mußte. Obschon die Brahmanen alle Hebel in Bewegung setzten, um das Volk dahin zu bringen, sich an die Seile zu spannen und die Wagen zu ziehen, so fanden sich eben doch nicht Leute genug, die sich dazu herbeiließen (Miss. Review 1895).

Dem christlichen Einfluß sind wohl auch die Maßregeln und Gesetze zuzuschreiben, die in letzter Zeit gegen die Kinderheiraten erlassen worden sind, wonach für beide Geschlechter das gesetzliche Alter erhöht worden ist. Ein Merkmal des inneren Zerfalls des Heidentums aber sind die großen Betrügereien in der Verwaltung der Tempelgüter, so daß selbst heidnische Eingeborne klagen: der Hinduismus geht an seinen Tempelgütern zu Grunde. Selbst heidnische Blätter bezeugen es, daß diese Anstalten faul sind bis in den innersten Kern und daß sie als Brutstätten aller Laster und Verbrechen gelten.

Man darf vielleicht nicht allzuviel auf derartige Anzeichen des Niederganges des Heidentums geben, denn damit ist noch nicht der Boden für das Christentum gewonnen. Auch ist wohl vorderhand zu viel erhofft, wenn der Bericht der Londoner Mission (Report 1895) dem Einfluß der in Indien verbreiteten Schulbildung eine durchweg umgestaltende Bedeutung zuschreibt. Es heißt da u. a.: die durch die Regierungs- und Missionsschulen verbreitete Bildung hat in aller Stille auf die gesamte Gedankenwelt und den Ideenkreis der indischen Bevölkerung umgestaltend eingewirkt. Man fängt an, die Rechte des weiblichen Geschlechts anzuerkennen; ebenso werden den Paria und

anderen niederen Kasten ihre Ansprüche auf eine gesellschaftliche Stellung mehr und mehr zugestanden. Unter dem Einfluß abendländischer Wissenschaft sind Hinduschulen entstanden, in denen die ursprüngliche indische Gedankenwelt gepflegt wird, die den alten Glauben von allem Aberglauben und Götzendienst zu reinigen bemüht sind und die christlichen Sittengesetze in den Hinduschriften aufzuspüren suchen. Die vielen Tausende, die die Missionsschulen durchlaufen haben, achten das Christentum und Unzählige lesen die heilige Schrift. Der heftige Widerstand gegen die Christen von seiten ihrer Kastengenossen erlahmt allmählich, und es zeigt sich da und dort eine Bewegung zu Gunsten des Christentums und ein Fragen nach der Wahrheit.

Daß sich aber bis jetzt der christliche Einfluß nicht rascher und durchschlagender unter der Hindubevölkerung Eingang verschafft und noch nicht mehr Boden gewonnen hat, dafür ließen sich manche Gründe anführen. Wir weisen hier nur auf einen Mißstand hin, auf den des Mangels an Uebereinstimmung und gemeinsamem Vorgehen der verschiedenen Missionen. So z. B. in der Kastenfrage. Während dieselbe von den meisten Gesellschaften als religiös-sociale Einrichtung mit Recht bekämpft wird und als solche so wenig als möglich in den christlichen Gemeinden zur Geltung kommen darf, schreibt ein römisch-katholischer Missionsangestellter: „Wir dulden die Kaste, da wir sie für ein gesellschaftliches Band halten, als das Zeichen einer achtbaren Stellung, ja als eine Gewähr für gegenseitige sittliche Ueberwachung und als einen Halt der einzelnen untereinander. Sie kommt dem Bedürfnis des Volkes entgegen.“ Eine derartige Ansicht und Praxis unter dem numerisch größten Teil der christlichen Bevölkerung Indiens — sie beläuft sich etwa auf 1 243 500 Seelen — läßt erkennen, daß von einer gemeinsamen Bekämpfung der sozialen Uebelstände nicht die Rede ist. Und auch unter den evangelischen Missionen ist man in diesem Punkt, besonders was die Praxis anbetrifft, keineswegs gleicher Meinung.

Dagegen ist es auf der andern Seite sehr erfreulich zu sehen, daß sich unter den evangelischen Christen doch nach und nach die Ueberzeugung und das Bedürfnis Bahn bricht, die gesellschaftlichen Schranken, die sie vormals als Heiden von einander trennten, fallen zu lassen und sich zu einer christlichen Gemeinschaft zusammenzuschließen. Dieses Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und der Einheit findet u. a. seinen Ausdruck in der Bildung des „Indisch-christlichen Vereins“ (The Indian Christian Association), dessen Zweck darauf abzielt, die geistigen, socialen, industriellen, kommerziellen und politischen Interessen der indischen Christenheit zu fördern. Eine Abordnung dieser Vereinigung der Nordwest-Provinzen und Audh im

Jahr 1894 reichte ein Memorandum an die Regierung ein, worin sie die Vertretung der indischen Christen im öffentlichen Staatsdienst beantragte. Und es ist bemerkenswert, daß selbst eine hervorragende indische Zeitung, die bis jetzt den Fortschritt des Christentums beharrlich ignorierte oder herabzusetzen bemüht war, nicht umhin konnte, in einem Artikel die Berechtigung jener Ansprüche anzuerkennen (Rep. of the Church Miss. Soc. 1895).

Von wenig Erfolg scheinen die Bestrebungen des sogenannten indischen Nationalkongresses zu sein, der im Dezember v. J. sich zum elftenmale versammelte und zwar diesmal in Puna, der alten Hauptstadt des Mahrattenreiches. Das Leipziger Missionsblatt berichtet darüber (Nr. 5, S. 99 f.): Aus allen Provinzen des großen Reiches strömten die Kongreßmitglieder zusammen, die Vertreter von Jungindien, deren Gemeinschaftsband die in sehr verschiedenem Grade angeeignete englische Bildung und ein sehr verschieden gedachtes Zukunftsbild größerer politischer Freiheiten, besonders das Streben nach einer der englischen Verfassung angepaßten Volksvertretung ist. Der große, 6000 Sitzplätze enthaltende Pavillon, angefüllt mit der Schar dunkelfarbiger Kongreßleute, prangend in ihren besten schneeweißen oder bunten Gewändern und mannigfaltig gestalteten Turbanen, bot nach dem Bericht einer Madras-Zeitung einen echt orientalischen, ausnehmend glänzenden Anblick. Diesmal überwog die Zahl der Hindus bei weitem; die Mohammedaner und die eingeborenen Christen, gewitzigt durch frühere Erfahrungen, hielten sich mit wenig Ausnahmen ferne.

Der Vorsitzende dieser großen Versammlung war ein Bengale, Babu Surendranath Bannerdschi, ein großer Redner, der in seiner Eröffnungsrede das Brillantfeuer seiner bengalisch-englischen Zunge drei Stunden lang sprühen ließ und nicht verfehlte, zwischenhinein das elektrische Licht von Citaten aus Reden englischer Staatsmänner leuchten zu lassen. Während man sich auf früheren Kongressen darin gefallen hatte, in Kraftausdrücken gegen die englische Regierung zu donnern, befleißigte sich dieser Babu wohlweislich großer Mäßigung und versäumte nicht, seine Loyalität gegen die Regierung des Landes hervorzukehren. Auf der Höhe seiner Begeisterung angekommen, rief er aus: „Die Losung des Kongresses muß sein: Zuerst wollen wir Inder und dann Hindus, Mohammedaner, Parsis und Christen u. a. sein. Wir müssen suchen, den Traum von einem einigen und verbündeten Indien zu verwirklichen, dessen Sicherheit in der loyalen Abhängigkeit von der großen britischen Nation ruht und das imstande ist, die Völker Asiens auf der Bahn steten Fortschritts auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit zu leiten.“

Nachdem einmal der Strom der Rede entfesselt war, wetteiferten nun die redegewandten Inder miteinander in langen Reden mit und ohne Inhalt und Verstand, so daß sie oft gewaltsam unterbrochen werden mußten. 26 Beschlüsse wurden gefaßt, hauptsächlich darauf hinausgehend, daß sie die Thätigkeit der englischen Beamten in Indien einer Kritik unterwarfen und dem indischen Volke mehr politische Rechte und materielle Vorteile zu erwerben suchten. Darunter war wohl manches Körnlein Salz, denn wer wollte leugnen, daß sich manche Mißstände in einer so großen Kolonialverwaltung finden. Aber vieles schoß übers Ziel hinaus.

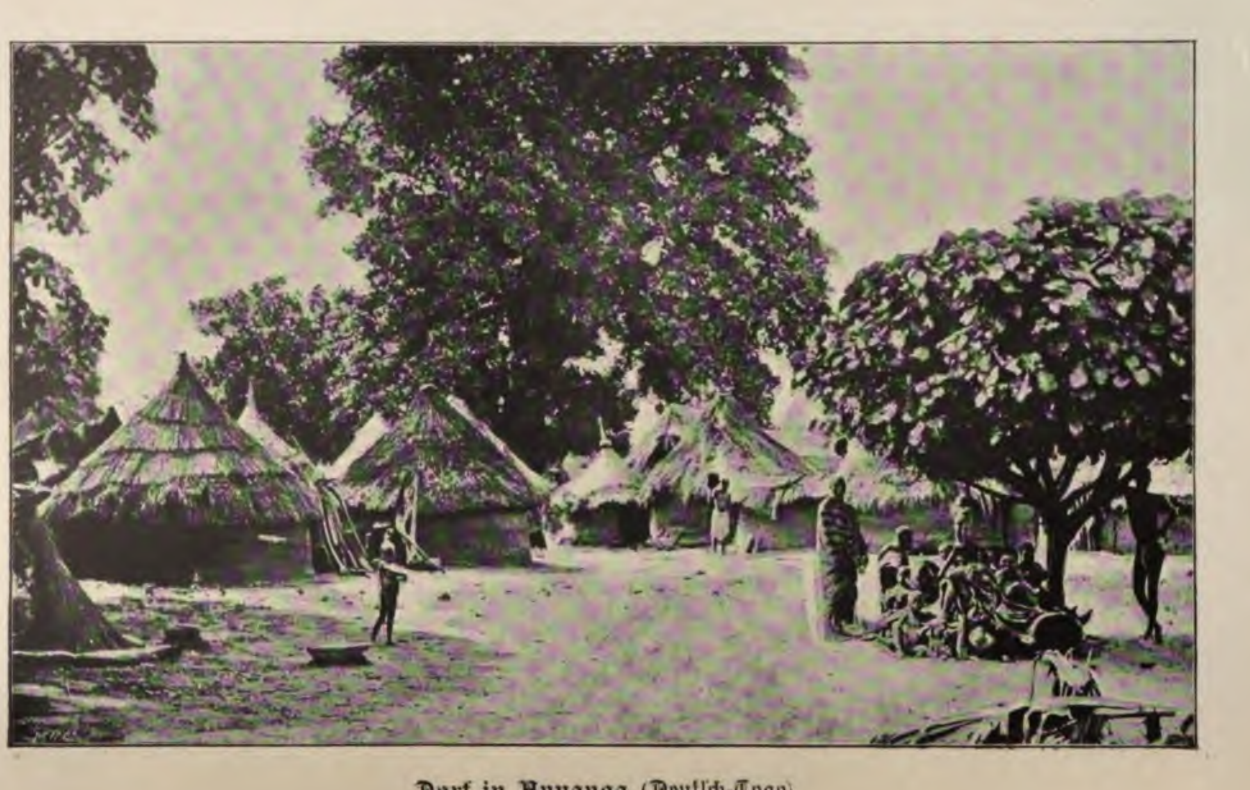
Eine bedenkliche Schwenkung des Kongresses trat diesmal hervor: er sprach es deutlich aus, daß er seine Thätigkeit nur auf das politische Gebiet beschränken wolle. Der „Christian Patriot", das Organ der eingeborenen Christen in Madras, spricht sich hierüber in folgenden Worten aus, die zugleich ein vernichtendes Urteil über die ganze Bewegung enthalten: Die eingeborenen Christen haben sich vom Kongreß mehr und mehr zurückgezogen, weil er nicht gehalten hat, was er versprochen. Im Anfang stellte er sich die Aufgabe: 1. die teilweise weit voneinander geschiedenen Völker und Volksklassen Indiens miteinander zu einem großen Volkskörper zu verbinden; 2. auf allen Gebieten des Volkslebens, in dem geistigen, moralischen, socialen und politischen Leben Indiens auf eine allmähliche Wiedergeburt hinzuwirken. Hat er das Versprochene gehalten? Wir antworten mit einem nachdrücklichen „Nein!" Die Trennung der Volksklassen und Kasten in diesem unglücklichen Lande ist noch ebenso groß wie vorher. Und mit Bezug auf die zweite Aufgabe hat der Kongreß ausdrücklich erklärt, daß er die Verbesserung der sittlichen und gesellschaftlichen Zustände beiseite lassen und sich nur auf die politische Thätigkeit beschränken wolle, um durch Agitation in Indien und England (wo er mit großen Kosten ein stehendes „Kongreß-Komitee" unterhält) sich größere Freiheiten und Rechte zu erkämpfen und eine Reform in der Verwaltung Indiens anzubahnen.

Letzteren hochgehenden Bestrebungen gegenüber weist die christliche Zeitung die Kongreßredner auf die schreienden socialen Mißstände hin, die die Unreife des indischen Volkes zu politischer Selbständigkeit beweisen. Sie ruft ihnen zu: Während ihr euch in die Brust werft und im „heiligen Namen der Menschlichkeit" gleiche Rechte für Inder und Briten verlangt, rührt ihr keinen Finger, um den niedergetretenen Paria aus ihrer jammervollen Lage zu helfen oder das schwere Joch eurer Frauen leichter zu machen und die Finsternis ihrer Unwissenheit zu erhellen. Sie schließt mit der einschneidenden Bemerkung: „So lange wir die sichtbaren Brandmale der Sklaverei an uns tragen und

Sklaven von Trägheit, Aberglauben und andern Sünden sind, ist es unsere erste und wichtigste Pflicht, erst unsere Gesellschaft zu reformieren!"

Alle diese Bestrebungen zeigen nur zu deutlich, daß ohne eine religiöse Wiedergeburt durch Gottes Geist dem indischen Volk nicht geholfen werden kann. Dieser Prozeß der Wiedergeburt hat in Indien zweifellos durch die Mission und ihre verzweigte Thätigkeit einen Anfang genommen. Wir könnten dies mit Zahlen belegen. Doch ist dies in unserer letzten Rundschau an Hand des letzten Census vom Jahr 1891 bereits geschehen, so daß wir diesmal davon absehen dürfen. Aber man hat keinen Grund, an den Angaben eines Missionars zu zweifeln, der sich darüber folgendermaßen hören läßt: „Das Christentum ist in Indien eine stetig fortschreitende Bewegung, die sich zwar hie und da unter der Oberfläche hält und die Aufmerksamkeit wenig auf sich zieht, die aber gleichwohl vorhanden ist. Die Zahl der Orte, wo es Eingang findet und Wurzeln schlägt, nimmt beständig zu. Europäer in Indien, die an der Christianisierung dieses Landes kein Interesse haben und derselben aus Gleichgültigkeit fernstehen, oder sogenannte Globe-Trotters (Weltbummler) in ihrer atemlosen Hast mögen vielleicht nichts von diesem Prozeß wahrnehmen. Auch stolze Hindus mögen sich und andern vorzuspiegeln suchen, daß es nur einige wenige Leute aus den niedersten Kasten seien, die zum Christentum übertreten, und daß dieses auf das Volk im allgemeinen keinen Eindruck mache. Aber in Wirklichkeit ist doch das ganze Land mehr oder weniger davon durchdrungen und der christliche Einfluß unverkennbar. Die eingeborenen Christen mehren sich in fast allen Teilen Indiens, und obschon sie ihrer Mehrzahl nach den untern Volksklassen angehören, so läßt sich doch ihr Vorhandensein nicht mehr übersehen. Auch die Entwicklung der eingeborenen Gemeinden, ihr Wachstum in der Erkenntnis und in der Ausgestaltung ihres Charakters sind hoffnungsvolle Anzeichen. Die stetige und unaufhaltsame Verbreitung des Christentums, wie sie sich seiner Zeit im römischen Weltreich vollzog, wiederholt sich gewissermaßen jetzt in Indien."

Das sind zwar allgemein gehaltene Sätze, wie sie uns immer und immer wieder im Blick auf die Erfolge der Mission und den Stand der Dinge in Indien vorgehalten werden; aber es sind doch Hoffnungsstrahlen, die uns aus jenem heidnischen Land entgegenschimmern und die uns erkennen lassen, daß sich eine Zeit anbahnt, da die indischen Völker teilhaben werden am Reiche Gottes. Dafür ist schon die stattliche Zahl der ca. 600 000 evangelischen Christen in Vorderindien ein Angeld.



Dorf in Anyanga (Deutsch-Togo).

Kolonisations-Versuche in Madagaskar

von 1643—1814, zugleich eine Beleuchtung der „alten Rechte" Frankreichs auf die Insel.*)

Von P. Gareis.

Die verschiedenen vergeblichen Versuche, welche Frankreich gemacht hat, Kolonien zu gründen auf der Insel Madagaskar, datieren seit 1643, wo die „Französische Orient-Gesellschaft" die Erklärung abgab, daß sie im Namen des Königs von Frankreich von Madagaskar und den umliegenden Inseln Besitz ergriffen habe. Kapitän Rigault hatte von dem Herzog von Richelieu 1642 für sich und seine Genossen das Handels-Monopol für die Inseln des südlichen indischen Ozeans und ferner das Recht erhalten, französische Kolonien zu gründen. Er und seine Genossen gründeten eine Handels- und Kolonialgesellschaft und erhielten die Konzession für dieselbe auf sechs Jahre. Der König bestätigte sie.

Im März d. J. sandte die Gesellschaft ein Schiff aus, um Elfenbein zu laden. Der Kapitän hatte zwei vornehme Franzosen, ihre Diener und zwölf Handwerker an Bord, welche den Versuch machen wollten, sich in Madagaskar anzusiedeln. Ein anderes Schiff, welches im November Frankreich verließ, sollte wieder nach ihnen sehen. Das erste Schiff erreichte Madagaskar im September 1642. Im Vorüberfahren (sie kamen von Süden) hatte der Kapitän von den Maskarenen-Inseln Besitz genommen im Namen Seiner allerchristlichsten Majestät. Dann scheinen sie die Insel St. Mary an der Ostküste von Madagaskar entdeckt zu haben und in der Antongil-

*) Quellen: Madagascar and France by George A. Shaw. — Warneck, A. M. Zeitschrift. — Der Artikel berührt zwar nicht direkt die Missionsgeschichte von Madagaskar, legt aber die früheren Beziehungen Frankreichs zu dieser Insel klar, so wie sie jeder Missionsfreund, der sich ein selbständiges Urteil über dieses wichtige Missionsfeld bilden will, kennen sollte, um sich nicht von den angeblichen französischen Ansprüchen täuschen zu lassen.

Bay (nördlich von St. Mary) gelandet zu sein. Aber eine Kolonie dort anzulegen wurde überhaupt gar nicht versucht. Die beiden Führer der Kolonisten fanden vielmehr die Bay oder den Hafen von St. Luce, 24° 30′ südlicher Breite, für ihr Vorhaben geeignet.

Das ist die erste Nachricht, die wir von irgendwelcher französischen Landung auf Madagaskar haben. Unglücklicherweise kamen die Kolonisten gerade in der heißen und regnerischen Jahreszeit an und wählten einen tiefgelegenen Ort in sumpfigem Gelände — eine wahre Brutstätte für das Malariafieber. Bald sahen sie ein, daß sie einen gesünderen Ort suchen müßten. Sie wanderten ein Stück an der Küste entlang und wählten dann eine Stelle an der Nordseite einer felsigen Halbinsel. Hier bauten sie „Fort Dauphin", und die Natur schien hier die Kolonisten in jeder Weise zu begünstigen. Man befand sich in angenehmem, gesundem Klima, die Hitze gemildert durch eine südöstliche See-Brise und doch außerhalb des Bereichs der vielgefürchteten Cyklone des mittleren indischen Ozeans. Die Umgegend von Fort Dauphin gilt als außerordentlich reich an Vegetation und hat nutzbringende Tiere im Ueberfluß. Zwar sind die Rinder nicht so zahlreich, wie in dem nördlichen Madagaskar, aber sie sind schöner. Schafe mit dicken, fetten Schwänzen, Ziegen, wilde und zahme Schweine, alles ist im Ueberfluß vorhanden. Die wilden Schweine freilich sind eine wahre Landplage, so daß die Eingeborenen sich nur vor ihnen retten können durch Gräben, mit spitzen Pfählen inwendig ausgestattet und oben mit Buschwerk überdeckt, in denen sie sie fangen. Auch das Fleisch geht ihnen auf diese Weise nicht aus. Geflügel, Truthühner, Gänse, Enten sind zahlreich und wohlfeil. Fluß und See weisen mannigfaltige Arten von Fischen auf. Die Austern bei Fort Dauphin sind besonders berühmt.

Die eingeborene Bevölkerung erntet verschiedene Arten von Vegetabilien ohne große Mühe. Reis, Kassava-Wurzeln, Kartoffeln, Jams-Wurzeln, Bohnen, Erdnüsse sind die gewöhnlichsten. An Fruchtbäumen, namentlich Orangen, Citronen, Limonen, Bananen, ist kein Mangel; Baumwolle, Pfeffer, Ingwer und Tabak ist von guter Qualität. In den Wäldern findet man wilden Honig, da wo die blütenbedeckten Sträucher und Blumen die Bienenschwärme anlocken, die in Baum- und Felshöhlen wohnen. Auch Seidenwürmer zieht man in diesem Teil der Insel. Ihre Seide ist schön,

aber sie hat nicht den Glanz von der des chinesischen Seidenwurms. Die Seide färben sich die Madagassen mit selbstgefertigten Farben, und spinnen und weben sie zu ihren Lambas.

Das ist der Charakter der Umgegend von Fort Dauphin oder „Forodofay", wie die Madagassen sagen. Nie hätte Frankreich diesen Ort aus der Hand geben dürfen. Wer irgend welches Kolonisationstalent hat, muß den Wert solcher Stelle erkennen!

Aber es wäre ein großer Irrtum, wollte man denken, die Franzosen hätten Madagaskar entdeckt. Nach vorhandenen Urkunden ist Fernando Suarez 1506 in Madagaskar gelandet und hat etliche portugiesische Handelsplätze angelegt. Zweifellos kannten die Portugiesen die Insel schon längst vorher, denn es ist undenkbar, daß die zahlreichen portugiesischen Ostindienfahrer auf ihrem Kurs um das Kap der guten Hoffnung herum, wie Vasco da Gama 1497, der den Reigen eröffnete, die gewaltige Insel nicht gesehen haben sollen. Kurz nach 1497 wurde ein portugiesischer Kapitän von der Flotte Tristan d'Acunhar durch einen Sturm an die Westküste von Madagaskar verschlagen. Er war über die Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes, das er sah, so entzückt, daß er unverzüglich nach Mozambique zurücksegelte, in der Hoffnung, dort seinen Admiral zu finden und ihn nach der neuentdeckten Insel zu holen, daß er sie in Besitz nehme. Dies geschah. Der Admiral blieb sogar eine geraume Zeit dort, um sich über Land und Leute zu orientieren und eine Karte von der Westküste aufzunehmen. Gleichzeitig etwa hat Fernando Suarez die Ostküste aufgenommen.

Später schickte König Emmanuel eine andere Expedition unter Jaques Lopez nach Madagaskar, um die schwärmerischen Schilderungen der ersten Nachrichten zu prüfen. Sein Befund brachte ziemliche Ernüchterung. Eine zweite Flotte wurde entsendet unter Juan Ferrano, um Madagaskar auf die Anlegung von Handelshäfen zu prüfen. Nun, Handel fing man freilich an, aber ein anderer außer dem mit Sklaven scheint nie geblüht zu haben. Wann die Portugiesen endlich die Westküste verlassen haben, ist nicht sicher anzugeben, aber sie haben sich nicht darum gerissen, in dem beständigen Besitz der Insel zu bleiben.

Aehnlich haben später die Holländer einen Handel mit Madagaskar eröffnet und ein paar Handelsplätze eingerichtet, aber ihre Verbindung mit der Insel hat nicht lange gedauert.

1644 machte England einen verunglückten Versuch, in St. Augustins-Bay an der Südwestküste eine Kolonie anzulegen. Die Stelle zog die Fremden an: Der Ankergrund war gut, und ein Fluß schien das Innere des Landes mit der Küste zu verbinden. Aber das Klima war zu ungesund, und die Reihe von Gräbern hinter der englischen Niederlassung zeigt, daß die kühnen Kolonisten nicht rechtzeitig den Ort des Todes verlassen haben. Die Franzosen waren ehemals vorsichtiger gewesen.

Uebrigens folgte 1648 in Fort Dauphin dem bisherigen Oberhaupt ein gewisser Flacourt, der sich mit seinen Genossen große Achtung und einen vorzüglichen Ruf bei den Eingeborenen erwarb .... aber nach ihm wurde es gar anders. Grausamkeit und Brutalität gegen die Eingeborenen, deren Dörfer die Kolonisten plünderten, ohne daß die Leute ihnen ein Wässerchen getrübt hätten, das war die Art der Franzosen damals. Gouverneure wechselten sich ab in rapider Folge, aber es kam nie ein besserer. Die Disziplinlosigkeit unter den Kolonisten wurde immer größer, und es wurde überhaupt gar nicht mehr der Versuch gemacht, auf friedlichem Wege Einfluß zu gewinnen auf die umwohnenden Madagassen. Kein Wunder, daß diese sich endlich zusammenscharten, um die unwillkommenen Besucher von ihren Küsten zu vertreiben. So sahen sich denn im Jahre 1672 die Kolonisten genötigt, vor der geduldigen, andauernden Belagerung der Eingeborenen auf ein Schiff zu flüchten, welches gerade in der Bai vor Anker lag. Auf diese Weise, sagt ein französischer Schriftsteller, wurde die schöne Kolonie, gegründet von der französischen Orient-Gesellschaft, vollständig vernichtet. Ludwig XIV. hatte zu viel zu thun im eigenen Lande und konnte deshalb keine neue Expedition nach Madagaskar aussenden, das hinderte ihn aber nicht, die Insel als eine Besitzung der Krone Frankreichs zu erklären. Und diese schwächliche, haltlose Besitzerklärung wurde in den späteren Jahren bestätigt und soll sich noch in den Archiven der französischen Admiralität befinden. Darin bestehen „die alten Rechte" Frankreichs auf Madagaskar, von denen vor zehn Jahren und auch jetzt wieder so viel in französischen Zeitungen und Zeitschriften die Rede war!

Unter Ludwig XV. wurde der Versuch gemacht, wieder in Madagaskar festen Fuß zu fassen und die alten Handelsplätze

wieder einzurichten. 1773 wurde eine Besichtigung der Nordostküste vorgenommen. 1746 besichtigte Labourdomais die Bai von Antongil auf der Ostküste. 1750 endlich ergriff die „Französische Ostindien-Gesellschaft“ Besitz von der Insel St. Mary oder „Nosy Ibraha“, der größten an der Ostküste. Diese hat Frankreich noch in Besitz. Es war das einzige Fleckchen Erde in oder nahe bei Madagaskar, welches Frankreich bis 1774 wirklich gehörte, d. h. von ihm in Besitz behalten wurde. Und das angesichts der großsprecherischen Proklamationen von Ludwig XIV.! Aber diese klangen den französischen Ohren wohl, und die Zeitungen sprechen von „alten Rechten“ und gerechten Ansprüchen Frankreichs auf die besten Teile der Insel!

Wir kommen jetzt zu dem Leben eines Mannes, der in jedem Kolportage-Roman als Held dienen könnte durch seine abenteuerlichen Schicksale. Es ist dies der Graf Benyowsky, der einzige Mann, welcher in den Jahren, von denen wir sprechen, das Zeug dazu gehabt hätte, eine französische Kolonie in Madagaskar zu organisieren und zu regieren, aber gerade ihm durchkreuzte man seine ehrenhaftesten Pläne und ermordete ihn, als er nicht davon lassen wollte. Benyowsky oder Beniowsky war ein polnischer Graf. Er hatte unter dem österreichischen Kaiser während des siebenjährigen Krieges gedient als Offizier, hatte dann Holland und England besucht, augenscheinlich, um sich einige Kenntnisse in der Schiffsbaukunst und dem Navigationswesen anzueignen. Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland war er hier einer der Häupter des Aufstandes von 1768 gegen die Russen. Diese aber nahmen ihn 1769 gefangen, und Beniowsky wurde nach Sibirien verbannt. Hier leistete er dem Gouverneur Nilof einige persönliche Dienste, so daß seine Behandlung etwas milder wurde. Ja, wir finden ihn bald darauf als Haushofmeister der Kinder seines Gouverneurs, und er heiratet sogar die Tochter seines Protektors. Er benutzte seine größere Freiheit dazu, einen tollkühnen Plan zu entwerfen, sich mit 60 oder 70 seiner Exil-Genossen zu befreien. Der Plan wurde auch wirklich ausgeführt 1771. Sie entkamen nach Kamschatka, bemächtigten sich einer russischen Kriegsschaluppe und segelten nach Japan. Von hier reisten sie weiter nach Macao. Hier starb Beniowskys Gattin. Weiter gings nach Indien und von hier in einem Handelsschiff nach Mauritius. Als er hier dem Gouverneur seine Pläne betreffs

Kolonisierung von Madagaskar eröffnete, fand er nicht das geringste Verständnis. Man sah ihn für einen gefährlichen Abenteurer an. Als er auch auf Isle de France keine Unterstützung fand, wandte er sich an das französische Hauptquartier, und hier hörte der Herzog von Aiguillon, selber ein Kolonialschwärmer, mit Eifer und Verständnis seinen Plänen zu. Eine Kommission setzte sich zusammen zur Gründung französischer Kolonien in Madagaskar. Aber in die Statuten kamen einige Punkte hinein, die das Ganze störten und unausführbar machten. Es hieß nämlich: Alle zur Kolonisation nötigen Mittel liefert Mauritius, und Beniowsky hat sich und seine Pläne dem Gouverneur von Mauritius zu unterwerfen. Natürlich erklärte der Graf sofort, daß er dagegen protestiere, weil er aus Erfahrung wisse, daß der Gouverneur ein Feind der Kolonisation sei. Es half ihm alles nichts.

Er kehrte nach Mauritius zurück in dem letzten Teil des Jahres 1773. Hier fand er seine Befürchtungen betreffs der Opposition des Gouverneurs gegen die Kolonisation von der Wirklichkeit noch weit übertroffen. De Tournay so hieß er, sah die Entwicklung und die Wohlfahrt der eignen Insel durch Beniowskys Pläne gefährdet. Die Pläne mit Madagaskar seien ganz verfehlt, „denn wenn schon vor 150 Jahren die Madagassen alle französischen Kolonisationsversuche vereitelt hätten, so würden sie es jetzt erst recht thun, geeint unter einer starken Regierung." Der Gouverneur wollte an die heimische Regierung appellieren. Aber diese hütete sich, die Entscheidung zu treffen. So zog sich die Sache immer länger hin. Unterdessen fielen wieder viele von den Leuten ab, die Beniowsky für seine Madagaskar-Expedition angeworben hatte, seine Offiziere wurden krank. Man verleumdete ihn beim Gouverneur, indem man auf seine Vergangenheit hinwies, ja, man sandte Boten an die Häuptlinge in Madagaskar, welche vor Beniowsky gewarnt wurden: er wolle die ganze Bevölkerung zu Sklaven machen.

Der Graf selbst landete im Juni 1774 in Antongil-Bay. Eine große Volksmenge empfing ihn. Es gelang ihm, durch sein ganzes Auftreten die Eingeborenen für die Expedition günstig zu stimmen. Er schloß Verträge mit den Häuptlingen, welche ihm die Erlaubnis gaben, sich im Lande niederzulassen und eine Stadt zu bauen, doch dürfe es keine Festung werden. Offenbar hatten

die Madagassen Kenntnis bekommen von dem, was ihren Vätern in früheren Zeiten durch Festungen Arges geschehen. Beniowsky ging in seiner Klugheit und Menschenkenntnis sofort auf den Bescheid der Oberhäuptlinge ein. Er nannte die Stadt, die er baute, Louisbourg.

Hierauf versuchte er, weiteren Einfluß zu gewinnen auf das Innere des Landes und die südlicheren Küstenstriche. Er sandte zuverlässige Boten mit Dolmetschern zu den einzelnen Häuptlingen, um mit diesen zu unterhandeln und sie auf die Vorteile aufmerksam machen zu lassen, die die Handelsverbindung mit Louisbourg mit sich brächte. Gleichzeitig machte er selbst die eifrigsten Studien in Sprache und Sitte der Madagassen.

Die Unternehmungen waren von Erfolg gekrönt. Einen Platz nach dem andern an der Küste hinunter konnte er anlegen: Ivongo, Ngontsy, Fensarivo, Tamatave, Foule Point, letzteres, als Sanatorium für seine Malariakranken, höher gelegen.

Unermüdlich thätig, zog er immer größere Kreise in seinen Einfluß. Freilich war sein ganzes Wirken zugleich eine Kette von Geduldsproben. Seine Leute litten unsäglich unter dem Fieber. Der Gouverneur von Mauritius hielt kleinmütig die Hilfsmittel zurück, auf die der Graf angewiesen war. Ja, er sandte sogar drei seiner Beamten nach Louisbourg mit dem geheimen Auftrag, die von Beniowsky gewonnenen Stämme gegen diesen aufzuhetzen. Einer von diesen Beamten hatte die schriftliche Vollmacht, für den Fall eines Ueberfalls und des dabei erfolgenden Todes des Grafen, dessen Papiere an sich zu nehmen. Es erforderte wahrlich große Weisheit und Vorsicht, die junge Kolonie vor ihrem Untergang zu bewahren! Ein anderes Mißgeschick kam hinzu. Eine Antwort der französischen Regierung auf Beniowskys Bericht über die Gründung von Louisbourg traf ein, welche mit Wohlwollen von Beniowskys Erfolgen spricht und ein Kriegsschiff verheißt, das Unterstützung aller Art bringen soll. Aber dieses Schiff erleidet an der Südostküste von Madagaskar Schiffbruch! Beniowsky war gerade auf einer Expedition gegen die Sakalava begriffen, welche mit bewaffneter Hand, von den Helfershelfern des Gouverneurs von Mauritius aufgereizt, sich der jungen Kolonie nahten.

Da kam eine merkwürdige Wendung in dem Lebensschicksal dieses ἀνὴρ πολύτροπος, die merkwürdigste von allen. Ein Gerücht

verbreitete sich unter den Eingeborenen und es gewann immer mehr Boden, daß der Graf der direkte Abkömmling von Ramini sei, dem letzten König von Manamara. Dies Gerücht hatte eine Sklavin Susanne aufgebracht, welche Beniowsky von Mauritius mit herübergebracht hatte. Sie sagte, sie wisse als Augenzeugin, daß der Graf der Sohn von Raminis Tochter sei, er sei mit ihr (Susanne) zugleich als Sklave nach Mauritius geschleppt worden. Merkwürdigerweise glaubte man ihr nicht nur, nein, der regierende Fürst Rafangoro verzichtete sogar auf den Thron zu Beniowskys Gunsten. Und da entschloß sich unser Abenteurer, verlassen wie er war von jeder europäischen Hilfe, diese Meinung, die man von ihm hatte, auszunutzen. Er ließ sich von dreien der ersten Häuptlinge feierlich als Oberhäuptling einführen — und, fast scheint es, als ob sein Abenteurergenie seine Leute angesteckt — drei seiner Offiziere und 50 Soldaten sagten sich von dem Gouverneur von Mauritius und seiner Oberleitung los und schworen zu Beniowsky für Leben und Sterben.

Die feierliche „Installation" fand am 16. September 1777 statt. Ein großes Kabary wurde abgehalten und Beniowsky öffentlich als dem Oberhäuptling der ganzen Gegend gehuldigt. Die Häupter der Stämme schwuren ihm im Namen ihrer Angehörigen Treue. Der Graf sagte in seiner Erwiderung, er werde versuchen, eine Regierung auf festem Grund einzurichten und das Glück und den Wohlstand des Landes zu fördern durch Einführung aller Errungenschaften der Civilisation und von geeigneten Gesetzen.

Auf einen Punkt bestand das Volk: der neue König mußte jede Verbindung mit Frankreich abbrechen. Gerade in den Tagen war eine französische Kommission unterwegs, den Zustand der Kolonie von Louisbourg zu prüfen. Am 21. September landete dieselbe und stellte eine genaue Untersuchung an über Beniowskys ganze Amtsführung. Das Resultat war ein förmliches Vertrauensvotum, man fand nichts an dem auszusetzen, was er gethan. Er aber legte in aller Form sein Amt als Diener des französischen Königs nieder. Merkwürdigerweise aber — und das war unbedacht — benahm er sich dennoch, nach wie vor, als Oberbefehlshaber der Kolonie.

Am 12. Oktober wurde Beniowsky unter „imposanten Ceremonien" mit den Insignien seiner Königswürde bekleidet. 30 000

Madagassen waren versammelt. Man wollte den Bluteid des neuen Königs hören und sehen. Ein Topf wurde halb mit Wasser gefüllt. Verschiedene Dinge wurden hineingethan: eine Flintenkugel, ein Feuerstein, ein wenig Pulver, ein wenig Reis in der Hülse 2c. Dann wurden zwei Spieße gebracht; einen davon hielt man aufrecht in den Topf und mit dem anderen schlug man gegen den ersten, unter furchtbaren Verwünschungen gegen den, welcher die Treue brechen würde. Dann machte jede der beiden Parteien (Beniowsky und die Vertreter des Volks) kleine Einschnitte in die Brust, ließ einen Tropfen Blut auf ein Stück Ingwer fallen und verzehrte das Stück des andern Partners. Dazu wurde ein wenig von dem Wasser des Topfs getrunken. Desgleichen thaten die Frauen und schlossen den Blutbund mit Beniowskys Frau, welche aus Ungarn gekommen war.

Beniowsky machte sich nun mit Energie daran, ein geordnetes Regierungswesen einzurichten. Zwei Ratsversammlungen setzte er ein. Die eine, bestehend aus 32 der vornehmsten Männer, gleichsam der Kronrat, den König zu beraten in den Wohlfahrts-Einrichtungen, die andere bestehend aus den Oberhäuptern der Provinzen. Es ist kein Zweifel, hätte Beniowsky seine Pläne ausführen können, die Geschichte Madagaskars wäre eine wesentlich andere geworden und ihr Schicksal ein freundlicheres, als es nun geworden ist!

So sonderbar es auch sein mag, Beniowsky verließ zwei Monate nach diesem Ereignis Madagaskar in einem Schiff „La belle Arthur“, um nach Europa zu gehen, mit der Absicht, einen Handelsvertrag oder ein Bündnis zu schließen mit Frankreich und anderen europäischen Nationen. In Frankreich angekommen, begab er sich nach Versailles und machte dort solches Aufsehen und verfocht seine Sache mit so viel Geschick, daß das Kabinett seine Rechte in Madagaskar anerkannte, ja man überreichte ihm in Anerkennung seiner Verdienste als ehemaliger französischer Kolonialbeamter einen Ehrensäbel. Freilich weder erkannte man ihn als König an, noch schloß man einen Vertrag mit ihm. Da er in Frankreich den gewünschten Erfolg nicht hatte, ging er nach Deutschland und war Augenzeuge des Gefechts von Habelschwerdt 1778. Aber als er auch hier abgewiesen wurde, versuchte er in London Geld und Mannschaft aufzutreiben, um wenigstens nach Madagaskar zurückkehren zu können. Wieder umsonst. Endlich erhielt er 1784 von

amerikanischen Kaufleuten die Mittel, sich nach seiner zweiten Heimat wieder aufzumachen.

Er landete am 7. Juli 1785 zu Nosi-be, ging quer durch den nördlichen Teil der Insel Madagaskar, wohin er per Boot gelangt war, und erreichte die Antongil-Bay, wo er mit dem allergrößten Jubel empfangen wurde von den Seinen in den von ihm begründeten Ortschaften. Es wäre nun ein leichtes gewesen, die dem französischen Gouverneur von Mauritius unterstellten Orte Madagaskars in Besitz zu nehmen. Aber das wäre Rebellion gewesen, und der Gouverneur wartete nur darauf, den verhaßten Grafen zu vernichten. Noch ehe Beniowsky den Versuch machte, kam schon eine französische Fregatte, die „Louisa", welche den Befehl hatte, den Grafen lebendig oder tot dem Gouverneur einzuliefern. Das Schiff blieb eine halbe französische Meile von der Küste und sandte zwei Boote, wohlbemannt und mit zwei Kanonen bewehrt, eine Landung zu versuchen. Sie landeten ungefährdet. Nach kurzem Marsch hörten sie Kriegslärm und sahen eine rote Flagge, das Kriegssignal der Madagassen. Beniowsky hatte sich mit zwei Europäern und ca. 30 Eingeborenen nach der Festung zurückgezogen. Die Festung lag auf einer Anhöhe, umgeben von einem Pallisadenwall und mit zwei Vierpfündern bewehrt. Fünf Drehkanonen waren gleichfalls drinnen. Diese ließ man gegen die Franzosen spielen. Ohne Schuß rückten diese vor, bis sie ganz nahe gekommen waren. Dann gaben sie Feuer, und die erste Salve schon war entscheidend. Beniowsky erhielt einen Schuß durch die Brust und fiel. Er wurde grausam an seinen Haaren herausgeschleift und starb.

Das war das Ende dieses merkwürdigen Mannes, der der einzige Franzose gewesen ist, welcher genügendes Genie und Energie gehabt hätte, um Madagaskar in französischen Besitz zu bringen. Aber er hat keine genügende Unterstützung gefunden und ist von den Franzosen völlig verkannt worden. Viele französische Schriftsteller sprechen von ihm als von einem grausamen, tyrannischen Usurpator, während andere wieder erwähnen, daß sein Andenken unter den Madagassen der Nordostküste unverlöschlich fortlebt.

Nach Beniowskys Tod hat Frankreich keinen weiteren Versuch gemacht, in Madagaskar eine Kolonie anzulegen. Die Revolution, welche bald darauf in Frankreich ausbrach, konzentrierte die Auf-

merksamkeit auf die Heimat. Die einzige Notiz, welche von früheren Anrechten Frankreichs auf Madagaskar genommen worden, ist die Entsendung von Lescalier im Jahre 1792, Bory de St. Vincens 1801 und Decaen 1804 nach den verschiedenen Handelsplätzen, um zu sehen, was aus ihnen geworden. Und diese Handelsplätze dienten in erster Linie dem Sklavenhandel, der in seiner ganzen Furchtbarkeit dort unter Frankreichs Augen schwunghaft betrieben worden ist. Kein Wunder, daß die Küstenstämme Madagaskars von unauslöschlichem Haß gegen die Franzosen beseelt sind! Die erste Frage, die die Bewohner eines Dorfes immer einem Fremden vorlegen, ist die: bist du ein Franzose? Im bejahenden Falle treiben sie ihn aus ihren Grenzen.

Lescalier erkennt in seinem offiziellen Bericht über seine Reise nach Madagaskar den hohen Wert der Insel für Frankreich an. Aber, sagt er, die Agenten des französischen Gouvernements haben stets in ihren Unternehmungen nur ihre eignen und der Europäer Interessen im Auge gehabt, viele unter ihnen sind ehrlose Abenteurer gewesen, welche tausend Grausamkeiten begangen haben. Kein Wunder, daß sich die Rache der Eingeborenen endlich gegen sie gewandt, während sonst die Madagassen eins der am leichtesten zu behandelnden Völker der Erde sind. Aus seinem Bericht geht aber auch die allgemeine Stimmung in Frankreich gegen eine Kolonisation in Madagaskar hervor: man fürchtet, Bourbon und Mauritius werden dadurch zu Kolonien zweiten Grades herabgedrückt und werden vernachlässigt werden.

Die europäischen Kriege Frankreichs zogen sodann die Aufmerksamkeit gänzlich von Madagaskar ab, und Frankreichs Flotte, über die verschiedenen Meere zerstreut, konnte die Kolonien nicht beschützen. 1810 schickte England eine Flotte nach Mauritius, das den Franzosen als Depot für die Prisen diente, die sie den Verbündeten abgenommen hatten, und nahm Mauritius, Bourbon und alle Besitzungen Frankreichs im indischen Ozean. Gleichzeitig besetzte oder zerstörte es alle französischen Ansiedlungen auf Madagaskar. Das ist das Ende „aller gerechten Ansprüche“ Frankreichs auf Madagaskar!

Im Vertrag von Paris, 30. Mai 1814, Artikel 8, kam Bourbon wieder an Frankreich, Mauritius nebst dazugehörenden Inselchen blieb bei England. Da alle Madagassen-Stationen als

Filialen von Mauritius gelten, wurden diese naturgemäß englisch. Als Sir Robert Farquhar, der erste englische Gouverneur von Mauritius, in aller Form von Mauritius Besitz ergriff für die englische Krone, beteuerte der Gouverneur von Bourbon feierlich, daß Madagaskar nicht im Vertrag von 1814 mitgenannt sei unter den an England abgetretenen Ländern und protestierte gegen Englands Besitzergreifung. Dies hatte eine längere diplomatische Korrespondenz zur Folge, bis schließlich am 23. Oktober 1817 England alle seine Besitzungen in Madagaskar dem Hova-König Radama I. abtrat in dem bekannten Anti-Sklaverei-Vertrag. Viele französische Schriftsteller sprechen voll Bitterkeit von diesem Vertrag als einem Einbruch in ihre Rechte und ein Zeichen englischer Perfidie.

Knirschend unter dem ihm angethanen Schimpf, fing Frankreich 1818 an, diejenigen Häfen den Madagassen wieder abzunehmen, welche ehemals in seinen Händen waren: Fort Dauphin, Tamatave, Foule Point, Mananara, St. Mary; aber Radama I. war nicht der Mann, dies ruhig anzusehen, erschien mit einem Heer an der Küste und jagte die Eindringlinge davon. Einen zweiten Versuch machten die Franzosen 1829 unter Gourbeyre, aber die Eingeborenen schlugen sie bei Foule Point aufs Haupt, und Gourbeyre war froh, mit heiler Haut nach Bourbon zurückkehren zu können. Bloß auf St. Mary ließ man die Franzosen, weil Radama sich sagte, daß dies Inselchen ihm zu gleichgültig sei.

Natürlich versuchten die französischen Gouverneure auf St. Mary, einer nach dem andern, die Stämme auf der Ostküste von Madagaskar gegen Radama aufzuhetzen, aber die Stämme hatten mehr Zutrauen zu dem Hova-Herrscher, als zu den Franzosen.

Unter der blutdürstigen Ranavalona I. machten die Sakalavastämme Aufstände. Als sie nach den kleinen Inseln an der Nordwestküste zurückgeworfen wurden, kam ein französisches Kriegsschiff und machte gemeinsame Sache mit ihnen. Im Juli 1840 traten die Sakalava ihr Land auf Madagaskar nebst Nosi-be an Frankreich ab. Von der Insel nahm Frankreich 1841 in aller Form Besitz; aber bis 1882 ist in Frankreich nie ein Anspruch auf das betreffende Sakalava-Festland erhoben worden, die Hova-Regierung hätte es sich wohl auch verbeten.

Das Jahr 1862 drohte einen großen Teil von Madagaskar

in die Hände einer französischen Gesellschaft, „Lambert-Kompagnie“ genannt, zu bringen. Radama II., überhaupt von Fremden sehr beeinflußt, war den Franzosen geneigt. Seine Verstandesschwäche, verbunden mit seiner Trunksucht, sind der Erklärungsgrund hierfür, sowie für den Umstand, daß er in einem Vertrag mit der Lambert-Kompagnie derselben die Souveränität über alles Land zwischen dem 12. und 16. Grad südl. Breite zugestand. Eine Revolution endete sein Leben und seine Regierung. Der Nachfolger zahlte sofort der Kompagnie 240 000 $ Abstandsgelder. Die Kompagnie nahm das Geld und damit waren ihre Ansprüche auf das Land erloschen. Auch auf das Gebiet an der Nordwestküste erhob Frankreich keinen Anspruch mehr, sondern zahlte, wie die anderen fremden Nationen, Hafenzoll an die Hova-Behörden.

Einen Versuch, sich widerrechtlich Land in Madagaskar anzueignen, machten ja noch einzelne Personen, aber ohne Erfolg. Aus Freundlichkeit, als Gnadenerweis, hatte die Krone dem französischen Konsul Laborde ein Stück Land für seine Person angewiesen. Bei seinem Tode fiel das Stück an die Krone zurück. Cassas, der Nachfolger Labordes, machte plötzlich den Anspruch, daß es für alle Zeit den Franzosen zu gehören habe. Natürlich lehnte die Hova-Regierung entrüstet diese Zumutung ab. Cassas wurde bald abberufen, Meyer folgte ihm, unter dessen Konsulat an der Nordwestküste mehrere Madagassen durch Araber, die im Sold von Franzosen standen, widerrechtlich erschossen wurden. Kurz darauf, 1881, erklärte plötzlich Meyers Nachfolger, Baudais, daß die Nordwestküste Madagaskars auf Grund eines alten Vertrages mit den Sakalava Frankreich gehöre. Der Staatssekretär für auswärtige Angelegenheiten protestierte gegen diese Ansprüche unter Hinweis auf den Vertrag zwischen Hova-Regierung und Frankeich, in welchem die Franzosen anerkennen, daß die Hova-Königin die Herrin der ganzen Insel ist. Trotz alledem nahm der Kommandant des französischen Kriegsschiffes, das bei Beharamanja lag, mit Gewalt Besitz von der Hovaflagge und belegte das Madagassen-Schiff „Antananarivo“ mit Beschlag, das einzige Schiff, das der Hova-Regierung gehörte. Er verbot dem norwegischen Kapitän, sich von der Stelle zu rühren, widrigenfalls sein Schiff beschossen werden würde.

Das weitere ist bekannt und dem Kenner der Vorgeschichte durch seine Unerhörtheit unverwischbar im Gedächtnis. Wie die

Hova-Regierung Gesandte an die europäischen Höfe absandte, mit dem feurigen Vertrauen, daß ihr doch ihr unbestreitbares Recht werden müsse, wie diese Gesandten in Paris als Gefangene, aber nicht als Gesandte behandelt wurden, wie sie an den englischen Hof gingen, wie das englische mit dem französischen Kabinett Noten wechselte, ohne den Hovas zu ihrem Recht verhelfen zu können, und wie dann ohne Kriegserklärung Frankreich Madagaskar überfiel. Frankreich hat wenig Freude von seinem ersten Krieg gegen die Hova gehabt und von dem letzten noch weniger. Ein Witzblatt brachte im September 1895 folgendes Bild: Die Gestalt der Kriegsgöttin mit einer Wagschale in der Hand: auf der einen Schale liegen zahllose gestorbene französische Soldaten, auf der anderen zwei Hovakrieger; mit dieser Wage tritt Bellona fragend hin vor La belle France. Nun, wir gönnen zwar unseren Mitmenschen, und wäre es unser Erbfeind, nicht Not und Tod, aber die enormen Verluste, die den Franzosen der Hovakrieg an Menschenleben gebracht, und der sehr zweifelhafte Erfolg, den sie mit der Eroberung von Antananarivo, Protektoratsrechten und sonstigen Oberhoheitsrechten erreicht haben, sieht doch gar zu sehr nach einer Kritik aus, die die Weltgeschichte oder vielmehr der übt, der die Fäden der Völkergeschichte in seiner Hand hält, gegen eine Nation, die sich mit Enthusiasmus nun schon zweimal entschloß, mit dem Schwert in der Hand „alte Rechte auf Madagaskar" zu verfechten, während diese Rechte nur Träume sind.

Eine Kundschaftsreise
im Hinterland von Deutsch-Togo.

Nach Mitteilungen von Miss. A. Mischlich.

(Schluß)

4. In der Landschaft Anyanga.

Von Bedere wandten wir uns nach Osten und durchzogen das noch von keinem Boten des Evangeliums betretene Anyanga-Ländchen. Ein anstrengender Tagesmarsch, auf teilweise schwierigen Gebirgspfaden, ließ uns die beiden Dörfer Okpate und Dofoli, die nur fünf Minuten von einander entfernt sind, erreichen,

womit wir auch aus dem Bergland in das Flachland eingetreten waren. Sofort fällt dem Reisenden die Verschiedenheit der Dorfanlage beider Nachbarländer auf. Die meist kleinen Bedere-Orte bestehen nur aus einzelnen runden Hütten, die regel- und planlos dastehen, so daß es für einen Fremden schwer ist, sich dazwischen zurecht zu finden. In Anyanga hingegen sind immer mehrere Häuser, gewöhnlich zehn bis zwölf und noch mehr, zu einer Hofseite zusammengebaut. Die einzelnen Wohnungen und Stallgebäude, die ebenfalls rund aufgeführt sind, stehen im Kreis und sind durch 1 m hohe Lehmmauern oder durch niedrige Zäune miteinander verbunden. Ein solcher Hof hat zwei bis drei sehr niedrige Nebeneingänge, die in den Verbindungsmauern thorartig angebracht sind, und ein oder zwei Haupteingänge, die durch ein Wohnhaus oder ein Stallgebäude führen. In der Mitte des Gehöftes befindet sich eine gemauerte Erhöhung, auf der die Fufustößel, Schüsseln und vieles andere seinen Platz findet. An den beiden Längsseiten steht der primitive Lehmherd oder es liegen an seiner Stelle drei Steine, zwischen denen gewöhnlich ein lustiges Feuer flackert. Dicht daneben hat auch der in keiner Negerhaushaltung fehlende Fufumörser Platz gefunden. Besonders morgens und abends geht es in diesen Gehöften äußerst lebhaft zu. Jede der verschiedenen Frauen des Hausherrn hat ja ihre eigene Hütte, in der sie mit ihren Kindern lebt, während die Sklaven mit ihren Familien in einem Stall oder auch unter freiem Himmel sich zur Ruhe ausstrecken. Im Hof mit seinen vielen Ecken und Winkeln tummeln sich die Kinder; Schafe und Ziegen laufen dazwischen, Schweine grunzen oder wälzen sich im Kot beim Badeplatz, während der Hausherr, gemächlich auf einer ausgebreiteten Matte ruhend, sein Pfeifchen schmaucht, den Haushund, einen gelbbraunen Köter, an der Seite liegend.

Als wir mit unserer Karawane erschienen, wurde der Lärm natürlich noch größer, indem auch viele Bewohner aus der Nachbarschaft herbeieilten, um den Fremdling anzustaunen. Die Aufnahme, die wir hier fanden, war eine sehr freundliche, und die Leute zeigten sich zutraulich. Gegen Abend machte ich einen kleinen Spaziergang um den Ort, in dessen nächster Nähe prächtige, hochstämmige Fächerpalmen stehen, deren Trauben goldgelber Früchte in der Größe von Orangen zwischen den fächerartigen Wedeln

herabhängen. Als ich zurückkam, wurde auf einem freien Platz unter einem weitästigen Schattenbaum ein Fetischtanz aufgeführt. Ein Mann schlug zu gleicher Zeit zwei Trommeln, während ein anderer mit einer Fetischschelle, wie sie mir vom Kroboberg her bekannt war, dazu im Takt schellte. Ihnen zur Seite saßen etwa acht recht sauber gekleidete und mit vielen Perlen und Armspangen geschmückte Mädchen. Um den Hals trugen alle dunkelblaue Schnüre aus Baumwolle, um die Augen waren blaue Ränder gemalt. Aus ihrer Reihe trat immer je ein Mädchen auf und tanzte in dem von Zuschauern umstellten Kreis, während ihre Genossinnen im Takt in die Hände klatschten und eine einförmige Melodie sangen. Zuerst erschien ein Mädchen, legte die Hände an die Seite, bewegte Schultern und Oberarme vor- und rückwärts und tanzte im Schritt wechselgangartig. Ihm folgte ein anderes Mädchen, das sich während des Tanzens beständig mit einem Zweig um den Kopf schlug und sich von Zeit zu Zeit bückte, um mit ihrer Stirn die Erde zu berühren. So tanzten sie alle der Reihe nach, wobei sie zu Beginn und zum Schluß des Tanzes jedesmal vor den Trommeln ihre Verbeugung machten.

Von Dofoli aus erreichten wir nach etwa anderthalb Stunden den reißenden Annefluß, der hier 35 m breit und 1 m tief war. Das Wasser ging mir bis an die Hüften. In der vollen Regenzeit wird der Uebergang unmöglich, und der Fluß bildet eine vollständige Schranke zwischen den Bewohnern der beiderseitigen Ufer. Wenige Tage vor unserer Passage war ein Eingeborener von den hochgehenden Fluten fortgerissen worden und ertrunken. Seine Matte lag noch auf dem linken Ufer und bleichte auf den Felsen in der glühenden Tropensonne.

Ein guter Weg führte durch sauber gehaltene Korn- und Jamspflanzungen, sowie durch Felder von Guineakorn, an deren Stelle allmählich wieder die Grassteppe mit reichen Beständen von Sheabutterbäumen und Fächerpalmen trat. Schon gegen 11 Uhr früh zogen wir in Blitta ein, dem Knotenpunkt der Straßen nach Bedere und den Kotokoli-Ländern. Die Anlage des Ortes ist dieselbe wie in Dofoli. Blitta zählt etwa 1800 Einwohner und war seit unserer Abreise von Worawora der erste Ort, an dem Markt abgehalten wurde. Die Hauptumsatzprodukte sind: Salz, Erdnüsse, Tomaten, Guineakorn, Sheabutter, Landesseife, Tabak, Jams, Bohnen, Hauen

aus Bassari und hauptsächlich kleine Klöße aus Guineakorn, die in Wasser aufgelöst ein beliebtes Getränk der Haussas bilden. Daneben wurde auch Bier aus Guineakorn in großen Töpfen angeboten. Zu meiner großen Verwunderung sah ich auch gekochtes Hundefleisch ausgelegt, das ebenso gern gekauft wurde, wie Schweinefleisch.

Leider erklärten hier meine Lastenträger, daß sie unter keiner Bedingung weiter gehen würden, da sie sich vor den räuberischen und kriegslustigen Bewohnern Tsantsos fürchteten. So gerne ich nach Tsantso, das wir in einem Tage erreicht hätten, vorgedrungen wäre, hauptsächlich auch, um einige der größeren Orte zu besuchen, mußte ich mich leider entschließen, den Rückweg anzutreten. Da ich nicht wieder dieselbe Straße ziehen wollte, so schlugen wir südöstliche Richtung ein und passierten auf sehr schlechten, zum großen Teil unter Wasser gesetzten Pfaden die Ruinen von Digina. Vor einigen Jahren überfielen die Räuberhorden des Königs Jabo Bukari von Tsantso einige Ortschaften von Anyanga und darunter auch das unglückliche Digina. Die gefürchteten Reiterscharen mit Speer, Pfeil und Bogen bewaffnet, erschienen plötzlich, umzingelten unter dem Schutz der Nacht den Ort, und noch vor dem ersten Hahnenschrei hielten sie mit furchtbarem Geschrei vor den Hütten der nichts ahnenden Bewohner, machten nieder, was sich widersetzte, führten die anderen mit sich als Sklaven und verließen die Niederlassung als verwüstete und entvölkerte Stätte. Solche räuberische Streifzüge sollen die wilden Reiterbanden Jabo Bukaris fast alle Jahre unternehmen und sie sind daher der Schrecken der umwohnenden Stämme. Auf unserem ferneren Marsch sahen wir etwa zwei Stunden südlich von dem größten Anyanga-Ort Akbande abermals die Ruinen zweier Orte nahe beieinander. Da wo noch vor wenigen Jahren blühende Weiler und Ortschaften mit spielenden Kindern und einer sorglosen Einwohnerschaft standen, sieht man nichts als zerstörte Hütten und von Buschwerk überwucherte Trümmer einstiger Wohnungen. Mächtige Baobabbäume stehen als Zeugen der früheren Zeit da. Die Bewohner von Anyanga sprechen ihre eigene Sprache, die mit Betwuati verwandt sein soll. Politisch steht Anyanga unter dem König von Gbeschi.

5. An der Grenze von Dahome.

Das ganze Anyanga-Ländchen bildet, soweit wir es bereist haben, eine von mehreren Wasseradern durchzogene Baumsavanne, in der sich wie Wächter viele einzelne Fächerpalmen erheben. Auch an Sheabutterbäumen fehlt es nicht. Die Bach- oder Flußrinnen sind ununterbrochen von Buschwald begleitet, in welchem Raphia- und Oelpalmen vorherrschen. Wilde Dattelpalmen kommen ebenfalls vereinzelt vor. Denselben Landschaftscharakter zeigt auch Gbeschi, das wir nach der Ueberschreitung des 40 bis 50 m breiten und 8 bis 10 Fuß tiefen Monoflusses betraten. Auf der linken Seite dieses Flusses, 10 Minuten vom Ufer entfernt, liegt Gbeschi, die Hauptstadt gleichen Namens, mit etwa 1400 Einwohnern. Noch nirgends habe ich so viele Baobabbäume beieinander gesehen, als in der Umgebung dieser Stadt, in der uns eine sehr freundliche Aufnahme zuteil wurde. Der König hätte gewünscht und sich sehr gefreut, wenn wir sogleich geblieben wären und eine Schule angefangen hätten, nach der die Leute sehnlichst verlangen. Gbeschi liegt nur einige Stunden von der Dahome-Grenze entfernt, und der König erzählte uns, daß von daher sehr oft französische Offiziere kämen und ihm reiche Geschenke anböten, wenn er sein Gebiet unter französische Herrschaft stellen wollte. Der Unterlauf des Monoflusses ist schon französisch. Daß der Fluß nun in seinem Ober- und Mittellaufe Deutsch-Togo durchfließt, können die Franzosen nicht verschmerzen. Der Gbeschi-König wies aber bis jetzt alle Anerbietungen derselben standhaft zurück mit der Erklärung, er habe bereits die deutsche Flagge angenommen und könne also nicht auch die französische annehmen.

Von Gbeschi aus schlugen wir südliche Richtung ein und erreichten nach zwei schwachen Stunden abermals den Mono. An der Uebergangsstelle beobachteten wir in nächster Nähe in dem Buschwald, der den Fluß umsäumt, viele schwarze Affen, die sich munter auf den Zweigen der Bäume schaukelten und sich trotz unseres Zurufens in ihrem Spiel nicht stören ließen. Beim Uebersetzen über den Fluß wurden uns große Schwierigkeiten bereitet, so daß wir an jenem Tag nur bis zu dem am anderen Ufer liegenden Kokote kamen, wo uns der Häuptling, ein freundlicher, wohlbeleibter Herr, in der Vorhalle eines seiner vielen, zu einem

Labyrinth zusammengebauten Häuser empfing. Wir waren überrascht, so weit im Inland recht hübsch geschnitzte Thüren vorzufinden. Die eisernen Beschläge und Schlösser hatte ein einheimischer Schmied gefertigt. Gerade vor dem königlichen Palaste hatte ein solcher Landesschmied seine Werkstätte aufgeschlagen. Ein glatter Stein diente ihm als Ambos, zwei walzenförmige Eisenstücke ohne Stiel ersetzten die Hämmer. Ein sehr einfacher Blasebalg aus Ziegenfell, den ein Eingeborener bediente, und eine Zange vervollständigten sein Werkzeug. Ganz geschickt schmiedete er kleine Fischangeln und Fußeisen, reparierte Hauen und Messer. Die fast quadratförmigen Lehmhäuser sind mit spitzen Grasdächern gedeckt und ebenso zu Gehöften vereinigt wie in Anyanga. Einzelne schmale und etwas hohe Häuser springen ein wenig aus dem Hofraum vor und geben demselben das Ansehen einer Bastion. Auffallend sind hier die vor einigen Häusern sich hinziehenden sauberen Hallen, deren Wände mit schwarzen und purpurroten, zwei Fuß breiten Längsstreifen übermalt sind, während die Lehmsitze am Eingang zu den Hallen mit Scherben zerbrochener, farbiger Porzellanteller eingelegt werden.

Da morgens gewöhnlich ein sehr starker Nebel auf dem Gras lag und die Pfade an sehr vielen Stellen unter Wasser standen und verschlammt waren, wurden wir oft durchnäßt bis auf die Haut. Vom unausgesetzten Streifen beim Gehen durch dieses scharfkantige hohe Gras wurden sogar die Hände ganz rauh, die Haut bekam Sprünge und durch kleine Risse sickerte das Blut. Das Wasser quoll aus den Schuhen und gar manchmal blieb ich im Schlamm stecken. Wir waren daher froh, als wir nach einigen Tagemärschen in das höher gelegene Akposo kamen.

Dieses ist die größte Landschaft von Togo bis zum 8. Grad nördlicher Breite. Das herrliche Bergland ist reich an ausgedehnten Weideplätzen, auf denen Schafe, Ziegen und Rindvieh prächtig gedeihen. In den vielen Thalgründen erfreut sich das Auge an dem reichen Bestand der herrlichsten Oelpalmen. Auch hochstämmige Fächerpalmen sieht man sehr häufig. Sauber gehaltene ausgedehnte Jams-, Korn- und Wahapflanzungen sind parzellenartig in die Buschsavanne eingestreut. Wohlhabend sind die Bewohner von Akposo aber trotzdem nicht, da sie nur soviel Zeit und Kraft auf die Bebauung ihrer Felder verwenden, als es eben die bittere

Notwendigkeit erfordert. Sie arbeiten nur an drei Tagen in der Woche, während an den beiden anderen Tagen — bei ihnen hat die Woche nur fünf Tage — unbedingt Siesta gehalten wird. Weit und breit sind die Akposoer als ein streitsüchtiger und räuberischer Stamm bekannt. Von ihrer rohen und gefühllosen Art zeugt z. B. auch der Umstand, daß sie ihre eigenen Kinder nicht nur als Pfand, wie das an der ganzen Westküste üblich ist, abgeben und dann etwa nach einigen Jahren wieder einlösen, sondern sie auch wirklich in die Sklaverei verkaufen und sich somit ihres Anrechts an sie für immer begeben.

Eines gemeinsamen Stammeshauptes kann sich Akposo nicht erfreuen. Jeder Ort hat seinen eigenen Häuptling, der vollständig frei und unabhängig ist. Hier steht, wie in Akebu, das Faustrecht noch in voller Blüte. Wegen der begründeten Furcht, von Einwohnern im Nachbardorf weggefangen und als Sklaven behandelt zu werden, besteht fast kein Verkehr zwischen den einzelnen Ortschaften. So war es für uns sehr schwer, Führer zu bekommen. Gewöhnlich begleiteten uns zwei bis drei beherzte Männer — einer allein wäre aus Furcht nicht gegangen — einige Minuten über das Weichbild des Dorfes hinaus und kehrten dann schleunigst zurück, so daß wir uns an Kreuzwegen mehreremale verirrten und erst zwei bis drei falsche Pfade einschlugen, ehe wir auf den richtigen kamen. Im Urwald oder Busch ist das nicht gerade angenehm, und es weigerten sich deshalb die Lastenträger mehr als einmal, weiter zu gehen. Ebenso hält es sehr schwer, die Namen von Orten und Flüssen ꝛc. zu ermitteln. Obwohl wir uns stets an Erwachsene wandten, wurden wir doch immer an die Häuptlinge gewiesen, die uns aber ebenso ungern Auskunft erteilten, wie ihre Unterthanen. Man thut daher gut, wenn man sich in einem Ort schon nach dem Namen der nächsten auf der Route liegenden Dörfer erkundigt. Diese Vorsicht ist dann in den meisten Fällen eher von Erfolg begleitet. Ich erinnere mich, daß beim Betreten mancher Orte, in die allerdings noch nie ein Weißer gekommen war, thatsächlich die ganze Bewohnerschaft in den Wald entfloh. An anderen Orten waren die Leute wieder zutraulicher und hörten unserer Predigt gerne zu. Missionare oder sonstige Prediger des Evangeliums sind noch nie zu diesen Stämmen gekommen. Es war daher auch nicht zu verwundern, daß sie im

allgemeinen unsere Botschaft mit einigem Mißtrauen entgegennahmen. In ihren Augen sind wir vorderhand nichts anderes als Regierungsbeamte. Alle Weiße sind in ihren Augen Brüder, und sie glauben, wir Europäer oder überhaupt alle Weiße kämen aus einer großen, mitten im Meer gelegenen Stadt.

Die Akposoer sprechen ihre eigene Sprache. Tschi wird so gut wie nicht verstanden. Hingegen glaube ich, daß man mit Evhe durchkommen könnte. Den Bremer Missionaren winkt hier ein großes, bevölkertes und verhältnismäßig gesundes Arbeitsfeld. Wahrscheinlich werden aber die Katholiken eher am Platze sein; hegen sie doch die Absicht, in Atakpame, das in die Landschaft Akposo hineinragt, so bald als möglich eine Missionsstation zu gründen.

---

6. In Atakpame und Pai.

Atakpame gehörte früher zu Dahome und bildet jetzt einen Teil der deutschen Togokolonie. Zur Zeit bietet die Hauptstadt einen traurigen Anblick dar, da sehr viele Häuser zerstört sind. Wohin man blickt, starren einem neben den sehr planlos gebauten Gehöften viele von Buschwerk überwucherte Ruinen entgegen. Ich war überrascht, in so vielen Orten von Atakpame und Akposo, so weit von der Meeresküste entfernt, recht hübsche Exemplare von Kokospalmen mit Bündeln großer Früchte anzutreffen. Auch Orangen und eine Art von Limonenbäumen bemerkten wir gleichfalls in vielen Orten beider Landschaften. In wirtschaftlicher Hinsicht sind im allgemeinen die Atakpamer rühriger, als die Akposoer, und es giebt unter ersteren manche wohlhabende Eingeborene, die neben großen Pflanzungen viele Schafe, Ziegen und auch eine kleine Rinderherde ihr eigen nennen und oft 30 bis 40 Sklaven besitzen. Während Akposo von der Kultur so gut wie noch ganz unberührt ist, scheint dagegen Atakpame, dessen Bewohner mit denen der Küste doch eine gewisse Fühlung haben, für Annahme europäischer Gebräuche schon offener und zugänglicher zu sein.

Als wir die Stadt Atakpame schon weit hinter uns hatten, erschienen in einem Ort gegen Abend plötzlich zwei Eingeborene mit einem europäischen Spazierstock und einer Elefantenzahntrompete und erklärten, wir sollten unbedingt nach Atakpame zurückkehren,

der Europäer daselbst lade uns dringend ein. Da wir bei unserer Durchreise durch Atakpame weder von der Anwesenheit eines Europäers etwas gehört, noch diese Art der Einladung unter Weißen Sitte ist, setzten wir starke Zweifel in ihre Angaben. Als ich sie fragte, ob es denn wirklich ein weißer Europäer sei, da hier im Inland jeder kleidertragende Schwarze auch Europäer genannt wird, versicherten sie uns auf das bestimmteste, es sei ein weißer Europäer. Die Sache war uns rätselhaft; es konnte ja möglicherweise ein in Atakpame krank liegender Europäer sein. Da es schon dämmerte, machten wir uns erst am folgenden Morgen auf den Rückweg nach Atakpame. Wir hatten kaum 15 Minuten zurückgelegt, als uns zwei schwarze Soldaten entgegen kamen. Nun wurde das Rätsel gelöst. Sie erklärten, auf das Gerücht hin, daß wir Franzosen seien, die das Land auskundschafteten, hätten sie uns zurückhalten und dem Landeshauptmann Bericht erstatten wollen. Solche Einfälle seien seitens der Franzosen in letzter Zeit öfters vorgekommen, weshalb eine kleine Abteilung Soldaten nach Atakpame kommandiert worden sei. Nachdem ich ihnen auf ihre Bitte hin eine schriftliche Erklärung gegeben hatte, daß ich wirklich ein Deutscher sei, zogen sie wieder ab, mit dem Versprechen, in Zukunft vorsichtiger zu sein.

Auf der ganzen Reise hatten wir auffallend wenig Zeichen von rohem Fetischismus gesehen. Um so verwunderter waren wir daher, als wir in der kleinen, an Atakpame grenzenden Landschaft Vho, die zwar gewöhnlich als zu Atakpame gehörig angesehen wird, aber doch ihren eigenen Stammeshäuptling und ihre besondere Sprache hat, am Ein- und Ausgang vieler Orte abscheuliche Fetischbilder bemerkten. Unter einem kleinen, anderthalb Meter hohen Strohdach saß gewöhnlich ein sehr plump ausgeführter menschenähnlicher Götze aus Lehm. Auch die Zähne waren markiert, und die Priester hatten einigen ihrer Götzen sogar wirkliche Menschenzähne eingesetzt. Nachdem wir Vho passiert, marschierten wir durch das südwestliche Akposo, indem wir einem in der Baumsavanne sich hinschlängelnden Pfade folgten, begleitet von einer Gebirgskette, die sich zu unserer Rechten anfangs in westlicher, später in südwestlicher Richtung hinzog. Hier überschritten wir den 20 m breiten und zwei Fuß tiefen reißenden Amu, erklommen den Rücken der Bergkette und befanden uns wieder auf dem höher gelegenen

Akposo, das in seinem südöstlichen Teil in die Landschaft Dai übergeht.

Die kleine Landschaft Dai liegt ganz auf dem Rücken des Gebirges. Sie zählt nur vier größere Orte und eine Anzahl Weiler und Farmen. Bei unserer Ankunft zeigten sich die Bewohner sehr mißtrauisch und furchtsam. Wenn je ein Weißer ihr Land beträte, müßte er ihrer Meinung nach von der Küste, also von Süden, und nicht wie wir, von Norden her kommen. Als wir das erste Dai-Dorf erreichten, liefen die Bewohner zu ihren Angehörigen und Freunden in den nächsten Weilern und Pflanzungen mit der Meldung, der ganze Ort sei voller Soldaten und es befinde sich sogar ein Weißer unter ihnen; sie sollten schnell herbeikommen, sonst würden alle Hühner, Schafe, Ziegen ꝛc. mitgenommen und der Ort verbrannt. Es herrschte ein großes Getriebe im sonst ruhigen Ort, und nach wenigen Stunden wimmelte es von Leuten. Niemand von ihnen aß, bis wir ihnen den Grund unseres Kommens mitgeteilt hatten, worauf denn alle erleichtert aufatmeten und ihrer Freude Ausdruck gaben über die frohe Botschaft.

Neben einheimischen Webern fanden wir hier zum ersten Male auch Elfenbeinschnitzer, die mit einem beilartigen Meißel das Innere des Elefantenzahnes aushauen und schöne Armspangen schnitzen. Wie schon in dem südlichen Akposo, so trafen wir auch hier in Dai in vielen Orten Kautschukhändler. Für eine Last Kautschuk (im Wert von 50 bis 60 Mk.), die der europäische Kaufmann in Lome an der Küste mit 80 bis 100 Mk. bezahlt, werden hier nur Lendentücher im Wert von 15 bis 18 Mk., oder sonstige Waren, hauptsächlich Perlen, im selben Wert gegeben. Leider werden auch ungeheure Quantitäten Branntwein von diesen gewissenlosen Händlern eingeführt und finden reißend Absatz. Kein Palaver wird geschlichtet, kein Fest gefeiert, ohne daß nicht Unmassen dieses starken, berauschenden Getränkes verbraucht werden. „Der Branntwein kommt ja von den Europäern, also muß er gut sein“ — so antwortete man auf unsere Mahnung. Geld ist in diesem Gebiet unbekannt, so daß mich an manchen Orten die Häuptlinge baten, ich möchte ihnen doch welches zeigen, da sie noch nie Münzen gesehen hätten. Sind Frauen oder Mädchen irgendwie in Besitz einer Scheidemünze gekommen, so wird dieselbe durchlöchert und als Schmuck am Hals getragen.

Am Tage unserer Abreise waren der König und alle Häuptlinge versammelt und baten ernstlich um einen Lehrer, der sie Gottes Wort lehren und ihre Kinder unterrichten solle. Am liebsten hätten sie sofort mit dem Bau eines Schulhauses begonnen; aber wie in Westafrika alles langsam geht und seine Zeit braucht, so werden sich auch unsere Daier noch ein wenig gedulden müssen. Von Dai aus stiegen wir auf einem halsbrecherischen Felsenweg fast senkrecht hinab in die Ebene und gelangten in die kleine Landschaft Yiripe und Lolobi. Letzteres ist besonders wichtig wegen seiner ausgedehnten Eisenindustrie. Sehr viele Schmiede verfertigen hier mit den einfachsten Werkzeugen Hauen, Beile, Angeln und Fingerringe, Arm- und Beinspangen. Auch die gefürchteten Fußeisen, die noch sehr häufig bei ungehorsamen Sklaven oder widerspenstigen Frauen angewendet werden, kommen von dorther.

---

7. Die Landschaft Boem.

Wenige Minuten nördlich von Lolobi steigt ein bewaldeter Gebirgszug sanft an und zieht sich in nördlicher Richtung hin. Wir erklommen den Kamm desselben und erreichten in einer schwachen Stunde das Dorf Beyika, das schon zu Boem gehört. Auch hier bemerkten wir, wie an so manchen anderen Orten, unter der Bevölkerung mehrere Aussätzige, die aber hier nicht gesondert wohnen. Es darf einem daher auch gar nicht wundernehmen, daß diese schreckliche Krankheit mehr und mehr überhand nimmt. Beyika krönt die Spitze eines freistehenden Hügels. Die einzelnen Häuser sind wie in dem benachbarten Teteman auf großen Felsblöcken errichtet, zwischen dieselben hineingebaut oder kleben wie Schwalbennester an ihnen. Auffällig ist ihre sonderbare, an orientalische Wohnungen erinnernde Bauart. Die Wände der viereckigen, fast quadratförmigen Häuser sind von Lehm, auf denen das von Balken gestützte, flache, fußdicke Lehmdach ruht. Das Innere des nur durch einen schmalen Eingang erhellten Hauses besteht aus einem Raum, der Schlafstube und Küche zugleich vorstellt; selten ist er in zwei oder gar drei Kammern abgeteilt. An das flache Dach sieht man häufig eine mit verschiedenen Einschnitten versehene Holzgabel angelehnt, mittelst welcher die Leute auf das Dach klettern, um Palmkerne u. dergl. zum Trocknen auszuschütten.

Von Beyika aus blieben wir fast immer auf dem Kamm des Gebirges. Zu unserer Linken begleitete uns eine ziemlich höhere massige Gebirgskette mit vielen Spitzen, deren Konturen sich scharf am Horizont abhoben. Wunderbar schön nimmt sich morgens gleich nach Sonnenaufgang das zwischen den beiden Bergketten sich hinziehende weiße Meer der Nebel aus, aus dem die einzelnen dunkelgrünen, inselartigen Gipfel der Kette hervortreten. Der höhere dieser beiden Gebirgszüge ist sehr eisensteinhaltig. Scharfkantige, nußgroße Stücke eines thonhaltigen Brauneisensteins von rostigroter Farbe erregen durch ihr hohes spezifisches Gewicht die Aufmerksamkeit. Dieses Konglomerat-Gestein ist eine von Lateriten überdeckte Thoneisensteinschicht, die sich in diesem Gebirge abgelagert hat. Man findet deshalb auch bei Apafo, Odome und Santrokofi im Wald viele Eisengruben von ca. 30 Fuß Tiefe und vier Fuß Durchmesser. Zum Auf- und Absteigen bedienen sich die Eingeborenen eines in die Grube gestellten Baumstammes. Wie in Lolobi, so blüht auch in Santrokofi, Apafo und Odome die Eisenindustrie, und es wird von daher Boem mit den nötigen Ackerwerkzeugen versorgt.

Von Beyika über Teteman nach Borada, der Hauptstadt von Boem, ist es eine gute Tagereise. Der König Akpanga, den ich von einem früheren Besuch her schon kannte, ist ein freundlicher und weiser Regent. Er spricht nie zuviel und steht besonders wegen mehrerer siegreich geführter Kriegszüge bei seinen Unterthanen in hohem Ansehen. Sehr leid ist ihm, daß er bis jetzt noch keinen Lehrer für seine Hauptstadt bekommen hat. Hätten wir nur über genügend Leute zu verfügen, so könnten wir Borada, Apafo, Santrokofi und Bowiri sofort besetzen. Ueberall verlangt man sehnlichst nach Lehrern.

B o e m gehört zu den schönsten und wohlhabendsten Landschaften des deutschen Togogebietes. Prächtiger Hochwald bedeckt den größten Teil des Landes; Bäche und Flüsse durchfurchen es nach allen Richtungen. Verhältnismäßig gute Pfade verbinden die verschiedenen Dörfer; ja im Centrum des Landes ist man überrascht von den breiten, sauber gehaltenen Wegen, die zum Teil auf beiden Seiten von Abzugsgräben begleitet sind. Oelpalmen finden sich überall. Dieselben sind eine besondere Zierde der vielen breiten Thalgründe, an denen Boem keinen Mangel hat. Kultiviert wird

dieser herrliche Baum jedoch nicht. Ich bin aber überzeugt, daß einmal die Oelpalme — sobald der Transport des Oels und der Kerne nach der Küste nicht mehr so teuer zu stehen kommt — eine Quelle großer Einnahmen werden wird. Kautschuk bergen die ausgedehnten Wälder in großer Masse. Viele Händler werden dadurch angezogen, so daß schon seit Jahren ein ziemlich reger Verkehr mit der Küste besteht. Natürlich haben sich dadurch auch die Bedürfnisse des Volkes gesteigert, und europäische Waren finden starken Absatz, so daß man erstaunt ist über die Kleidung vieler Eingeborenen. Auch auf den Bau der Häuser und deren Einrichtung ist dieser Verkehr nicht ohne Einfluß geblieben, und es sind an manchen der sauber hergestellten Häuser sogar Thüren und Fensterläden angebracht. Selbst der bekannte Lehnstuhl bürgert sich immer mehr ein. Leider haben sich diese günstigen kulturellen Veränderungen fast nur auf die Orte in der Ebene beschränkt, während man im Gebirge viel konservativer ist. Sogar in dem Dorf Worawora, das nur einige Minuten von der Missionsstation entfernt liegt, laufen erwachsene Knaben und Mädchen fast ganz nackt herum.

In agrikultureller Hinsicht muß man den Boemern nur Lob spenden. Die angebauten Nutzpflanzungen sind so ziemlich dieselben wie überall in ganz Togoland und der Goldküste. Maniok wird fast nicht gepflanzt, hingegen viel Mais, Jams und besonders Bergreis, der dann in runden Vorratstürmchen, die eine spitze, kegelförmige Graskappe tragen, aufbewahrt wird. In allen Dörfern fallen diese sonderbaren Bauten auf, deren oft 12—20 zusammen auf einem Platz stehen. In Lolobi zählte ich einmal 17 oder 18.

In betreff der sprachlichen Verhältnisse Boems sei noch bemerkt, daß die Hauptsprache Lephana ist, das in Aka, Atonko, Guaman, Gyeasekan kese und Gyeasekan akura, Teteman, Beyika und Borada gesprochen wird. Ferner spricht man Tschi in Worawora fie und Worawora akura, in Tapa, Akposo und Asato; dagegen Kephu in Odome und Apaso, Santrokosi in Santrokosi. Vom Bowiristamm, der kaum 600 Seelen zählt, wird Liwri gesprochen. Dieser Stamm ist ein Ableger eines größeren im Inneren wohnenden Volkes. Daneben verstehen aber sehr viele Eingeborene Tschi, das die politische Sprache des Landes ist. Kinder, deren Muttersprache Kephu, Lephana oder Liwri ist, lernen in unseren Schulen rasch und gerne Tschi.

Unsere Außenstation Gyeasekan war unser letzter Aufenthaltsort auf der Reise. Tags darauf, am 16. September, kamen wir nach fünfzigtägiger Abwesenheit wohlbehalten in Worawora an, Gott dankend, daß er Glück zur Reise gegeben hatte.

Ein falscher Messias unter den Kols.

Etwa 12 englische Meilen südlich von Rantschi, dem gesegneten Ausgangspunkt der Goßnerschen Mission in der indischen Provinz Tschhota Nagpur, liegt das kleine Dorf Burdschu mit der Missionsstation Patrasburdsch, zu der in mehr als 300 Dörfern über 10 000 Christen gehören. Unter diesen, dem Stamme der Mundari-Kols angehörenden Eingeborenen, ist im vorigen Jahr durch einen jungen Mann, der sich als Messias seines Volkes ausgab, eine schwärmerische Bewegung hervorgerufen worden, durch die anfangs viele unwissende Mundari verführt wurden, die aber schließlich dazu dienen mußte, Hunderte der Bethörten aus den Christen und Heiden der christlichen Kirche zuzuführen.

Es war im Anfang des Jahres 1895, daß in dem Dörfchen Tschalkad ein junger Mensch von ca. 20 Jahren, der Sohn einer ins Heidentum zurückgefallenen Christenfamilie, vorgab, es sei ihm im Traume ein Ort gezeigt worden, an dem ein Schatz verborgen liege. Daud Birsa — so ist sein Name — begab sich infolge dessen mit einigen Freunden an die betreffende Stelle, um den angeblich dort verborgenen Schatz zu heben. Während sie hier emsig mit Hacke und Spaten arbeiten, zuckt plötzlich ein Blitz aus heiterem Himmel und läßt den Schatzgräber Daud wie verklärt erscheinen. Man gab nun das Suchen nach dem Schatz auf und ging nach Haus, wo Daud das Geschehene als eine Offenbarung Gottes ausgab und mit der Behauptung auftrat, er sei der Menschensohn, der von Gott gesandte und eingesetzte Vater und Erlöser der Erde; alle Menschen müßten ihm dienen und ihm die Ehre geben. Er habe den Beweis hievon direkt vom Himmel erhalten. Er errichtete sich eine Art von Thron, von dem aus er dann der harrenden Menge seine Offenbarungen verkündigte: sie sollten die Verehrung der bösen Geister aufgeben, Gott anbeten und ein gutes Leben führen; im übrigen dürften sie am Sonntag arbeiten und nach Herzenslust trinken und tanzen; als Ruhetag schrieb er den Montag vor und verbot alle üblichen Opfer und

das Tragen von Schuhen. Um aber auch die Christen für sich zu gewinnen, war er so vorsichtig, das Christentum im allgemeinen stehen zu lassen; denn, meinte er, die christliche Religion sei gut. Nur hätten die Missionare die ursprüngliche Religion dadurch verdorben, daß sie in der Kirche vor dem Altar Schuhe und Stiefel trügen, die doch aus dem Leder des heiligen Rindes gemacht seien. Der Herr Jesus habe keine Stiefel getragen und ebenso wenig einen Sonnenhut. Ferner sei es nicht recht, daß man in der Kirche Kollekten einsammle und bei Amtshandlungen Gebühren fordere, das hl. Abendmahl feiere und das Tragen von Schmuck verbiete.

So abgeschmackt und albern auch diese Lehren waren, so verbreitete sich doch der Schwindel wie ein Lauffeuer in der ganzen Umgegend. Tausende von Christen und Heiden strömten dem neuen Propheten zu, fielen vor ihm nieder und verehrten ihn. Der Zulauf nahm umsomehr zu, als er auch als Wunderthäter auftrat und vorgab, die Kranken heilen zu können. Das erste Wunder, das er gethan haben soll, war die Heilung eines Kindes, von dem aber behauptet wird, daß es gar nicht krank gewesen sei. Er hauchte es feierlich an, murmelte einige unverständliche Zaubersprüche, die in einigen unzusammenhängenden englischen Worten bestanden, und erklärte das Kind für gesund. Nun konnte kein Zweifel mehr bestehen: er mußte der Messias sein, für den er sich ausgab. Eine wahre Völkerwanderung begann nach seinem Dorf. Gesunde und Kranke aller Art: Lahme, Blinde, Krüppel und Aussätzige strömten ihm zu, obwohl es gerade Regenzeit war. Natürlich fanden sie in dem Dorfe nicht alle Unterkunft und mußten tagelang im Freien kampieren.

Nach einiger Zeit ließ sich der Lügenprophet auf drei Tage nicht sehen. Seine Jünger aber verkündigten der harrenden Menge, die das Haus umlagerte und Abba, Abba (Vater) schrie: „Der Abba ist gestorben, sein Leichnam liegt auf der Bettstelle, aber seine Seele ist nicht hier; nach drei Tagen wird er wieder auferstehen, wird dann gen Himmel fahren und neue Befehle für euch bringen.“ In Wirklichkeit hatte er einen Ruhranfall und suchte dies um seines Ansehens willen vor dem Volk zu verbergen. Aber seine eigene Schwester, eine Christin, verriet das Geheimnis. Trotzdem blieb das Volk der Mundari wie mit Blindheit geschlagen. Es fuhr fort, dem angeblich wiedererstandenen Messias zuzujauchzen. Dieser trat denn auch wirklich mit neuen Offenbarungen hervor. Er teilte seinen Verehrern mit, daß er nur noch eine kurze Zeit für sie da sei. Inzwischen werde die Kaiserin von Indien, alle Könige und Gewaltigen der Erde, sowie alle europäischen und eingeborenen Padris von den acht Enden der Erde eintreffen, ihm zu Füßen fallen und ihm huldigen.

Hierauf erließ er den Befehl, seine Anhänger sollten von Dorf zu Dorf gehen und allenthalben bekannt machen, daß am 27. Juli, mittags 12 Uhr alle seine Gläubigen bei ihm Zuflucht suchen sollten; denn an demselben Tage werde eine furchtbare Katastrophe über die Erde hereinbrechen; ein Erdbeben ums andere werde geschehen und Feuer vom Himmel fallen und alle Ungläubigen vernichten. Nur wer in des Abbas Grenzen weile, werde dem Untergang entrinnen. Fortan sei auch Pflügen, Säen und Pflanzen nicht mehr nötig. Sie sollten nur ruhig ihre Vorräte aufzehren und das Rindvieh frei laufen lassen, auch wenn es die Reisfelder zertrete und abweide. Auch die Aufbewahrung des Geldes habe keinen Zweck mehr, denn es werde an jenem Tage zu Wasser werden; sie sollten deshalb alles Silbergeld vorher umsetzen und dafür weiße Kleider und Pulver für ihre Gewehre kaufen.

Diese wahnwitzigen Befehle wurden denn auch wirklich ausgeführt. Es entstand ein förmliches Rennen und Jagen, um sein Geld für Kleider und Branntwein an den Mann zu bringen. Dann verließ alles Haus, Hof, Vieh und Feld und eilte zum Abba. Hier errichtete man demselben ein großes Haus von Holz, das sich nach seinem Ausspruch in ein goldenes verwandeln sollte, worin er mit seiner neuen Gemeinde Gottesdienst feiern und von wo aus er als göttlicher Herrscher der Erde seine Unterthanen regieren werde.

Der 27. Juli kam, aber vergeblich harrte man der Dinge, die der Prophet angekündigt hatte. Stunde um Stunde verstrich, aber es fiel weder Schwefel noch Feuer vom Himmel. Alles blieb beim alten. Der Prophet wußte sich nicht anders zu helfen, als zu erklären, daß das Gericht noch etwas aufgeschoben sei. Aber auch diesmal bestätigte sich seine Weissagung nicht. Was aber nicht ausblieb, das war eine — Hungersnot. Diese war nicht schwer vorauszusehen; aber der Verführer hatte das Volk damit beruhigt, daß sich der kleine Ertrag der Ernte in wunderbarer Weise mehren und für alle Bedürfnisse ausreichen werde. Er selbst — so machte er das Volk glauben — werde in so wunderbarer Weise gesättigt, daß eine einzige Handvoll Reis für ihn und seine ganze Familie den Tag über genüge.

So setzte der Prophet, trotzdem seine Voraussagungen nicht eingetroffen waren, sein Wesen noch einen Monat fort. Wenn auch manche aus dem Volk enttäuscht in ihre Dörfer zurückgekehrt waren, so fand er doch noch genug gläubige Anhänger, die dadurch nicht ernüchtert wurden. War aber bisher sein Auftreten religiöser Natur gewesen, so wußte er nun der ganzen Bewegung einen politischen Charakter zu geben. Es wurde in aller Stille ein Aufstand geplant

[illegible] bewaffnen [illegible]
[illegible] aufzuspeichern [illegible]
[illegible] Bewegung aufmerksam
[illegible] um sich nach der
[illegible] über das [illegible]
[illegible] und [illegible]
[illegible] Volk zu [illegible]
[illegible] aufs neue
[illegible] gegen den Regen

[illegible] Inspektor [illegible]
[illegible] nicht wenig erstaunt.
[illegible] Leute sich der Abba in
[illegible] derselben näherte, um
[illegible] sich seine acht Jünger
[illegible] scharfen Tigeräxten.
[illegible] Inspektor davon ab, mit
[illegible] sich aber der Pöbel,
[illegible] wieder abziehen mußte.
[illegible] sein werde. Der Abba
[illegible] das Volk und befahl
[illegible] September bewaffnet
[illegible] machte die Polizei Ernst.
[illegible] brach ein europäischer
[illegible] nach dem aufrührerischen
[illegible] von einigen ergebenen Ein-
[illegible] Wald nach dem Wohnort
[illegible] Ruh. Ohne jegliches
[illegible] Soldaten drangen hinein und
[illegible] Als dieser sich so un-
[illegible] er zwar um Hilfe: aber
[illegible] war so groß und die
[illegible] zu leisten wagte. Nur
[illegible] wurden aber auch sofort

[illegible] die Regierung dem Unfug
[illegible] Tagen sollte der Aufstand
[illegible] nicht beugen würde,
[illegible] Missionsstation Burdschu
[illegible] falsche Prophet aber wurde
[illegible] inzwischen Zeit hat, über
[illegible] seines Größenwahnsinns nach-

zudenken. Doch wäre es auf der Polizeistation Khunti, wo der Gerichtshof die Zeugen vernahm, fast noch zu einem Zusammenstoß zwischen den aufgewiegelten Anhängern des Abba und der Regierung gekommen. Hunderte von bewaffneten Mundari erschienen vor dem Gerichtshaus und forderten die Freilassung ihres Propheten. Daraufhin wurde der Pöbelhaufen von den anwesenden Truppen umzingelt, der Gerichtspräsident trat vor das zügellose Volk und ermahnte es in väterlicher Weise, von seinem Treiben abzulassen. Viele der bethörten Leute kamen durch seine Worte zur Besinnung und baten um Gnade, die ihnen auch zu teil wurde. Andere gebärdeten sich wie wilde Tiere und wurden sofort gefesselt und später hart bestraft. Damit hatte die ganze Bewegung ein rasches Ende gefunden.

Sie ist natürlich auch nicht ohne Einfluß auf das Missionswerk unter den Mundari-Kols gewesen. War es anfangs auf eine Schädigung und Zerstörung der jungen christlichen Kirche abgesehen, so ist die Sache nun ins gerade Gegenteil umgeschlagen. Hieß es zuerst: Zurück ins Heidentum! so heißt es jetzt: Hinein in die christliche Kirche! wo wir allein Rettung in allen Fällen finden. Unbefestigte Christen, die sich verführen ließen, sind zur Besinnung gekommen und es vollzieht sich nun in ihnen eine heilsame Läuterung. Sie halten Einkehr und thun Buße. Die Heiden aber, die bis jetzt nichts nach der Wahrheit gefragt haben, sind durch den falschen Propheten an ihrem Aberglauben irre geworden und kommen nun auch und suchen das Heil ihrer Seelen. Und was die ernsten Christen betrifft, so haben diese durch den Ausgang der Bewegung aufs neue erkannt, daß Gott im Regimente sitzt und seiner nicht spotten läßt.

Missions-Zeitung.

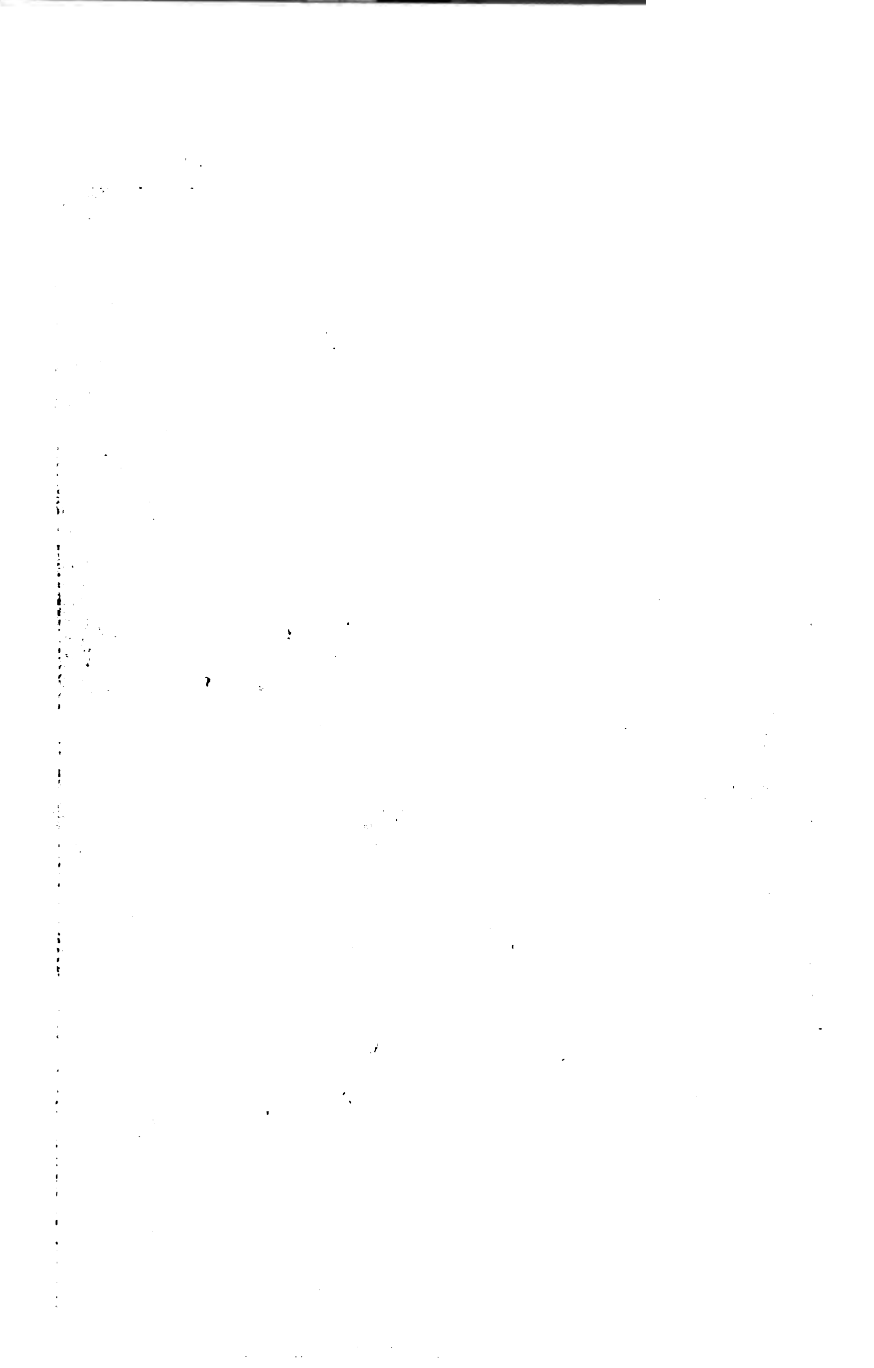
Neuestes.

Die **Basler** Mission an der Goldküste ist in letzter Zeit durch eine Reihe von dicht aufeinander folgenden Todesfällen sehr schwer heimgesucht worden. Nicht genug, daß der Telegraph Ende Februar und Anfang März den Heimgang der Brüder Heller, Thal, Bellon und Lehmann meldete, er hat seitdem (11. u. 22. April u. 4. Mai) auch drei weitere Todesfälle — die der Missionskaufleute Leser und Grützmacher, sowie des jungen Miss. Lienhard — in die Heimat berichtet. Von den letzteren war Leser erst 8 Tage, Lienhard ca. 14 Tage vorher an der Küste eingetroffen. Es sind somit innerhalb Jahres-

frist nicht weniger als 10 Brüder und 1 Schwester an der Goldküste, und 2 Brüder und 3 Schwestern von der Kamerunmission — im ganzen 16 Missionsarbeiter — ins Grab gesunken.

Madagaskar. Die von der Pariser Missionsgesellschaft nach Madagaskar abgegangenen Delegierten P. Lauga und Prof. Krüger (vgl. Miss.Mag. S. 95) sind am 15. Februar in Antananarivo angelangt. Leider erkrankte Prof. Krüger unterwegs auf der beschwerlichen Landreise und mußte einige Zeit im Hospital der Hauptstadt zubringen. Die Londoner Mission verspricht sich sehr viel von diesem Besuch und auch die Madagassen haben die französischen Abgeordneten mit offenen Armen empfangen. An den Gottesdiensten, die die beiden Herren in französisch abhielten und denen auch der Gouverneur Laroche, ein Protestant, mit einer Anzahl von Offizieren und Beamten anwohnte, können die protestantischen Eingebornen ersehen, daß Frankreich nicht durchweg katholisch ist, und daß seine Herrschaft nicht identisch ist mit dem gefürchteten Katholicismus. P. Lauga hatte auch eine Audienz bei der unglücklichen Königin, der bei seinen herzlichen Worten die Thränen in die Augen traten. Auf ihre Bitte predigte er am 23. Februar in der Hofkapelle. Ungefähr Mitte Mai gedenken die beiden Abgeordneten auch in die Provinz Betsileo zu reisen, wohin sie der Superintendent der norwegischen Mission, Borchgrevink, zu einer Konferenz eingeladen hat. Bis dahin wollen sie die verschiedenen Erziehungsanstalten, sowie das ganze ausgedehnte Kirchen- und Schulwesen der Londoner Mission in der Hauptstadt und an den Centren der Provinz Imerina kennen lernen.

Nigergebiet. Eine interessante Reise den Niger hinauf hat kürzlich der Bischof der englisch-kirchlichen Mission in Lagos, Tugwell, unternommen. Sie galt u. a. auch einem Besuch von Bida, der bedeutenden Hauptstadt des Sultanats Nupe, wo der bisherige Emir gestorben und ein neuer Herrscher zur Regierung gekommen ist. Der Bischof reiste in einem Boot von Lokodscha aus stromaufwärts bis Eggan und von da zu Land weiter nach Bida. Er wurde hier gut aufgenommen und am folgenden Tag dem Emir vorgestellt. Dieser zeigte sich dem Werk der Mission nicht abgeneigt und drückte besonders seinen Abscheu gegen den Schnapshandel aus, weswegen er sich auch bereits an die Königl. Nigerkompagnie gewandt habe, daß sie die Einfuhr des Branntweins in sein Land verhindern möchte. Bekanntlich bildet der Niger eine Hauptstraße der Schnapseinfuhr in jene Gebiete des Sudan. Dagegen sind bis jetzt alle Versuche der Mission, das Evangelium den mohammedanischen Stämmen des mittleren Niger zu bringen, fehlgeschlagen.





Die Glocke von Ho in Kumase.

Kaste und Zopf der Hindus.

Von Missionar S. Walter.

Die Kaste ist ein Institut, das sich heutzutage außer bei den Hindus unter keinem anderen Volk der Erde mehr vorfindet und schon deswegen Anspruch auf unser Interesse hat. Erst eine nähere Bekanntschaft mit dem indischen Kastenwesen erschließt uns auch das Verständnis für dieses merkwürdige, mit uns verwandte und doch von uns so verschiedene Volk. Denn die Kaste ist das bezeichnendste Merkmal eines Hindu; mit ihr steht und fällt der Hinduismus. Ja man darf wohl sagen: die größte Lebenskraft der Hindureligion liegt in dieser Einrichtung. Sie ist aber auch zugleich der unbarmherzigste und grausamste Tyrann, der je ein hartes Joch auf den Hals eines Volkes gelegt hat.

Das Wort Kaste ist romanischen Ursprungs. Im Portugiesischen, von wo es zu uns gekommen ist, heißt es Casta (= Rasse, Abstammung, Klasse), womit in Europa die verschiedenen Klassen, in welche die Hindus eingeteilt sind, bezeichnet werden. Die Sanskritworte Dschâti (= Geburt, Stamm) und Varna (Farbe) sind die Bezeichnungen für die Kaste in Indien.

In alten Zeiten bestand eine Art von Kastensystem bei vielen Völkern. Den Damm, den Gott durch die Völker- und Sprachenscheidung infolge des Turmbaus zu Babel der Sünde gegenüberstellte, mißbrauchten die Menschen vielfach zur Sünde. Im Laufe der Zeit standen nicht nur Völker, sondern auch Stämme einander feindlich gegenüber. Von Nimrod an ließe sich eine lange Reihe von Eroberern und Despoten aufzählen, die unterjochte Stämme vernichtet und geknechtet haben. Auf diese Weise entstanden Freie, Hörige und Sklaven, die unter sich nach außen abgeschlossen waren. In Rom finden wir z. B. Senatoren, Ritter, Plebejer und Sklaven, bei den Deutschen Adelige, Freie und Leibeigene. Während diese Unterschiede sich aber in Europa nach und nach in ihrer schroffsten

Form ausglichen, und — seitdem das Christentum das Zeitalter der Humanität gebracht und das Evangelium das Grundgesetz christlicher Völker geworden ist — gereinigt und umgestaltet wurden, finden wir in Indien ein Kastenwesen, das mit eiserner Gewalt das ganze Leben und Denken der Hindus beherrscht und die niederen Klassen des Volkes in grenzenloses Elend stößt. Regelt doch die Kaste jede Bewegung des Hindu von der Geburt bis zum Tode. Ihrem beherrschenden und alle Lebensverhältnisse durchdringenden Einfluß ist er bei Tag und bei Nacht unterworfen, zu Hause und auf der Reise, beim Schlafen, Wachen, Essen und Trinken, in der Kleidung und bei allen gesellschaftlichen Bräuchen — kurz bei allen Begebenheiten seines Lebens. Ihrer Gewaltherrschaft kann und darf er sich nicht entziehen.

Daß denkende und gebildete Männer Indiens, wie es ja solche genug giebt, diese Tyrannei der Kaste ertragen, ist eine Erscheinung, die keine Parallele findet in der Geschichte der Menschheit. Ja selbst die niedersten und am tiefsten stehenden Hindus, die keinem Tempel nahen dürfen, sind ebenso große Eiferer für ihre Kaste wie die Brahmanen.

Es ist schon oft behauptet worden, daß die Kastenverhältnisse dieselben seien wie die bürgerlichen und gesellschaftlichen Unterschiede anderer Nationen; allein dem ist nicht so. Es besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen den beiden. Als ein soziales Institut, als Rang- und Standesunterschied besteht natürlich eine Art Kaste in allen Ländern, aber nicht als religiös-geweihte Institution, wie die Kaste der Hindus eine ist. Im Gegenteil, unsere Religion, obschon sie einen Rang- und Standesunterschied zuläßt, lehrt uns, daß wir beim Gottesdienst die Klassenauszeichnungen beiseite lassen sollen, und daß vor Gott kein Ansehen der Person ist. Das Wort Kaste aber schließt alles das in sich, wodurch die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechts und die Verbrüderung seiner Glieder unter einander gefährdet ist. Da ist der eine schon von Geburt aus heiliger als der andere. Führt der Brahmane auch einen schlechteren Lebenswandel als der niedere Kastenmann, so wird er doch für sittlich reiner und für die Götterwelt würdiger gehalten als jener, wenn derselbe auch noch so fromm und tugendhaft ist.

Neulich äußerte sich über diesen Punkt Herr Chandavarkar,

der Bombay-Abgeordnete für England, folgendermaßen: „Ich habe von Apologeten der Kaste die Frage stellen hören: „Existiert nicht auch in England die Kaste? Wird es ein Lord nicht weit unter seiner Würde halten, die Tochter eines Bauern zu heiraten?“ Darauf erwiderte ich, daß die Kaste nirgends anders in der Form wie in Indien bestehe. Ein englischer Lord mag es als eine Herabwürdigung ansehen, wenn man ihm zumutete eine Bauerntochter zu heiraten; dagegen kann aber ein Bauer hoffen, durch besondere Fügung selbst eines Tages ein Lord zu werden. Kardinal Newman bemerkte einst in Bezug auf Christen: Wir sagen von niemand, der außerhalb unseres Kreises steht, daß er nicht einst einer der unsrigen werden könnte. Dies findet seine Anwendung auch auf englische Standesverhältnisse. In Indien dagegen ist und bleibt ein Brahmane ein Brahmane und ein Schudra ein Schudra; der letztere kann niemals hoffen, zu dem Stand des ersteren emporzusteigen. Es existiert zwischen den beiden lediglich kein Band der Zusammengehörigkeit. Das Prinzip der Kaste ist gegenseitige Abstoßung und Ausscheidung der Menschen.“

Unter dem Wort „Kaste“ versteht man nicht den Unterschied zwischen hoch und nieder, reich und arm, gebildet und ungebildet, sondern: nur durch die Geburt kann die Zugehörigkeit zu einer Kaste erlangt werden. Dies ist schon durch den Namen, den die Kaste in Indien trägt, angedeutet. Kaste wie Dschâti heißen nämlich die erblichen Abteilungen der menschlichen Gesellschaft in Indien. Darum kann die Kaste nicht von einer Klasse auf die andere übertragen werden als Ehrengeschenk und wäre es durch den mächtigsten Monarchen. Die Königin Viktoria kann einen Engländer in den Grafenstand erheben, aber nicht die Kaste eines ihrer Unterthanen in Indien ändern. Der höchste Edelmann darf die Hütte des Aermsten betreten und mit ihm zu Tische sitzen, in Indien geht das nicht.

Eine einzige Ausnahme der strengen Kastenregeln ist für die Maharajas von Travankor in Südindien von den schlauen Brahmanen aus Geldgier erdacht worden. Der jeweilige König, von Geburt ein Schudra, kann ein Dwidschan, ein zweimalgeborener oder Brahmane werden, wenn er durch eine goldene Kuh hindurchschlüpft, die an Gewicht ihm gleich ist. Hernach muß er aber die Kuh zerstücken und an Brahmanen verteilen. Der Wert einer

solchen Kuh, die einer der letzten Könige vor einigen Jahren anfertigen ließ, betrug ca. £ 6000 oder Fr. 150 000. Diese Ceremonie heißt Hiranja-Garbham = Goldmutter. Von da an darf der König nicht mehr essen mit seiner Familie, dagegen hat er das hohe Privilegium, die Brahmanen essen zu sehen und in ihrer Gegenwart seine Mahlzeit einzunehmen, ohne sich jedoch an ihrem Mahle beteiligen zu dürfen.

Wie ist aber dieses so einzigartige Kastensystem entstanden?

Befragen wir darüber zunächst die Schriften der Hindus selbst, so erhalten wir verschiedene Antworten. In dem Satapatha-Brahmana (II. 1, 4) lesen wir: „Der Gott Pradschâpati sprach: bhuh und es entstand der Brahmane; er sprach: bhuvah und es entstand der Kschatriya; er sprach: svah und es entstand der Visch oder Vaischyan." Andere Stellen lassen die Brahmanen, Kschatriyas und Vaischyas von den Göttern, die Schudras von den Aswras (Dämonen) erschaffen werden. (Taittiriya-Brahmana I. 2, 6, 7). Wieder andere Stellen berichten, die genannten vier Kasten seien aus den Vedas durch verschiedene Gebetsformeln und andere Ursachen ins Leben getreten (Taittiriya-Brahmana III. 12, 9). Die Wischnu-, Vayu- und Markandeya-Puranas schildern den Zustand der Menschheit in der Kritayugam, dem goldenen Zeitalter, als einen gleichmäßig glückseligen und lassen die vier Kasten erst in der Trêdayugam, dem zweiten Weltzeitalter, auftreten, als die Menschen entartet und böse geworden seien.

Nach einer bemerkenswerten Stelle in dem Mahabharata-Schastra soll es ursprünglich keine Kastenunterschiede gegeben haben; erst später seien die vier Kasten: Brahmanen, Kschatriyas, Vaischyas und Schudras infolge verschiedener Eigenschaften und Beschäftigungen entstanden. Am verbreitesten ist die aus den Schastras in den Volksmund übergegangene Sage, daß der Gott Brahma bestimmte Arten von Menschen erschaffen habe, ähnlich wie verschiedene Arten von Tieren, Pflanzen rc., und zwar seien die Brahmanen aus dem Mund, die Kschatriyas aus den Armen, die Vaischyas aus den Schenkeln und die Schudras aus den Füßen des Brahma hervorgegangen; die verschiedenen Kasten oder Menschenabteilungen seien somit als solche geboren und müssen von Geburt bis zum Tode von einander geschieden bleiben.

Die Schriften der Hindus enthalten also keinen einheitlichen, zuverlässigen Bericht über den Ursprung der verschiedenen Kasten, im Gegenteil, sie lassen der Spekulation über diesen Gegenstand den größten Spielraum. Bemerkenswert ist aber immerhin, daß in einigen Schastras die Kaste überhaupt als etwas erst mit der Zeit Entstandenes dargestellt wird. Sicher ist anzunehmen, daß der Anstoß zur Kastenbildung in den Beziehungen der vom Norden her eingewanderten Arier zu den von ihnen im Lande vorgefundenen und unterjochten Volksstämmen zu suchen ist.

Die indischen Arier, bestehend aus den drei Kasten der Brahmanen, Kschatriyas und Vaischyas, sind, wie die vergleichende Sprachforschung mit Sicherheit nachgewiesen hat, stammverwandt mit den bedeutendsten europäischen Nationen. Die Vorfahren dieser Völker wohnten in grauer Vorzeit beisammen in den Hochländern von Centralasien. Um die Mitte des zweiten Jahrtausend vor Christo, etwa um die Zeit, als das Volk Israel aus Aegypten nach Kanaan zog, machten sich die uns stammverwandten Arier ebenfalls auf die Reise und wanderten durch die Pässe von Hindukusch nach Indien ein. Anfänglich ließen sie sich im Pandschab, dem Lande der fünf Ströme, nieder und drangen erst später allmählich in das weitere Indien vor.

Die Einwanderer nannten sich Arier, d. h. die Edlen oder die Volksgenossen, wahrscheinlich abstammend von dem Wort ar = pflügen. Sie waren ein ackerbautreibendes Volk schon ehe sie in Indien einwanderten, was daraus hervorgeht, daß im Rigveda, der ältesten indischen Schrift, viele Einzelheiten, die sich auf die Ackergeräte, Bestellung des Feldes und dergleichen mehr beziehen, namhaft gemacht werden. Die Ackerfurche Sita wird sogar vergöttlicht und angerufen. Die Arier befanden sich in gesitteten, wenn auch nicht hochkultivierten Zuständen; sie lebten in Stämmen unter eingeborenen Herrschern; es bestanden unter ihnen wohlgeordnete Familienverhältnisse und sie pflegten manches nützliche Handwerk. Ihr religiöses Leben betreffend, verdient die eine Thatsache der Erwähnung, daß im Rigveda ein Gott Dyâus-Pitar sich findet, den die Arier verehrten. Dieser Dyâus-Pitar ist unzweifelhaft identisch mit dem Zeus-pater, dem oberſten Gott der Griechen und dem Jupiter des lateinischen Volkes. Die Bedeutung dieser Namen ist in den drei Sprachen: Sanskrit, Griechisch und Lateinisch

dieselbe, nämlich „Himmel-Vater", und deutet auf frühere Einheit dieser Völker hin, die den leuchtenden Himmel als Gott verehrten und als Vater anredeten (Dyaus von der Wurzel diu = leuchten, glänzen; pitar und pater = Vater).

Nachdem die Arier in ihrer neuen Heimat festen Fuß gefaßt hatten, teilten sie sich in Stämme, Gaue und Dorfschaften, deren Bewohner wohl näher miteinander verwandt waren. An der Spitze des Stammes stand ein Raja, König. Neben den Königen finden wir vielfach schon Purschitas oder Hauspriester, deren Amt mit der Zeit erblich wurde. Die eigentliche Kasteneinteilung hat aber, so lange die Arier noch im Pandschab lebten, also zur Zeit der Rigveda, noch nicht bestanden. Nur in einem jedenfalls späteren Liede der Rigveda, wird der Ursprung der vier Kasten erwähnt. Wohl gab es damals brahmanische Priester, aber nicht als Kaste, und ebenso Krieger, aber keinen geschlossenen Kriegerstand; vielmehr zog in jener vielbewegten Zeit das ganze streitbare Volk in den Kampf. Erst später, zur Zeit der Yajurveda, um das Jahr 900 vor Christo, als die Arier aus dem Pandschab weiter nach Osten und Süden vordrangen, tritt uns das indische Volk ständisch gegliedert entgegen und zwar in der bekannten Vierteilung: Brahmanen, Kschatriyas, Vaischyas und Schudras. Von diesen sind, genau genommen, nur die Brahmanen und Kschatriyas wirkliche Stände im eigentlichen Sinn des Wortes. Der Name Vaischya ist Gesamtname für das ganze arisch-indische Volk, soweit es nicht Priester oder Ritter waren, sondern Leute, die irgend welchen anderen Berufszweigen oblagen, während unter dem Wort Schudras die ganze Urbevölkerung begriffen war, die nicht eigentlich einen Stand bildeten.

Diese ständische Gliederung war bei der allmählichen Konsolidierung der staatlichen und sozialen Verhältnisse, nachdem die Arier sich im Gangesthal fest angesiedelt hatten, ganz natürlich. Die alten Priester- und Sängerfamilien, die hauptsächlich die Kunde der Lieder und Opfer pflegten, wurden sich als geistlicher Adel dem übrigen Volk gegenüber mehr und mehr bewußt und von diesem auch als solcher allgemein anerkannt. Die zahlreichen kleinen Fürstenfamilien mit ihrem Anhang schlossen sich als ein ritterlicher Adel oder als Krieger fester zusammen. Sie führten die Eroberungskriege und erhielten den Namen Radschanyas oder Kscha-

triyas = Herrscher, Könige. Die übrigen arischen Indier hießen „das Volk“ (visch) und der einzelne dazu gehörige: Volksgenosse oder Vaischya. Diese trieben Ackerbau, Viehzucht und Industrie.

Von den unübersteiglichen Schranken zwischen den einzelnen Stämmen, sowie von der angeborenen Verworfenheit der unteren Schichten der Bevölkerung ist in der Yajurveda nirgends die Rede. Bei den verschiedenen Bestimmungen der gottesdienstlichen Verrichtungen für die einzelnen Stände kommen nur die drei arischen, nämlich Brahmanen, Kschatriyas und Vaischyas, in Betracht, wobei sich allerdings die Brahmanen schon die Superiorität anmaßen. Daß bei diesen religiösen Bestimmungen die Schudras gar nicht erwähnt werden, ist begreiflich; denn die nichtarische Bevölkerung bekannte sich wohl gar nicht zu dem Glauben an die arischen Götter, welche, wie ihre Sanskritnamen beweisen, die Arier aus dem Norden her nach Indien mitgebracht hatten. Vielleicht wurden die Schudras dieser Götter auch nicht wert erachtet. Es wird ausdrücklich gesagt, daß die Schudras des Opfers unfähig seien. Dies mag darin begründet sein, daß die Schudras einer anderen und andersgläubigen, nur mit Gewalt unterworfenen Rasse angehörten und darum naturgemäß an den Opfern der Arier keinen Anteil haben konnten. Daher trafen letztere wohl auch die Bestimmung, daß die Kuh beim Agnihotra-Opfer nicht von einem Schudra gemolken werden dürfe und der beim Opfer gebrauchte Melkkübel von einem Arier und nicht von einem Schudra verfertigt werden solle. Das sind zwar für den Schudra gerade keine drückenden Bestimmungen, sie zeigen aber doch, daß er nicht vollgerechnet und nicht als rein angesehen wird. — Wir finden im Yajurveda das Gebet: „Schaffe uns Glanz bei den Brahmanen, erhalte den Glanz bei den Kschatriyas, Glanz bei den Vaischyas und Schudras, spende mir Glanz über Glanz.“ Der Schudra gehört also zu denjenigen, unter denen der Betende Glanz zu erhalten wünscht, der Schudra steht nicht so tief, daß ihm nicht auch etwas daran läge.

Aus diesem und anderem läßt sich folgern, daß zur Zeit der Yajurveda die ständische Gliederung, und zwar jene Vierteilung wohl schon eingetreten, aber noch nicht zu dem drückenden Kastensystem der folgenden Zeit verhärtet ist. Der gefährliche Keim dazu ist aber bereits vorhanden, einerseits in dem wachsenden Hochmut und der Herrschsucht des brahmanischen Standes, andererseits in

der allgemein herrschend gewordenen Geistesrichtung des Volkes. Diese Tendenzen kamen um die Zeit des indischen Mittelalters, etwa von dem Jahr 600 vor Christo an, zu ihrem vollen Austrag und führten zu dem so raffiniert bis ins einzelnste ausgebildeten, so fest versteinerten und unbarmherzigen Kastenwesen.

Die Indier waren mittlerweile aus dem Pandschab weiter nach dem heißen Indien vorgedrungen, und durch diesen großen Wechsel in Klima und Lebensweise entstand eine neue Epoche des geistigen und socialen Lebens; die Art des Empfindens und Denkens wurde in ihrem innersten Kern eine andere. Der kühne, frische Thatendrang mußte in diesem heißen Klima allmählich erschlaffen. Leicht war es, in diesem fruchtbaren Lande seinen Lebensunterhalt zu finden, um so leichter, als ja der Körper bekanntlich in dem heißen Klima weniger beansprucht. Die Atmosphäre selbst zwingt den Menschen zur Ruhe und leicht vermag sich da der Hang zum beschaulichen Nachdenken und Grübeln entwickeln. Die ganze Volksseele war erfaßt von der Sehnsucht nach dem Heiligen, nach Lösung von dieser Welt; es trat eine Verachtung des Sichtbaren und Wirklichen ein; das Geistesleben nahm ein traumhaftes, phantastisches Gepräge an; die religiöse Litteratur und besonders das Opferceremoniell wuchs, und wie von selbst fiel den Brahmanen, den obersten Vertretern dieser Richtung, die Herrscherrolle zu: sie wurden absolute Priester. Sie hatten es durchzusetzen gewußt, daß ihr Stand als solcher als der oberste, der vornehmste und würdigste anerkannt wurde. Der Brahmane, im Besitz der Vedas, stand den Göttern am nächsten, nur er kann unmittelbar in das Brâhma eingehen, ihm gebührt daher die höchste Verehrung. Sobald die Brahmanen als Kaste einmal eine solche Machtstellung erlangt hatten, waren sie darauf bedacht, dieselbe ungeschmälert zu behaupten und zu diesem Zweck ließen sie die verschärften Kastengesetze für die Arier sowohl wie für die Nichtarier, d. h. die Urbevölkerung eintreten. Besonderen Anlaß hiezu gab eine brahmanisch-reaktionäre Bewegung gegen den Buddhismus und überhaupt gegen die überspannten mönchischen Tendenzen, die um die Zeit des indischen Mittelalters die gesamte bisherige Ordnung der Gesellschaft aufzulösen drohten. Diesem gefährlichen Feinde wurden auf wirksame Weise eherne Fesseln und enge Schranken der gesellschaftlichen Ordnung gleich einer festgeschlossenen Phalanx entgegen-

gesetzt. Und ähnlich wie der Jesuitenorden erst nach der Reformation entstand, die alten katholischen Tendenzen unerbittlich auf die Spitze treibend, so in noch höherem Maße gaben die Brahmanen jetzt ihrem Kastensystem jene scharfe Ausbildung, wie wir sie im Gesetzbuch des Manu, der höchsten Autorität für die Kastengesetze, und in noch späteren Schriften niedergelegt finden.

Die Arier trafen in Indien mit Volksstämmen zusammen, deren schwarze Hautfarbe schon sie als eine untergeordnete Rasse erscheinen ließ und es ist höchst wahrscheinlich, daß gerade die Verschiedenheit der dunkeln Urbewohner von den hellen Ariern den Ausgangspunkt für die Kasteneinteilung bildete. Darauf deutet das Sanskritwort varna für Kaste, was, wie bereits erwähnt, Farbe bedeutet. Die Arier waren stolz auf ihre helle Farbe und nannten die Urbewohner „Schwarzhäute“. So wird in den Vedas auch von der „schwarzen Haut“ oder den „schwarzen Leuten“ geredet, die sich die Arier mit Indras Hilfe unterworfen.

Diese früheste Teilung zwischen arischen und nichtarischen Rassen, die ursprünglich auf Blutsverschiedenheit beruhte, wurde nun als Hauptgrund der Verschiedenheit zwischen den Zweimalgeborenen, wie die drei arischen Kasten sich nannten, und den Einmalgeborenen, den Schudras, fortan festgehalten und genauer bestimmt. Als Symbol der zweiten Geburt tragen seither die Arier eine von der linken Achsel auf die rechte Hüfte herabhängende heilige Schnur. Die Brahmanen stellten die Theorie auf, daß Speisen einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Reinheit des Blutes ausüben, weshalb strenge Regeln in Bezug auf Essen und Trinken in Kraft traten. Die höheren Kasten wurden Vegetarier, und vieles, was die Arier früher mit Vorliebe genossen hatten, wie z. B. das Ochsen- und Kuhfleisch, wurde fortan gemieden und der Ochs und die Kuh für heilig erklärt. Ferner betrachtete man selbst die Berührung der Haut niederer Kasten als Grund der Befleckung. Daher durften nur Leute, die ein und derselben Kaste angehörten, zusammen essen und zusammen wohnen. Brahmanische Philosophen lehrten nämlich, daß die Materie illusorisch sei oder daß sie, getrennt vom Geist, keine wahre Wirklichkeit habe; nur der Geist sei das einzig wahre Wesenhafte. Die leblose materielle Substanz könne aber belebt werden durch geistige Kräfte, und solche Kräfte üben mysteriösen Einfluß aus auf die Wohlfahrt des geistigen

Teiles der menschlichen Natur. Daher sei es von größter Wichtigkeit, daß Getränke und Speisen religiös reiner seien als chemisch. Der Hindu ist darum vollständig überzeugt, daß das schmutzigste Wasser von einem heiligen Fluß oder Teich, äußerlich oder innerlich gebraucht, seine Seele reinigt und heiligt. Darum badet er darin oder trinkt es mit Begierde, während das reinste Wasser, von einer Person niederer Kaste dargereicht, den Menschen äußerlich und innerlich verunreinigt. Aus eben demselben Grunde glaubt der Hindu, daß die reinste Speise, von einem niederen Kastenmann berührt, sein Blut beflecke und ihm für Zeit und Ewigkeit Schaden bringe! Selbst wenn nur der Schatten von unteren Kasten auf Speisen fällt während des Kochens, sind sie für unrein zu achten und dürfen nicht gegessen werden.

Ebenso werden die Berufsarten und Beschäftigungen der einzelnen Kasten und die Art, wie sie ihren Lebensunterhalt erwerben sollen, genau bestimmt. Die Brahmanen sollen ihr Leben den Opfern, Gebeten, Büßungen und dem Studium der heiligen Schriften widmen. Ihren Unterhalt sollen sie vom Opferlohn, von der Bezahlung für den Unterricht in den Veden, von der Freigebigkeit der Könige und anderen mildthätigen Menschen beziehen. Daher werden heute noch in ganz Indien von reichen Hindus, zum Teil fürstlichen Familien, viele sogenannte Mathams oder Kosthäuser unterhalten, in denen Brahmanen tagelang Kost und Unterkunft umsonst erhalten. Den anderen Kasten ist diese Art des Erwerbs verboten. Die Kschatriyas sollen das Volk beschützen und ihren Lebensunterhalt durch Kriegsdienst gewinnen, die Vaischyas durch Handel, Viehzucht und Ackerbau. (Diese beiden Kasten, die Kschatriyas und Vaischyas, sind nun nahezu ausgestorben, zum Teil infolge von langen Kämpfen mit den Brahmanen um die Rangherrschaft, die schließlich letzteren zufiel.) Der Schudra soll den oberen Kasten dienen, denn er ist zur Knechtschaft geboren; vor allem aber soll er den Brahmanen dienen, ob bezahlt oder unbezahlt, denn er kann dadurch nach dem Tode höhere Geburten erlangen. Der Brahmane darf ihn ganz als seinen Sklaven betrachten und ist daher auch befugt, ihm sein Eigentum wegzunehmen. Der Schudra soll, auch wenn er dazu in der Lage ist, keinen Reichtum erwerben, denn das beleidigt den Brahmanen (Manu X). Den Schudra darf man auch unter keinen Umständen über das

Gesetz oder die Vedas aufklären; wer solches thut, fährt samt ihm in die Hölle (Manu IV).

Strenge Gesetze wurden auch in betreff der Ehe erlassen. Um die Trennung des Blutes zu wahren, durfte nicht nur keiner aus der Kaste, in welcher er geboren, in eine andere übertreten, sondern auch die Ehe mit Weibern anderer Kasten wurde streng untersagt. Wenn aber dennoch solche Ehen geschlossen werden sollten, so gehen beide Teile ihrer Kaste verlustig; sie bilden dann neue Kasten. Das Gesetz des Manu nennt viele solche Mischkasten. Thatsache ist aber, daß eine ganze Reihe von Namen dieser sogenannten unreinen Mischkasten ursprünglich nichts weiter sind, als die Namen verschiedener nichtarischer Völkerschaften, die auf solche Weise mit in das Kastenwesen eingereiht wurden.

Die Beschäftigungen, die von Manu's Gesetzbuch diesen Mischkasten zugewiesen werden, sind vielfach auch nur die gewohnheitsmäßigen Beschäftigungen der betreffenden Stämme gewesen. Damit soll aber nicht behauptet werden, daß nicht in früheren Zeiten wirklich Mischkasten entstanden sind. Der strengen Kastengesetze wegen geschieht dies jetzt wohl nicht mehr. Die Mischehen sind nicht nur verboten, sondern die Kasten sind heutzutage in zahlreiche Unterabteilungen gespalten, die sich gegenseitig ebenso streng abschließen, wie die eigentlichen Kasten.

Bei den vielen Kastenbildungen, die im Laufe der Zeit ins Leben traten, waren weniger die erwähnten Mischungen, als vielmehr die verschiedenen Berufsarten, denen die Glieder ein und derselben Kaste sich widmeten, die Ursache ihrer Entstehung. Diejenigen Brahmanen, die Opfer verrichteten und die Vedas lehrten, schieden sich von denen, die einem anderen erlaubten Erwerb lebten. Diese zerfielen ihren Beschäftigungen entsprechend wieder in verschiedene Unterabteilungen. Aehnlich war es bei den Kschatriyas. Besonders zahlreich aber waren diese Unterscheidungen bei den Vaischyas und Schudras, die, wie schon erwähnt, früher eigentlich nie eine geschlossene Kaste mit festbestimmter Beschäftigung hatten. Die Zimmerleute, die Weber, die Schmiede, die Töpfer, all die verschiedenen Handwerker, Reis- und Palmbauern, die Fischer ꝛc. trennten sich scharf von einander ab, heirateten nur noch unter einander, machten so ihre Berufsarten erblich und wurden zu mehreren hundert kleinen, streng geschiedenen Kasten, die bis heute nebeneinander be-

stehen, ohne sich gegenseitig viel zu berühren. Die sogenannte Vierteilung der Kasten hatte schon früher vorwiegend nur eine theoretische Bedeutung, in Wirklichkeit bildet, wie eben erwähnt, jede Beschäftigung eine Kaste für sich. Nach dem amtlichen Census von 1893 zählt man z. B. in dem Vasallenstaat Meisur mit 4 943 604 Einwohnern nicht weniger als 84 Kasten mit 340 Unterabteilungen. Die Kaste der Brahmanen allein zählt 95 verschiedene Unterkasten. Thatsächlich gehört heutzutage jeder Hindu irgend einer Kaste an; denn ohne Kastenverband kann er als solcher gar nicht existieren.

Welch bevorzugte Stellung die Brahmanen den anderen Kasten gegenüber beanspruchen, mögen einige Beispiele zeigen. Nie darf der König von den Brahmanen Steuer erheben. Die Könige werden dazu angehalten, ihre Minister und höheren Beamten aus der Brahmanenkaste zu wählen, ihnen gehorsam zu sein und keine wichtigen politischen oder socialen Schritte zu thun, ohne den Rat der Brahmanen. Das ist heute noch Regel in den Vasallenstaaten und Hindufürstentümern. Was der König dem Brahmanen schenkt, das ist ein unvergänglicher Schatz. Was man in des Brahmanen Mund opfert, das ist besser als Feueropfer, das geht nimmer verloren und trägt Frucht hundert- und tausendfältig.

Die Sonderstellung der Brahmanen zeigt sich auch auf dem Gebiet der Strafjustiz. Während anderen Kasten gegenüber Strafen der rohesten Art, nicht nur grausame Hinrichtung, sondern auch Verstümmelung und Mißhandlung üblich und vom Gesetz anbefohlen sind, darf der Brahmane nie und nimmer körperlich gestraft, nicht einmal sein Vermögen eingezogen werden. Auch bei den schwersten Vergehungen, „wenn er auch jede Art von Verbrechen begangen hat“, ist es nicht gestattet, über ihn die Todesstrafe zu verhängen. Verbannung ist das schlimmste, was ihn treffen kann. Tötung eines Brahmanen ist das größte Verbrechen, das es giebt (Manu VIII. 380, 381). Für die anderen Kasten dagegen tritt z. B. die Todesstrafe nach Manu's Gesetz schon bei Diebstählen ein, die über zehn Maß Getreide hinausgehen. Bei geringen Diebstählen werden Hand oder Fuß abgeschnitten. Trinker werden auf der Stirne gebrandmarkt.

Der Brahmane hat bei Beleidigung anderer nur verhältnismäßig kleine Straffummen zu entrichten und zwar um so weniger,

je niedriger der Beleidigte steht; Kschatriyas und Vaischyas müssen schon bedeutend mehr zahlen. Aber ganz furchtbar grausam wird der Schudra bestraft. Schon bei geringer Beleidigung der Brahmanen wird er körperlich gestraft. Bei schwerer Beleidigung eines Mitgliedes der höheren Kaste soll ihm die Zunge aufgeschlitzt oder glühendes Eisen zehn Finger weit in den Mund gestoßen werden. Wagt er es, Priester über ihre Pflicht zurechtzuweisen, so soll ihm kochendes Oel in Mund und Ohren gegossen werden. Hebt er die Hand gegen einen Brahmanen auf, so soll ihm diese abgeschnitten werden; stößt er mit dem Fuß, so wird ihm der Fuß abgehauen; packt er ihn bei den Haaren, so soll er beide Hände verlieren, überhaupt, ein jedes Glied, mit dem er sich gegen ein Mitglied der höheren Kasten vergeht, soll ihm abgeschnitten werden. Wagt es ein niederer Kastenmann, neben ein höheres Kastenmitglied zu sitzen, so soll er an seinen Hüften gebrandmarkt und verbannt werden (Manu VIII).

Für entlehntes Geld zahlt der Brahmane zwei, der Kschatriya drei, der Vaischya vier, der Schudra fünf Prozent. So war es früher; jetzt zahlen letztere fünfundzwanzig bis fünfzig Prozent. Hat jemand der anderen Kaste einen Schatz gefunden, so muß er dem König einen bestimmten Anteil davon abgeben; nur der Brahmane braucht dies nicht zu thun, „denn er ist Herr über das Universum".

Wie ganz anders dagegen ist die Stellung der niederen Kasten. Ein elendes Dasein schreibt das Gesetz des Manu dem Tschandalan, dem niederen Kastenmann, vor. Fern von dem Wohnsitz anderer Menschen soll er hausen, Zeichen an sich tragend, durch die ihn jedermann erkennen und meiden kann; denn die Berührung mit ihm verunreinigt. Nur bei Tag darf er den Städten und Dörfern nahen, damit man ihm ausweichen könne. Er soll nur gemeine Tiere, wie Hunde und Esel besitzen, nur aus zerbrochenem Geschirr essen, sich in die Gewänder von Toten kleiden, eisernen Schmuck tragen, Henkersdienste verrichten ꝛc. Jedermann soll ihn meiden (X. Buch). Es ist Verachtung, Jammer und Elend in höchster Potenz, die der stolze Brahmane über diese Elenden verhängt.

Leider sind diese unwürdigen Theorien auch in die Praxis, ja sie sind in Fleisch und Blut des indischen Volkes übergegangen und werden mit peinlicher Genauigkeit gehalten. Mögen auch

früher manche der Hindus mit großem Mißbehagen diese allmähliche Wandlung des Kastensystems mitangesehen haben, sicherlich trat im Laufe der Jahrhunderte die dumpfe Empfindung an die Stelle, daß es nicht anders sein könne, ja daß es wohl ewig so gewesen sei.

Diese ungeheueren rechtlichen Unterschiede zwischen den einzelnen Kasten hängen teilweise auch mit der idealistischen Anschauung der Hindus zusammen, nach welcher die geistige Beschäftigung göttlicher ist, als die mit der Materie, so daß, wer sich mit geistigen Dingen beschäftigt, Gott wohlgefälliger ist, als der es mit dem Stoff zu thun hat. Aus diesem Grunde ist jener auch mehr göttlichen Wesens als dieser. Darum muß aber auch ein verschieden göttlicher Ursprung angenommen werden und eine Vermischung unzuläßlich sein. Infolge dessen haben denn auch all die vielen Gesetze, welche die verschiedenen Lebensverhältnisse, wie Verheiratung, Essen, Trinken, Wohnen, Arbeiten &c. regeln, den Zweck, die einzelnen Kasten gegenseitig streng zu scheiden. Kein Wunder, wenn dadurch alle Sitten und Gebräuche der Hindus von der Religion durchdrungen sind, so daß man mit Recht sagen kann: Der Hindu ißt und trinkt religiös, er badet und kleidet sich religiös, ja er sündigt religiös.

(Schluß folgt.)

Die Missionsstatistik in Japan vom Jahr 1895.

Kürzlich ist von Missionar Loomis, dem Sekretär der amerikanischen Bibelgesellschaft, die aufs sorgfältigste zusammengestellte Statistik der Missionen und ihrer Arbeit in Japan vom Jahr 1895 veröffentlicht worden. Zwar läßt sich der Einfluß des Christentums auf das Leben eines Volkes nicht durch Zahlen und mathematische Berechnung nachweisen, aber nichtsdestoweniger ist eine solche Statistik mit ihren vergleichenden Angaben lehrreich und beachtenswert. Wir teilen davon nur mit, was der „Independent“ seinerzeit hierüber veröffentlichte.

Am Schluß des Jahres 1895 zählten die verschiedenen Missionen und Kirchenabteilungen Japans im ganzen 111 588 Gemeindeglieder, 973 Nationalhelfer (Katechisten), 341 eingeborene Pastoren und — mit Einschluß der Frauen und unverheirateten Missionarinnen — 858 ausländische Missionsarbeiter. Von diesen gehören der römisch-katholischen Mission an: 202 europäische Missionare, 50 302 Christen, 304 Katechisten und 20 eingeborene Priester. — Die verschiedenen protestantischen Missionen zählen 654 europäische und amerikanische Missionare, 38 710 Gemeindeglieder, 519 Katechisten und 290 eingeborene Pastoren. — Auf die griechisch-katholische Kirche entfallen: 2 europäische Missionare, 22 576 Christen, 150 Katechisten und 31 einheimische Priester.

Man ersieht daraus, daß die Zahl der Katholiken die der Protestanten um mehr als 11 000 Mitglieder überragt. Man darf indes nicht vergessen, daß dies mit der Art und Weise, wie sie ihren Census aufstellen, zusammenhängt. Sie führen nämlich in demselben nicht allein alle getauften Kinder auf, sondern auch alle ihre Anhänger, auch wenn sie nur noch dem Namen nach zur katholischen Kirche gehören, wogegen die meisten protestantischen Missionen die Kinder als Nichtkommunikanten gar nicht in ihre Listen aufnehmen. Würde von beiden Kirchenkörpern derselbe Modus in der Aufstellung ihrer Statistik beobachtet werden, so dürfte sich bei beiden etwa die gleiche Zahl herausstellen. Bemerkenswert jedoch ist, daß, während die Arbeiterzahl der Protestanten eine weit größere ist, als die der Katholiken, die letzteren inbezug auf wohlthätige und gemeinnützige Anstalten jenen weit voraus sind. Sie führen an solchen auf: 19 Waisenhäuser, 14 Kliniken, 1 Aussätzigenspital, 1 Altersasyl und 26 Industrieschulen; die protestantischen Missionen dagegen nur: 2 Hospitäler, 8 Kliniken und gar keine Waisenhäuser. Zwar besteht ein ausgezeichnetes protestantisches Waisenhaus unter der Leitung des bekannten Japaners Ischii; aber dieser hat dasselbe ganz unabhängig von irgend einer der evangelischen Missionen ins Leben gerufen und nimmt eine selbständige Stellung ein. Der großen Zahl ihrer Anstalten hat auch die katholische Mission zum Teil ihre Erfolge zu danken.

Inbezug auf das Ergebnis des Jahres 1895 weist der Census

für die Katholiken eine Zunahme von 1022, für die griechische Kirche eine solche von 576, und für die protestantischen Missionen eine Abnahme von 530 Kirchengliedern auf. Doch ist die Abnahme nur eine scheinbare und kein wirklicher Verlust. Die niedrigeren Ziffern rühren nur davon her, doß die Unierten Presbyterianer, die das Jahr zuvor 1474 Kinder in ihrem Census aufführten, im Jahr 1895 diese nicht mitgerechnet haben. Daher der Ausfall. Im andern Fall würde die Statistik einen Zuwachs von etwa 1000 Seelen für die evangelischen Missionen ergeben haben.

Aus der Statistik geht deutlich hervor, daß in Japan diejenigen Missionen den größten Erfolg aufzuweisen haben, die dem Schul- und Erziehungswesen die meiste Aufmerksamkeit schenken. Den größten Zuspruch von allen genießen die Mädchenschulen, wogegen der Besuch der Knabenschulen heruntergegangen ist. Es findet dies seine Erklärung in dem Umstand, daß die Regierung nur sehr wenig für die höhere Ausbildung der weiblichen Bevölkerung thut, während ihre Schulen für die Knaben recht gut sind. Auch stehen den jungen Leuten, die die Regierungsschulen durchlaufen haben, manche Anstellungen offen, die denen der Missionsschulen unzugänglich sind. Es wird auch behauptet, daß die Regierungsschulen den Missionsschulen in jeder Beziehung überlegen seien, außer etwa auf dem Gebiet der englischen Sprache und der Litteratur. Leider ist auch die Zahl der Theologie-Studierenden um 58 heruntergegangen, und zwar kommt dies hauptsächlich auf Rechnung der nationalen Kumiai-Kirche (der kongregationalistischen Gemeinden), indem die theologische Fakultät der bekannten Doshisha nur noch 25 Studenten (statt der 65 im Jahr zuvor) zählt. Während auch die Zahl der Katechisten um 17 abgenommen hat, ist dagegen die der ordinierten eingeborenen Prediger um 32 gestiegen.

Nicht sehr ermutigend lauten die Angaben über die finanziellen Leistungen. Die Beiträge der Gemeinden haben bedeutend abgenommen, und von den Gemeinden, die sich selbst unterhalten, sind es elf weniger, als im letzten Jahr. Dagegen konnten 42 neue Gemeinden konstituiert werden und weitere 72 bringen wenigstens einen Teil ihrer Unterhaltungskosten auf.

Unter den protestantischen Kirchen bilden die Kumiai-Gemeinden mit ihren 11 162 Mitgliedern das stärkste Kontingent. Dann folgen die Presbyterianer mit 11 100, die Methodisten mit etwas über

8000 und die verschiedenen bischöflichen Gemeinden mit mehr als 5000 Kirchengliedern. An Taufen hatten die Methodisten während des Jahres 1894 die meisten zu verzeichnen, nämlich 699. Von den übrigen Taufen entfielen 636 auf die Presbyterianer, 585 auf die Bischöflichen und 527 auf die Kongregationalisten. Auch die Kirchensteuern und sonstigen Beiträge waren bei den Methodisten die höchsten.

Lassen auch diese statistischen Angaben vom letzten Jahr nicht auf besonders glänzende Ergebnisse schließen, so sind dieselben doch nicht derart, daß man sich deswegen entmutigt fühlen dürfte. Denn in Wirklichkeit ist zur Christianisierung Japans doch mehr geschehen, als die Zahlen andeuten. Das Leben des japanischen Volkes ist vom Christentum so berührt und beeinflußt, wie es auch durch die sorgfältigste Statistik mit ihren mathematischen Zahlenwerten nicht dargelegt werden kann. Aber das lassen dieselben doch erkennen, daß das Christentum in gegenwärtiger Zeit keinen großen Fortschritt in Japan macht, und daß es noch viel, sehr viel zu thun giebt, bis man die Bewohner jenes Inselreichs ein christliches Volk wird nennen können.

Wieder in Kumase!

Mit einem Blick auf Asante von einst und jetzt.

---

1. In Kumase vor 22 Jahren.

Es war am Abend des 4. Februar 1874, daß unter den munteren Klängen des schottischen Dudelsacks eine britische Heerkolonne in Kumase, der Hauptstadt von Asante, ihren siegreichen Einzug hielt. Noch am Morgen jenes Tages hatte der Asantekönig Kofi Karikari dem Vordringen der englischen Armee den tapfersten Widerstand geleistet. Sieben Stunden lang hatte er, auf goldenem Sessel sitzend und beschattet von einem roten Zeltschirm, die Schlacht geleitet und dem Feinde den Uebergang über den Da-Fluß zu wehren gesucht. Als aber die Niederlage entschieden war und seine Streiterscharen weichen mußten, da wandte auch er sich zur Flucht und entwich in seine Villa Amangchia.

So zogen die britischen Truppen in Kumase ein, das seit seiner Entstehung noch von keinem feindlichen Krieger betreten worden war — es sei denn als Gefangener oder als Sklave. Aber auch jetzt wollte sich der König noch nicht herbeilassen, mit den verhaßten Siegern Frieden zu schließen. Er hatte sich mit seinem Volk hinter Kumase zurückgezogen und hoffte, daß die hereinbrechende Regenzeit mit ihren Fieber erzeugenden Miasmen den Feind zum Abzug nötigen werde. Inzwischen wurde sein Steinpalast in Kumase in die Luft gesprengt, die Stadt eingeäschert und was an Kronschätzen vorhanden war mit Beschlag belegt. Zu gleicher Zeit rückten vom Osten her noch weitere Hilfstruppen der Engländer gegen die Hauptstadt vor und bedrohten die Sicherheit des Königs. Erst jetzt, als auch die Treue seiner meisten Unterfürsten zu wanken begann, entschloß sich dieser, nachzugeben. Er bat am 13. Februar um Frieden und nahm die Bedingungen desselben an. Die englischen Truppen aber traten ungesäumt den Rückmarsch an die Küste an, da die eintretende Regenzeit mit ihren Gewitterstürmen die Wege durch den Urwald und das Ueberschreiten der anschwellenden Flüsse unpassierbar zu machen drohte.

Die Einnahme der Hauptstadt, wie überhaupt die Niederlage der für unbesiegbar geltenden Asanteer war ein Gottesgericht, das unversehens über dieses Volk hereingebrochen war. Die Demütigung, die es erlitten, lief aber so sehr seinen geschichtlichen Erinnerungen zuwider, daß es nur mit verbissenem Grimm die unglücklichen Folgen seines Zusammenstoßes mit der englischen Macht ertrug. War es doch bis jetzt nur eine ruhmvolle Vergangenheit gewesen, auf die Asante unter seinen kriegerischen Königen zurückblicken durfte. Gebot es doch zeitenweise über alle Stämme der Goldküste, oder doch über die des Hinterlandes von Kong im Nordwesten bis jenseits des Voltastromes im Osten und Norden. In seiner Macht hatte es bisher gelegen, alle Verbindung zwischen dem Innern und der Küste zu sperren und die Stämme im Norden und Süden durch seine kriegsgeübten Völker in beständigem Schrecken zu erhalten. Durch seine Feldzüge hatte es eine Menge von Volksstämmen unterjocht, die ihm jährlich Tribut an Sklaven, Goldstaub und Vieh zu liefern hatten. Häuptlinge und Fürsten wurden vor sein Gericht in Kumase gefordert und alles beugte sich willenlos seinem Richterspruch. Asante war außer Dahome eines der wenigen westafrikanischen Völker, die es zu einer größeren Staatenbildung gebracht und eine Geschichte aufzuweisen haben. Diese seine geschichtliche Stellung war nun mit einemmale erschüttert.

---

2. Ein Blatt aus der Geschichte von Asante.

Die ruhmreiche, aber blutige Geschichte der Gewaltherrschaft Asantes hatte erst ums Jahr 1700 ihren Anfang genommen. Seit längerer Zeit dem König von Denkjera tributpflichtig, hatte sich das Volk der Asanteer im Jahre 1719 wie ein Mann erhoben und unter seinem Anführer Osai Tutu einen gewaltigen Sieg erfochten, wiewohl es damals nur mit Speer und Bogen bewaffnet war. Zur Erinnerung an diesen Befreiungskrieg baute Tutu die Stadt Kumase — etwa 60 Stunden von der Küste landeinwärts — und gab damit seiner Herrschaft einen festen Stützpunkt. Unter seinen Nachfolgern, die nun auch von der Küste aus durch die Holländer mit Feuerwaffen versehen wurden, trat Asante immer mehr als kriegführende und erobernde Macht auf. Durch beständige Feldzüge erweiterte es seine Herrschaft nach allen Seiten hin und machte sich große Völkerstämme unterthänig. Massenhaft wurden die erbeuteten Kriegsgefangenen als Schlachtopfer nach der Hauptstadt Kumase geschleppt, um hier an den Volks-, Fetisch- und Totenfesten zu verbluten.

Allgemach richtete Asante auch seine Blicke auf die Küstenstämme, um den Handelsverkehr in seine Hände zu bekommen. Bei diesem seinem Vordringen geriet es aber in Kollision mit den Briten, unter deren Oberhoheit der größte Teil der Küste stand. Es geschah dies zum ersten Mal im Jahre 1807, als ein Asanteheer plötzlich an der Küste erschien, sich auf das Fantevolk stürzte und Cape Coast Castle, das Hauptfort der Briten, bedrohte. Ihre Angriffe wiederholten sich in den Jahren 1811 und 1816, und die Engländer lernten dabei eine Nation kennen, die ihre 100 000 Mann ins Feld zu stellen vermochte und nicht nur in geschlossenen Gliedern zu kämpfen verstand, sondern auch todesmutig gegen die Schutzwälle der englischen Forts anstürmte. Die Sorge für ihre eigene Sicherheit, sowie die Hoffnung, durch Handelsverträge mit einem so bedeutenden Volke zu gewinnen, bewog die Engländer, im folgenden Jahr eine Gesandtschaft nach Kumase zu schicken. Am 19. Mai 1817 hielt dieselbe ihren Einzug in der Hauptstadt und wurde mit allem Pomp des dortigen Fürstenhofes empfangen. Bei den Unterhandlungen legte der König samt seinem Reichsrat viel diplomatische Klugheit und eine stolze Politik an den Tag. Ein Vertrag wurde abgeschlossen; allein der Friede wurde bald wieder gestört. Mit Heeresmacht rückten die Asanteer heran. Der englische Statthalter Macarthy stürzte sich in übereilter Weise in den ungleichen Kampf, wurde geschlagen und verlor mit vielen Offizieren sein Leben (1824). Noch lebend, wurden ihnen die Kinnbacken zur Verzierung der Trommeln herausgeschnitten, die

Herzen aber von den Häuptlingen verzehrt und davon nach Landessitte den jungen Kriegern mitgeteilt. Macarthy's Kopf aber wurde nach Kumase verbracht und hier als Siegestrophäe aufbewahrt.

Im folgenden Jahr erschienen die Sieger abermals an der Küste und belagerten die Hauptfeste der Engländer. Nur den im Asanteheer ausbrechenden Blattern hatten es diese zu danken, daß das Fort nicht gestürmt und die Weißen ins Meer gejagt wurden. Auch ein erneuter Angriff im Jahr darauf konnte nur durch Brandraketen, die die Asanteer für Fetische hielten, glücklich abgewehrt werden. Nun aber überschwemmten sie den Osten des englischen Gebiets, dessen Stämme sie zum Teil schon früher unter ihr Joch gespannt hatten. Diese erhoben sich aber und lieferten, unterstützt von den an der Küste ansässigen Engländern, Holländern und Dänen, dem großen Heer der Asanteer im September 1826 in der weiten Grasebene des Akra-Landes bei Dodowa eine blutige Schlacht. Die Asanteer wurden vollständig geschlagen und zersprengt. Den Siegern fiel nicht nur reiche Beute, sondern auch ein Teil der Königsfamilie in die Hände. Erst jetzt, wennschon nach jahrelangen Verhandlungen, verstand sich Asante (1831) zu einem dauernden Frieden. Die Küstenstämme atmeten wieder auf und hofften nun, unter britischem Schutz sicher zu sein. Der Friede blieb auch lange gewahrt, da dem friedliebenden König Kwaku Dua (von 1830 bis 1867) daran gelegen war, sein Land durch friedlichen Handel glücklich und groß zu machen.

Während seiner Regierungszeit schien auch Asante für die Mission und deren Friedensbotschaft offen zu stehen. Dies veranlaßte den in Cape Coast stationierten Methodistenmissionar Freeman, einen Farbigen, einen Versuch zu wagen. Hatte er doch von Anfang an seine Augen auf das blutgetränkte Asante gerichtet und sich als Aufgabe seiner Missionslaufbahn gestellt, das Panier des Kreuzes Christi in Kumase aufzupflanzen. Er reiste Anfang 1839 dahin ab, wurde aber an der Grenze lange aufgehalten und erreichte erst nach zwei Monaten die Hauptstadt. Der wohlwollende Monarch gab seine Zustimmung zur Gründung einer Mission in seinem Lande, und Freeman, nach Hause zurückgekehrt, fing an, die nötigen Geldmittel und Arbeiter dafür zu werben. Mittlerweile stattete auch der Basler Missionar A. Riis im Dezember 1839 Kumase einen Besuch ab, erkannte aber ganz richtig, daß für Asante noch nicht der Zeitpunkt gekommen sei, da eine Mission irgendwelche Aussichten auf Bestand habe. Freeman dagegen unternahm 1841 eine zweite Reise nach der Hauptstadt und begleitete zwei Asante-Prinzen dahin, die als Geiseln mehrere Jahre in England zugebracht hatten und nun von da zurückgekehrt waren. Ein Missionar wurde in Kumase

stationiert und mit der Missionsarbeit begonnen. Aber trotz des ermutigenden Anfangs wollte das Werk unter dem Druck der tyrannischen Asanteherrschaft nicht gedeihen; an eine allmähliche Abschaffung der blutigen Sitten, der Menschenopfer und anderer Greuel war nicht zu denken. Schließlich zeigte sichs, daß die mit großen Opfern unternommene Mission in Asante sich auf die Länge nicht halten ließ und man mußte sich damit begnügen, von 1849 an nur noch einen Eingeborenen als Verwalter der Missionsgebäude in Kumase zu wissen. Und auch nachdem im Jahre 1862 ein neuer Versuch gemacht worden war, den Platz wieder mit einem Missionar zu besetzen, kam es nicht dazu, da inzwischen neue kriegerische Verwicklungen zwischen den Engländern und Asante das Vorhaben vereitelten.

Dagegen sollten wenige Jahre darauf unter eigentümlichen Umständen Basler Missionsgeschwister ganz ohne ihr Zuthun in die Hauptstadt von Asante geführt werden und hier mehrere Jahre wider ihren Willen zubringen — nicht aber als Boten des Evangeliums, sondern als Kriegsgefangene.

Der alte König Kwaku Dua hatte 1867 das Zeitliche gesegnet und war zu seinen Vätern versammelt worden. Ihm war sein Neffe Kofi Karikari auf dem Thron gefolgt. Jetzt erwachte auch wieder die alte Kriegslust der Asanteer und der junge König schwur den Großen des Reichs, die ihn auf den Königsstuhl setzten: „Mein Handel soll der Krieg sein.“ Schon im Jahre darauf befand sich Asante auf dem Kriegspfad. Sein Feldherr Adu Bofo überschritt mit zwei Heeresteilen den Voltafluß und verwüstete die jenseits gelegenen Gebiete der Sklavenküste. Ein Einfall ins englische Schutzgebiet der Goldküste war für später geplant. Bei jener Gelegenheit wurde die Basler Missionsstation Anum, die auf den Höhen des linken Voltaufers lag, von den vordringenden Asanteern überfallen, geplündert und zerstört. Die Missionsgeschwister Ramseyer mit Frau und Kind und Bruder Kühne fielen dabei den Feinden in die Hände und wurden als Kriegsgefangene unter den unsäglichsten Entbehrungen und Strapazen, denen das arme Kind unterwegs erlag, über den Volta nach Asante geschleppt.*) Im bemitleidenswertesten Zustand langten sie hier an, wurden von Ort zu Ort geschleppt und mußten längere Zeit in elenden Schilfhütten in der Nähe der Hauptstadt zubringen, bis ihnen der König die zerfallene Missionsstätte in Kumase als Wohnung anweisen ließ.

---

*) Näheres darüber findet sich in dem Schriftchen: „Vier Jahre gefangen in Asante.“ 2. Aufl. Missionsbuchhandlung, Basel. 30 Pf. Vergl. auch: „Saat und Ernte der Basler Mission auf der Goldküste.“ 30 Pf.

Vier Jahre lang mußten sie hier in der Gefangenschaft schmachten, ohne eine bestimmte Hoffnung auf endliche Befreiung. Wohl stellte man eine solche je und je in Aussicht, aber das Wort der Asanteer erwies sich wie ihre ganze Politik als Lug und Trug. In dieser ihrer Lage konnte auch von einer eigentlichen Missionsarbeit kaum die Rede sein. Zwar wurde ein kleiner Versuch damit gemacht, aber was ließ sich von einer Aussaat erwarten, die auf blutgetränkten Boden fiel, dazu von seiten solcher, die als Gefangene und Sklaven der Willkür gefühlloser Negergranden preisgegeben waren. In wessen Hand und in welcher Umgebung sie sich aber befanden, und welche barbarischen Greuel in Kumase im Schwange waren — das mußten sie täglich mit eigenen Augen ansehen. Das roheste Heidentum mit seinen unmenschlichen Auswüchsen: Menschenmorde, Verstümmelungen, Sklaverei, Tyrannei und Fetischdienst, lag offen vor ihnen da. Wann — so fragten sie sich bange — würde ihnen und diesem geknechteten Volke wohl je die Freiheit schlagen?

Da nahte das Gericht über Asante. Sein Uebermut verleitete es, den Kriegsschauplatz in das englische Gebiet zu verlegen. Im Januar 1873 brachen die Asanteer mit ihrer ganzen Macht nach der Küste auf, wo niemand auf ihren Angriff vorbereitet war. Ihrem siegreichen Vordringen vermochte niemand zu widerstehen. Brennende Dörfer und eingeäscherte Wohnstätten bezeichneten ihre Marschlinie. Die englischen Forts an der Küste sahen sich plötzlich von einem überlegenen Gegner bedroht. Da streckte Gott seine Hand aus und schlug die Asanteer wie weiland das Heer des Königs Sanherib. Die Pocken brachen unter den Asanteern aus und nötigten sie zum Rückzug. England aber, das seine Ehre auf dem Spiel sah, beschloß, den Uebermut Asantes zu züchtigen. Ein Expeditionsheer unter General Sir Garnet Wolseley erschien Ende 1873 an der Goldküste und trat den Marsch nach Kumase an, um hier dem alten Erbfeind den Frieden zu diktieren. Unaufhaltsam drangen die englischen Truppen mit den eingebornen Hilfsvölkern trotz der verzweifelten Gegenwehr der Asanteer durch die Urwälder vor; der Grenzfluß Pra und die steilen Adanseberge wurden überschritten und am 4. Februar 1874 stand man vor den Thoren Kumases. Asante lag, wie schon eingangs gesagt, gedemütigt und hilflos zu den Füßen Englands. Den gefangenen Missionaren aber war damit die Freiheit geschenkt. Wunderbar erhalten in all den aufregenden Zeiten der Kriegswirren und unter den Gefahren der wilderregten, zügellosen Volksstimmung, durften sie, Gott lobend und preisend, wie Träumende ihr Diensthaus verlassen und in den Kreis der Basler Missionsgeschwister an der östlichen Goldküste zurückkehren.

Asante war tief gedemütigt; seine Herrschaft hatte einen Stoß

erlitten, von dem es sich nicht so bald erholen sollte. Seine Hauptstadt lag in Trümmern und der Zauber seines gefürchteten Namens war verblichen. Ein Tributstaat nach dem andern fiel von ihm ab, ja selbst einige Provinzen wagten es, das drückende Asantejoch abzuschütteln und sich unabhängig zu machen. Die Einschränkung seiner Herrschaft war auch für die Hinterländer der Goldküste von Bedeutung. Der Weg ins Innere den Voltafluß hinauf, dessen Ufergebiete vormals von Asante beherrscht und dadurch für Handel und Mission verschlossen gewesen waren, stand mit einemmal offen. Die durch den letzten Krieg zersprengten Volksstämme sammelten sich wieder auf den zerstörten und verwilderten Heimstätten und siedelten sich im Gefühl der nunmehrigen Sicherheit aufs neue an. Aus der Wildnis blühten die verwüsteten Gefilde wieder auf. Auch die Mission konnte nach Jahren ihr Friedenswerk wieder aufnehmen und ihre Arbeitsposten längs der Voltalinie gegen das Innere zu vorschieben.

Und wie nach außen hin, so machte sich auch der innere Verfall Asantes geltend. Nur langsam erstand Kumase aus seinen Trümmern; aber es erlangte seine ehemalige Größe nicht mehr. Innerer Parteizwist und Bürgerkriege hemmten jahrelang sein Wiederaufkommen. Selbst der Königsstuhl, auf dem zehn Asantefürsten der regierenden Dynastie den Ruhm des Reiches begründet und befestigt hatten, fing an zu wanken. Der Fall Kumases zog auch den Fall des Königs Kofi Karikari nach sich. Er sah sich genötigt, im Jahre 1874 abzudanken. Mit Hilfe der einflußreichen Königin-Mutter Afua Kobi, die der Dynastie die Herrschaft erhalten wollte, bestieg sein Bruder Mensa den Königsstuhl. Karikari aber zog sich ins Privatleben zurück und verlor zehn Jahre später bei den herrschenden Parteiwirren sein Leben, indem man ihm mit einem Elefantenzahn das Genick brach. So endete der unglückliche Herrscher, der Asante zu neuem Ruhm zu führen gedachte und vier Jahre lang das Schicksal der gefangenen Missionsgeschwister in seiner Hand hatte.

Unter König Mensa, der später ebenfalls entthront wurde, versuchte nun die Basler Mission, den neuen Stand der Dinge in Asante zu erkunden. Dreimal wurde von ihren Missionaren von den Grenzstationen Abetifi und Kyebi aus Kumase besucht und dem Asantevolk das Evangelium angeboten. Aber Asante bedachte nicht, was zu seinem Frieden diente. Es ließ zwar die Missionare in die Hauptstadt herein und auch wieder unbehelligt von dannen ziehen, aber von einer Mission wollte es nichts wissen. Missionar Ramseyer aber, der nach seiner Befreiung aus der Gefangenschaft wieder in die Missionsarbeit an der Goldküste eingetreten und von dem brennenden Wunsch beseelt war, dereinst mit der Botschaft des Heils in Kumase einrücken

zu dürfen, gab die Hoffnung nicht auf, daß diese Stunde doch noch schlagen werde. Zwanzig volle Jahre hat er gehofft und darum gebetet, und von seiner Station Abetifi aus, die man 1876 mit Rücksicht auf Asante in dessen ehemaliger Provinz Okwawu errichtete, mit gespannten Blicken auf den Zeitpunkt gewartet, an dem sich die verschlossenen Thüren in Kumase aufthun würden. Und er hat nicht vergeblich gehofft. Dieser Zeitpunkt ist eingetreten und zwar in so unerwarteter Weise, daß man hierin das Walten der Hand Gottes deutlich erkennen muß.

---

3. Der Fall Kumases.

Zweiundzwanzig Jahre sind seit jener Einnahme Kumases durch die Briten verflossen. Da steht — es ist der 17. Januar 1896 — abermals eine englische Heerkolonne vor der Hauptstadt von Asante. Aber diesmal wehrt ihr kein Feind den Einmarsch, so kriegerisch sich auch das Schauspiel ausnimmt. Ohne jeglichen Widerstand haben die englischen Truppen von der Küste aus den Urwald durchmessen, den Grenzfluß Pra überschritten und das Gebiet von Asante betreten. Ohne Schwertstreich läßt man sie heute in die Hauptstadt einziehen. König Perempe, der anfangs der englischen Kolonialregierung getrotzt und das Kriegswetter über sich und sein Volk heraufbeschworen hat, ist jetzt bereit, sich ohne weiteres zu unterwerfen; denn er ist zu seinem Schrecken inne geworden, daß ein Mächtigerer denn er über ihn gekommen ist und er beginnt zu ahnen, daß die Tage seiner Herrschaft gezählt sind und Asantes Macht in den Staub sinkt.

Die Demütigung, die Asante im Jahre 1874 erlitten, hatte ihm nicht zur Lehre gedient. England war damals noch glimpflich mit ihm verfahren, denn es hatte sich damit begnügt, ihm nur sein Uebergewicht an der Goldküste fühlen zu lassen. Es zwang Asante zum Friedensschluß und nötigte ihm einige Verträge auf, nach welchen es die Kriegskosten zu zahlen, Handel und Verkehr mit der Küste freizugeben, die Menschenopfer abzuschaffen und seinen Ansprüchen auf einige Vasallenstaaten zu entsagen hatte. Anstatt aber das Land, oder doch wenigstens die Hauptstadt, mit einer Besatzung zu belegen, die darauf gehalten hätte, daß diese Verträge beobachtet würden, zog sich England von Asante zurück und verfolgte eine kurzsichtige Kolonialpolitik. Diese ängstliche Zurückhaltung entging den diplomatischen Asanteern nicht und sie fingen ihr altes Ränkespiel wieder an. Nach den Verträgen wurde wenig oder nichts gefragt, da ihnen die englische Kolonialmacht nicht mehr imponierte. Sie suchten dem Verfall

des Reiches durch neue Kriegsthaten Einhalt zu thun. Die abgefallenen Provinzen und Tributärstaaten sollten mit Waffengewalt wieder unterworfen, die Macht und das Ansehen des Reiches gestärkt werden. So fing man an, die benachbarten Stämme gelegentlich zu beunruhigen und größere Kriegsunternehmungen einzuleiten. Mehrmals sah sich deswegen die englische Kolonialregierung genötigt, den Finger drohend zu erheben und die Asanteer in die Schranken zu weisen.

Da kam im Jahre 1888 König Perempe zur Regierung. Dieser glaubte sich nun stark genug, den Engländern zu trotzen und den verblichenen Glanz der Asanteherrschaft wieder herzustellen. Er versuchte im Jahr 1893, den im Norden von Kumase ansässigen Stamm der Nkoransa zu unterjochen, und erklärte, auch andere abgefallene, unter dem Schutz der Kolonie stehende Provinzen wieder unter seine Botmäßigkeit bringen zu wollen. Zugleich sperrte er die Handelswege zwischen dem Inland und der Küste und warf damit den Engländern den Fehdehandschuh zu. Diese nahmen denselben notgedrungen auf und zogen den bedrohten Stämmen zu Hilfe. Asante gelobte nun Wohlverhalten, und England ließ sich von der trügerischen Politik seines Gegners täuschen. Die an der Grenze aufgestellten Truppen wurden wieder zurückgezogen und man sah von einer Besetzung der Hauptstadt ab. Dieser Umstand wurde mit Recht als Schwäche ausgelegt und Asantes Uebermut dadurch nur gestärkt. Der König ging jetzt so weit, daß er sich weigerte, mit dem englischen Statthalter zu unterhandeln, und schickte statt dessen Abgesandte nach London, um hier mit der Königin von England und dem Kolonialamt direkt zu verhandeln. Diese wurden hier, weil sie den Gouverneur der Goldküste als den Vertreter der englischen Königin umgangen hatten, weder vorgelassen noch angehört. Eine Vollmacht, die sie für den Abschluß von Verträgen vorwiesen, war ein gefälschtes Dokument. An den König von Asante aber wurden am 26. September 1895 zwei englische Offiziere von der Küste aus abgesandt, die im Namen ihrer Regierung die Forderung stellten: Asante solle sich bis zum 31. Oktober entscheiden, ob es einen britischen Residenten in Kumase aufnehmen, die Kriegsunternehmungen einstellen und die Handelssperre aufheben wolle oder nicht; andernfalls werde man mit Gewalt einschreiten.

Der 31. Oktober kam heran, aber Perempe ließ das Ultimatum unbeantwortet. Der Telegraph meldete die damit ausgesprochene Weigerung des Königs noch am gleichen Tag nach London und von Stund an war der Feldzug nach Asante eine beschlossene Sache. Nicht lange darauf schiffte sich der Führer der Expedition, Sir Francis Scott, mit seinen Offizieren und Truppen nach der Goldküste ein.

Zwei Prinzen des königlichen Hauses schlossen sich ihm an, von denen der eine, Prinz Heinrich von Battenberg, ein Schwiegersohn der englischen Königin, unterwegs auf dem Marsch nach Kumase vom Fieber ergriffen wurde und auf der Heimreise starb.

Am Morgen des 17. Januar 1896 stand der Vortrab der englischen Expedition vor Kumase, von wo der Feldtelegraph den Einzug derselben in der Hauptstadt noch in gleicher Stunde an die Küste und von da nach England meldete. Wenige Stunden später rückten auch die übrigen Truppen ein. König Perempe erkannte nun, daß er bei dem gewagten Spiel zu viel auf seine Karte gesetzt hatte und wagte keinen Widerstand. Schon bei der Kunde, daß englische Truppen an der Küste gelandet seien, war ihm der Mut entsunken und er hatte Ende Dezember drei Boten an Missionar Ramseyer geschickt und ihn in einem Schreiben gebeten, er möchte sich für ihn und sein Volk beim Gouverneur verwenden; er sei bereit alles anzunehmen, was man von ihm verlange. Aber es war zu spät; denn schon bewegte sich die englische Heersäule gegen das dem Untergang geweihte Asante.

Kaum war die Vorhut der Engländer in Kumase eingetroffen, als sich König Perempe zu deren Empfang rüstete, als ob sich diese nur zu einem Besuch in seine Hauptstadt begeben hätten. Aus der Ferne ließen sich die dumpfen Töne der Trommeln hören und das vielstimmige Getöse einer zahllosen Menschenmenge, die sich auf dem Platz vor dem Königshause eingefunden hatte. Der Lärm näherte sich und es erschien der König mit seinem Gefolge. Vor ihm her zogen seine Trommler, welche die mit Menschenschädeln verzierten Trommeln wacker bearbeiteten, und eine Menge Hornbläser, die den ausgehöhlten Elefanten-Stoßzähnen schauerliche Töne entlockten. Buntfarbige Zeltschirme, unter denen die Häuptlinge gravitätisch einhermarschierten, ragten aus dem Menschengewühl hervor. Einige Zwerge in rotem Anzug tanzten wie Besessene vor dem Monarchen her und machten ihrer Rolle als Hofnarren und Possenreißer alle Ehre. Perempe selbst, ein circa dreißigjähriger Mann, thronte auf einer Sänfte, die auf den Schultern von vier kräftigen Leuten getragen wurde, beschattet von einem mächtigen Schirm. Auf seinem Haupte trug er eine Art von Krone, Hals und Armgelenke waren mit goldenen Spangen und anderen Zieraten bedeckt.

Auf einem offenen Platz, wo sich die englischen Truppen in Hufeisenform aufgestellt hatten, wurde Halt gemacht. In der Nähe des Königs ließen sich dessen Häuptlinge, Beamten und Hofleute nieder, während die Königin-Mutter mit ihrem Gefolge, alle — zum Zeichen der Trauer — mit geschorenen Häuptern, neben ihm ihren Sitz einnahmen. In dieser Stellung wartete man stundenlang auf das Ein-

treffen des englischen Befehlshabers, der mit seiner Truppe noch zurück war. Als dieser endlich anlangte, wurde König Perempe vorgefordert und ihm bedeutet, daß er demnächst vor dem Statthalter der Goldküste seine Unterwerfung zu erklären habe. Dieser traf den folgenden Tag in Kumase ein. Am Morgen des 20. Januar — um 6 Uhr — sollte der König vor ihm erscheinen und sein Los aus dessen Munde vernehmen.

Schon in aller Frühe standen die englischen Truppen unter den Waffen. Aus einigen Proviantkisten war eine Art von Tribüne errichtet, auf der der Gouverneur mit dem Befehlshaber und einem höheren Offizier Platz nehmen sollten. Aber es verstrich die sechste und die siebente Stunde — und es erschien kein König. Die achte kam heran und noch immer ließ Perempe auf sich warten. Da war die Geduld der Wartenden zu Ende. Ein Offizier begab sich mit einer Truppe nach dem Königshaus, umringte dieses und forderte unter Androhung von Gewalt das sofortige Erscheinen des Königs. Dieser sah ein, daß Widerstand vergeblich sein würde und erschien mit seinem Gefolge, worunter sich auch seine Mutter, sein Vater, ein Bruder und zwei Oheime befanden. Als sie sich dem Gouverneur und seiner militärischen Umgebung gegenüber aufgestellt hatten, hielt dieser eine Ansprache an den König, worin er ihm dessen bisherige Politik vorhielt, die schließlich England zu dem Feldzug genötigt habe. Asante habe deshalb die Unkosten der Expedition — im Betrage von 50 000 Unzen Gold (circa 3 600 000 Mark) — auf der Stelle zu zahlen und der König seine Unterwerfung zu erklären. Perempe wollte darauf antworten. Aber man bedeutete ihm, daß er vor allem seinen Kopfschmuck und die Sandalen ablegen und sich der Ceremonie der Unterwerfung unterziehen solle. Alles weitere werde sich finden.

Es folgte nun eine Art kläglicher Komödie. Der König erhob sich stillschweigend und, begleitet von der Königin-Mutter, näherte er sich barhäuptig und barfüßig der Tribüne. Hier fielen beide vor den englischen Offizieren nieder und umfaßten gesenkten Hauptes die Füße derselben. Dann begaben sie sich wieder an ihren Platz zurück. Stumm schaute das versammelte Volk der Asanteer diesem Akt der Demütigung ihres Königs zu. Hinsichtlich der geforderten Kriegsentschädigung erklärte Perempe, daß der Staatsschatz im Augenblick nur 680 Unzen Gold (ca. 49 000 Mk.) enthalte. Diese Summe könne der Gouverneur sofort erheben; den Rest werde man später in Raten entrichten. Damit gab sich aber dieser nicht zufrieden; denn dasselbe Versprechen hatte man schon vor 22 Jahren, als dem besiegten Asante dieselbe Summe auferlegt worden war, gegeben, ohne es indes zu halten. Der Gouverneur wies auf diesen Fall hin und wie man ihrer Zusage gar

kein Vertrauen schenken dürfe. Er erklärte deshalb den König, die Königin-Mutter, seine beiden Oheime, seinen Bruder und die ersten Räte des Landes als Gefangene Englands, bis die Kriegsentschädigung bei Heller und Pfennig gezahlt sei. Zwei Tage später befanden sich die Gefangenen des königlichen Hauses unter starker Eskorte auf dem Weg nach der Küste.

Damit war das Schicksal Asantes besiegelt. Der englische Statthalter verblieb noch einige Zeit in der Hauptstadt, um die neue Verwaltung des Landes zu regeln. Er berief die angesehensten Häuptlinge und ließ sie die Verträge unterschreiben. Nach ihnen stehen die einzelnen Gebiete und Städte unabhängig von Asante da und sind der englischen Kolonialregierung unterstellt. Die einzelnen größeren Städte mit ihren Häuptlingen an der Spitze dürfen fortan mit dieser direkt verkehren und haben von ihr die englische Flagge als Zeichen der britischen Oberhoheit angenommen. Auch Kumase, die einstige Beherrscherin großer Ländergebiete und zahlreicher Völkerschaften, ist in Zukunft mit ihrer Herrschaft auf das eigene Stadtgebiet und die dazu gehörenden Ortschaften beschränkt. Ein Königreich Asante giebt es somit nicht mehr. Das noch vor wenigen Jahrzehnten so festgefügte Reich ist aus den Fugen gegangen und gehört nur noch der Geschichte an.

---

4. Kumase eine Stätte heidnischer Greuel.

Wie Kumase seit nahezu 200 Jahren den Mittelpunkt des Asantereichs bildete, so war es auch bis jetzt die Stätte gewesen, da die Greuel des afrikanischen Heidentums in erschreckender Weise zum Ausdruck kamen. Zu den dunkelsten Zügen in der Geschichte Kumases gehören vor allem die grausamen und blutigen Menschenopfer, die alljährlich zu hunderten den königlichen Ahnen, oder auch bei den verschiedenen Volks- und Fetischfesten dargebracht wurden. Die bei diesen Gelegenheiten verübte Barbarei hat vielleicht in der Geschichte kaum ihresgleichen und wer von den entsetzlichen Einzelheiten gelesen, oder — wie die gefangenen Missionsgeschwister — sie mit eigenen Augen hat ansehen müssen, der ist wohl an jenen Spruch erinnert worden, daß die dunkeln Orte der Erde angefüllt seien mit Wohnungen der Grausamkeit.

Und wie der Menschenmord in Asante eine dem Volk durch den Fetischdienst geheiligte Unsitte war, so bildete die Hauptstadt von jeher eine großartige Sklavenstätte voll Jammers und Elends. Nicht nur befand sich ein großer Teil der Bevölkerung im Sklavenverhältnis,

über die die Großen des Reichs ein despotisches Regiment führten — auch zahlreiche Transporte von halbverhungerten und entkräfteten Sklaven trafen alljährlich aus den entfernten Provinzen und Tributärstaaten in Kumase ein, die als Kriegsbeute oder als Tribut hierher eingeliefert wurden. Und nicht nur die rechtlose Sklavenbevölkerung, sondern auch die übrigen Bewohner Asantes wurden von Kumase in der drückendsten Weise geknechtet und mit der Willkür der rücksichtslosesten Tyrannei regiert. Seine Gesetze waren mit Blut geschrieben und die geringsten Vergehen wurden mit der grausamsten Härte geahndet. Nur durch ein Schreckensregiment wußte Kumase die einzelnen Bestandteile seines Reiches zusammenzuhalten, durch verheerende Feldzüge und blutige Rache unterdrückte es jede selbständige Regung seiner Provinzen. Ein unheimlicher Götzendienst mit seinen unzähligen Fetischgeboten und Verboten hielt die Bewohner Kumases gefangen, während die Leuchte des Evangeliums geflissentlich ferne gehalten wurde.

Das alles hat mit dem Fall von Kumase und dem Zusammenbruch des Asantereichs jetzt ein Ende gefunden. Selbst die Plätze, an denen die Henker ihre Blutarbeit verrichteten, an denen Tausende von Unglücklichen als Schlachtopfer fielen, die düsteren Fetischhaine, wo ihre Gebeine bleichten und in Haufen aufgeschichtet lagen, wo die Aasgeier von den hohen Bäumen herab ihre Opfer erspähten — alle diese Plätze des Schreckens und des Modergeruchs, sie sind jetzt von den Engländern gesäubert und die Zeichen ihrer ursprünglichen Bestimmung entfernt worden. Verbannt ist fortan der Greuel des Heidentums, soweit er sich nach außen hin äußerte. Ueberall hat sich der Gouverneur die Henkermesser ausliefern lassen und die Messerwirtschaft hat nun ihr Ende erreicht.

Ein solches Gericht ist auch über Bantama, die Totenresidenz der Asantekönige, ergangen. Der dortige Fetischhain mit dem Mausoleum, in dessen Zellen die mit Golddraht zusammengefügten Skelette der verstorbenen Herrscher Asantes aufbewahrt wurden — diese Stätten sind niedergelegt und mit Schießbaumwolle niedergebrannt worden. Die englischen Truppen fanden ringsum die Erde feucht und durchtränkt von Menschenblut. Nur noch wenige Spuren der ehemaligen königlichen Totenstätte und einzelne Ueberreste von Bäumen stehen als Zeugen der vergangenen Tage da.

---

5. Der Einmarsch der Mission in Kumase.

Dem Einzug der Engländer am 17. Januar 1896 folgte bald darauf — Anfang Februar — ein Einmarsch friedlicherer Art. Es war die Mission, die in Kumase einrückte.

Nichts ahnend von dem, was sich im benachbarten Asante in diesen Tagen zugetragen, harrten die Missionsgeschwister auf der Grenzstation Abetifi mit Spannung auf Nachrichten von dort. Da langte am Abend des 25. Januar ein Extrabote aus dem Lager in Kumase an und überbrachte Missionar Ramseyer ein eigenhändiges Schreiben des Gouverneurs. In diesem vermeldete derselbe den Einzug der britischen Truppen in der Hauptstadt, die Unterwerfung Asantes und — daß jetzt Kumase, sowie das ganze Land der Mission offen stehe.

Das war eine merkwürdige Wendung der Dinge und ein deutlicher Wink, in die geöffneten Thüren einzutreten. Schon wenige Tage darauf — am 4. Februar, dem zweiundzwanzigjährigen Gedenktag der erstmaligen Einnahme Kumases — brach Missionar Ramseyer mit seinem Neffen Perregaux und einem Nationalgehilfen nach Kumase auf. Mit eigenen Gefühlen zog er nach einem mehrtägigen Marsch in dieser Stadt ein; denn wo er einst als Gefangener geweilt, dahin kam er nun als ein Botschafter Gottes zu einem gedemütigten Volk. Wohl hatte er von seiner Station Abetifi aus, soweit es die politischen Verhältnisse zuließen, nach und nach schon einige Vorposten gegen Asante zu vorgeschoben und man hatte sich somit durch Anlegung dieser Außenstationen der Hauptstadt bis auf einige Tagereisen genähert; aber das eigentliche Ziel, Kumase, war bis jetzt unerreichbar gewesen, wiewohl die Basler Mission dieses seit 50 Jahren im Auge hatte. Nun war es Ramseyer vergönnt, die Mission dort hinein zu tragen, und hocherfreut konnte er am 10. Februar von dort schreiben: „Wieder in Kumase! Es ist kein Traum mehr; ich bin wieder hier und darf sagen: Kumase ist nun Basler Missionsstation! Der Herr hat die Gebete seiner Kinder erhört. Ganz Asante liegt offen vor uns! Und dies ist nicht nur der Ausdruck unserer Hoffnungen, nein, sondern thatsächlich stehen alle Hauptortschaften von Asante als offene Thüren vor uns: im Norden und Nordosten von Kumase Agona, Mampong, Kumawu bis nach Nkoransa. Und von einigen dieser Städte gelangen Bitten an uns, wir möchten uns bei ihnen niederlassen."

„In Asante", fährt er fort, „ist eine Umwälzung der Dinge zustande gekommen, wie ich sie nie geahnt hätte. Wie ein Träumender stehe ich auf den Straßen von Kumase, das heute ein Bild ist von dem, was in ganz Asante geschieht. Wo früher ganze Komplexe von Häusern und Straßen standen, ist alles rasiert und geebnet, und eine

Menge von Arbeitern ist damit beschäftigt, die Wurzeln der abgehauenen Fetischbäume, unter denen so viele Menschen geschlachtet wurden, wegzuschaffen, während andere die Felsen sprengen. Mitten in der Stadt auf dem Marktplatz wird der Grund zu einer Festung gelegt. Die Schädelstätte hart am Marktplatz (wo König Perempe sich vor den Augen seines Volkes demütigen und seine Unterwerfung erklären mußte) ist gelichtet; nur eine Anzahl großer Bäume stehen noch. Aber am Fuß derselben liegen, obschon man tagelang Menschengebeine in Unmasse verbrannt hat, noch ganze Haufen von Menschenknochen. Dieser Greuel! Und da sind noch Stimmen in der Heimat laut geworden, es sei ein Unrecht, gegen die Asanteer einzuschreiten! Nur ein Blick auf diese Schädelstätte, den „Apete Seni“ (d. h. den Ort der Aasgeier), würde sie zum Schweigen bringen.“

Tief ergriffen von dem, was Ramseyer jetzt nach 25 Jahren in Kumase sah und erlebte, machte er seinen Rundgang durch die Stadt. Sein Weg führte ihn u. a. auch in des Königs Haus, das ehemals von königlichen Hofbeamten wimmelte, jetzt aber einsam und verlassen dastand. Nur hie und da irrte ein einzelner Besucher in den Gehöften und Hallen umher, während ein Hausasoldat das Anwesen bewachte. Menschenleer waren ebenfalls die spitzgiebligen Gebäude der großen Versammlungshöfe. Harmlos nahm sich jetzt auch die kleine Baumgruppe neben dem königlichen Anwesen aus. Und doch war dies der Platz „nkra-wom“, der „blutgetränkte“ Hain, wo die Hinschlachtungen der Menschenopfer stattfanden. Nicht weit davon befand sich der Begräbnisplatz der königlichen Angehörigen. Auch er ist nun dem Boden gleichgemacht.

Mit bewegtem Herzen betrat Br. Ramseyer auch den ehemaligen Gerichtshof „Mpremoso“; denn hier war es, wo man im Januar 1872 über das Lösegeld der gefangenen Missionsgeschwister in erregter Weise verhandelte und sie „verkaufen“ wollte. Damals stand der König, umgeben von seinem Gefolge, mit seiner Muttter auf einer Erhöhung des Säulenganges, während die in banger Erwartung harrenden Gefangenen mit den Sprechern und Gerichtsdienern am andern Ende des Hofes saßen. Wer hätte damals geahnt, wie sich die Zeiten ändern würden!

Und nun galt es, noch zwei gefallenen Größen einen Besuch zu machen: dem ehemaligen König Mensa und seiner Mutter Afua Kobi. Mensa war wie gesagt seiner Zeit seinem Bruder Kofi Karikari in der Regierung gefolgt und hatte sich grausamer als alle seine Vorgänger gezeigt; denn unter ihm fanden ungewöhnlich viele Menschenopfer statt. Aber auch er, der beharrlich die Mission von seinen Grenzen ferne gehalten hatte, mußte abdanken. Nun traf ihn Ram=

seyer mit seiner Mutter in dem kleinen Gehöft eines armseligen Hauses. Sie schienen sich über seinen Besuch zu freuen, denn sie drückten ihm wiederholt die Hand. Die arme „nena“ (Königinmutter), die schon vor 25 Jahren alt war und damals mit glänzendem Hofstaat auftrat, zitterte am ganzen Leibe. „Freund, Freund! bist du es wirklich? da siehe, was aus uns geworden ist!“ So rief das Mütterchen dem alten Bekannten zu. Ja, es war für diesen ein wehmütiger Anblick, der ihm ins Herz schnitt, als er diese ehemaligen Größen vor sich sitzen sah. Und doch wollten sie noch etwas Staat machen. Asua hatte ein Gewand von gelber Seide um sich geworfen, Mensa ein buntes Tuch um seinen Kopf geschlungen — wohl zum Zeichen seiner früheren Königswürde. Das war ein ergreifendes Wiedersehen nach 25 Jahren.

Ja, wie ein Träumender bewegte sich Missionar Ramseyer auf den Straßen und Plätzen Kumases, und sinnend stand er vor den Ruinen der Totenresidenz Bantama. Aus den Trümmern ragten noch einzelne Bruchstücke der ehemaligen Totenkammern hervor, die den Skeletten der dahingeschiedenen Asanteherrscher als geweihte Ruhestätten gedient hatten. Noch waren die Reste des gegenüberstehenden Baumes zu sehen, unter dem die Schlachtopfer auf den Todesstreich zu warten hatten. „Nun ist dies alles vorbei, Gott sei gepriesen!“

Mit ähnlichen Gefühlen begab sich Ramseyer in das Dorf Duro bei Kumase, in dessen Nähe er mit seinen Leidensgefährten einst die Zeit vom Mai bis Dezember 1870 in elenden Schilfhütten am Waldessaum hatte zubringen müssen, bis man ihnen die Uebersiedelung in die Hauptstadt erlaubte. Sie hatten damals ihr einsames Waldnest „Ebenezer“ genannt in dankbarer Erinnerung dessen, daß der Herr ihnen bis dahin wunderbar durchgeholfen hatte. Jetzt konnte er den Leuten jenes Dorfes die Kunde bringen, daß auch für sie die Zeit der Freiheit und des Friedens angebrochen sei.

Das ehemalige Waldnest, in dessen Nähe die Gefangenen so oft vor den Großen der nahen Hauptstadt zu erscheinen hatten, war freilich seitdem verfallen und zur Wildnis geworden. Aber Ramseyer bahnte sich mit dem Buschmesser den Weg dahin und bald stand er vor dem mächtigen Baum, der sich damals inmitten der kleinen Ansiedelung erhob, und unter dessen Schatten sie ihre mageren Mahlzeiten einzunehmen pflegten. (Vergl. das Bild in: Vier Jahre gefangen rc., 2. Aufl. S. 33). — Ja, das war der Ort, der so viele Erinnerungen an jene Tage der Gefangenschaft weckte! Da fehlte es nicht an Stoff für die Predigt, die nun auf der Straße von Duro gehalten wurde.

Indes, so sehr sich auch die mannigfaltigsten Erinnerungen aufdrängten, man durfte sich ihnen nicht hingeben. War man doch ge-

kommen, um unter den veränderten Verhältnissen der Mission in Kumase eine Stätte zu bereiten. Hiezu bot der englische Gouverneur von sich aus in freundlichster Weise die Hand. In zwei großen Volksversammlungen, zu denen die Häuptlinge sich eingefunden hatten, um die Verträge zu unterschreiben und der englischen Regierung zu huldigen, that er der Missionsarbeit Erwähnung und erklärte, daß das ganze Land wie dem Handel, so auch der Mission offen stehe. Er gab aber auch der zu errichtenden Mission ein eigenes Heim, indem er ihr auf dem Weg zwischen Kumase und Bantama ein Grundstück zuwies, auf welchem die künftige Station erstehen soll.

Voll Lob und Dank wurde von dem Land Besitz ergriffen und einstweilen der mitgebrachte Nationalgehilfe in Kumase stationiert. Zugleich soll derselbe einige provisorische Hütten für den ersten Anfang errichten, bis Missionar Ramseyer mit seiner Frau, die vor 25 Jahren die Leiden der Gefangenschaft mit ihm geteilt hat, seine neue und doch alte Station beziehen kann. Es soll dies schon im Monat Mai oder Juni geschehen.

Inzwischen hat ein westindischer Soldat der Expeditionstruppe, ein christlicher Neger, den ersten Beitrag zu dieser Mission gestiftet; denn als sich derselbe eines Tages in Kumase mit dem Missionsgehilfen unterhielt und von dem geplanten Werke hörte, da zog er aus seiner Tasche 2 Mark hervor und überreichte sie als Beitrag für die Mission in Kumase.

So ist denn Kumase jetzt endlich thatsächlich Basler Missionsstation, dieselbe Stadt, in die schon 1839 der erste Basler Missionar seinen Fuß setzte. Er fand damals keinen Eingang und es mußte das stolze Asantereich erst durch verschiedene Gerichte gehen und zermalmt werden, bis ein ehemaliger Kriegsgefangener Asantes auf den Trümmern seiner Hauptstadt die Kreuzesfahne aufpflanzen durfte. Gott wolle das Werk seiner Boten gelingen lassen!

---

6. Im Norden von Kumase.

Etwa fünf Tagereisen nördlich von Kumase liegt die ehemalige Asanteprovinz Nkoransa mit der Hauptstadt gleichen Namens. Des langen Druckes müde, schüttelte sie vor einigen Jahren das verhaßte Asantejoch von sich und machte sich unabhängig. Das wollte und konnte Asante nicht ungerächt lassen. König Perempe, der wie alle jüngeren Asanteherrscher seinem Reich neuen Glanz verleihen wollte, zog gegen Nkoransa zu Felde, fiel über diesen Stamm her, zerstörte die Stadt Nkoransa und ihre Dorfschaften und übte blutige Rache. Viele der Bewohner wurden dabei niedergemacht oder als Gefangene nach Kumase geschleppt. Sein Kriegsglück verleitete ihn aber, auch

anderen Stämmen mit der Unterwerfung zu drohen und so wurde, wie wir gesehen, Nkoransa die mittelbare Ursache von dem Einschreiten der Engländer gegen Asante und dessen Untergang. Durch den Fall Kumases hat nun auch der Stamm der Nkoransa den ersehnten Frieden und die Sicherung seiner Existenz erlangt.

Aber noch ehe dies der Fall war, hatten die Bewohner Nkoransas die Missionare Ramseyer und Perregaux, die von Abetifi aus bis in jene Gegenden vorgedrungen waren, um Missionare gebeten, ohne daß indes dieser Wunsch bei den unsicheren politischen Verhältnissen hätte erfüllt werden können. Doch hatte man die Sache im Auge behalten. Jetzt, nachdem von Kumase nichts mehr zu befürchten war, schien der Zeitpunkt gekommen, um mit der Mission auch in jenes Land einzurücken. Ramseyer und Perregaux begaben sich deshalb im Februar von Kumase aus in das nördlich gelegene Nkoransa und besuchten dabei mehrere größere, auf dem Wege dahin liegende Asantestädte, wie Agona, Nsuta und Mampong, die bei einer etwaigen Ausdehnung der Mission in Betracht kommen könnten. Der Zweck der Reise war demnach, zunächst die Sachlage und die Verhältnisse des Landes daselbst zu erkunden. Sie wurden vom König und seinen Leuten gut empfangen und erhielten eine schön gelegene Anhöhe für eine künftige Niederlassung. Das Land selbst erwies sich als eine Hochebene, auf welcher große Grasflächen mit einzelnen Waldstreifen abwechseln. Aber es fand sich bald, daß es vorderhand noch nicht an der Zeit sei, in einer so großen Entfernung von Kumase einen Missionsposten gegen das Innere zu anzulegen.

Perregaux blieb einstweilen mit einem Katechisten und einem Christen allein in Nkoransa zurück, während Ramseyer nach seiner alten Station Abetifi zurückreiste, um seine Uebersiedelung nach Kumase vorzubereiten. Bruder Perregaux richtete sich mit seinen beiden Begleitern in einer Hütte, deren Wände aus gespaltenem Bambus hergestellt und mit einem Grasdach versehen waren, so wohnlich als möglich ein. Von hier aus gedachte er das Land zu erforschen.

Sein Mut wurde aber sehr gedämpft, als er gar bald allerlei Widerwärtigkeiten zu erfahren bekam, die dem König und seinem Volk nicht das beste Zeugnis ausstellten. Wohl hatte dieses seiner Zeit um Missionare gebeten, aber nun ein solcher da war, wollte man sich nicht dazu verstehen, ihm die nötigen Lebensmittel zu verkaufen. Es war somit ein täglicher Kampf ums Dasein und die Fetischpriester, die wohl ihre Hand dabei im Spiel hatten, mögen sich bei dieser Proviantsperre nicht wenig ins Fäustchen gelacht haben. Dazu trat in jenen Tagen eine Mondfinsternis ein, die das abergläubische Volk in große Aufregung versetzte und deren Erscheinung man der Zauber-

kraft des Missionars zuschrieb. Der Schrecken fuhr den Leuten in die Glieder, es wurde geschossen, geblasen, getrommelt, getanzt und mit den Händen geklatscht. Unter johlendem Geschrei wurde von der Volksmenge der Gesang angestimmt:

Wir bitten dich, weißer Mann,
Du, der du den Mond gefangen:
Laß ihn doch gehen! O, laß ihn ja gehen!

Der König schickte sogar zwei Schwertträger und ließ Missionar Perregaux allen Ernstes bitten, den Mond wieder freizugeben. Alle Erklärungen und Sterndeuterei fruchteten nichts. Der Lärm dauerte fort bis Mitternacht und legte sich erst, als der Mond sein volles Gesicht wieder den erschreckten Bewohnern von Nkoransa zeigte.

Aber auch die Bevölkerungsverhältnisse boten wenig Aussicht auf lohnende Missionsarbeit. Nicht nur erwies sich der Hauptort des Landes als sehr unbedeutend, auch in den übrigen Ortschaften fanden sich wenig Leute; denn das Volk und Land von Nkoransa ist eine ganze Reihe von Jahren durch Krieg und Metzeleien dezimiert und verheert worden, und wenn auch in der letzten Zeit Hunderte von Gefangenen aus Asante wieder zurückgekehrt sind, so will das im ganzen nicht viel sagen.

Indes Bruder Perregaux machte einen kleinen Anfang mit der Missionsarbeit. Er blies die Trompete, der Katechist spielte die Harmonika, man sang, erzählte biblische Geschichten und hielt Gottesdienst. Das lockte groß und klein, jung und alt herbei. Aber Perregaux erhielt bald darauf einen deutlichen Wink, daß seines Bleibens in diesem entlegenen Gebiet nicht sei. Am 28. Februar stellte sich das Fieber bei ihm ein, das in den folgenden Tagen den bedrohlichsten Charakter annahm. Es war das gefürchtete Schwarzwasserfieber, das ihn in der Einsamkeit, fern aller menschlichen Hilfe, mitten unter einem widerwärtigen Geschlecht, mit furchtbarer Gewalt befallen hatte. Er glaubte sich am Schluß seines Tagewerks und legte sich in Gottes Hand. Im Nebenzimmer seiner Hütte rang der Katechist und sein Begleiter im Gebet um sein Leben. Drei Tage lang schwebte er zwischen Leben und Tod. Seine Begleiter wollten den Todkranken auf die ferne Station Abetifi verbringen; aber der König von Nkoransa versagte trotz alles Bittens und Drängens die nötigen Träger. Die Fetischpriester hatten ihn samt seinem Volk in der Gewalt und dessen Herzen dem Missionar entfremdet. Endlich verstand sich der König dazu, zwölf Träger zu liefern, mit deren Hilfe der Heimweg in kurzen Tagemärschen angetreten werden konnte. Unterwegs im Asantegebiet stellten dann die Häuptlinge, deren Ortschaften man passierte, freiwillig und ohne Entschädigung die nötigen Träger von Stadt zu

Stadt. Dem Kranken aber ging es von Tag zu Tag besser, so daß er am 17. März Abetifi wohlbehalten erreichte.

So endete der erste Missionsversuch unter dem Stamme der Nkoransa. Ob es zu einem erneuten Versuch kommen wird, steht in Gottes Hand. Vorderhand wird man erst abwarten müssen, wie sich die Verhältnisse dort gestalten werden; denn zur Zeit befindet sich Nkoransa noch in einem Uebergangsstadium und es muß erst seine zerstörten Dörfer und Städte aufbauen, seine Pflanzungen neu anlegen und die Reste seines Stammes sammeln.

Diese vorerst noch mißglückte Unternehmung ist aber zugleich eine dringende Aufforderung, daß sich die Mission um so thatkräftiger der übrigen Gebiete von Asante annehme und dessen zahlreichen Dörfern und Städten mit ihrer dichten Bevölkerung unverweilt das Evangelium bringe; denn der Herr hat augenscheinlich selbst die Zeit für Asante herbeigeführt, da ihm jetzt das Heil in Christo gebracht werden soll.

---

7. Die Glocke von Ho.

Wir kehren noch einmal nach Kumase zurück. Hier hängt, mitten in der Heidenstadt, in den Aesten eines vielarmigen, mächtigen Banianenbaumes eine vom Wetter hart mitgenommene Kirchenglocke. Gern lassen wir uns ihre Geschichte erzählen.

Sie weiß uns manches Leid zu klagen; denn auch sie, die unschuldige Glocke, ist über 25 Jahre lang eine Gefangene der Asanteer gewesen, die erst jetzt durch den Fall Kumases ihre Freiheit erlangt hat. Wir wissen nicht, wer sie in Erz gegossen und aus welcher Werkstatt sie hervorgegangen; jedenfalls hat sie in deutschen Landen ihre erste Heimstätte gehabt. Von da ist sie später nach Westafrika verschifft worden und fand ihren Platz auf dem Glockentürmchen der Kapelle zu Ho, einer Station der norddeutschen Mission im heutigen Togo. Hier hat sie jahrelang Christen und Heiden zum Hause Gottes eingeladen und manche Missionsgeschwister auf ihrem letzten Gange mit ihrem Klange begleitet. So hat sie manches Jahr auf der Höhe von Ho ihren Missionsdienst gethan. Doch es sollten andere Tage kommen; sie sollte einem anderen Herrn dienen.

Am 25. Juni 1869 erlitt die Station Ho das gleiche Schicksal wie das benachbarte Anum. Die Asanteer, die bereits die nördlichen Gebiete verheert, Anum zerstört und die Basler Missionsgeschwister gefangen abgeführt hatten, waren jetzt bis in die Gegend von Ho vorgedrungen. Die Missionare sahen sich genötigt, alles dahinten zu lassen und nach Süden abzuziehen, um nicht dem Feind in die Hände

zu fallen. Die auf einem Hügel liegende, sehr schön angelegte Missionsstation aber wurde am Nachmittag jenes 25. Juni von den Asanteern überfallen, geplündert und eingeäschert. Von der brennenden Kapelle fiel die Glocke herab und wurde als Beutestück ins Lager des Feindes geschleppt. Hier verblieb sie zwei Jahre und begleitete das Asanteheer auf seinen Feldzügen jenseits des Volta, bis sie der zurückkehrende Feldherr Adu Bofo mit sich nach Kumase führte. Bei seinem Einzuge in die Hauptstadt am 4. September 1871, den er mit circa 20 000 Mann mit allem Pomp vor dem König und seinem Volke hielt, wurde die in Ho geraubte Glocke als glänzendste Trophäe des Feldzugs vor Adu Bofo hergetragen und mußte durch ihre weithin tönenden Glockenklänge das kriegerische Schauspiel erhöhen. Und diesen Dienst hat sie seit jenen 25 Jahren noch oftmals bei Totenfeierlichkeiten und anderen festlichen Gelegenheiten in der Hauptstadt verrichten müssen — die Kirchenglocke bei lärmenden Heidenfesten.

Doch ist ihrer nicht vergessen worden. Als Missionar Ramseyer im Februar d. J. in Kumase war, erinnerte er sich seiner ehemaligen Leidensgefährtin und forschte nach ihrem Schicksal. Er erfuhr durch den englischen Gouverneur, daß dieser sie in Kumase vorgefunden und im Sinn gehabt habe, sie in der im Bau begriffenen Zwingfeste anbringen zu lassen, damit sie den Leuten Zeit und Stunde angebe. Ramseyer erzählte ihm nun die Lebensschicksale der Glocke und äußerte den Wunsch, man möge sie der Mission in Kumase überlassen, damit sie — endlich befreit — fortan wieder im Dienste des Herrn stehe. Der Gouverneur sagte dies gerne zu, vorausgesetzt daß die frühere Eigentümerin der Glocke — die norddeutsche Missionsgesellschaft — nichts dagegen einzuwenden habe. Dem steht, wie wir hören, nichts entgegen, und so dürfen wir hoffen, daß die Glocke, die einstmals das Türmchen der Missionskapelle in Ho zierte, jetzt nach langer Gefangenschaft den Frieden in Asante einläuten werde.

* * *

So ist denn die Basler Mission nach langem Warten in die Blutstadt Kumase geführt worden. Ein kleiner Anfang mit der Missionsarbeit ist dort gemacht und mit Freude und Dank gegen den Herrn, der die Geschicke der Völker in seiner Hand hält und sie den Zwecken seines Reiches dienstbar macht, blicken wir auf seine wundersame Führung in dieser Angelegenheit. Möge es ihm gefallen, das Werk seiner Boten in Asante zu fördern, damit seines Namens Ehre verherrlicht werde in diesem dunkeln Teile Afrikas.

Missions-Zeitung.

Rundschau.

China.

Der Verlauf und Ausgang des Krieges, der im Jahr 1894/95 zwischen Japan und China plötzlich entbrannte und im Frieden von Schimonoseki seinen Abschluß fand, hat jedermann gezeigt, daß es keiner Weltmacht bedurfte, um den chinesischen Koloß ins Wanken zu bringen. Sein nächster Nachbar, das kleine aufstrebende Japan, genügte, um dem „Reich der Mitte" einen Stoß zu versetzen, der nicht nur seine Dynastie, sondern auch den gegenwärtigen Bestand Chinas mit seinen uralten verknöcherten Ordnungen aufs ernstlichste bedrohte. Diese Wendung der Dinge hatte niemand erwartet; aber es war diese Niederlage Chinas nur der Schlußstein von einer Reihe von Kalamitäten, von denen es in den letzten Jahren in der Gestalt von Aufständen tributpflichtiger Stämme, von Dürre und Ueberschwemmungen, von Heuschreckenplage und Hungersnot, von Seuchen und Elend aller Art heimgesucht worden war.

Man fragt sich nun billig — besonders im Blick auf die Mission und ihre gegenwärtigen Aussichten — welches die Wirkung auf das geschlagene und gedemütigte China gewesen ist.

Der ausbrechende Krieg weckte zunächst allerlei Befürchtungen, daß dadurch der Fremdenhaß neue Nahrung erhalten und die Missionen durch Ausbrüche desselben in ihrem Bestand bedroht werden möchten. Aber merkwürdig; trotz der wiederholten Niederlagen, die China erlitt, erwies sich die Befürchtung vorerst als unbegründet. Denn die Nachrichten von den Vorgängen auf dem Kriegsschauplatz drangen bei den unvollkommenen Verkehrsmitteln nur äußerst langsam und vereinzelt in die Oeffentlichkeit; auch wußte die chinesische Beamtenwelt, wo ein Bekanntwerden nicht zu verhindern war, die Bewohner zum Teil durch gegenteilige Angaben über die Sachlage zu täuschen. Vor allem aber fehlte es den Chinesen, die überhaupt ihre Regierung nur als notwendiges Uebel ansehen, an dem Patriotismus, der die Japaner in so hohem Maß auszeichnete, und dessen Mangel es zu gar keiner nationalen Erregung kommen ließ. So konnten die Missionare allenthalben im ganzen Reich trotz der Kriegsfurie im Nordosten ruhig und ungestört ihrer Arbeit nachgehen. Nur die Missionsarbeiter in Peking und an einigen anderen landeinwärts gelegenen Plätzen wurden bei dem Vordringen der Japaner gegen die Hauptstadt durch den britischen Gesandten veranlaßt, sich an die Hafenorte in Sicherheit zu begeben.

Viele von ihnen fanden hier Gelegenheit, im Dienst des roten Kreuzes sich nützlich zu machen, bis sie nach Beendigung des Krieges wieder auf ihre Stationen zurückkehren konnten.

Als aber die sturmbewegten Wogen des Völkerlebens, die der raschverlaufende Krieg aufgewühlt hatte, sich gelegt hatten, als China gedemütigt zu Boden lag und sich die Einmischung der fremden Mächte gefallen lassen und diesen für ihre Vermittlung Zugeständnisse machen mußte, da brach der Fremdenhaß doch noch aus und machte sich in Ausschreitungen gegen die Missionare Luft. Sie nahmen ihren Anfang Ende Mai und Anfang Juni in der weit im Westen liegenden Provinz Sztschuen, wo die französisch-katholische Mission, sowie mehrere amerikanische und englische Missionen angegriffen und zerstört wurden. Doch konnten sich die Missionare mit genauer Not retten. Dagegen kam es in der Provinz Fukien am 1. August zu dem bekannten Blutbad von Kutscheng, dem elf Personen zum Opfer fielen. Außerdem wurde im Mai die Provinz Kanton durch Rebellen- und Räuberbanden beunruhigt, die sich vorzugsweise aus Unzufriedenen und Anhängern geheimer Gesellschaften zusammensetzten und das Land raubend und mordend durchzogen. Von diesen aufrührerischen Horden, die durch Zuzug von allen Seiten verstärkt wurden, waren auch die deutschen Missionen — die der Basler, Barmer und Berliner — bedroht. Die Basler Missionsstationen des Oberlandes, die sich mitten im Aufstandsgebiet befanden, waren so gefährdet, daß die Missionare ihre Familien nach Hongkong verbringen mußten. Die Ruhe schien im Juni wieder hergestellt zu sein, als sich im Juli die Häupter der Rebellen wieder sammelten und den allgemeinen Aufstand vorbereiteten. Sie zerstörten zunächst die katholische Missionsstation Wong-then am Ostfluß und plünderten schließlich am 19. September die Basler Station Moilim, nachdem sich der dortige Missionar mit seiner Familie noch rechtzeitig hatte flüchten können. Infolge einer Niederlage, die hierauf die Rebellen durch eine Bürgerwehr erlitten, blieben die von ihnen bedrohten Stationen Hinnen und Kayintschu verschont, wie denn überhaupt der Aufstand glücklich niedergeschlagen werden konnte.

Durch das kräftige Einschreiten der verschiedenen politischen Vertreter hat sich zwar die chinesische Regierung genötigt gesehen, die Schuldigen, soweit es möglich war, vor ihre Gerichtsbarkeit zu ziehen und zu bestrafen, aber daß Ausschreitungen in solchem Umfang überhaupt vorkommen konnten, zeigt doch, wie fortwährend der Fremdenhaß geschürt und künstlich zum Ausbruch gebracht wird, und wie ohnmächtig im ganzen die chinesische Regierung solchen Feindseligkeiten gegenübersteht, da ihre höchsten Beamten meist gar nicht gewillt sind, sie zu verhüten oder zu unterdrücken.

Der Ursprung zu solchen plötzlichen leidenschaftlichen Ausbrüchen der Volkswut ist aber nicht im Volk selbst zu suchen, obschon die chinesischen Behörden den Pöbel als Sündenbock hinzustellen pflegen. Ja, in einzelnen Fällen entblödet man sich nicht zu behaupten, die Missionare seien in letzter Linie selbst daran schuld, und diese Missionshetze setzen sogar Ausländer durch die Presse in Umlauf. Aber wer mit den Verhältnissen in China näher bekannt ist und ihnen vorurteilsfrei gegenübersteht, der weiß recht wohl, daß die eigentlichen Urheber ganz wo anders zu suchen sind. Das Volk an und für sich ist im allgemeinen ziemlich harmlos und durchaus nicht gegen die Missionare eingenommen, so wenig als es von einem religiösen Fanatismus erfüllt ist. Die eigentlichen Triebfedern sind, wie immer wieder betont werden muß, die sogenannten Litteraten, die Bücherleser und Gelehrten, die gebildeten Klassen, die das niedere Volk gängeln, sowie die Beamten, die offiziellen Persönlichkeiten. Diese haben auch in den letzten Unruhen, die dem Kriege folgten, das Feuer im geheimen geschürt und die Volksmassen zu jenen Excessen aufgestachelt, wobei sie nicht selten politische Zwecke im Schilde führten, sich selbst aber nicht exponieren wollten. Das Volk setzte nur ihre Gedanken in die That um. Wie sehr die leitenden Persönlichkeiten an diesem bösen Handel beteiligt sind, geht u. a. schon aus der Thatsache hervor, daß der Vicekönig der Provinz Sztschuen nicht nur nichts that, um die dortige Meuterei zu verhindern, sondern daß er es auch war, der sie provozierte, um nachher alle Schuld auf die Fremden zu schieben. Unter den Augen der Beamten wurden aufreizende Plakate an die Mauern geschlagen, wie denn auch von Hunan aus massenhaft Schandschriften weithin im Lande verbreitet wurden. Solche Drachensaat kann natürlich nur verhängnisvolle Früchte hervorbringen. Daß aber das unwissende und abergläubische Volk, das ohnedies voller Vorurteile gegen die Ausländer ist, solchen boshaften Verleumdungen Gehör schenkt, darf in einem Lande wie China nicht wundernehmen.

Man würde deshalb auch fehlgehen, wollte man annehmen, die vorkommenden Feindseligkeiten seien ausschließlich oder doch vorzugsweise christenfeindliche Kundgebungen und nur darum gegen die Missionare gerichtet, weil sie die Verkündiger der christlichen Lehre seien. Es kommt zwar vor, daß man der Verbreitung und dem Einflusse der „Lehre der fremden Teufel" zu wehren sucht, aber die Antipathie gegen die Religion als solche ist es nicht allein, die das Volk zu groben Ausschreitungen gegen die Missionare verleiten würde. Dazu steht dem Chinesen seine Religion zu wenig im Vordergrund. Es ist vielmehr die fremdländische Kultur, die mit den Missionaren

und durch das von ihnen gebrachte Christentum in China einzieht und das seinen Einfluß auf die althergebrachten Institutionen des „himmlischen Reiches" geltend zu machen sucht. Aus diesem Grund sind auch die Verfolgungen weniger gegen die fremdländischen Kaufleute und Beamten gerichtet, als gegen die Missionare, da die letzteren mit der Bevölkerung ungleich mehr in Berührung treten und größeren Einfluß auf dieselbe ausüben, als jene. Die große englische Zeitung, die „Times", weist deshalb in einem Artikel über den „Ursprung der Missionsmetzeleien" mit Recht darauf hin, daß wenn unter der Feindschaft, die sich gegen die Civilisation des Westens richtet, die Mission im besonderen zu leiden hat, dies nur darin seinen letzten Grund habe, daß eben das Missionswerk das einzige Mittel ist, durch das gegenwärtig der Einfluß der abendländischen Civilisation die Massen berührt. Der Kaufmann ist darum in den Augen der chinesischen Leiter nicht halb so gefährlich, als der Missionar; denn dieser allein gehe überall hin, nicht nur in die Vertragshäfen, sondern auch in die entlegensten Provinzen, und wohin er kommt, lebt er für das niedere Volk und mitten unter demselben. Das aber ist den chinesischen Führern ein unerträglicher Gedanke, daß sie in demselben Maß an Einfluß verlieren, als das Volk Vertrauen zu den Missionaren gewinnt.

Die direkten Wirkungen, die man von dem für China so unglücklich verlaufenen Krieg für die Mission erhoffte und erwartete, sind von verschiedenen Seiten wohl etwas überschätzt worden. Die Schläge, die es in so beschämender Weise von seinem unterschätzten Gegner erhalten, haben es nicht in dem Grade gedemütigt, als man hätte erwarten sollen. Demzufolge hat der Ausgang des Krieges auch keinen empfänglicheren Boden für die Aufnahme des Evangeliums geschaffen. Aber wie die früheren Kriege, in welche China durch seine unerträgliche Anmaßung mit dem Ausland verwickelt wurde, der Ausbreitung des Reiches Gottes jedesmal Vorspanndienste haben leisten müssen, indem dadurch die lange ängstlich verriegelten Thore des chinesischen Reichs aufgethan wurden, so hat auch der letzte Krieg Chinas mit Japan weitere Thüren der chinesischen Mission geöffnet. „Freilich dürfen wir uns dabei nicht verhehlen: kriegerische und diplomatische Siege sind noch keine Siege des Evangeliums. Damit, daß der Weg ins Land frei geworden ist, ist noch nicht der Weg zu dem Herzen des Volkes gefunden. Die alte Grenzsperre ist zwar gebrochen, aber ungebrochen ist noch die verknöcherte Selbstüberschätzung der Chinesen, der Fremdenhaß, diese zweite chinesische Mauer."

Immerhin scheinen sich doch neue Zeiten für China anzubahnen. So ist es nicht gering anzuschlagen, wenn der junge Kaiser Chinas in einer Proklamation die Ausländer und insbesondere die Missionare

der Achtung seiner Unterthanen empfiehlt. Das hätte vor 50 Jahren niemand zu hoffen gewagt und man muß ein solches Dekret dem jungen Kaiser hoch anrechnen, auch wenn seine Macht nicht ausreicht, seinem kaiserlichen Willen immer den nötigen Nachdruck zu verleihen. Noch wichtiger ist der neueste Erlaß, der erst im Februar dieses Jahres von Peking aus zur Kenntnis der ausländischen Konsuln gebracht worden ist. Nach ihm hat die kaiserliche Regierung Chinas an die Lokalbehörden aller Provinzen des Reichs den Befehl ergehen lassen, daß alle im chinesischen Gesetzbuch und in den sonstigen amtlichen Schriften befindlichen Paragraphen, die die Einschränkung der Verbreitung der christlichen Religion betreffen, gestrichen und ausgetilgt werden sollen. Dieses Edikt ist das erfreuliche Ergebnis einer Eingabe, die die in China arbeitenden evangelischen Missionen im November des letzten Jahres an den Kaiser in Peking eingereicht haben. In dem Memorandum, das von den Vertretern von zwanzig Missionsgesellschaften unterzeichnet war, machten dieselben u. a. dem Kaiser Vorstellungen über die letzten Verfolgungen und über die Verbreitung der aufhetzenden Schandlitteratur; ferner legten sie ihm das Wesen und die Ziele der christlichen Religion, sowie die Bestrebungen der Missionsthätigkeit und deren Resultate dar. Am Schluß sprachen sie die Bitte aus, der Kaiser möge von sich aus als Kundgebung seines eigensten Willens die in den Gesetzbüchern enthaltenen christenfeindlichen Paragraphen entfernen lassen.

Die Deputation, die das Memorandum zu überreichen hatte, wurde zwar vom Kaiser nicht persönlich empfangen, erhielt aber vom Auswärtigen Amt die Zusicherung, daß es nicht im Willen der kaiserlichen Regierung liege, daß die Christen verfolgt würden, und daß die Eingabe vom Kaiser mit Wohlwollen aufgenommen worden sei. Die Sache hat denn auch den bereits erwähnten Erfolg gehabt und wir wollen hoffen, daß das kaiserliche Edikt auch wirklich die zugesicherte Religionsfreiheit aufrecht erhalten werde.

Außer den Unruhen, die im letzten Jahr die Missionen bedrohten, kam noch die Pest hinzu, die wie der „schwarze Tod“ im Mittelalter den Süden von China, besonders Hongkong und Kanton heimsuchte und furchtbare Verheerungen unter der Bevölkerung anrichtete. Sie trat zuerst im April 1894 in Hongkong auf und wütete bis zum Juli; erst Ende August war sie am Erlöschen. Niemand kann die genaue Zahl der Opfer angeben. Aller Handel und Wandel waren während dieser Schreckenszeit lahmgelegt und auch die Missionsarbeit hatte darunter zu leiden. Die Regierung ergriff sofort die thatkräftigsten Maßregeln, um in Hongkong der Seuche entgegen zu treten. Sanitätskolonnen gingen von Haus zu Haus und ließen die

Kranken in die Hospitäler verbringen. Die Wohnungen wurden gereinigt, frisch getüncht und desinfiziert. In dem einen Bezirk wurden ganze Straßen gesperrt oder durch Feuer niedergelegt. Wo sich die Behausungen als gar zu elend herausstellten, wurden dieselben geschlossen und die Bewohner auf Kosten der Regierung in luftigeren und gesünderen Wohnungen untergebracht. Zur Verbreitung der Pest trugen auch die Lebensgewohnheiten und die Unsauberkeit der Chinesen viel bei; denn die Häuser der unteren Klassen befanden sich in einem Zustand, der für die Seuche eine wahre Brutstätte war. Der Fußboden war oft zwei bis drei Zoll hoch mit unbeschreiblichem Unrat bedeckt, da es chinesische Sitte ist, die Knochen und Ueberbleibsel bei Tisch einfach auf den Boden zu werfen. Dazu fanden sich die Wohnungsräume mit Leuten derart überfüllt, daß sie nicht selten neben und über einander in hühnerstallartigen, licht- und luftlosen Verschlägen kampierten.

Anfangs stießen die Sanitätskolonnen auf wenig Widerstand beim Volk; aber gar bald verbreiteten die eifersüchtigen eingeborenen Aerzte und die geheimen Gesellschaften die absurdesten Verleumdungen über die menschenfreundlichen Maßregeln der Regierung. Die alten Märlein, daß man den Kindern die Leber ausschneide, um Medizin daraus zu bereiten, daß man die Leute mit Eisumschlägen umbringen wolle u.s.w. wurden bereitwilligst geglaubt; ja man sprengte das Gerücht aus, es sei der Regierung nur darum zu thun, die zu dichte Bevölkerung Hongkongs zu vermindern. Demzufolge flüchteten ca. 61 000 Bewohner von der Insel auf das Festland hinüber und verpflanzten dadurch nicht nur die Keime der Seuche dahin, sondern verbreiteten auch jene albernen Gerüchte über die ganze Provinz, so daß an manchen Orten, besonders in Kanton, ernstliche Unruhen auszubrechen drohten.

Das Aeußere der Stadt und ihrer Straßen bot in der Zeit, da die Pest am heftigsten wütete, das Bild einer Totenstätte. In vielen Nebenstraßen, wo sonst ein Strom von Menschen dahinflutet, war kaum eine Menschenseele zu sehen. Haus an Haus war geschlossen. Selbst auf einer der sonst belebtesten Straßen war nur hie und da ein Karren zu sehen, auf dem zwei Soldaten die Toten hinwegschafften. Arbeiter waren zu solchem Dienst gar nicht zu haben. Nur Krankenwagen fuhren ab und zu, und von den vielen Kaufläden standen bloß einige wenige offen, doch ohne viel Zuspruch zu erhalten. Da und dort hockten arme Mütter mit ihren Kindern, denen die Pest den Ernährer entrissen hatte, bleich und abgehärmt auf ihrem bischen Hausrat, während Soldaten ihre Wohnung desinfizierten. Manche Personen wurden von der Seuche so unversehens überfallen und hinweg-

gerafft, daß sie mitten auf der Straße plötzlich hintaumelten und in wenigen Minuten ihren Geist aufgaben oder auf dem Transport starben.

Die eingeborenen Christen wollten sich zuerst auch von der allgemeinen Panik hinreißen lassen, aber der Zuspruch der Missionare, daß sie jenen grundlosen Gerüchten keinen Glauben schenken dürften, und der Hinweis darauf, daß ihnen nun die beste Gelegenheit geboten sei, den Heiden gegenüber ihr Vertrauen auf Christum, den alleinigen Helfer, an den Tag zu legen, war nicht fruchtlos. Doch war es eine rechte Prüfungszeit für sie, in der sie aber im allgemeinen den Thatbeweis geliefert haben, daß sie wissen, an wen sie sich in solchen Zeiten der Not zu halten haben. Bisweilen fragten auch die Heiden verwundert: „Wie kommt es denn, daß die Seuche euch Christen verschont? Haben wir doch lärmende Umzüge gehalten, Feuerwerk abgebrannt und unseren Gottheiten Opfer dargebracht, und doch ist alles vergeblich und wir sterben zu Hunderten!" Die Christen blieben ihnen die Antwort nicht schuldig und wußten, was sie ihnen zu entgegnen hatten. Ihr Verhalten blieb auch nicht ohne Eindruck auf die Heiden. Es ist auch wunderbar, daß die Christen im allgemeinen verschont geblieben sind, obgleich viele derselben in den schlimmsten Quartieren der Stadt wohnten. Sterbefälle unter ihnen kamen nur ganz vereinzelt vor. Die Missionsarbeiter der verschiedenen Gesellschaften — der evangelischen wie der katholischen Mission — vereinigten sich in dem von der Regierung für diese Notzeit errichteten Hospital und leisteten Hilfe. Es war dies anfangs eine schwierige Sache, denn die Kranken waren durch die umlaufenden Gerüchte so von Vorurteil gegen die ärztliche Behandlung der Europäer erfüllt, daß sie derselben den heftigsten Widerstand entgegensetzten. Mit geschlossenen Zähnen weigerten sie sich, Medikamente und Nahrung zu sich zu nehmen; manche wehrten sich sogar, indem sie kratzten, um sich schlugen und bissen und ihre Pfleger mit Schimpfnamen belegten. Aber nach und nach gewann man ihr Vertrauen und wurde von ihnen mit dankbarem Lächeln begrüßt.

Noch heftiger trat die Pest in Kanton auf, wo es an den europäischen Sanitätsvorrichtungen fehlte. Alle heidnischen Prozessionen und Beschwörungen, das Schlagen von Gongs und die Abbrennung von Feuerwerk konnte der Plage keinen Einhalt gebieten. Infolge dessen rottete sich da und dort der Pöbel zusammen, und eine Zeitlang war auch die dort arbeitende Rheinische Mission mit ihrem Missionshospital in Tungkun ernstlich gefährdet. Eine Kapelle der Presbyterianer in der Nähe von Tungkun wurde von einem wütenden Volkshaufen zerstört. Doch verhinderten die chinesischen

Behörden mit dankenswerter Energie weitere Ausschreitungen. — Die Seuche erlosch erst, nachdem sie mehrere tausend Menschen hinweggerafft hatte, tauchte aber später noch einmal vorübergehend in Makao auf und zeigt sich neuerdings zum Schrecken der Bevölkerung wieder in Hongkong.

Auch sonst hat es in China nicht an allerlei Heimsuchungen gefehlt, die in Gestalt von Ueberschwemmungen und Hungersnot auftraten. Aber alles das hat im großen und ganzen keine nachhaltige, läuternde Wirkung auf die chinesische Bevölkerung auszuüben vermocht. Die Schuld an allem nationalen und wirtschaftlichen Unglück wird von ihr nicht da gesucht, wo sie zu suchen ist. Die Augen aber lassen sich die wenigsten öffnen. Trotz alledem hat das Missionswerk fast in allen Teilen Chinas in den letzten Jahren einen gesegneten Fortgang genommen. Wie der Krieg, so haben auch die Unruhen und Aufstände nur ganz vorübergehende Störungen hervorgerufen. Es hat im Gegenteil das Werk an räumlicher Ausdehnung bedeutend gewonnen. Verschiedene Gesellschaften, wie die englisch-kirchliche und die China Inlandmission haben ihre Posten in den westlichen Provinzen beträchtlich vermehrt und auch sonst ist auf verschiedenen Seiten das Arbeiterpersonal erheblich verstärkt worden. Besonders sind in den letzten Jahren auch viele weibliche Missionskräfte in die Arbeit eingerückt.

Erfreulich ist, daß manche älteren Missionen, die bisher vorwiegend in den größeren Städten und Centren der Provinzen arbeiteten, jetzt ihr Werk immer mehr auch auf die Landbezirke ausdehnen und hier zahlreiche Außenstationen anlegen. Als wichtiger Zweig der Missionsthätigkeit, durch die der Mission auch von auswärts manche Leute zugeführt und wodurch dieselben für das Evangelium gewonnen werden, erweisen sich die Missionshospitäler und die ärztliche Mission. So hat auch die Basler Mission sich in den letzten Jahren dazu entschlossen, ein solches auf ihrer Station Kayintschu, im Oberland der Kanton-Provinz, zu errichten, nachdem sie vor zwei Jahren einen Missionsarzt dort stationiert hat. Aber auch anderwärts sind in letzter Zeit eine ganze Reihe von neuen Hospitälern errichtet worden. Ebenso wird den Aussätzigen mehr als bisher Aufmerksamkeit geschenkt.

Was nun die gegenwärtigen Aussichten der Mission in China betrifft, so scheinen diese nach den Berichten der verschiedenen Gesellschaften günstiger zu sein, als es die politische Lage vermuten lassen sollte. In den meisten Missionen haben sich die Gemeinden stark vermehrt und es thun sich vielerorten neue Thüren auf. Auch von Erweckungen wird uns berichtet, sowie von dem Verlangen größerer

Kreise nach der christlichen Wahrheit. So schreibt z. B. Archidiakonus Wolfe von der Provinz Fukien: „In verschiedenen Teilen des Landes und an Orten, wo bis jetzt alles erstorben und jede Arbeit hoffnungslos zu sein schien, ist plötzlich ein solches Interesse erwacht, daß buchstäblich Hunderte zu den Gottesdiensten herbeiströmen. Erst neulich erschienen verschiedene Deputationen aus mehreren großen Städten und Dörfern, die im Namen von einigen hundert Familien die Bitte aussprachen, man möge in ihren Dörfern Predigtplätze errichten und ihnen Lehrer senden, damit sie in den Lehren des Christentums unterrichtet würden. In einigen dieser Ortschaften haben mehrere hundert Familien dem Götzendienst entsagt und Häuser gemietet, die als Predigtlokale dienen sollen.“ Aehnliches berichten auch die Barmer aus dem Bezirk Tungkun.

Bewegungen dieser Art thun sich auch anderwärts, besonders im Norden, kund und lassen darauf schließen, daß die jahrelange Aussaat trotz dem verrufenen Nationalcharakter der Chinesen, trotz Verfolgungen und Hetzereien der oberen Kreise, allgemach zu keimen beginnt und für die Zukunft eine größere Ernte verheißt. Aber auch für das, was bis jetzt geschehen und erreicht worden ist, darf der Missionsfreund dankbar sein. „Als im Jahr 1843“ — schreibt der rheinische Missionar Genähr (Allg. Miss.-Ztschr. 1896, Beibl. 39 f.) — „die wenigen damals in China arbeitenden Missionare zu einer Konferenz zusammentraten, da ergab es sich, daß bis dahin im ganzen sechs Chinesen zum evangelischen Christentum bekehrt waren; so trübe schienen damals die Aussichten für protestantisches Christentum in China. Gegenwärtig giebt es dort über 500 organisierte Gemeinden mit ca. 60 000 Kommunikanten. Die Gesamtzahl der Getauften ist natürlich entsprechend größer. Man schätzt sie auf 90—100 000. Jene 60 000 Abendmahlsberechtigten bringen jährlich ca. 180 000 Mark Beiträge für Kirche und Schule auf. Unter ihnen sind ca. 250 ordinierte Prediger, 1300 Predigtgehilfen, 200 Bibelfrauen und beinahe ebenso viele Kolporteure der britischen, schottischen und amerikanischen Bibel- und Traktatgesellschaften, lauter Kinder des Reichs der Mitte. Diese Zahlen beweisen, daß die chinesischen Christen einer regen Opferlust für Zwecke des Reiches Gottes wohl fähig sind und daß es ihnen auch nicht an Trieb fehlt, für die Sache des Herrn zu werben. Nicht mit Unrecht wird ihnen auch Treue im Bekenntnis und Standhaftigkeit unter Verfolgungen nachgerühmt. Während der Unruhen und Drangsale, die das letzte Jahr in so reichem Maße über die Christengemeinden Chinas gebracht hat, haben nicht wenige um ihres Glaubens willen Mißhandlung und Beraubung ihrer Güter erduldet, ohne wankend zu werden.“

Dagegen erfordert das ungeheure Gebiet Chinas, das ungefähr 5 Millionen Geviertmeilen umfaßt, und — nach seinem Quadratinhalt gemessen — den dritten Staat der Welt darstellt und ca. 400 Millionen Einwohner zählt, eine weitaus größere Entfaltung der Missionsthätigkeit, als dies bis jetzt der Fall gewesen ist. Denn was hierin zur Zeit geschieht, ist nur ein Tropfen am Eimer. „Von den 980 Kreisstädten Chinas, die eine Unzahl von kleineren Städten repräsentieren, sind kaum 80 von der evangelischen Mission wirklich in Angriff genommen und bearbeitet worden." Kein Wunder, wenn die Resultate der Missionsthätigkeit in solchen ausgedehnten Gebieten weniger in die Augen springen, als in solchen, wo alles einander näher gerückt ist.

Diesem Länderkomplex und seinen Millionen von Einwohnern aber das Evangelium zu bringen, ist nicht nur Aufgabe der Christen, sondern auch gegen früher um vieles erleichtert, indem Gottes Hand, die dem Kommen seines Reiches die Wege bahnt, einen Umschwung der Dinge herbeigeführt und die ehemals bestehenden Schranken hinweggeräumt hat; denn nicht nur ist, im Gegensatz zu früher, ganz China heute den Boten Christi erschlossen — mehr als es selbst in Japan der Fall ist — auch das Volk zeigt sich im großen und ganzen dem Evangelium zugänglich, und ist besonders im Innern des Landes überall geneigt, Bücher und Traktate anzunehmen. „Auf einem Weg von 3000 Meilen", schreibt ein englischer Missionar, „war ich nicht einmal genötigt, auch nur meinen Paß vorzuweisen, noch veranlaßt, eine Obrigkeit um Hilfe und Schutz zu bitten. In jeder Stadt, in jedem Dorf, durch das ich kam, konnte ich das Evangelium großen Scharen predigen." Und ein anderer berichtet: „Ich bin hinsichtlich der Bekehrung der Chinesen zum christlichen Glauben voll guter Zuversicht. Ich möchte fast glauben, daß ich es selbst noch erleben werde, daß sich die Chinesen in großer Zahl dem Christentum zuwenden werden."

In der Annahme eines lebendigen Christentums liegt auch die Voraussetzung zu Chinas Heil und Wohlfahrt. Denn wie das Evangelium als eine Kraft Gottes die Herzen erneuert, so ist es auch die alleinige Lebensmacht, durch die dem erstarrten Riesenleib des chinesischen Reichs neues Leben einströmen kann. Dann werden auch, wie Dr. Faber in seiner trefflichen Schrift: „China in historischer Beleuchtung" sagt, alle socialen Reformen, und auch die politische Regeneration Chinas als natürliche Folge des neuen Lebens zur Erscheinung kommen, wie Blüte und Frucht am lebenskräftigen Baum.

Bücheranzeige.

Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1896. Leipzig. H. G. Wallmann. Mk. 1.50.

Ein sehr empfehlenswertes Missionsbuch, das sich wie immer durch seine gründlichen und gediegenen Artikel auszeichnet und auch inhaltlich eine reiche Mannigfaltigkeit aufweist. Aus seinem Inhalt heben wir hervor: Der Universalismus des Christentums, wie er wurzelt in der Person Jesu Christi. — Das Jahr 1895 (eine Uebersicht der wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiet der Mission). — Allerlei Gattung. — Die Frauen Ostindiens und die Mission unter denselben. — Die Leipziger Mission in Ostafrika. — Madagaskar. — Was für eine Frucht ist nach dem Volkscharakter der Chinesen und Japaner aus dem letzten Kriege für die Mission zu erwarten? — Das Blutbad von Kutscheng. — Reiseeindrücke unter den russisch-polnischen Juden.

Wertvoll sind auch die Angaben über die Missionslitteratur und eine graphische Darstellung der Missionsbeiträge im Königreich Sachsen, sowie die wichtigsten Missionsadressen und ein Verzeichnis der deutschen Missionskonferenzen.

Meinecke G. **Aus dem Lande der Suaheli.** I. Teil. Reisebriefe und Zuckeruntersuchungen am Pangani. Vegetationsbilder von Dr. O. Warburg. Mit 40 Illustrationen und einer Karte im Text. 194 Seiten. Berlin S.W. Deutscher Kolonial-Verlag (G. Meinecke).

Reisebriefe, die sich angenehm lesen und ein klares Bild der ostafrikanischen Küstenlandschaften und ihrer Bevölkerung geben. Sehr ansprechend und instruktiv ist auch die Beschreibung der hervorragendsten Typen der ostafrikanischen Flora, die zum Teil durch beigegebene Bilder veranschaulicht werden. Ein zweites Bändchen, das im Herbst erscheinen soll, wird den Sklavenhandel, arabische Holzschnitzereien und Suaheli-Lieder behandeln.

Deutscher Kolonial-Kalender für das Jahr 1896. Nach amtlichen Quellen bearbeitet und herausgegeben von Gustav Meinecke. Mit einem Porträt. Berlin. Deutscher Kolonial-Verlag (G. Meinecke).

Derselbe giebt in knapper, aber übersichtlicher Form Auskunft über die sämtlichen deutschen Schutzgebiete und was auf Verwaltung, Rechtspflege, Mission, Post, Plantagenwirtschaft, Handel und Verkehr in denselben Bezug hat. Ein Büchlein, in dem sich nicht bloß der Kolonialpolitiker, sondern auch der Missionsfreund gerne umsieht.

Der japanisch-chinesische Krieg in kurzgefaßter Darstellung von Jukichi Inouye. Deutsch von C. Birndt. Dresden u. Leipzig. Verl. v. C. Reißner. 132 S. Mk. 2.

Der seiner Zeit nur durch die Tagesblätter bekannt gewordene Verlauf des japanisch-chinesischen Krieges hat hier durch einen Japaner eine zusammenhängende Darstellung erhalten und zwar, wie uns im Vorwort versichert wird, in ungeschminkter Weise und ohne alle Uebertreibung, zu der die nationale Begeisterung den Verfasser hätte hinreißen können. Diesen Eindruck der unparteiischen Darstellung macht auch wirklich die Schrift. Der Text ist durch mehrere Federzeichnungen und Kartenskizzen veranschaulicht und das Aeußere des Buchs erscheint in einem japanischen Gewand.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**



Residenz der Asantekönige mit dem Opferplatz.

(Vgl. Miss.-Mag. Juli, S. 287.)

Die Niederländische Missionsgesellschaft.

Von P. Wurm.

Die Niederländische oder alte Rotterdamer Missionsgesellschaft darf im Jahre 1897 ihr hundertjähriges Jubiläum feiern. Sie ist auf dem europäischen Festland die älteste durch freie Vereinigung christlicher Freunde entstandene Missionsgesellschaft; denn die dänisch-hallesche und die Mission der Brüdergemeinde kann man nicht eine Gesellschaft nennen. Sie hat mancherlei Wandlungen durchgemacht, da sie mehr als die deutschen in die theologischen und kirchlichen Kämpfe des Mutterlandes hineingezogen wurde. Ein großer Teil der niederländischen Missionsfreunde hat sich von ihr abgewendet; aber der Herr hat auch in ihr die Arbeit treuer Zeugen so reichlich gesegnet, daß mehr als 100 000 Heiden durch ihre Sendboten zum evangelischen Christentum geführt wurden, ehe der Islam jene schönen Inseln von Niederländisch-Ostindien eroberte. Auch die Kämpfe in der Heimat, welche sie durchzumachen hatte, sind zwar nicht erquicklich, aber für unsere Zeit lehrreich, und wir hoffen, daß die Gesellschaft auch ferner treue Zeugen des gekreuzigten und auferstandenen Heilands aussenden, und daß der Herr sich zu ihrer Arbeit bekennen werde. Für die Freunde der Basler Mission aber hat die Geschichte dieser Gesellschaft noch ein besonderes Interesse, da die ersten Zöglinge des Basler Missionshauses in ihre Dienste getreten sind, und wir werden deshalb die Arbeit derselben besonders berücksichtigen. Zuvor aber müssen wir wohl manche unserer Leser erst orientieren auf dem geschichtlichen Boden, auf welchem diese Gesellschaft entstanden ist.

Man wird wohl sagen dürfen: Das kirchliche Leben in den Niederlanden hat mehr Aehnlichkeit mit dem schweizerischen als mit dem deutschen. Wie in der Sprache die Extreme sich be-

rühren, so daß z. B. in dem Wort „Utrecht“ das „ch“ vom Holländer in ebenso hartem Kehllaut ausgesprochen wird, wie vom Züricher, so finden wir im Mündungslande des Rheins ein nicht weniger freiheitsliebendes Volk, wie in seinem Quellgebiet: ein Volk, das sich nicht von einer Hauptstadt beherrschen läßt, sondern provinzielle und persönliche Selbständigkeit eifersüchtig hütet. In heißem Kampf hat dieses Volk sich seine Freiheit errungen, zugleich mit der politischen auch die religiöse, und es ist sorgfältig darauf bedacht, sie vor fremden Einflüssen zu bewahren. Die Niederlande haben sich, wie die Schweiz, vom deutschen Reiche losgerissen und auch in der Gestaltung der evangelischen Kirche als einer reformierten gegenüber dem deutschen Protestantismus eine selbständige Stellung eingenommen. Der Gemeinde wurde mehr Einfluß auf die kirchlichen Ordnungen gestattet, als in Deutschland. Aber wie in der Schweiz, so ist es auch in den Niederlanden nicht gelungen, eine von der politischen unabhängige Kirchgemeinde herzustellen. Eine solche Mannigfaltigkeit von kirchlichen Ordnungen, wie in den Schweizerkantonen, finden wir allerdings in der niederländisch-reformierten Kirche nicht, aber eine geschlossene Einheit in kirchlicher Beziehung haben auch dort die verschiedenen Provinzen in alten Zeiten nicht gebildet; die politische Macht hat es nicht dazu kommen lassen, und wir werden wohl annehmen müssen, daß die Zerfahrenheit auf kirchlichem Gebiet, welche in unserem Jahrhundert in den Niederlanden, wie in der Schweiz, früher als in Deutschland aufgetreten ist, auch mit diesen geschichtlichen Verhältnissen in Zusammenhang stehe.

Die Niederländer sind ein Handelsvolk, das im Kampf gegen Spanier und Portugiesen jenseits des Meeres im 17. Jahrhundert ein großes *Kolonialgebiet*, namentlich auf den ostindischen Inseln, sich erobert hat. Es war das Zeitalter der Orthodoxie, in welchem der jugendfrische niederländische Staatenbund zur gewaltigen Seemacht heranwuchs, und die Kaufherren waren nicht nur darauf bedacht, für sich große Reichtümer aus fernen Ländern zu sammeln und die heidnischen Völker zur Arbeit zu erziehen, sondern sie wollten dieselben auch im *evangelischen Christentum unterrichten*, soweit sie nicht, wie in Südafrika, als Sklaven behandelt wurden. Namentlich da, wo die Portugiesen schon die katholische Kirche gepflanzt hatten, sollte die reformierte

an die Stelle treten. Aber die Methode der Christianisierung war leider keine wesentlich bessere, als bei den Katholiken. Nur in der Errichtung von Schulen thaten sie mehr. Durch äußere Vorteile, Anstellung in Aemtern und dergleichen wurden viele Heiden oder Katholiken zum Uebertritt in die reformierte Kirche bewogen, und die Zahl der Prediger, welche auf die fernen Inseln geschickt wurden, entsprach keineswegs dem Bedürfnis. Die Kaufherren wollten nicht so große Opfer bringen für die Kirche Christi, und man wird auch sagen können: das Mutterland war zu klein, um ein so großes Kolonialgebiet mit Predigern und Missionaren genügend zu versorgen, Ausländer aber wollte man nicht zulassen. Ueberdies stand man nicht mehr in der ersten Liebe der Reformationszeit. An theologischer Arbeit und theologischen Kämpfen fehlte es in den Niederlanden im 17. Jahrhundert nicht, und sie zogen das Interesse auch der politischen Machthaber nur zu sehr auf sich. Aber es war vielfach eine tote Orthodoxie an die Stelle des reformatorischen Zeugnisses getreten, und so war unter den wenigen Predigern, welche in die fernen Kolonien gingen, die Zahl derer gar gering, welche den rechten Missionssinn hatten. Es wurde ein Namenchristentum gepflanzt auf den ostindischen Inseln, dem es noch weit mehr an christlicher Erkenntnis und christlichem Leben fehlte, als den Gemeinden in der Heimat. Sobald äußere Vorteile nicht mehr für die Christen winkten, sanken viele in ein erklärtes Heidentum zurück. Das zeigte sich, als 1796 die schöne Insel Ceylon von den Niederländern an die Engländer überging, und es wird uns dies in der Geschichte der niederländischen Missionsgesellschaft auf Schritt und Tritt begegnen.

So haben in demselben 17. Jahrhundert, in welchem die evangelische Kirche in Deutschland durch den dreißigjährigen Krieg an den Rand des Untergangs kam, die Niederländer im fernen Osten große Gebiete für dieselbe erobert, aber es war, wie gesagt, eine sehr äußerliche, durchaus ungenügende Ausbreitung, und manche Beamte und Kaufleute haben durch Habsucht und Grausamkeit das ihrige gethan, daß der Christenname bei den Heiden verlästert wurde und der Islam größere Fortschritte machen konnte. Im 18. Jahrhundert folgte das Zeitalter der Aufklärung. Der englische Deismus, der französische Naturalismus und der deutsche Rationalismus wirkten auf die für alle Bildungselemente empfäng-

lichen Niederländer ein, und nun wurde es vollends für überflüssig gehalten, den Bewohnern der Kolonien das Evangelium zu bringen, das man selbst nicht mehr hoch schätzte. Die Beamten betrachteten es vielmehr als ihre Aufgabe, die Mohammedaner bei guter Laune zu erhalten und mit der niederländischen Herrschaft auszusöhnen. So ist Java unter niederländischer Herrschaft aus einem heidnischen ein mohammedanisches Land geworden. Ganz so schlimm ging es auf andern Inseln nicht, aber immerhin war auch dort das Missionswerk lahm gelegt. Der holländischen Prediger waren es so wenige, daß sie die bestehenden Christengemeinden nur aufs notdürftigste bedienen konnten, und sie waren ganz abhängig von der Regierung, die ihnen die Arbeit unter den Heiden oft geradezu verbot. Als dann zu Ende des 18. Jahrhunderts die Kolonien den Niederländern genommen wurden, waren die Gemeinden vollständig verwaist.

---

1. Die Gründung der Niederländischen Missionsgesellschaft.*)

Im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts, in denselben Jahren, in welchen die französische Republik alle Religion abschaffen wollte, traten in England Männer aus verschiedenen Kirchen: Presbyterianer, Independenten, Bischöfliche und Methodisten zusammen, um das Evangelium Jesu Christi rein und lauter nach der Heiligen Schrift, ohne die besonderen Kirchenformen der Heimat, unter den Heiden in den fernen Weltteilen auszubreiten. Nachdem die Baptisten schon 1792 durch den Feuereifer W. Careys ihre Missionsgesellschaft bekommen hatten, entstand 1795 die Londoner Missionsgesellschaft in der angegebenen Weise durch das Zusammenwirken so verschiedenartig geschulter Männer, die alle von der Liebe Christi beseelt waren und in der Hauptsache sich eins wußten gegenüber dem in der Welt herrschenden Unglauben.

---

*) Unsere Hauptquelle für die Geschichte der Niederländischen Missionsgesellschaft ist: Dr. E. F. Kruijf, Hoogleerar te Groningen, Geschiedenis van het Nederlandsche Zendelinggenootschap en zijne Zendingsposten. Groningen. 1894.

Dieses Feuer leuchtete auch herüber auf das europäische Festland und berührte zuerst die niederländische Küste. Nach menschlicher Berechnung hätte man nicht erwarten können, daß gerade jetzt im Mündungslande des Rheins eine Unternehmung, welche sich auf eine entfernte Weltgegend erstreckte, Anklang fände. Denn es war seit 1795 eine Zeit der tiefen Erniedrigung für die einst die See beherrschenden Vereinigten Niederlande eingetreten. Die Franzosen hatten das Land erobert und die „batavische Republik" zum Vasallen der französischen gemacht. Später übergab Napoleon I. seinem Bruder, dem Vater Napoleons III., das Königreich Holland, und als dieser abdankte, wurde es mit Frankreich vereinigt. Die Kolonien gingen an die Engländer verloren, welche ihre Uebermacht zur See benutzten, um das durch die französischen Kriege herrenlos gewordene Land jenseits des Ozeans zu besetzen. Aber in dieser Zeit der Demütigung rief ein kleines Häuflein zu Gott und wagte es, Eroberungen mit den Waffen des Geistes in den fernen Weltteilen zu planen.

Den 19. Dezember 1797 kam in Rotterdam im Hause des Predigers Verster eine Versammlung von Predigern, Kaufleuten, Beamten und andern christlichen Personen zustande, welche die Niederländische Missionsgesellschaft zur Fortpflanzung und Beförderung des Christentums, besonders unter den Heiden gründete. Die Seele der Versammlung war ein 50jähriger Mann, dessen hohe Stirne den Denker verriet, und auf dessen feingeschnittenen Zügen zu lesen war, daß seine Lebensjahre auch Dienstjahre gewesen seien.

Johann Theodor van der Kemp war der Sohn eines Predigers in Rotterdam, geboren 1747, hatte in Leiden Medizin studiert, war in alten und neuen Sprachen bewandert, hatte aber den Militärdienst liebgewonnen und 14 Jahre als Dragoner gedient. Eine glänzende Laufbahn stand ihm offen, aber der Unglaube und die Sittenlosigkeit, in der er lebte, hatte seinen Vater ins Grab gebracht. Ein Streithandel, in den er mit dem Prinzen von Oranien geriet, veranlaßte ihn, seinen Abschied zu nehmen, worauf er in Edinburg wieder studierte und 1782 die medizinische Doktorwürde mit dem ehrenvollsten Zeugnis erhielt. Er praktizierte nun in Middelburg und leistete in jenen Kriegszeiten auch als Militärarzt den Verwundeten mancherlei Hilfe. Aber er war noch immer ohne Glauben, jedoch nicht ohne ein Streben nach Tugend, und eine ver-

borgene Angst vor der Ewigkeit konnte er nicht wegbringen. Da ertrank 1791 vor seinen Augen seine Frau und sein einziges Kind bei einer Lustfahrt auf dem Fluß, und er selbst konnte nur mit genauer Not gerettet werden. An diesem Ereignis brach sein Stolz. Er besuchte seit Jahren zum erstenmal wieder eine Kirche, nahm am Abendmahl teil, begann die Heilige Schrift zu lesen, es wurde licht in seinem Herzen, und er warf sich vor Jesu, dem so oft von ihm Gelästerten, auf die Kniee. Während er in seiner Einsamkeit sich mit dem Studium der Heiligen Schrift beschäftigte, fiel ihm ein Aufruf der neugegründeten Londoner Missionsgesellschaft in die Hände. Er bot sich dieser Gesellschaft als Glaubensbote an und wollte nun, ehe er auf sein Arbeitsfeld ging, bei seinen niederländischen Landsleuten das Feuer anzünden, welches in England brannte.

Den 6. November 1797 hatte die Londoner Missionsgesellschaft eine Ansprache an die lebendigen Christen in den Niederlanden verfaßt, van der Kemp hatte sie übersetzt und in seiner Heimat verbreitet. Auf diese Ansprache hin hatten sich 40 angesehene Männer bereit erklärt, in Rotterdam zusammenzukommen, und obgleich nur die Hälfte wirklich erschien, schreckte das den von der Liebe Christi durchdrungenen van der Kemp nicht zurück, die Gesellschaft wurde gegründet und das älteste Mitglied zum Präsidenten, das jüngste zum Sekretär ernannt, die in Rotterdam wohnenden Prediger Verster, Sprenger van Eyk und Hoog und die Laien Brem, Uytdenbroeck*) und Ledeboer zu Direktoren der Gesellschaft gewählt. Ihnen wurden noch fünfzehn auswärts wohnende Herren als Direktoren hinzugefügt: zwei Professoren der Theologie, zwölf Prediger und ein Laie. Ein Aufruf an das christliche Volk in den Niederlanden wurde beschlossen, welcher den Zweck der Gesellschaft darlegte und zum Beitritt einlud, auch die Fürbitte für die Mission am ersten Montag des Monats, abends 7 Uhr, empfahl. In der Abendversammlung desselben Tages führte van der Kemp einige Punkte noch näher aus, und man beschloß, an die abgelegenen Provinzen Gelderland, Friesland, Overyssel, Groningen und Drenthe eine Entschuldigung zu schicken, daß man sie nicht

*) Für die Aussprache der holländischen Personennamen bemerken wir, daß im Holländischen eu = ö, ij = ei, oe = u, ou = au, uij = eu, u = ü, z = s gesprochen wird. Die geographischen Namen haben wir nach deutscher Aussprache geschrieben.

zu der ersten Zusammenkunft eingeladen habe. Nach gemeinsamem Gesang kniete die Versammlung nieder, um den Segen des Herrn für das beschlossene Werk zu erflehen.

Derjenige Mann, welcher dem Werk den größten Impuls gegeben, van der Kemp, war nur auf Besuch aus England herübergekommen, er hatte nicht die weitere Leitung. Wie wir sehen, war dabei von Anfang an die offizielle Kirche stärker vertreten, als z. B. bei der Gründung der Basler Mission. Auch wurde alles von Anfang an mehr organisiert; es wurden Kommissionen eingesetzt für die verschiedenen Aufgaben der Gesellschaft, und es tritt nicht ein einzelner Inspektor in den Vordergrund. Ob nun alle die kirchlichen Würdenträger, die man in die Direktion berief, das Werk wirklich auf betendem Herzen trugen und das praktische Geschick für solche Arbeit hatten, das ist eine andere Frage. Immerhin waren es Leute von positiver Richtung. Der Rationalismus hatte überhaupt in den Niederlanden die Kirche nicht so verwüstet, wie in den Ländern Friedrichs des Großen. Wir erinnern an die seit 1778 bestehende Teyler'sche Stiftung in Leiden und an die Gesellschaft zur Verteidigung des christlichen Glaubens in Haag (seit 1785), welche wissenschaftliche Arbeiten zur Bekämpfung des herrschenden Unglaubens durch Preise förderte. Unter dem Volk wirkte namentlich der Dichter Bilderdijk (geb. 1756) durch seine christliche Wärme für Aufrechterhaltung des alten Glaubens. Der Missionsgedanke mußte überhaupt einem Volke, das durch seine Kolonien seit 200 Jahren in Berührung mit der Heidenwelt gekommen war, und von welchem schon manche Prediger unter den Heiden gearbeitet hatten, nicht so ferne liegen, wie den Binnenländern. Doch mußte er auch hier gegen die herrschende Zeitströmung kämpfen.

Noch am Abend des Stiftungstages war beschlossen worden, die verschiedenen Synoden von der Errichtung der Gesellschaft zu benachrichtigen und sie um Korrespondenz zu ersuchen. Es wurde also eine Verbindung mit der niederländisch-reformierten Kirche sogleich hergestellt. Die Antworten der Provinzialsynoden lauteten verschieden, einige zustimmend, andere aber auch bedenklich, da die Gesellschaft auch Beiträge von Leuten annahm, die der Landeskirche nicht angehörten.

---

2. Die Wartezeit.

Die Missionsgesellschaft war gegründet. Aber wo sollte sie ihr Arbeitsfeld finden? — Die Kolonien waren von den Engländern weggenommen und das Mutterland abhängig von Frankreich, dem Feind Englands. „Es giebt auch bei uns noch viele Heiden.“ — Dieser Ruf drang von seiten mancher Mitglieder zu den Ohren der Direktoren, und so wurden allerlei Arbeiten der inneren Mission in den Niederlanden unterstützt: verschiedene Arten von Schulen, Bibel- und Traktatverbreitung in Gefängnissen, Kasernen, an Seeleute u. dergl. Es war keine einheitliche Arbeit, aber immerhin wurde die Gesellschaft ein Mittelpunkt, um welchen die verschiedenen Bestrebungen zur Erweckung des geistlichen Lebens in der Heimat sich sammeln konnten.

Ueberdies faßte man die Evangelisation in Frankreich und die Unterstützung der zerstreuten evangelischen Gemeinden in Belgien ins Auge. Allein die Herren gingen vorsichtig zu Werke, und so geschah in dieser Richtung nicht viel. Auch die Mission unter Juden und Mohammedanern wurde in den Berichten besprochen, aber nicht ausgeführt.

Der eigentliche Zweck der Gesellschaft war denn doch die Heidenmission. Van der Kemp hatte sich der Londoner Missionsgesellschaft zur Verfügung gestellt. Seinem Beispiel folgte Kicherer, ein Kandidat der Theologie aus dem Haag. Die beiden schifften sich den 12. Dezember 1798 nach Südafrika ein und wurden von der niederländischen Gesellschaft unterstützt zu ihrem Werk, und 1800 folgten ihnen drei weitere Holländer nach. Als das Kapland 1802 wieder niederländisch wurde, wollte die Gesellschaft eine selbständige Arbeit beginnen, aber weder die holländischen Prediger im Kapland noch die dortige Regierung kam dem Plan freundlich entgegen. Im Januar 1805 waren elf Missionare in Kapstadt und warteten auf die Erlaubnis der Regierung, um nach ihrem Arbeitsfeld abzureisen. Sie erhielten den Befehl, so weit außerhalb der Kolonie zu bleiben, daß ihre Schulen und Versammlungen von Eingeborenen keine tägliche Gemeinschaft mit Bewohnern der Kolonie haben können, und kein Missionar durfte auf der Reise nach seiner Station innerhalb der Kolonie Gottesdienst halten, außer mit Zustimmung des Gouverneurs und des betreffenden Gemeindekirchenrats. Unter besonderen Bedingungen

wurde Erlaubnis gegeben zum Fortbestehen der drei innerhalb der Grenzen liegenden Stationen von Kicherer am Sackfluß, der Herrnhuter in Baviaanskloof und von van der Kemp in Bethelsdorp. Der Kolonialrat behauptete, die Mission ziehe die Hottentotten ab von den Diensten für die Europäer, welche doch zum Gedeihen des Landes notwendig seien, sie stören die Ruhe der Hausgenossen und verursachen viel Unzufriedenheit unter den Bewohnern des platten Landes. Die Verhandlungen zwischen der Missionsgesellschaft und der Regierung kamen nicht zum Ziel, bis das Kapland 1806 wieder unter britische Herrschaft kam. Die Londoner Missionsgesellschaft dankte der niederländischen für die Dienste, die sie ihr erwiesen und erklärte sich bereit, dieselben Dienste ihr künftig zu leisten. Sie sprach die Hoffnung aus, es werden keine politischen Verhältnisse sie daran verhindern. — Wir wollen die Geschichte der südafrikanischen Mission hier nicht weiter verfolgen, denn von 1815 an wurden keine Missionare mehr von der niederländischen Gesellschaft dahin ausgesendet. Van der Kemp entschlief 1811 nach einer mühevollen, aber gesegneten Arbeit.

---

3. Die Missionsschule.

Der Sturz Napoleons I. brachte für die Niederlande die Erlösung von der Fremdherrschaft, und besonders die Missionsgesellschaft atmete auf. Der damalige Vorsitzende Ledeboer erinnerte in der Jahresversammlung am 26. Juli 1814 daran, „in welch' traurige Schwermut und unfreiwillige Unthätigkeit die Gesellschaft versunken war, da sie, abgeschieden von ihren Freunden in diesem und von ihren Missionaren in einem andern Weltteil, alle Erweckung, alle Ermunterung, alle Gelegenheit, ein gutes Werk zu thun, entbehren mußte, und das, was sie noch that, nur im geheimen ausrichten konnte, als ob es etwas Böses wäre, beobachtet durch Spione einer argwöhnischen Regierung, welche bis in diesen stillen Versammlungssaal durchgedrungen waren." Er rief der Versammlung zu: „Ruhe, Friede und Freiheit, Brüder, lassen uns nun das Werk wieder mit neuem Mut anfassen."

Man sah sich nach jungen Männern um, welche bereit wären, unter die Heiden auszuziehen, und es drängte sich immer mehr die

Notwendigkeit auf, denselben **eine geordnete Vorbildung für ihren künftigen Beruf** zu geben. Was bei der Basler Mission das erste war, das kam bei der niederländischen lange hinten nach, denn ihr Augenmerk war von Anfang an mehr auf die Kolonien gerichtet, und einzelne Mitglieder meinten, man könnte die Ausbildungskosten ersparen; andere fürchteten, in einem Seminar würden nur „vorwitzige, mit Sektengeist erfüllte, bei andern leicht Irrlehren riechende, oberflächlich streitende Polemiker erzogen, nicht niedrige, liebreiche, christlich gesinnte Verkündiger der einfältigen evangelischen Botschaft von unserer Erlösung durch Christum, von unserer Versöhnung mit Gott durch den Glauben an sein Kreuzblut." (Kruijf S. 85 f.)

Ein eigentliches Seminar erschien bei der geringen Zahl von Missionaren, die man zunächst brauchte, zu kostspielig, aber es wurde beschlossen, die Aspiranten bei dem Prediger **Samuel Kam** in **Berkel**, einem 2½ Stunden von Rotterdam entfernten Dorf unterzubringen, der seit einigen Jahren mit gutem Erfolg Zöglinge für die Hochschule vorbereitet hatte. Im August 1816 traten die ersten fünf in Berkel ein, und **Kam** unterrichtete sie in Missionslehre, Religion, Sprachlehre, Bibelkunde, Weltgeschichte und Geographie. Dazu hatten sie Gelegenheit, Bibelstunden und Katechisationen zu halten. Die alten Sprachen waren nicht in den Unterrichtsplan aufgenommen. In der Erholungszeit konnten sie sich in Handwerken, Gartenbau u. dergl. üben.

Die Aufgabe für **Kam** war neben seinem Pfarramt zu groß, und **Berkel** erwies sich nicht als der geeignete Ort, namentlich als die niederländische Gesellschaft Basler Brüder in ihre Dienste nahm, welche das Klima nicht ertragen konnten. Das Dorf liegt tiefer als der Meeresspiegel in einer sumpfigen Ebene, so daß das stets stehende Wasser im Sommer einen abscheulichen Geruch verbreitete und kein ordentliches Trinkwasser zu haben war. Im Arbeitszimmer der Brüder mußten im Winter die Thüren Tag und Nacht offen stehen wegen des Steinkohlendampfs. Die Basler Brüder erkrankten alle am Wechselfieber. Frau Kam verpflegte sie mit mütterlicher Sorgfalt, aber die geistliche Pflege, welche sie bei Inspektor Blumhardt in so reichem Maße genossen hatten, vermißten sie dort. Auch benahmen sich die holländischen Zöglinge nicht immer brüderlich gegen die deutschen, und so wurde diesen der Aufenthalt in Berkel zu einer schweren Schule.

Allmählich erkannten auch die Direktoren, daß Berkel nicht der richtige Ort sei, und daß man ein Seminar nicht an eine einzelne Person binden dürfe. Deshalb wurde die Anstalt 1821 aufgehoben unter Anerkennung der treuen Dienste Kams und besonders seiner Frau. Aber was sollte nun geschehen? — Eine hiefür eingesetzte Kommission unterschied zwischen einem vorbereitenden und einem ergänzenden Unterricht. Letzterer sollte in Rotterdam erteilt werden durch Mitglieder der Direktion. Aber die Zöglinge wohnten in Rotterdam nicht beisammen, und man konnte sie nicht genügend kennen lernen. Der Admiral Verhüell, der 1828 in Paris das dortige Missionshaus kennen gelernt hatte, drang 1834 auf Errichtung eines eigenen Missionshauses, indem er sagte: „In solch' einem Hause bleiben die Zöglinge allezeit in einer religiösen Stimmung, aller Weltsinn ist daraus verbannt, und sie bleiben ganz im Leben für unsern Herrn" (Kruijf S. 90).

Seine Vorstellungen wurden noch einige Jahre in Erwägung gezogen, bis 1838 ein Haus in Rotterdam bezogen und 1841 der Kandidat der Theologie Hiebink als Direktor desselben angestellt wurde. Die Hausordnung des Missionshauses in Barmen wurde zum Muster genommen. Es gab aber auch nachher Zeiten, in welchen kein Zögling im Hause war.

Die Ordination der Missionszöglinge, soweit sie nicht Kandidaten der Theologie waren, machte einige Schwierigkeiten. Eine Zeitlang betrachtete man die Einsegnung bei der Verabschiedung zugleich als Erlaubnis zum Predigtamt und zur Austeilung der Sakramente. Das wurde aber von seiten der Kirche nicht gebilligt, und im Jahre 1817 wurde die Auskunft getroffen, daß die Zöglinge in Holland examiniert und ordiniert wurden, ausschließlich zum Dienst unter den Heiden. Auf Antrag der Regierung genehmigte dies die Synode von Holland. Aber auch später zog es die Gesellschaft manchmal vor, einen Missionar unordiniert auszusenden oder die Ordination nicht unmittelbar auf das Examen folgen zu lassen. Die Kirchenbehörde in Niederländisch-Ostindien konnte immer noch durch einen Akt der Qualifikation den gesamten Kirchendienst einem Missionar übertragen. Bei dem großen Mangel an Predigern konnte man es dort mit der wissenschaftlichen Vorbildung nicht so genau nehmen, wie im Mutterland.

4. Die Wiederaufnahme der Missionsarbeit in Niederländisch-Ostindien durch die Missionsgesellschaft.

Joseph Kam.

Den 19. August 1816 wehte wieder die niederländische Flagge in Batavia. Ein Kolonialreich mit 32 Millionen Einwohnern, eine ganze Reihe von prächtigen, fruchtbaren, großen und kleinen Inseln war dem Volke zurückgegeben, welches dieselben im 17. und 18. Jahrhundert erobert und beherrscht hatte: eine gewaltige Aufgabe für die niederländischen Christen. Zunächst hieß es: stärke, was sterben will! Es galt, die aus früherer Zeit noch vorhandenen getauften Christen wieder zu sammeln und im Wort Gottes zu unterrichten. Denn da sah es gar traurig aus. Nach einem Bericht des Kirchenrats von Batavia vom Jahr 1817 gab es nur noch fünf oder sechs holländische Prediger und keinen einzigen christlichen Schullehrer, der in Ermanglung eines Predigers den Gottesdienst halten konnte, so daß ein Beamter auf Borneo und ein Einwohner von Padang auf Sumatra sich für verpflichtet hielt, seine Kinder selbst zu taufen.

Wenn wir die Morgenröte einer besseren Zeit für das Christentum in Niederländisch-Ostindien beobachten wollen, müssen wir an den großen Inseln Sumatra, Java, Borneo, Celebes vorbeifahren nach jener Inselgruppe, welche sich gegen Neu-Guinea hinzieht und die Molukken oder Gewürzinseln genannt wird, und auch hier ist es nicht eine der größeren, sondern die kleine Insel Amboina, welche die Niederländer zum Sitz ihrer Regierung gemacht haben, und in deren Hauptstadt Amboina oder Ambon wir den Mann treffen, welchen man schon den Apostel der Molukken genannt hat.

Joseph Kam, der Bruder des Pfarrers in Berkel, war 1770 in Herzogenbusch geboren als Sohn eines Lederhändlers, der mit der Brüdergemeinde in Verbindung stand. Auf seinen Geschäftsreisen im Auftrag des Vaters kam er mit seinem Bruder, der damals in Utrecht studierte, in die Brüdergemeinde Zeist und fühlte sich nicht nur von dem christlichen Leben in der Gemeinde angezogen, sondern es erwachte auch die Lust, dem Herrn unter den Heiden zu dienen. Aber er behielt diesen Gedanken für sich, da er es zunächst für seine Pflicht hielt, für seine betagten Eltern und für seine zwei

Schwestern zu sorgen. Er lebte der Zuversicht, der Herr werde ihm noch den Weg bahnen. Große Unerschrockenheit zeigte er bei der Belagerung seiner Vaterstadt durch die Franzosen 1794. Er war von seinem Vater ausgesandt, um vor der völligen Einschließung etwas draußen zu besorgen. Aber als er zurückkam, waren die Thore schon verschlossen, und seine Eltern mußten seine Hilfe entbehren während der schweren Zeit. Nachdem er sich mit seinem Bruder in Utrecht beraten hatte, kehrte er zurück und hielt sich zwischen dem französischen Heer so unbemerkt als möglich auf, übernachtete unter Wagen und Karren, und bei der Uebergabe der Stadt wußte er so schnell durchzuschlüpfen, daß er seinen Eltern und Schwestern in allem beistehen konnte. Als die Eltern bald darauf beide gestorben waren, wurde das Geschäft aufgegeben und Kam meldete sich bei der Brüdergemeinde zum Missionsdienst, wurde aber nicht angenommen, da er nicht Mitglied der Gemeinde war. Ueberdies wünschten seine Schwestern, daß er bei ihnen bleibe, und meinten, er sei zum Missionar weniger tauglich. Durch Vermittlung eines angesehenen Herrn bekam er eine Stelle als Gerichtsbote im Haag. Als seine ältere Schwester starb und die jüngere kränklich wurde, riet man ihm, zu heiraten. Er trat in die Ehe, lebte glücklich mit seiner Frau und wurde durch die Geburt eines Töchterleins erfreut. Allein die Frau starb, die jüngere Schwester gleichfalls, und der Gerichtshof wurde nach Amsterdam verlegt. Dort lebte er nun einsam. Sein Töchterlein wurde von seinem Bruder, der inzwischen Pfarrer in Berkel geworden war, aufgenommen. Bald darauf hob die Regierung den Gerichtshof in Amsterdam ganz auf und er verlor seine Stelle. Nun wollte er einen Besuch in Berkel machen; aber in der Nacht vor seiner Ankunft starb das Kind an Krämpfen. Mit großer Angst sahen Bruder und Schwägerin seiner Ankunft entgegen und suchten ihn auf die betrübende Nachricht vorzubereiten. Allein mit dem Auge nach oben gerichtet, vernahm er ganz ruhig die Botschaft und sprach: „Ich lerne nun Gottes Weg und Willen kennen. Ich wünschte Missionar zu werden. Ihr sagtet: Joseph, dazu bist du nicht geschickt, und besorgtet mir eine Stelle. Ich behielt meine Gedanken, aber folgte. Ihr sprachet: Joseph, tritt in den Ehestand! Ich folgte. Gott gab mir ein Kind; aber meine Frau starb, meine Stelle hörte auf, nur mein Kind blieb übrig, und auch dieses nimmt Gott zu sich. Das sagt mir: Gott giebt dir Freiheit, um deiner Herzenslust zu folgen und macht dich los von allen irdischen Banden. Ich gehe morgen nach Rotterdam, um mich anzubieten und der schon lange gehörten Stimme zu folgen; ich werde Missionar."

So kam er 1811 nach Rotterdam und wurde nach einiger Zeit

zu weiterer Vorbereitung mit zwei Schülern von Jänicke, Supper und Brückner, nach Zeist gesendet. Die drei Brüder mußten, da ihnen von der französischen Regierung der Paß verweigert wurde, über Hamburg nach England geschmuggelt werden, um bei der Londoner Missionsgesellschaft einzutreten und in deren Seminar zu Gosport noch ein Jahr zu verweilen.

Sie kamen mit einander nach Batavia. Dort wurde das Los geworfen, welcher von ihnen nach Amboina gehen sollte. Es traf Kam. Supper wurde Prediger in Batavia, starb aber schon 1816. Brückner blieb ebenfalls auf Java, trat aber zu den englischen Baptisten über.

Kam wurde 1815 von der Kolonialregierung als Prediger für die holländische und malayische Christengemeinde auf Amboina angestellt, war also nicht von der Missionsgesellschaft besoldet. Aber dieser jetzt im 45. Lebensjahr stehende, kräftige, feurige, reiselustige Mann war es, der mit dem rechten Missionssinn die zerstreute Herde wieder aufsuchte, zu stärken sich bemühte, was sterben wollte, und für die nachrückenden Missionare der beste Ratgeber und Aufseher wurde. Er selbst schätzte die Zahl der getauften Christen, welche zu seiner Seelsorge gehörten, auf 20 000, andere auf 50 000, in 80 Gemeinden, wovon die entlegensten 300 Meilen entfernt waren. Aber so wenig drückte ihn dieses große Pfarramt, daß er am Neujahr 1817 an die Missionsgesellschaft schrieb: „Es ist niemand so glücklich auf der ganzen Welt, als ich mich in diesem Augenblick fühle.“

Kam mußte seine Hauptgemeinde oft verlassen, denn er hielt es zunächst für seine Aufgabe, die längst verwaisten Christen auf den entfernten Inseln einmal aufzusuchen und nachzusehen, wo ein Missionar stationiert werden könnte. So fuhr er zwischen den Sangi-Inseln im Norden, die er schon 1817, und den Südwest-Inseln, die er 1823 besuchte, und von denen wir noch mehr hören werden, unaufhörlich hin und her. Auf diesen Reisen, die zuweilen sieben Monate dauerten, suchte er überall die Christen auf, von welchen manche, z. B. auf Letti, seit 23 Jahren keinen Lehrer gesehen hatten, er predigte, taufte, hielt Abendmahl und warf Götzen ins Meer, wo sich solche fanden. Für diese Reisen, welche er großenteils auf eigene oder auf Kosten der Missionsgesellschaft unternahm, hatte er sich 1825 einen Schoner bauen lassen, und als dieser 1829 an der Küste von Kisser verunglückte, ließ er sich

durch den Schaden von 6000 Gulden nicht abschrecken, sondern schaffte einen größeren an. Auf diesen Reisen lernte er auch den großen Mangel an christlichen Büchern, an Bibeln und Katechismen kennen. Bei einem Verkauf in Ambon wurde einmal eine alte Bibel bis auf 96 Gulden gesteigert. Kam wurde gebeten, die von ihm gehaltenen Predigten abschreiben zu lassen. Später richtete er eine Druckerei ein und gründete eine Bibelgesellschaft. Der große Mangel an christlichen Lehrern bewog ihn, eine Anstalt zur Heranbildung von solchen zu errichten, welche 1821 zustande kam. Zwei Jahre vorher hatte er eine Kirche in Ambon eingeweiht, zu welcher die Missionsgesellschaft eine Orgel im Wert von 600 Gulden stiftete. Die Kirche war auf seine Kosten gebaut, denn obgleich er in seiner Gemeinde Zucht übte, worüber die bürgerliche Behörde manchmal verstimmt war, erhöhte doch die Regierung seine Besoldung so bedeutend, daß er auch größere Ausgaben aus derselben bestreiten konnte (Kruijf, S. 105 f.).

Wir dürfen uns jedoch nicht denken, die Organisation der Mission sei ganz in Kams Händen gelegen. Die Kolonialregierung hatte das letzte Wort zu sagen, und die niederländische mischte sich weit mehr ein als die englische. Wenn sie die Missionare von Java weg bis auf ihre Station unentgeltlich beförderte, so suchte sie dieselben von der Hauptinsel fernzuhalten, um den Mohammedanern keinen Anstoß zu geben, und sie auf möglichst entlegene Plätze zu versetzen. Auch konnte ein Missionar unversehens auf eine holländische Predigerstelle auf einer anderen Insel berufen werden. Die Kolonialregierung hatte zwar 1824 erklärt, daß sie „vorerst keine weiteren Missionare, sondern wohlstudierte, gebildete und ordinierte Lehrer verlange“. Allein trotz einem Aufruf in den Niederlanden, der „für den interessanten und angenehmen evangelischen Kirchendienst in Ostindien“ nach fünf- und zehnjähriger Dienstzeit eine beträchtliche Gehaltserhöhung in Aussicht stellte, war unter den Theologen so wenig Neigung dazu, daß die Regierung wieder zu den verachteten Missionaren ihre Zuflucht nehmen mußte, wenn sie die Stellen nicht jahrelang erledigt lassen wollte.

Kam machte noch im März 1833 eine Besuchsreise nach den Aru- und den Südwest-Inseln, aber er war so leidend, daß Finn auf Banda ihn zur Rückkehr bewog, und bald darauf, den

18. Juli 1833, entschlief er, beinahe 64 Jahre alt, nach achtzehnjährigem ununterbrochenem Missionsdienst. Eine große Schar begleitete seine irdische Hülle zur letzten Ruhestätte, wo ein einfacher Gedenkstein für ihn aufgerichtet wurde.

Kam war ein Organisator, der sich nicht mit allem einzelnen befassen konnte. Es wurde ihm noch in seinen letzten Lebensjahren vorgeworfen, daß er zuviel taufe und zu wenig für die Heranbildung von Lehrern thue. Allein sein Arbeitsfeld war zu groß und er bekam zu wenig Hilfe. Wo Christentum und Islam gleichzeitig die Heidenvölker umwarb, war es ihm nicht zu verargen, wenn er durch die Taufe möglichst viele Seelen vor den Anhängern des falschen Propheten behüten wollte und nachher gründlichen Unterricht im Evangelium zu erteilen hoffte. Man konnte offenbar bei dem faktischen Zustand der dortigen Christengemeinden die sonstige Missionspraxis bei Erteilung der Taufe nicht anwenden. Daß Kam ein demütiger, liebevoller Mann blieb, wird von allen Missionaren bezeugt, und seine Uneigennützigkeit war so groß, daß er 25 000 Gulden von seinen Einkünften für die Sache des Herrn opferte, und obgleich er von der Regierung einen Gehalt von 900 Gulden monatlich erhielt, wenig oder nichts hinterließ.

---

5. Basler Zöglinge im Dienst der Niederländischen Missionsgesellschaft.

Als im Jahr 1815 die Basler Missionsgesellschaft gegründet wurde, hatte man nach dem Vorbild von Jänicke in Berlin zunächst nur eine Missionsschule ins Auge gefaßt. Die süddeutschen und schweizerischen Missionsfreunde waren zu wenig bekannt mit den überseeischen Ländern und dem großen Weltverkehr, als daß sie es gewagt hätten, sogleich selbständig die Arbeit in den Heidenländern zu beginnen. Ueberhaupt vertraute man darauf, daß das Werk, wenn es senfkornartig aus kleinen Anfängen hervorwachse, unter Gottes Segen gedeihen werde. Man wollte nur Leute, die zu neuem Leben aus Gott hindurchgedrungen waren und Neigung und Begabung zur Predigt des Evangeliums unter den Heiden hatten, für ihren Beruf vorbereiten und sie dann derjenigen auswärtigen Missionsgesellschaft zur Aussendung übergeben, welche bereit wäre, Zöglinge von Basel zu übernehmen. Es war eine

Zeit, in welcher die lebendigen Christen aus den verschiedenen Kirchen und Gemeinschaften sich so innig unter einander verbunden fühlten, daß man wenig darnach fragte, ob die Kirchenform der aussendenden Gesellschaft auch übereinstimme mit derjenigen, in welcher der Missionar aufgewachsen war. Die Londoner Missionsgesellschaft schien den Beweis geliefert zu haben, daß man bei der Predigt unter den Heiden absehen könne von den kirchlichen Unterschieden in der Heimat. Auch die Niederländische Missionsgesellschaft hatte nur das apostolische Glaubensbekenntnis als ihre Bekenntnisgrundlage aufgestellt, also den Unterschied zwischen Lutheranern und Reformierten nicht betont. In den Niederlanden hatte man seit 1815 angefangen, selbständige Missionsstationen in der Heidenwelt zu gründen. Diese Gesellschaft lag Basel schon räumlich am nächsten, denn die Brüdergemeinde sandte nur ihre eigenen Mitglieder in die Heidenwelt aus.

So wurde mit Rotterdam eine Vereinbarung geschlossen, und die Basler Brüder mußten vor ihrer Aussendung noch in das Seminar zu Berkel eintreten, hauptsächlich um das Holländische gründlich zu erlernen, womöglich auch etwas Malayisch. Die Verbindung wurde aber nach wenigen Jahren wieder abgebrochen, da sie in Basel nicht befriedigte. Doch kamen sieben Basler Zöglinge in den Dienst der niederländischen Gesellschaft, die meisten von den Erstlingen, welche 1816 eingetreten waren, nämlich:

1. Daniel Müller, geb. 1778 in Fluntern, Kanton Zürich, früher Strumpfweber und Handelsbedienter, kam 1816 nach Basel, 1818 nach Berkel, wurde 42 Jahre alt nach Niederländisch-Indien ausgesendet, starb aber schon 1825 auf Celebes.

2. Ferdinand Vormeister, geb. 1785 zu Mitau in Kurland, von dem wir im nachfolgenden weiteres hören werden.

3. Peter Knecht, geb. 1792 in Baselland, früher Fabrikarbeiter, wurde 1822 nach Batavia ausgesandt, entschlief aber schon 1823 zu Rijswijk auf Java mit den Worten: „Ich werde noch größere Dinge sehen, denn diese.“

4. Joh. Ludwig Irion, geboren zu Alpirsbach im Schwarzwald, Schuhmacher, 1816—1818 in Basel, 1818—1821 in Berkel, wurde von der niederländischen Gesellschaft nach Madras gesandt und in Palikate stationiert, trat aber nach Aufhebung der niederländischen Mission zur englischen Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums (S. P. G.) über und starb 1842.

5. Johann Fürchtegott Winkler, geb. 1799 in Stuttgart, Schreiber, mit Irion aufgenommen und ausgesendet, in Sadras stationiert, trat in die Dienste der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft (C. M. S.) in Tinneweli, kehrte 1834 nach Württemberg zurück, wohnte in Kirchheim u. T. und starb 1858.

6. Johann Jakob Bär aus Affoltern, Kanton Zürich, von dem wir weiteres hören werden.

7. Johannes Kindlinger aus Enzenkirchen in Oesterreich, war 1816—1818 in Basel, dann in Berkel, wurde 1821 in Palikate stationiert. Als 1825 die niederländischen Besitzungen in Vorderindien an England abgetreten wurden, wurde die Mission zwar noch eine Weile fortgeführt, aber 1827 aufgehoben, und dann ging auch Kindlinger zur englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft über.

a. Ferdinand Vormeister.

Ferdinand Vormeister wurde den 11. Mai 1785 zu Mitau in Kurland geboren als Sohn eines Handschuhmachers. Die Mutter starb frühe, und der Vater geriet teils durch eine verkehrte Haushaltung, teils durch fremden Betrug und Diebstahl in solche Armut, daß seine vier Kinder unter fremde Leute verteilt wurden. Ferdinand kam zu einem Handschuhmacher, der ihn unter strenge Zucht nahm und sehr auf äußere Ordnung hielt. Sein Herr, der ihn nun in die Profession einführte, behandelte ihn äußerst hart, schalt über seinen Vater und seine Mutter, und als er ihn einmal mit einer Jagdpeitsche unbarmherzig geschlagen hatte, lief Vormeister davon und kehrte zu seinem Vater zurück. Jetzt kam er zu einem andern Handschuhmacher, bei dem er glückliche Jahre verlebte. Dann gings auf die Wanderschaft. Bald aber wurde er zurückgerufen durch seinen Bruder, der ein kaufmännisches Geschäft in Riga begonnen hatte und ihn zur Hilfe wünschte. Dort fand er Eingang in mehrere Kaufmannsfamilien, wo er feine Sitten, aber auch subtile Laster und verderbliche Romane kennen lernte. Er unterlag einer Versuchung zum Stehlen, indem er sich bereden ließ, fremdes Gut an sich zu ziehen und gemeinschaftlich mit andern zu teilen. Das gestohlene Gut, das bald wieder verschwand, wurde in ihm wie ein nagender Wurm. Er gab von seinem Taschengeld Almosen, ging fleißiger in die Kirche, wollte beten und wußte nicht wie. In den Predigten hörte er immer das Wort: Verflucht, wer nicht hält alle Worte des Gesetzes, daß er darnach thue! Er beichtete dem Generalsuperintendenten und wurde zum h. Abendmahl zugelassen. Aber er wollte nun überhaupt Rußland verlassen im Jahre 1811, auch um nicht Soldat zu werden.

Mit Hilfe eines Passes für das Innere kam er an die Grenze und glücklich an der schlafenden Kosakenwache vorbei auf preußisches Gebiet. Von Königsberg, Warschau, Lemberg wanderte er unter viel äußerer und innerer Unruhe nach einer Stadt in Steiermark. Dort wurde der evangelische Pfarrer Wehrenfennig das Werkzeug, durch welches er zum Sünderheiland geführt wurde. Vormeister mußte auch dort noch manche Versuchungen durchkämpfen, aber er bestand. Er hatte „einen Heiland kennen gelernt, der für alle Dinge Rat und Hilfe hat und schenkt, wenn man ihn ernstlich darum bittet.“ Ihm aus Dankbarkeit sein Leben zu weihen, war nun sein sehnlichster Wunsch. Der Pfarrer hielt alle Monate am Montag Abend von 6—7 Uhr eine Missionsstunde in seiner Familie, an welcher auch Vormeister teilnehmen durfte, und hier erwachte in ihm die Lust, unter die Heiden zu gehen. Allein er dachte, da könne der Herr nur starke, heilige Männer gebrauchen, wie die Apostel waren; er wäre schon der glücklichste Mensch, wenn der Herr ihn zum Schullehrer machen wollte. Als Vormeister dem Pfarrer seine Gedanken offenbarte, stellte ihm dieser alle Schwierigkeiten des Missionsberufs vor Augen. Der dreißigjährige junge Mann ließ sich dadurch nicht abschrecken, und der Pfarrer versprach, er wolle nach Basel schreiben an ein Mitglied der Deutschen Christentumsgesellschaft, und anfragen, ob sie noch Zöglinge zu Jänicke nach Berlin schicken. Man wußte in Oesterreich noch nicht, daß in Basel ein eigenes Missionsinstitut errichtet wurde. Die Antwort kam vom Pfarrer von Brunn am 1. März 1816, daß man die Meldung mit großer Freude aufgenommen habe; aber der Pfarrer möchte Vormeister noch genau prüfen.

Als auf das bejahende Schreiben lange keine Antwort kam, reiste Vormeister selbst nach Basel, wurde dort geprüft und aufgenommen. 1 1/2 Jahre verlebte er im ersten Missionshaus, im „Panthier“. Im Frühjahr 1818 erhielt er seine Bestimmung für die Niederländische Missionsgesellschaft und trat mit Daniel Müller in das Seminar zu Berkel ein. Dieser Aufenthalt war für die Basler Brüder eine schwere Schule. Sie fühlten sich dort nicht heimisch wie in Basel; namentlich Vormeister hatte viel zu klagen.

Endlich nach einem Aufenthalt von 2 1/4 Jahren in Berkel wurden Dan. Müller und Vormeister ausgesendet, nachdem sie im Haag die Ordination empfangen hatten. Sie wurden den 20. Juli 1820 in Amsterdam eingesegnet und reisten den 1. August ab, zunächst nach Batavia, wo sie nach 118tägiger Fahrt glücklich ankamen. Von der Missionsgesellschaft hatte jeder nur 150 Gulden Reisegeld bekommen, wovon sie die Hälfte noch in Holland brauchten, und sie mit der Weisung entlassen, bei ihrer Ankunft in Batavia sich an die

dortige Hilfsgesellschaft zu wenden. Als sie aber dort ankamen, fanden sie weder Hilfsgesellschaft noch Direktoren. Einstweilen nahm ein Holländer sie aus Mitleid in sein Haus auf und mietete für sie eine armselige Wohnung in der Stadt, in der Hoffnung auf Entschädigung.

Am 5. Dezember wurden sie dem General-Gouverneur vorgestellt; allein da derselbe noch keine Briefe über sie erhalten hatte (man hatte dieselben absichtlich, wie sie nachher erfuhren, einige Wochen zurückbehalten), wollte er es nicht einmal glauben, daß sie auf Kosten der Regierung gereist seien. Da standen sie rat- und hilflos in der Hauptstadt der reichgesegneten Insel Java, ohne Geld, ohne für das dortige Klima passende Kleidung, ohne einen Freund, der ihnen auch nur einen Gulden geborgt hätte, auf ein Zimmer angewiesen, wo ihre Kleider halb verfaulten (denn es war Regenzeit), kein Schloß an der Thüre, überdies von lauter feindseligen Mohammedanern umgeben, die ihnen ins Gesicht sagten, die englischen Missionare seien Spione, die andern Schwärmer. Die niederländischen Einwohner suchten sie dadurch von ihrem Missionsvorhaben abzubringen, daß sie ihnen einträgliche öffentliche Schulstellen anboten mit 250 Gulden monatlichem Gehalt. Allein standhaft wiesen sie auch diese Versuchung von der Hand und stellten ihr Vertrauen auf den Herrn, in dessen Namen sie hieher gekommen waren.

Endlich den 28. Dezember kam ein Schiff mit ihren Papieren aus Europa, worauf sie vom Gouverneur 3000 Gulden bekamen. Sie mußten indessen noch mehr als einen Monat auf Schiffsgelegenheit nach Amboina warten und nicht weniger als 1766 Gulden Schulden bezahlen, nämlich 1266 für 77 Tage Kostgeld und 500 für Bedienung, Wäsche und Porto. Mit Gefühlen innigsten Danks gegen den Herrn, der sie doch immer gesund erhalten, verließen sie den 19. Februar 1821 Batavia und steuerten Amboina zu.

Wir werden durch die genannten Vorfälle in Batavia und schon durch die Erfahrungen der Brüder in Holland kein günstiges Urteil über die Leitung der Mission in Rotterdam bekommen. Es war ja bei dem langsamen Verkehr der damaligen Zeit und bei der großen Anzahl von niederländischen Christen, die auf den ostindischen Inseln wohnten, gewiß zweckmäßig, daß die unmittelbare Versorgung der Missionare den Christen in den Kolonien übertragen wurde. Allein es hätte alles fester organisiert und kaufmännisch geregelt werden sollen. Wir werden sehen, daß dieser Fall nicht vereinzelt blieb, und es ist nicht zu verwundern, daß die Basler Missionsgesellschaft nach solchen Erfahrungen die Verbindung mit der niederländischen abgebrochen hat.

Die Seereise von Batavia nach Amboina, obwohl viel kürzer als die erste, war dennoch gefahrvoller und beschwerlicher. Man hielt unterwegs mehrmals an, um Salz, Holz, Kohlen u. dergl. zu fassen. Einmal näherte sich ihnen in der Dunkelheit ein Seeräuberschiff, dem sie aber durch zwei Schüsse den Mast wegschossen, worauf es die Segel strich und sich davon machte. Zweimal strandeten sie, aber glücklicherweise auf weichem Grund, und einmal wurden sie durch einen Meeresstrom in Fischerpfähle hineingetrieben, aus denen sie mit Mühe sich losmachten. Das Schiff war mit Passagieren überfüllt und es mangelte schließlich an Nahrungsmitteln, bis einige Haifische gefangen wurden. Als sie am 3. April in die Nähe von Amboina kamen, überfiel sie ein furchtbares Gewitter, so daß sie die Augen nicht offen halten konnten vor den ringsum zuckenden Blitzen und das Schiff erschüttert wurde von den Donnerschlägen. Endlich zerteilten sich die Wolken, und am Morgen des 5. April konnten sie ans Land steigen. Hier war der Empfang ein anderer als in Batavia. Prediger Kam, den wir schon kennen gelernt haben, stand am Ufer und lud sie freundlich zu sich ein; hier atmeten sie wieder auf.

Sie mußten nun vor allem die hochmalayische Sprache lernen, welche zwar nicht vom Volke gesprochen wird, aber in den niederländischen Kolonien Kanzel- und Schriftsprache ist, wie bei uns das Hochdeutsche. Zugleich hatten sie Gelegenheit, da und dort kleine Missionsversuche zu machen und Kam zu unterstützen. Es machte einen lieblichen Eindruck auf sie, als sie eine Versammlung von 500 bis 700 braunen, gleichgekleideten Einwohnern sahen, jeder sein Gesangbuch und sein Neues Testament, die einzigen Bücher, die sie kannten, in ein Tuch gewickelt, bei sich tragend.

Die Missionare lernten die Bewohner von Amboina als ein von Natur gutmütiges, nur sehr träges Volk kennen, das aber an den angesiedelten Europäern kein gutes Vorbild im Christentum hatte und dieselben nur als geldsüchtige Tyrannen und Wüstlinge betrachteten. Die Mohammedaner und Chinesen bildeten die arbeitende und gewerbtreibende Bevölkerung.

Die Erlernung der hochmalayischen Sprache nahm ein volles Jahr in Anspruch. Doch hatten die Brüder hier schon manche Gelegenheit, unter Heiden und Christen zu missionieren. Auch war für ihren Unterhalt besser gesorgt. Doch reichte ihr Gehalt bei den teuren Lebensmitteln kaum zu. Auch hatten die Missionare von demselben noch mancherlei Bedürfnisse für Schulen zu bestreiten.

Am 31. Dezember 1821 wurden in feierlicher Versammlung unter Gebet, mit Zustimmung der Brüder, die Missionsfelder der beiden Missionare durchs Los bestimmt. Das Los fiel für Müller

auf die große Insel Celebes, von der wir später noch weiteres hören werden, für Vormeister auf die Insel Buru, westlich von Amboina und weit größer als dieses, nebst den nördlich davon gelegenen kleineren Inseln.

Müller, der bereits 43 Jahre alt war, hatte sich auf Amboina verheiratet. Dem 36jährigen Vormeister riet Kam, denselben Schritt zu thun. Kams treffliche Gattin war eine Amboinesin, und Vormeister hatte an ihr auch in sprachlicher Hinsicht eine gute Hilfe. So entschloß er sich, womöglich eine Eingeborene zu heiraten und zog eine alte, erfahrene Christin zu Rat, welche sowohl das Amt eines Missionars, als die Töchter von Amboina wohl kannte. Sie empfahl ihm eine, die frühe ihre Eltern verloren und seitdem sich und ihre unmündigen Geschwister durch ihrer Hände Arbeit ernährt hatte, die daher einer Haushaltung wohl vorstehen konnte. Kam meinte, es hätte sich vielleicht auch unter den reichen Leuten eine Frau für ihn finden lassen; doch konnte er ihm nicht abraten und vermittelte selbst die Anfrage, worauf ein freudiges Ja erfolgte. Den 13. Februar 1822 wurde die Hochzeit gehalten.

Die Abreise nach Buru verzögerte sich noch bis zum 21. Juli 1822. An Bord eines Kriegsschiffs kam er mit seiner Gattin den 8. August in der Stadt Buru oder Kajeli an und wurde vom Statthalter freundlich in sein Haus aufgenommen, bis sein eigenes Haus gebaut war. Doch stand er auch jetzt noch nicht am Ziel seiner Wünsche. Vormeister war zum Missionar unter den Alifuren bestimmt. Wie nämlich auf dem Festland von Ostindien im Innern Bewohner von dunklerer Hautfarbe, von anderer Sprache und unberührt von der Kultur der Küstenländer sich finden, so auch auf den ostindischen Inseln. Auf Sumatra sind diese dunkelfarbigen Urbewohner die Battas, auf Borneo die Dajakken, auf Celebes und den Molukken die Alifuren. Während die gelben Malayen schon großenteils dem Islam zugefallen sind, haben diese dunkelfarbigen Urbewohner ihr Heidentum mehr bewahrt, bis christliche Prediger zu ihnen gekommen sind. Allein Vormeister konnte nicht sogleich unter die Heiden gehen, denn es bestand in der Hauptstadt eine sogenannte Christengemeinde von 140 Seelen, die alle getauft waren und unter einem alten eingeborenen Lehrer standen. Sie hatten noch keine Kirche und versammelten sich in einer Scheune. Auch mit dem Schulbesuch war es schlecht bestellt. An die Stelle des leblosen Vortrags des alten Nationalgehilfen hätte eine lebendige, kräftige Predigt treten sollen. Allein Vormeister war der Sprache noch nicht so mächtig, und jede Aenderung in den gottesdienstlichen Einrichtungen wurde ungünstig aufgenommen. Bisher wurde getauft, wer einige

religiöse Fragen in hochmalayischer Sprache aus dem Gedächtnis beantworten konnte, und weil das Christentum gewisse politische Vorteile brachte, fehlte es nicht an Taufbewerbern. Von genauerer Seelenpflege, gehöriger Vorbereitung zum h. Abendmahl u. dergl. war keine Rede; denn wenn Kam oder ein anderer ordinierter Prediger herüberkam auf die Insel, war es nur für kurze Zeit. Auch hätte der Prediger den Volksdialekt verstehen sollen, um den Leuten näher zu kommen, denn vom Hochmalayischen, der Kanzelsprache, verstanden sie nur wenig.

Vormeister nahm deshalb zunächst sieben Knaben in sein Haus auf, um sie zu Nationalgehilfen heranzubilden, und gab ihnen wöchentlich 18 Stunden, teils in der Grammatik des Malayischen und des Holländischen, teils in der christlichen Glaubenslehre und Bibelerklärung. Im übrigen that er, was er konnte, durch Gebet, Wort und Wandel in selbstverleugnender Treue. So fand er allmählich Eingang in die Herzen.

Im Oktober 1823 machte er in Begleitung des Gouverneurs eine Untersuchungsreise zu den heidnischen Alifuren, denen er nun das Evangelium von der Gnade Gottes in Christo Jesu zu ihrer Seligkeit verkündigte. Aber er fand vorerst kein geneigtes Gehör, da sie ihm überall erklärten, sie wollen keine Veränderung in ihrem Glauben, ihre Voreltern hätten es auch nicht gethan. So kehrte er betrübt von dieser ersten Missionsreise in die Hauptstadt zurück. Doch konnte er jetzt von der dortigen Gemeinde berichten: „Es scheint, als ob die Christen anfingen, nüchtern zu werden, und als ob der Sauerteig des Evangelii anfinge zu gären.“ Im ersten Jahr schlossen sich 16 Personen seiner Gemeinde an, im zweiten 11. Deswegen wurde es ihm immer deutlicher, daß er hier zu bleiben habe, so lange ihm die Thür zu den Alifuren verschlossen sei. Indessen verlor er auch diese keineswegs aus dem Auge. Im November 1824 machte er eine zweite Predigtreise zu denselben, aber wieder vergebens.

Im Februar des folgenden Jahres besuchte er mit sechs Aeltesten seiner Gemeinde die Christengemeinden einiger benachbarten Inseln, was ein großes Bedürfnis war. Da hatte er Schulen zu besuchen, zu taufen, Getaufte unter die Zahl der Abendmahlsgenossen aufzunehmen, was keine leichte Sache war, wenn man die Unwürdigen ausschließen wollte. Er predigte an verschiedenen Orten, wo sich Zuhörer einfanden. Es galt, die verlorenen Schafe aus dem Hause Israel zu sammeln, und Vormeister erkannte, wie notwendig für jede dieser Inseln ein besonderer Missionar wäre. Die wenigen Boten, welche die Gesellschaft aussenden konnte, hatten vorderhand genug zu thun, um die Namenchristen aufzusuchen und ihnen durch Wort und

Wandel zu zeigen, was das Evangelium ist und was es von dem Menschen fordert; für eine gründliche Arbeit unter den Heiden hatten sie keine Zeit.

Allein Vormeister selbst sollte nur kurze Zeit arbeiten. Nachdem er in demselben Jahre noch eine vierte anstrengende Reise in Begleitung eines Regierungsbeamten auf benachbarte Inseln gemacht hatte, entschlief er den 26. Dezember 1825 nach nur dreitägiger Krankheit, und nun blieb die ganze Insel Buru 34 Jahre lang ohne ordinierten Missionar, denn die Regierung wollte dort keinen Prediger unterhalten. Im Jahre 1859 war einer nur kurze Zeit dort. Indessen starb das Christentum doch nicht aus. 1879 entstand eine Bewegung zu Gunsten desselben, und 1886 kam endlich wieder ein Missionar hin vom Utrechter Missionsverein, der in Kajeli noch 60 erwachsene Christen fand und auf der Südwestküste in Kawiri, später in Tifu sich niederließ.

(Fortsetzung folgt.)

Kaste und Zopf der Hindus.

Von Missionar S. Walter.

(Schluß)

Mit der Kaste hängt der Zopf der Hindus eng zusammen. Dieser gelangte im Laufe der Zeit zu einer solcher Machtstellung, daß mit ihm die Kaste steht und fällt. Ja, er ist der eigentliche Lebensnerv der Kaste und ein unerläßliches Zeichen der Zugehörigkeit zum Hinduismus.

Wenn wir vom Zopf reden, so handelt es sich nicht um eine Haartracht des weiblichen, sondern des männlichen Geschlechts unter den Hindus. Ich rede da zunächst von der Bevölkerung Malabars. Dieser Zopf ist nicht geflochten, sondern er ist entweder ein kürzerer oder längerer Haarschopf, oder auch ein sehr langer Haarbüschel, der in eine Schleife lose zusammengeknotet ist, während der größere Teil des Kopfes rasiert wird. Der Name Haarlocke oder Haarbüschel wäre deshalb bezeichnender für die Sache, als Zopf. In

Malayalam führt derselbe den Namen Kuduma, von der Wurzel kudu = klein, eng eingeschlossen. Das entsprechende Sanskritwort ist Shikha = oberste Spitze, Krone.

Der Zopf oder Kuduma ist jüngeren Ursprungs als die Kaste. Bei den Ariern sowohl als bei der dravidischen Urbevölkerung war das Tragen von langem Haar uralte Sitte. Zur Zeit der Rigveda flochten nicht nur die Frauen das Haar, sondern es wird dies auch ausdrücklich von den Männern erwähnt, so z. B. daß die Priester das Haar nach der rechten Seite aufgewunden trugen. Dies geht aus uralten Hymnen und verschiedenen Gesängen im Volksdialekt, die frühere Zustände schildern, deutlich hervor. Als weiterer Beweis mag auch der Umstand dienen, daß Schiva den Beinamen Dschadayan (der Zotthaarige), Wischnu den des Kesavan (des Langhaarigen) trägt. Ebenso wird Krischna mit langem Haar gedacht. Nun macht sich bekanntlich der Heide seine Götter genau so, wie er selber ist. Zur Zeit also, als die Hindus langes Haar trugen, wurde solches auch den Göttern angedichtet und so blieb es, auch nachdem der Zopf aufgekommen war. Dieses geschah ohne Zweifel zur Zeit, als die Kastengesetze näher bestimmt wurden. Es läßt sich geschichtlich nachweisen, daß der Zopf von auswärts nach Malabar eingeführt wurde und zwar trugen ihn zuerst nur die obern Kasten, und erst allmählich wagten es die niedern, diese Neuerung nachzuahmen.

Wie die einzelnen Kasten bis ins kleinste hinein geregelt sind, so erhielt auch das mit ihnen in enge Verbindung gebrachte Haupthaar seine genaue Bestimmung. Der Zopf ist gänzlich gesättigt mit heidnischem Aberglauben. Die Hindus glauben nämlich, daß der Scheitel des Kopfes mit seiner Fontanelle der heiligste Teil am Menschen sei. Sie sagen, die Fontanelle sei die Residenz der Gottheit — im Gegensatz zur Bibel, die das Herz als Wohnung Gottes im Menschen bezeichnet — und nennen sie Scheitelauge. Von dort aus strömt den andern Gliedern die nötige Lebenskraft zu und von da entweicht auch beim Sterben die Seele des Menschen, um ins Brahma oder ins Nirwana überzugehen. Eine solch' heilige und nützliche Stelle des Körpers muß darum besonders geschützt werden, was mittelst des Kuduma oder Zopfes geschieht. Eine gewisse Art von Sanyasis und Gnânis (Weltentsager, Weise) glauben zwar, dieses Schutzes nicht mehr zu bedürfen und laufen

mit kahlrasiertem Haupte in der glühenden Sonnenhitze umher; denn sie haben der bösen Welt mit all ihren Versuchungen den Abschied gegeben und sich kraft ihrer Büßungen auf die oberste Sprosse der Himmelsleiter geschwungen; sie stehen nun im innigsten Umgang mit Gott und schauen mit dem geöffneten Scheitelauge beständig nach ihm auf.

Andere Sanyasis sowie die besessenen Priester (Wellidschan-pattannur) verschiedener Götter und Dämonen trrgen langes Haar, ähnlich wie die Weiber, als lebenslängliches Gelübde und Symbol gänzlicher Hingabe an eine Gottheit. Die Sanyasis kleben ihre Haare oft mit Kuhdung oder dem Saft des heiligen Milchbaumes in lange Stränge zusammen und winden sie um den Kopf. Aber auch bei Uebernahme eines Gelübdes, dîkscha genannt, d. h. Heiligung seiner selbst, um sich Entbehrungen und religiösen Gebräuchen zu unterwerfen, wird von verschiedenen Privatpersonen das Haupthaar wachsen gelassen, ähnlich den jüdischen Nasiräern; so z. B. beim Gelübde für Verstorbene, für Vater, Mutter, Oheim, nie aber für Kinder. Dieses dauert 40 Tage oder ein Jahr, während welcher Zeit Haupt- und Barthaar wachsen gelassen wird. Zur bestimmten Zeit macht der Betreffende eine Wallfahrt nach einem berühmten Tempel, wo er sich glatt rasieren läßt und Opfer darbringt. Brahmanen sind, weil im Besitz mächtiger Zaubersprüche, dieser Sitte enthoben. Ferner läßt der Mann während der Schwangerschaft seiner Frau sein Haupt- und Barthaar wachsen. Nach der Geburt des Kindes, falls es ein Knabe ist — bei einem Mädchen unterbleibt es — bringt der Vater am 16. Tage ein Opfer in den Tempel, badet und kommt mit triefendem Haupte nach Hause, läßt einige Tropfen Wasser von seinem nassen Zopf dem Kinde in den Mund fallen und sieht bei diesem sinnbildlichen Akte sein neugeborenes Kind zum erstenmal. Er läßt sich nun sein Haar wegrasieren und trägt seinen Zopf wieder wie früher.

Eine feierliche Ceremonie ist auch mit dem eigentümlichen Gebrauch verbunden, das Geburtshaar zu entfernen und dafür dem Kinde den Zopf anzurasieren. Bei einer von dem Astrologen bezeichneten glückverheißenden Gestirnstellung wird im passenden Moment ein Licht angezündet, dem elefantenköpfigen Gott Ganapati ein Opfer dargebracht, von dem Barbier das Haar abrasiert, der Kuduma oder Zopf geformt und eingeölt, sodann den anwesenden

Gästen Geschenke an Betelnuß und Geld ausgeteilt und eine Mahlzeit gereicht.

Die vier obersten Kasten verrichten das Anrasieren des Kuduma im dritten bis fünften Jahr, die niederen Kasten gewöhnlich schon im sechsten Monat und verbinden damit zugleich die Ceremonie des ersten Reisessens des Kindes. Reis ist ja die Hauptnahrung der Hindus. Auch bei den Mädchen darf der Kuduma nicht fehlen, bis ihr Haar lang genug ist, um gebunden zu werden. Merkwürdigerweise kann das Kind der höheren Kasten durch niedere Kastenleute nicht verunreinigt werden, so lange es das Geburtshaar noch trägt. Sobald aber in eben erwähnter Weise der Zopf hinrasiert ist, wird das Kind als Kastenglied betrachtet und den levitischen Gesetzen der Verunreinigung und Reinheit unterworfen, ähnlich wie die Beschneidung den Judenknaben zum Juden macht und ihn unter das Gesetz stellt.

Alle die verschiedenen Handlungen aufzuführen, bei denen der Zopf eine wichtige Rolle spielt, würde zu weit führen. Es genüge, die wichtigste, die Leichenfeierlichkeit, noch zu erwähnen.

Auf dem Verbrennungsplatz angekommen, nimmt der Sohn oder Schwiegersohn ein Gefäß, das mit einem kleinen Loch versehen ist, voll Wasser auf den Scheitel und umkreist, während das Wasser in einem feinen Strahl nach hinten herausfließt, dreimal den Toten, zerschmettert sodann das Gefäß zu dessen Füßen und träufelt von dem Wasser dem Toten etwas in den Mund. Diese Handlung darf aber nur ein Hindu verrichten, der einen Zopf trägt. Ebenso erlöst nach dem Gesetzbuch des Manu auch nur der zopftragende Sohn seine verstorbenen Eltern mittelst gewisser Handlungen aus der Hölle „Put“; daher der Name Putran, d. h. Sohn, Erlöser. Aus diesem Grund ist auch der Sohn in einer Hindufamilie so beliebt, so daß, wenn keiner da ist, womöglich einer adoptiert wird. — Außer all den vielen Bestimmungen, die der Zopf in Indien hat, zeigt derselbe auch einen Kastenunterschied an, je nach seiner Lage auf dem Scheitel oder am Hinterkopf, ferner durch die verschiedene Art des Bindens seiner Schleife, durch das Legen nach rechts, links, vorwärts, rückwärts, glatt oder emporstehend.

Wir sehen daraus, daß der Zopf große Bedeutung für die Kaste hat. Er autorisiert den Hindu zu den vielen religiösen

Handlungen, die ihm für das ganze Leben zufallen, weshalb die landläufige Rede besteht: „Hat man schon den ganzen Kopf glatt rasiert, wenn man nur noch sieben Haare stehen läßt, so genügts." Befindet sich ein Mann in der fatalen Lage, eine Glatze zu haben, so sucht er nebenan etliche Haare zu erhalten, die er sorgfältig in eine Schleife bindet und wie ein kostbares Gut hütet. Der Hindu opfert alles lieber als seinen Zopf. Schneidet ein Hindu seinen Zopf ab, so wird er aus der Kaste verbannt und ist mundtot gemacht. Man muß Augenzeuge bei Uebertritten zum Christentum gewesen sein, um einigermaßen begreifen zu können, welchen Kampf es einen Hindu kostet, seinen Zopf, diesen Lebensnerv des Heidentums, zu durchschneiden. Hiefür nur ein Beispiel. Im Jahr 1892 taufte ich die Erstlinge aus den Heiden in der Stadt Angedipuram, im Innern von Malabar, nämlich einen Mann mit seiner Frau und seinen beiden Kindern. Vor der Taufe bat mich der Hausvater, ihm seinen Zopf abzuschneiden. Als ich bereitwilligst zur That schritt, begann er am ganzen Leibe zu zittern, sank auf die Kniee nieder, wehrte einerseits mit seinen Händen, damit ich die Haarlocke doch ja nicht zu nahe am Kopf abschneide, andererseits wünschte er, daß ich sein unwillkürliches Wehren nicht berücksichtigen möchte. Sobald der Zopf gefallen war, fühlte er den Bann der Kaste von sich gewichen, er erhob sich freudig von seinen Knieen und war fortan ein anderer Mensch.

Ja wahrlich, der Hindu ist glücklich zu preisen, welcher der Zwingherrschaft der Kaste entronnen und unter dem Panier des Kreuzes Christi Zuflucht gefunden hat. Doch ehe wir auf diesen Punkt eingehen, müssen wir nochmals auf die Kaste zurückkommen.

Schon früher, als wir von der Beschäftigung der verschiedenen Kasten sprachen, sahen wir, wie hart und ungerecht die Brahmanen die niederen Kasten behandeln. Die Gesetze, welche die Kasten gegenseitig regeln, zeigen uns aber erst recht, welch finstere Macht diese Institution in sich trägt und welche Qual es seinen Nebenmenschen bereitet.

Die Brahmanen beanspruchen den anderen Kasten gegenüber levitische Reinheit. Sie, als die Erdengötter und als dem Brahma zunächststehend, sind die reinsten und heiligsten aller Menschen; von ihnen abwärts nimmt von Stufe zu Stufe die Reinheit ab und die Unreinheit zu, bis zu dem niedersten Waldbewohner, dessen

Blick schon aus der Ferne den höheren Kastenmann verunreinigt. Diese Unterschiede treten einem besonders im Innern von Malabar, wo ich mein Arbeitsfeld hatte, recht auffallend entgegen. Da schreitet der Brahmane im Bewußtsein seiner göttlichen Würde stolz des Weges einher, vor ihm her zieht ein Herold, der durch lautes Rufen das Nahen des Erdengottes den niederen Kasten kund thut. Diese müssen je nach dem Grad ihrer Kaste auf 10—300 Schritte eiligst über Stock und Stein von der Straße abweichen, auch wenn sie eine schwere Last auf dem Rücken tragen, damit der Brahmane durch sie nicht verunreinigt werde. Die verschiedenen Kasten dürfen einander nicht berühren, nicht beisammen wohnen und noch viel weniger mit einander essen. Jede Kaste hat ihre eigenen Häuser vereinzelt für sich, die ihre besonderen Namen tragen. Der Nambutiri (der höchste Brahmane) wohnt im Mana oder Manakkol, der gewöhnliche Brahmane im Illam, der Tempeldiener im Pûrnadham; der Nayer oder Schudra im Bhawanam oder Vidu, der Tontar im Pura, der Tscherumer im Dschôla, der Kuritschir im Kudil ꝛc. Ebenso hat jede Kaste ihre eigenen Brunnen und Teiche; nur im fließenden Wasser dürfen alle Kasten baden. Die niederen Kasten haben auch in ihrer Ausdrucksweise den höheren gegenüber ihre untergeordnete Stellung anzuerkennen. So muß z. B. der Schudra oder Nayer, wenn er auch ein reicher Mann ist, im Gespräch mit einem Brahmanen sein Geld Dschembukâsh (Kupfermünze), sein Essen Kallari (sandiger Reis), seine Wohnung Kuppa (Dunghaufen) und sich selbst Adiyân (Sklave) nennen. Die verschiedenen Verunreinigungen durch Berührung ꝛc. können durch Bäder, verschiedene Opfer und Gebete, sowie durch Besprengung mit den von uns als unrein erachteten Auswurfstoffen der Kuh beseitigt werden.

Wir anerkennen gern, daß der Kaste eine konservierende Macht innewohnt für den haltlosen, verzehrenden Idealismus der Hindus. Durch dieselbe ist ihnen die Jahrtausende hindurch das verblieben, was sie an Wissenschaft und Kunst besitzen. Ebenso bietet die Kaste ein gewisses Maß von Protektion, indem sie den einzelnen Hindu als Glied einer großen Familie anerkennt und ihm deren Schutz und Vorteile gewährt. Aber diesen Vorteilen gegenüber sind die Nachteile des Kastenwesens weit überwiegend. Schon dadurch, daß das Volk in unzählige Kasten mit vielen Unter-

abteilungen — es giebt Kasten, die 20 bis 50 und noch mehr Unterabteilungen haben — gespalten ist, sehen sich die Kastenglieder veranlaßt, in allzu nahe Verwandtschaft und schon in zartester Jugend zu heiraten. Ein Verteidiger der Kaste sprach es erst neulich offen aus, daß die Kinderheirat nötig sei, damit die Mädchen nicht außerhalb ihrer Kaste heiraten. Dies hat u. a. viele Kinderkrankheiten und eine physische Entartung und Abschwächung des Volkes zur deutlichen Folge.

Ebenso verursachen die raffinierten Kastengesetze Verarmung der Nation. Sie verbieten dem Hindu bei Ausschluß aus der Kaste ins Ausland zu gehen und mit einer fremden Nation Handel zu treiben. Dies ist auch der Grund, warum sich der Handel in Indien beinahe ausschließlich in den Händen der Mohammedaner und Parsis befindet. Die Kastengesetze machen die verschiedenen Berufsarten erblich. Hat z. B. ein Weber zehn Söhne, so müssen diese alle das Handwerk des Vaters lernen, auch wenn einzelne Begabung und Neigung für einen höheren und einträglicheren Beruf hätten. Das Kastengesetz duldet die Berücksichtigung der Begabung des einzelnen nicht. Es gab eine Zeit, in der die Hindus in den Künsten und Wissenschaften vielen anderen Völkern überlegen waren, aber nun ist eine Stagnation eingetreten. Die starren Kastengesetze dulden nicht nur nicht eine Weiterentwicklung der vielen tüchtigen Nationalkräfte und reichen Gaben, die Gott in das Volk gelegt hat, sondern sie entwürdigen auch die Arbeit. Die stolzen Hindus der oberen Kasten sehen mit Verachtung auf die verschiedenen Handwerke der niederen Kasten herab, aber auch diese letzteren würden es unter ihrer Würde halten, die Arbeit einer anderen Kaste zu verrichten. Diese von dem Kastenwesen erzeugten ungesunden Zustände machen die herrlichen Gaben der Hindus mehr oder weniger zu einem toten Kapital.

Und so lange die Kaste zu Recht besteht, ist eine Wendung zum bessern nicht möglich; denn sie ist ein abgesagter Feind jeglicher socialen Reform, und doch wie not thäte eine solche! Da ist vor allem die Stellung der Frauen, die Kinderheirat, die herzlose Behandlung der Witwen und vieles andere, das schreiende Notstände und fressende Schäden in sich birgt. Manu sagt in seinem Gesetzbuch: „Die Frauen sind nicht zur Freiheit geboren; sie haben ihre Männer wie Götter zu ehren; darin besteht ihre einzige Pflicht."

Und ein tieferblickender Hindu fügt diesem hinzu: „Bei uns sind die Frauen die Sklavinnen oder wenn es hochkommt, das Spielzeug der Männer. Ihre Unwissenheit hindert allen Fortschritt, ein rechtes Familienleben und Kindererziehung. Darum auf! Laßt uns unseren Töchtern eine bessere Erziehung geben!" „Nein", ruft ein anderer, „das ist unmöglich, so lange wir unsere Töchter in der frühesten Kindheit (oft schon im zweiten und dritten Lebensjahr) verheiraten." Raja Sir Madheva Rao schreibt: „Die Brahmanen-Mädchen werden beinahe alle vor dem zehnten Jahre verheiratet. Das gewöhnliche Alter ist zwischen sechs und sieben Jahren. Daher ist ein Drittel der Brahmanen-Frauen verwitwet." Diese von dem Kastengesetz verlangten Kinderheiraten sind die Wurzel aller Uebel in vielen Familien und führen neben anderm Elend auch das Elend der jungen Witwen mit sich. Nach dem indischen Census vom Jahr 1881 zählte man nahezu 24 Millionen Witwen in ganz Indien; darunter waren 75 000 Witwen unter neun Jahren; denn Wiederverheiratung ist ja vom Kastengesetz verboten. Das lebenslängliche Los dieser Witwen ist in den meisten Fällen ein sehr trauriges, sie werden stets als Aschenbrödel und noch viel schlimmer behandelt. Viele sind schutzlos den Nachstellungen ihrer männlichen Hausgenossen ausgesetzt, fallen in Sünde und — werden nicht selten Kindermörderinnen.

Da ist ferner das schändliche Institut der Bajaderen oder Tempeldirnen eine Pestbeule des indischen religiösen Lebens, ebenfalls erzeugt durch das Kastengesetz, und vieles andere, das der Reform so sehr bedürfte. Viele der gebildeten Hindus haben diese Schäden erkannt und schon oft in öffentlichen Reden bekämpft; aber nur wenige dieser Reformer wagen es, ihre guten Vorschläge an sich und ihren Familien zur That werden zu lassen. Die es aber wagen, müssen den Zorn der Priester fühlen. Sie werden von der Kaste ausgestoßen und das ist die empfindlichste Strafe, die einen Hindu treffen kann. Da sollte man erwarten, daß die englische Regierung auf dem Wege der Gesetzgebung diesen schreienden Mißständen ein Ende mache, aber sie will die Feindschaft der mächtigen Priester nicht herausfordern. Diese eifrigen Hüter der Kaste wissen es nicht selten durchzusetzen, daß Hindus hoher Kasten, die in England oder Amerika studiert haben, bei ihrer Rückkehr nicht anders wieder Zutritt in ihre Familien und Kasten bekamen,

als daß sie mehrere Bußpillen, bestehend aus den fünf Produkten der Kuh, verschlucken und sich somit unter das eiserne Joch der Kastengesetze beugen.*)

Wenn man die Tyrannei des Kastenwesens recht bedenkt, so muß man zugeben, daß es eine bedeutende Kraft moralischen Mutes erfordert, demselben zu widerstehen. Zur Illustration diene folgendes Beispiel. Ein Kaufmann in Ahmedabad hatte eine Witwe seiner eigenen Kaste geheiratet. Das war in den Augen der Hindus ein schreckliches Verbrechen; denn eine Frau, einmal verheiratet, gehört ihrem Ehemann für Zeit und Ewigkeit. Daher wurde der Kaufmann aus der Kaste ausgestoßen. Niemand, weder aus seiner, noch aus einer anderen Kaste, durfte hinfort mit ihm verkehren, niemand mit ihm essen, niemand mit ihm handeln, niemand eines seiner Kinder heiraten; keinen Tempel durfte er besuchen und bei seinem Tode durfte niemand seinen Leichnam zu dem Verbrennungsplatz tragen. An jenem Morgen, nachdem dieses Urteil über ihn gesprochen worden war, ging er, wie gewöhnlich, auf den Bazar; aber kein Mensch wollte ihm etwas abkaufen noch verkaufen; er konnte keine Wohnung bekommen und keiner seiner Schuldner fühlte sich verpflichtet, ihn zu bezahlen. Es war unmöglich, das Gericht zu Hilfe zu nehmen, weil ihm niemand Zeuge stehen wollte. Er war ein ruinierter Mann und genötigt, seine Heimat zu verlassen und in einer weitentfernten Stadt eine Regierungsstelle anzunehmen.

Die Kaste unterdrückt die individuelle Freiheit. Sie hat tausend Regeln, die größtenteils kindisch und frivol sind und zu viel Schmerzlichem Anlaß gaben. Wünscht ein Brahmane mit einem anderen Kastenmann zu essen, so gebietet ihm die Kaste: Du darfst nicht, auch wenn beide noch so intime Freunde wären. Ist ein Mann auch noch so durftig und es wird ihm von einem

*) Diese Macht der Priester bekam neulich z. B. auch ein gelehrter Hindu in Madras, Namens Narasimhadhari, zu fühlen. Derselbe besuchte im Jahre 1893 die Weltausstellung in Chicago und hielt dort in dem Parlament der Religionen eine Rede gegen das Christentum und zu Gunsten des Hinduismus. Wieder in sein Heimatsland zurückgekehrt, suchte er Zutritt zu seinen Verwandten und seiner Kaste. Ehe ihm aber dies von der Priesterschaft gestattet wurde, hatte er öffentlich zu bekennen, daß er mit seiner Reise nach Amerika eine Sünde begangen habe; zur Sühne derselben und Wiederaufnahme in die Kaste wurde er verurteilt, die eben genannten Reinigungspillen zu verschlucken, und dies that er ohne Widerstreben.

niederen Kastenglied Wasser gereicht, so darf er es nicht trinken. Zur Zeit von Hungersnot ist es schon häufig vorgekommen, daß Hindus lieber selbst verhungerten oder ihre Kinder verhungern ließen, als daß sie die Kaste gebrochen und Nahrung von einem Missionar oder niederen Kastenmann angenommen hätten. Ein Brahmane würde auch ein niederes Kastenmitglied ruhig ertrinken lassen, wenn er es auch leicht retten könnte, denn er fürchtet die Verunreinigung. Es lag einst ein Palmbauer unter einer Palme, die auf ihn gefallen war, allein keiner der vielen Zuschauer wagte es, den armen Mann, dessen Beine gebrochen waren, aus seiner jammervollen Lage zu befreien; denn das Kastengesetz erlaubte es ihnen nicht, weil dasselbe das gerade Gegenteil ist von dem Gebot: „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst."

Die Kaste beraubt den Hindu auch des Bewußtseins der Nationalität. Die Hindus lieben ihre Kinder und sind eifrig für ihre Kastenglieder bemüht, aber alles, was darüber hinausliegt, interessiert sie sehr wenig. Der Hindu hat keinen politischen Sinn, der Begriff von Vaterland und Volksgemeinschaft geht ihm völlig ab. Die Kaste ist sein Staat, die Kaste als erweiterte Familie ist sein Vaterland.

Die Tendenz der Kaste ist, die Menschheit im ganzen zu degradieren und einzelnen Stämmen sogar ihre Stellung unter dem Vieh anzuweisen. Der gebildetste Ausländer ist dem Kastengesetz gemäß ein Mlêdschan oder Barbar; seine Nähe verunreinigt den Kastenmann. Wenn ein freundlicher Hindu einem Europäer die Hand reicht, so wird er unrein und hat sich hernach durch ganzes Untertauchen in einem Teich wieder zu reinigen.

So hat auch die Kaste das Gewissen des Hindu verkehrt und die richtige Urteilskraft von Recht und Unrecht bis auf einen gewissen Grad zerstört. Die schwersten Strafen werden verhängt über einen, der sich erlaubt, mit einem anderen Kastenmann zu essen, oder ins Ausland zu gehen, oder eine Frau aus anderer Kaste zu heiraten. Dagegen wird das, was gegen Nächstenliebe verstößt, ungeahndet gelassen. Treffend sagt ein Hindugelehrter: „Das Kastensystem schließt das Schlimmste aller menschlichen Irrtümer in sich, nämlich das, daß es das Böse durch Autorität und Sanktion der Religion für heilig erklärt." Dennoch betrachtet der Hindu seine Kaste, gleichviel welchem Grad sie angehört, als das

kostbarste Gut; sie zu brechen und fahren zu lassen, gilt ihm für das größte Unrecht, als ein Bruch mit dem, was die Grundlage aller göttlichen und menschlichen Ordnung bedeutet.

Ach, wie übel hat doch der Mörder von Anfang dieses sonst so hochbegabte, intelligente Brudervolk zugerichtet! Können wir es in seinem Blute liegen lassen und wie jener Priester und Levit im Gleichnis teilnahmlos an ihm vorübergehen? Gewiß haben wir alle den Wunsch, daß diesem durch das Kastensystem so sehr geknechteten und zertretenen Volke die von Gott bestimmten Menschenrechte wieder zurückgegeben werden und daß es zur Freiheit der Kinder Gottes geführt werden möchte.

Aber durch welche Macht geschieht das?

Indien hat, wie die Geschichte aufweist, schon viele gewaltige Erschütterungen und Umgestaltungen der politischen Verhältnisse erlebt. Früher führten mächtige mohammedanische Herrscher ihr Scepter über Indien. Mit Feuer und Schwert wüteten sie gegen die Religion der Hindus. Ein Heider Ali und Tippu Sultan machten grausame Verwüstungszüge durchs Land. Die Tempel und Götzenbilder konnten sie zertrümmern, aber die Kaste nicht; im Gegenteil, sie halfen gegen ihren Willen deren Zahl noch vermehren. Denn sobald die Mohammedaner den Engländern das Feld geräumt hatten, kehrten die mit Gewalt zu Mohammedanern gemachten Hindus in großer Zahl wieder zu ihrer früheren Religion zurück, und weil sie von ihren Kastengenossen der Beschneidung wegen nicht mehr aufgenommen wurden, bildeten sie neue Kasten und Unterabteilungen. Seit Indien unter die Krone von England kam und die Königin von England Kaiserin von Indien wurde, ist vieles anders geworden; allein die Kaste ist geblieben in ihrer vollen Machtentfaltung. Die englische Regierung wagte es nicht, die Kaste anzutasten; im Gegenteil, sie verhätschelte und verzärtelte dieselbe in früheren Jahren und das Resultat war dann die furchtbare Sipoy-Meuterei im Jahr 1857. Hernach wurden gewichtige Stimmen unter den sachverständigen Engländern laut, daß man energisch gegen die Kaste vorgehen müsse. Seither wird unter den eingeborenen Regimentern die Kastenverbindung soviel als möglich verhindert; alle Kasten dürfen aus öffentlichen Brunnen Wasser ziehen, die Regierungsschulen besuchen und hier wie in den Eisenbahnwagen beisammensitzen. Die früher größtenteils von Brah-

manen besetzten Regierungsstellen werden allmählich auch niederen Kasten geöffnet. Etwas weiter als das ist jedoch für Abbruch der Kaste bis jetzt nicht geschehen; die Regierung erkennt vielmehr die verschiedenen Kastengesetze an und läßt es ruhig geschehen, daß die niederen Kasten von den oberen ungerecht behandelt werden; denn vor nichts schreckt die englische Regierung mehr zurück, als die Kaste anzutasten.

Was aber bisher kein noch so eifriger indischer Reformer und keine noch so große weltliche Macht zu stande bringen konnte, das vermag das Evangelium. Das allein bringen den Gebundenen Erledigung und gestaltet durch die ihm innewohnende Kraft die Hindus zu einem Volk, das nichts mehr wissen will von der Kaste und allem dem, was drum und dran hängt, zu einem Volk, dessen ganzes gesellschaftliches Leben auf christliche Grundlage gestellt ist. Gewisse Nachwirkungen der Kasten zeigen sich zwar auch bei diesen Christen vielfach noch. Manche von ihnen und selbst Katechisten aus niederen Kasten treten einem Brahmanen gegenüber ängstlich auf, manche unserer christlichen Schüler aus unteren Kasten sind nicht so intelligent und aufgeweckt, wie die aus höheren; manche Christen haben Abneigung gegen gewisse Berufsarten &c. Doch das ist leicht begreiflich, denn die Kaste liegt den Leuten, wie bereits erwähnt, in Fleisch und Blut, und sie können das Gepräge, das ihnen dieselbe seit Jahrtausenden aufgedrückt hat, bei ihrem Uebertritt zum Christentum nicht mit einemmale abstreifen. Thatsächlich giebt es aber derzeit in Indien viele und zum Teil große Christengemeinden, die die Kastengesetze nicht mehr befolgen, bei denen man den völligen Bruch mit der Kaste von Anfang an zur Bedingung für den Eintritt in den Gemeindeverband gemacht hat, was in den meisten der evangelischen Missionen der Fall ist. Die Schranken, welche die Kaste aufgerichtet hat, sind da gefallen und eine neue sociale Gemeinschaft ist an ihre Stelle getreten. Die Christen aus den verschiedenen Kasten wohnen beisammen, heiraten gegenseitig und, was ein Hauptmerkmal des Bruches mit der Kaste ist, sie essen ohne jeglichen Skrupel miteinander. Dafür zum Schluß noch ein Beispiel. Am ersten Advent 1892 feierten wir ein schönes Tauffest in Kodakal, einer Basler Station in Malabar. Es wurden da 172 Heiden, die verschiedenen Kasten und Altersstufen angehörten, durch die Taufe in die Gemeinde aufgenommen. Nach

dem Gottesdienst fand ein gemeinsames Essen statt, an dem alle Täuflinge bereitwilligst teilnahmen. Von Kastenunterschied trat keine Spur zu Tage. Friedlich saßen die jungen Christen in Reihe und Glied beisammen am Boden der schattigen Festhütte und ließen sich den Reis, der ihnen nach Landessitte auf grünen Bananenblättern gereicht wurde, trefflich schmecken. Nach den oben geschilderten Kastenverhältnissen war dies ein glänzender Sieg über die Kaste. Einer unserer Katechisten, der die Bedeutung dieses Festessens wohl erkannte, bemerkte: „Muß man bei diesem Anblick nicht an die Worte denken: ‚Die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen, denn das Land ist voll der Erkenntnis des Herrn!‘“

Das Evangelium also, das die Mission Indien bringt, und dieses allein bricht die eisernen Fesseln der Kaste, setzt die Hindus wieder in ihre Menschenrechte ein und verleiht ihnen den Adel der Kinder Gottes. Darum wer Reichsgottespatriotismus besitzt, dessen Losung muß sein: Vorwärts! Trotzdem die Kaste dem Christentum als ein gewaltiges Bollwerk entgegensteht, so sind wir doch auf das festeste davon überzeugt, daß die Sache Christi unter den Hindus noch völlig siegen wird, daß das Wort des Dichters zur Wahrheit werden wird:

Es kann nicht Ruhe werden, Bis Jesu Liebe siegt,
Und dieser Kreis der Erden Zu seinen Füßen liegt.

Ein Besuch auf der Missionsstation Gnadenthal.

Ein herrlicher Sommertag, so wonnig, wie man ihn im Januar nur unter dem südafrikanischen Himmel des Kaplandes kennt, lud uns zu einem Ausflug ein. So verließ ich denn an einem Samstag Nachmittag in Begleitung von Herrn Morgan und Fräulein Holt das Gewühl der Kapstadt und reiste aufs Land hinaus. Unser gemeinsames Ziel war Gnadenthal, die bekannte Missionsstation der Brüdergemeine, wo wir den Sonntag mit den dortigen Missionsgeschwistern zu verbringen gedachten.

Unser Weg führte uns über weite Strecken von brachliegendem Moorland, das in der gegenwärtigen trockenen Jahreszeit dürr und braun vor unseren Augen dalag. Ueberhaupt hätte die ganze

Gegend im allgemeinen einen öden und einförmigen Charakter gehabt, wenn ihr nicht das zerklüftete Gebirge mit seiner eigenartigen Formation ein romantisches Gepräge verliehen hätte. Nur hie und da machte eine kleine Pflanzung mit einem bescheidenen Anwesen auf oder eine vereinzelte Gruppe von Bäumen. Aber auch diese standen nur sehr vereinzelt und in großen Abständen von einander, so daß es eine liebliche Ueberraschung war, als wir bei einer Biegung um einen Bergvorsprung plötzlich die Niederlassung der Brüdermission unten im Thal zwischen dem Grün der Bäume hervorblinken sahen.

Das also war Gnadenthal, das als liebliche Oase da unten vor uns lag, von dem wir schon so manches gehört hatten und das wir nun selbst kennen lernen sollten. Denn man muß das Thal und seine friedliche Stätte selbst geschaut haben und die Geschichte seiner vorigen Tage kennen, um die Bedeutung seines heutigen Namens recht würdigen zu können. Einst vor mehr als 150 Jahren nur als Baviaanskloof (Pavianschlucht) bekannt, in deren Wildnis sich damals ein Georg Schmidt, gesegneten Andenkens, als Missionar ansiedelte und die ersten Hottentotten, jene verachteten Geschöpfe, zu Christo führte, dann wieder für 50 Jahre verlassen, bis drei neue Brüdermissionare die abgebrochene Arbeit wieder aufnahmen und den wilden Ort bebauten, ist es seitdem zu einer Segensstätte geworden, die mit Recht den Namen Gnadenthal führt.

Wir hatten den Eingang des Thales erreicht und das Flüßchen, von dem es befruchtet wird, überschritten; aber noch hatten wir eine kleine Strecke zu fahren, bis wir nach etwa 20 Minuten den in der Mitte der Ansiedelung gelegenen sogenannten „Platz" erreicht hatten und von den Missionaren aufs herzlichste begrüßt wurden. Große prächtige Bäume beschatten den quadratförmigen Platz, der von der Kirche, den Schulgebäuden, den Missionshäusern, dem Seminar und dem Gasthaus der Gemeinde begrenzt wird. In letzterem fanden wir eine freundliche Aufnahme, und nachdem wir einige Erfrischungen zu uns genommen hatten, war es gerade Zeit, um in den Gesanggottesdienst zu gehen, der jeden Samstag Abend stattfindet.

Die neue, erst 1892 erbaute Kirche, die an Stelle des Jahr 1799 errichteten ursprünglichen Kirchleins getreten ist,

großer, schöner Bau, der am 15. März 1893 feierlichst eingeweiht wurde.*) Sie bietet Sitzplätze für bequem 1400 Personen und ist dabei hell und freundlich. Auch besitzt sie eine schöne, gute Orgel. Der einzige Schmuck ihres Inneren besteht in einem massiven Blumengewinde zwischen zwei Seitenfenstern und einem großen Kreuz, das sich hinter dem Liturgustisch erhebt. Letzterer befindet sich auf einer niederen, langen Plattform, die sich längs der Wand hinzieht. Hier, auf jeder Seite des Liturgustisches, nehmen auch diejenigen der Missionsarbeiter, die beim Gottesdienst nicht amtieren, mit ihren Frauen den Platz ein, so daß sie die versammelte Gemeinde gerade vor sich haben. Die Kirche besitzt auch ringsumlaufende Galerien, auf deren einer — dem Liturgustisch gegenüber — sich die Orgel und eine Uhr befindet. Ein guter Gesangchor trägt nicht wenig dazu bei, die sonntäglichen Gottesdienste und Festtage zu verschönen. Wie in allen Betsälen der Brüdergemeine, sitzen auch hier Männer und Frauen getrennt, indem die einen rechts, die anderen links den Raum des Gotteshauses einnehmen. Die Frauen und Mädchen tragen während der Gottesdienste anstatt eines Häubchens oder Hutes nur ein einfaches, meistens weißes Kopftuch, das unter dem Kinn lose zusammengeknüpft ist. Auch in der Kleidung herrscht fast durchweg die größte Einfachheit. Meist tragen die Frauen weiße oder doch hellfarbige Zeugstoffe und nur selten sieht man hievon eine Ausnahme. Die Missionare und ihre Familien sind in dieser christlichen Kolonie von Hottentotten die einzigen Weißen.

Das Land, das die Regierung der Station zuerteilt hat, umfaßt einen Flächeninhalt von 5600 Morgen (englische acres), und die ganze Ansiedlung, an deren Stelle vor Zeiten nichts als grause Wildnis zu finden war, ist unter der langjährigen Arbeit und Leitung der Missionare zu einem blühenden Gefilde geworden, das ziemlich reiche Erträge bringt und Früchte in Fülle liefert. Schöne Fichtenbestände, die man angepflanzt hat, stehen im besten Gedeihen, während Eichen und andere Waldbäume den stattlichsten und kräftigsten Wuchs zeigen. Wohlgepflegte Gärten umziehen ganz Gnadenthal; denn jedes Familienhaupt ist im Besitz von einem Fleckchen Land, das er sorgfältig zu bebauen hat; im andern

*) Ueber die Einweihung dieser Kirche, womit zugleich die hundertjährige Jubelfeier Gnadenthals verbunden war, vgl. Miss.-Mag. 1893, S. 250 ff.

Fall wird es ihm entzogen. In dieser Hinsicht bestehen ganz genaue und strenge Gemeindevorschriften, die sich selbst auf die Instandhaltung und Reinlichkeit der Wohnungen, wie auf die Bebauung und Nutzbarmachung des Landes erstrecken. Die obrigkeitliche Gewalt im engeren Sinn des Wortes, sofern sie die Aufrechthaltung dieser Vorschriften betrifft, liegt ganz in der Hand der Missionare. Doch stehen diesen Gemeindeälteste aus den eingeborenen Christen zur Seite.

Die Kolonie zählt ungefähr 3000 Bewohner. Doch halten sich viele derselben die Woche über oder auch für längere Zeit auswärts auf, um da und dort Arbeit und Verdienst zu finden. Für die ganze Niederlassung genügt zur Aufrechthaltung der Ordnung ein einziger Polizist, der noch dazu das Amt eines Postmeisters versieht — gewiß ein gutes Zeugnis für das allgemeine äußere Wohlverhalten der Hottentottenkolonie. Früher pflegte jeden Monat einmal ein Gerichtsbeamter nach Gnadenthal zu kommen, aber da er zu wenig zu thun fand, so macht er jetzt seine amtlichen Besuche nur alle zwei Monate.

Zu Gnadenthal gehören noch zwei Außenstationen in der Nachbarschaft, die nur wenige englische Meilen davon entfernt liegen und vom Mutterort aus von dem einen oder andern der Missionare kirchlich bedient werden.

Außer der direkten Missionsarbeit — der Predigt und Seelsorge, Bedienung der auswärtigen Orte und der Leitung der Schulen — ist noch jedem Missionsarbeiter eine specielle Aufgabe auf der Station zuerteilt, die teils ökonomischer, teils geschäftlicher Art ist und dem Wohle des Gemeinwesens dient. Da ist der Kaufladen mit dem Warenmagazin zu bedienen, die Mühle, die Druckerpresse, der Garten u. a. zu besorgen. Auch für die Missionsfrauen giebts außer den häuslichen Pflichten noch mancherlei zum Besten der Gemeinde zu thun.

Die Zahl der Missionare belief sich damals bei unserem Besuch auf sieben, die sämtlich verheiratet waren. Doch hatte der eine von ihnen erst 14 Tage zuvor seine Gattin durch den Tod verloren. Jede Missionsfamilie bewohnt ihr eigenes Haus als trautes Heim. Doch nehmen alle die beiden Hauptmahlzeiten — das Mittag- und Abendessen — gemeinschaftlich ein, wozu sie sich in einem großen Speisesaal versammeln. Nur die Kinder unter

vier Jahren sind davon ausgeschlossen und bleiben zu Haus. Ebenso kommt man um 2 Uhr zu einer Tasse Kaffee zusammen, wobei man sich gemütlich unterhält, Missionsangelegenheiten und die alltäglichen Vorkommnisse bespricht, über allerlei Fragen diskutiert und wohl auch heimatliche Erinnerungen anstauscht. Aber auch während dieser kurzen Ruhepause ruhen die geschäftigen Hände und Finger der Schwestern nicht. Emsig lassen sie die Stricknadeln spielen, unter deren leisem Klingen und Klappern Socken und Strümpfe für die häuslichen Bedürfnisse entstehen.

Nach dem Schluß des Gesanggottesdienstes begaben wir uns mit Missionar Hennig, dem Präses der Station, in dessen Wohnung, wo wir in seinem Familienkreis eine sehr angenehme Stunde verbrachten. Da gab es auch mancherlei zu hören aus der interessanten Geschichte Gnadenthals, aus jenen Tagen, als der Gottesbote Georg Schmidt im Jahre 1738 zum erstenmale die Wildnis der Baviaanskloof betrat und hier seine Hütte aufschlug, die verachteten Hottentotten um sich sammelte, pflanzte, baute und unterrichtete. So zeigte man uns auch jenes holländische Neue Testament, das G. Schmidt seinen Hottentotten zurückließ, als er im Jahr 1743 seine Baviaanskloof wieder verlassen mußte und das dann 50 Jahre später ein 80jähriges Mütterchen, die blinde Lena, eine aus jener Zeit noch lebende hottentottische Christin, den drei Brüdenmissionaren vorwies, als diese am Christnachtstag des Jahres 1792 die historische Stätte betraten, um die vor 50 Jahren abgebrochene Arbeit wieder aufzunehmen. Alles, was sie von damals noch vorfanden, waren Mauerreste, ein Mandel-, ein Aprikosen- und ein Birnbaum, die der Pionier G. Schmidt gepflanzt. Von den von ihm Getauften war es eben jene blinde Lena, die die Zeiten überdauert hatte und die neuen Ankömmlinge als Boten Gottes begrüßte.

Jenes holländische Neue Testament wird seitdem mit Recht als Erbstück aus den Tagen der ersten Missionsanfänge betrachtet und wie eine Reliquie in einem Kästchen aufbewahrt, das aus dem Holz des von G. Schmidt gepflanzten Birnbaumes hergestellt ist. Auch zeigte man uns bei dieser Gelegenheit einen mit den königlichen Insignien versehenen Stab, den die Königin von England dem letzten Hottentotten-Häuptling verehrt hatte.

In Gnadenthal ist man schon frühe auf den Beinen. So

saßen wir denn um ½8 Uhr nach der gemeinsamen Morgenandacht mit Hennigs am Frühstück und wohnten dann der Prüfung der Katechumenen an. Dieser folgte um ½9 Uhr ein kurzer liturgischer Gottesdienst und um ½10 Uhr der Hauptgottesdienst mit Predigt. Letztere hielt mein Begleiter Mr. Morgan über Offenbarung Johannis 1, 5—6 in englisch, während Missionar Günther sie ins Holländische dolmetschte. Die Gottesdienste waren bei aller ihrer Einfachheit außerordentlich ansprechend und erhebend, wozu besonders auch der schöne, reine Gesang und die allgemeine Andacht, mit der die farbige Gemeinde den gottesdienstlichen Feiern anwohnte, beitrug.

Von den Missionsfamilien war es überaus freundlich, daß sie uns in zuvorkommendster Weise in ihren engeren Familienkreis aufnahmen und uns an ihre gemeinsame Tafel zogen. Auch traf es sich so glücklich, daß gerade an jenem Sonntag, ohne daß wir vorher etwas davon wußten, das jährliche Missionsfest gefeiert wurde. Es ist dies immer ein ganz besonderer Festtag für Gnadenthal. Schon am frühen Morgen erschallten die vom Posaunenchor der Knabenanstalt geblasenen deutschen Choräle, mit denen das Fest eingeleitet wurde, und auch sonst gabs den Tag über noch mehrfach Gelegenheit, während der Gottesdienste sich an den weihevollen Klängen der Gnadenthaler Musikchöre zu erbauen.

Um ½3 Uhr fand das Missionsfest unter den mächtigen Eichen des Stationsplatzes statt. Fast alle anwesenden Missionare hielten warme Ansprachen und berichteten über verschiedene Arbeitsfelder der Brüdermission unter den heidnischen Völkern: über Labrador, Westindien, Australien und Alaska. Missionar Hennig führte dann noch einzelne Züge aus den ersten Zeiten Gnadenthals seinen Zuhörern vor die Augen.

Es war ein überaus lieblicher Anblick, diese große Versammlung unter dem Schatten der Eichen gelagert zu sehen: im Vordergrund das kleine Volk, zur Linken die Frauen, zur Rechten die Männer, in der Mitte die Missionare mit ihren Familien; die Kinderwelt auf dem Rasen gelagert, die Erwachsenen auf Bänken sitzend oder in Gruppen stehend. Im Hintergrund aber hatten die Knaben der Anstalt mit ihren Musikinstrumenten ihren Platz und unfern davon der Chor der Sänger. So gruppierte sich alles in schönster Ordnung um ihre geistlichen Leiter. Interessa

vier Jahren sind davon ausgeschlossen und bleiben zu Haus. Ebenso kommt man um 2 Uhr zu einer Tasse Kaffee zusammen, wobei man sich gemütlich unterhält, Missionsangelegenheiten und die alltäglichen Vorkommnisse bespricht, über allerlei Fragen diskutiert und wohl auch heimatliche Erinnerungen anstauscht. Aber auch während dieser kurzen Ruhepause ruhen die geschäftigen Hände und Finger der Schwestern nicht. Emsig lassen sie die Stricknadeln spielen, unter deren leisem Klingen und Klappern Socken und Strümpfe für die häuslichen Bedürfnisse entstehen.

Nach dem Schluß des Gesanggottesdienstes begaben wir uns mit Missionar Hennig, dem Präses der Station, in dessen Wohnung, wo wir in seinem Familienkreis eine sehr angenehme Stunde verbrachten. Da gab es auch mancherlei zu hören aus der interessanten Geschichte Gnadenthals, aus jenen Tagen, als der Gottesbote Georg Schmidt im Jahre 1738 zum erstenmale die Wildnis der Baviaanskloof betrat und hier seine Hütte aufschlug, die verachteten Hottentotten um sich sammelte, pflanzte, baute und unterrichtete. So zeigte man uns auch jenes holländische Neue Testament, das G. Schmidt seinen Hottentotten zurückließ, als er im Jahr 1743 seine Baviaanskloof wieder verlassen mußte und das dann 50 Jahre später ein 80jähriges Mütterchen, die blinde Lena, eine aus jener Zeit noch lebende hottentottische Christin, den drei Brüdenmissionaren vorwies, als diese am Christnachtstag des Jahres 1792 die historische Stätte betraten, um die vor 50 Jahren abgebrochene Arbeit wieder aufzunehmen. Alles, was sie von damals noch vorfanden, waren Mauerreste, ein Mandel-, ein Aprikosen- und ein Birnbaum, die der Pionier G. Schmidt gepflanzt. Von den von ihm Getauften war es eben jene blinde Lena, die die Zeiten überdauert hatte und die neuen Ankömmlinge als Boten Gottes begrüßte.

Jenes holländische Neue Testament wird seitdem mit Recht als Erbstück aus den Tagen der ersten Missionsanfänge betrachtet und wie eine Reliquie in einem Kästchen aufbewahrt, das aus dem Holz des von G. Schmidt gepflanzten Birnbaumes hergestellt ist. Auch zeigte man uns bei dieser Gelegenheit einen mit den königlichen Insignien versehenen Stab, den die Königin von England dem letzten Hottentotten-Häuptling verehrt hatte.

In Gnadenthal ist man schon frühe auf den Beinen. So

saßen wir denn um $\frac{1}{2}$8 Uhr nach der gemeinsamen Morgenandacht mit Hennigs am Frühstück und wohnten dann der Prüfung der Katechumenen an. Dieser folgte um $\frac{1}{2}$9 Uhr ein kurzer liturgischer Gottesdienst und um $\frac{1}{2}$10 Uhr der Hauptgottesdienst mit Predigt. Letztere hielt mein Begleiter Mr. Morgan über Offenbarung Johannis 1, 5—6 in englisch, während Missionar Günther sie ins Holländische dolmetschte. Die Gottesdienste waren bei aller ihrer Einfachheit außerordentlich ansprechend und erhebend, wozu besonders auch der schöne, reine Gesang und die allgemeine Andacht, mit der die farbige Gemeinde den gottesdienstlichen Feiern anwohnte, beitrug.

Von den Missionsfamilien war es überaus freundlich, daß sie uns in zuvorkommendster Weise in ihren engeren Familienkreis aufnahmen und uns an ihre gemeinsame Tafel zogen. Auch traf es sich so glücklich, daß gerade an jenem Sonntag, ohne daß wir vorher etwas davon wußten, das jährliche Missionsfest gefeiert wurde. Es ist dies immer ein ganz besonderer Festtag für Gnadenthal. Schon am frühen Morgen erschallten die vom Posaunenchor der Knabenanstalt geblasenen deutschen Choräle, mit denen das Fest eingeleitet wurde, und auch sonst gabs den Tag über noch mehrfach Gelegenheit, während der Gottesdienste sich an den weihevollen Klängen der Gnadenthaler Musikchöre zu erbauen.

Um $\frac{1}{2}$3 Uhr fand das Missionsfest unter den mächtigen Eichen des Stationsplatzes statt. Fast alle anwesenden Missionare hielten warme Ansprachen und berichteten über verschiedene Arbeitsfelder der Brüdermission unter den heidnischen Völkern: über Labrador, Westindien, Australien und Alaska. Missionar Hennig führte dann noch einzelne Züge aus den ersten Zeiten Gnadenthals seinen Zuhörern vor die Augen.

Es war ein überaus lieblicher Anblick, diese große Versammlung unter dem Schatten der Eichen gelagert zu sehen: im Vordergrund das kleine Volk, zur Linken die Frauen, zur Rechten die Männer, in der Mitte die Missionare mit ihren Familien; die Kinderwelt auf dem Rasen gelagert, die Erwachsenen auf Bänken sitzend oder in Gruppen stehend. Im Hintergrund aber hatten die Knaben der Anstalt mit ihren Musikinstrumenten ihren Platz und unfern davon der Chor der Sänger. So gruppierte sich alles in schönster Ordnung um ihre geistlichen Leiter. Interessant

war es, den wechselnden Ausdruck in den dunkeln Gesichtern der Farbigen zu beobachten und wie sie ihre Teilnahme an dem Gehörten durch ihre Mienen kundgaben. Fast alle Schattierungen waren da vertreten: vom tiefen Schwarz des Kaffern bis zum Hellgelb des Hottentotten und des Bastards. Viele der Kindergesichter waren geradezu hübsch und niedlich zu nennen. — Dem Fest folgte eine Kollekte, an der sich die Feiernden alle mit ihren Beiträgen beteiligten.

Nachdem sich die Versammlung am späten Nachmittag zerstreut hatte, machten wir noch einen kleinen Spaziergang im Missionsgarten und in den Anlagen längs dem Flüßchen und begaben uns schließlich nach dem alten „Gottesacker", wo so manches Mitglied der Missionsfamilie schlummert. Der reiche Blumenschmuck, mit dem ein noch frischer Grabhügel versehen war, bezeichnete die Ruhestätte der erst kürzlich entschlafenen Gattin und Mutter.

Um 7 Uhr füllte sich die Kirche noch einmal zu einer Nachfeier und Mr. Morgan hielt der Gemeinde den Abendsegen über das Opfer Abrahams. Dann verbrachten wir noch eine angenehme Stunde im Kreise der Lehrerseminaristen, die ihre Lieder anstimmten und uns mit ihrem schönen Gesang einen lieblichen Tagesschluß bereiteten. Das war unser Sonntag in Gnadenthal.

Am folgenden Morgen machten wir einen Rundgang durch die verschiedenen Schulen der Kolonie, deren Lehrer alle Farbige sind. Von Sprachen wird in denselben außer dem Englischen auch das Holländische gelehrt und in den übrigen Fächern so viel, daß man die von der Regierung ausgesetzten Prämien erhält. Durch einen Kindergarten ist auch für die Kleinen der Gemeinde in bester Weise gesorgt. Ebenso wird der Industrie einige Aufmerksamkeit geschenkt, wovon die hübschen Stroh- und Korbwaren, die die Schüler verfertigen, Zeugnis ablegten.

Auch die schönsten und angenehmsten Besuchsstunden nehmen ein Ende. Das war auch bei uns der Fall und wir mußten am Montag Nachmittag an unsere Rückkehr in die Kapstadt denken. Missionar Hennig begleitete uns dahin, da er verschiedene Stationen in der Kolonie zu besuchen hatte. Mit Dank gegen Gott für das, was wir in der Gemeinschaft mit unseren Freunden erleben und von ihrem gesegneten Werk in Gnadenthal sehen durften, traten wir unsere Heimreise an.

Heidnische Kundgebungen in Madagaskar.

Auf der großen Insel Madagaskar lassen sich die Nachwirkungen des Krieges noch immer verspüren. In dem Durcheinander, welches dem Einzug der Franzosen in die Hauptstadt des Landes folgte, erhob der Fremdenhaß und das Heidentum sein Haupt, allerlei böse Elemente kamen zum Vorschein und riefen Unruhen hervor, denen leider der Quäkermissionar Johnson mit Frau und Kind am 2. Oktober v. J. zum Opfer fiel. Aber auch neuerdings wird uns, trotz der französischen Okkupation, von Aufruhr und aufständischen Bewegungen berichtet, deren die französische Kolonialregierung kaum Herr zu werden scheint. Das Schlimmste an der Sache aber ist, daß dieselben nicht nur gegen die verhaßte Fremdherrschaft gerichtet sind, sondern auch zugleich in bewußter Weise das Christentum anfeinden und dem alten, freilich noch lange nicht überwundenen Heidentum wieder aufhelfen wollen. Der Londoner Missionar J. Sibree schreibt darüber in der Julinummer des „Chronicle“:

Zu den bedenklichsten Fällen der Gesetzlosigkeit und Unordnung gehört der Aufstand, der neuerdings in unserem Bezirk Analakely (im Norden der Hauptstadt) zum Ausbruch gekommen ist. An der Spitze der Bewegung steht ein junger Mensch, Namens Rabozaka, der bei den Quäkern seine Ausbildung erhalten hat und sogar eine Zeitlang Prediger war. Als solcher soll er seiner Zeit allen Eifer in seinem kirchlichen Amt an den Tag gelegt haben. Auch gehört er einer der besten Familien in unserem Distrikt an und soll hervorragende Fähigkeiten besitzen. Was ihn auf Abwege gebracht und zu einem erklärten Feind der Ausländer und des Christentums gemacht hat, ist bis jetzt nicht recht klar.

Etwa vor einem Monat erhielt ich von einem unserer Evangelisten in Anyozorobe, einem großen Dorf anderthalb Tagereisen nördlich von uns, einen Brief, worin er die dortige Lage als sehr ernst schilderte. Ringsum wurde den Leuten das Vieh geraubt; aber es zeigte sich sehr bald, daß es die Aufrührer nicht bloß auf Plünderung und Viehdiebstahl abgesehen hatten, sondern daß die Bewegung hauptsächlich gegen die Fremden und das Christentum gerichtet war. Es dauerte auch gar nicht lange, so nahm der Aufstand die bedrohlichsten Dimensionen an. Große Versammlungen wurden gehalten, in denen man übereinkam, gegen fünf Dinge mit Gewalt vorzugehen, nämlich: 1. gegen das Christentum; 2. gegen alles Schulwesen; 3. gegen den von der Regierung angeordneten Wegebau; 4. gegen den Militär-

dienst und 5. sollte das alte Heidentum mit seinem Götzendienst wieder hergestellt werden. Zugleich beschlossen die Aufrührer, alle Evangelisten und Lehrer umzubringen und die Kapellen zu zerstören. Mit der Ausführung dieses Programms war es ihnen auch wirklich ernst.

Bald darauf langten fünf der Evangelisten von dort als Flüchtlinge bei uns an, da sie ihr Leben ernstlich bedroht sahen. Schließlich traf auch der sechste derselben, der in Anyozorobe stationiert war und um dessen Sicherheit wir sehr in Sorge waren, glücklich mit Frau und Kind ein. Er war nur mit knapper Not dem Tode entronnen. Zwölf Tage lang hatte man ihn scharf bewacht und er sah den sichern Tod vor Augen. Da verbreitete sich plötzlich das Gerücht von der Annäherung französischer Truppen, seine Wächter machten sich aus dem Staube, und so gelang es ihm, mit seiner Frau im Dunkel der Nacht zu flüchten und nach mancherlei Abenteuern die Provinz Imerina zu erreichen. Nach der Aussage der geflüchteten Evangelisten sollen ca. 20 Dorfkirchen zerstört sein. In der großen, schönen Kirche zu Anyozorobe sind alle Bänke, Sitze und Thüren von den Aufständischen verbrannt worden. Etwa 40 Gemeinden und Schulen sind vollständig aufgelöst und zersprengt, und die Frauen und Kinder haben sich entweder nach dem Süden oder in die Wälder geflüchtet, während die Männer von den Rebellen drangsaliert werden und sich deren Forderungen fügen müssen. Von Analakely aus haben sich die Unruhen seitdem auch auf einen Teil des südlich davon gelegenen Faravohitra-Distrikt ausgedehnt und sich somit der Hauptstadt um ein Bedeutendes genähert. Auch von da haben sich bereits mehrere Evangelisten durch die Flucht retten müssen.

Diese Vorgänge stimmen mich überaus traurig, und wer weiß, wie lange noch diese ungeordneten Zustände dauern können. Doch lassen sich auch einige Lichtschimmer an diesem dunkeln Horizont wahrnehmen. So haben mich z. B. die Evangelisten aufs bestimmteste versichert, daß es kaum der vierte Teil der Bevölkerung sei, der mit den Aufständischen sympathisiere; alle übrigen hätten sich nur notgedrungen und aus Furcht für ihr Leben ihnen angeschlossen. Es lassen sich aber auch Beispiele von Standhaftigkeit anführen. So wurde in dem einen Dorfe der angesehenste Mann mit dem Tode bedroht, wenn er sich nicht auf Seite der Aufrührer schlage. Aber mutig widerstand er dem Ansinnen und erwiderte, daß er nur den wahren, lebendigen Gott und Jesum Christum anbeten wolle. Er wurde auf der Stelle niedergemacht und erlitt so den Märtyrertod. — In Anyozorobe wurde ein heidnischer Tanz zu Ehren der Götzen veranstaltet, und man wollte dabei einige Schülerinnen der Missionsschule zur Teilnahme zwingen. Aber sie weigerten sich standhaft und wären

aufs strengste bestraft worden, wenn sich nicht einige Leute ins Mittel gelegt hätten. — Auf unserer entlegensten Station im Nordosten des Distrikts befand sich der Evangelist in großer Gefahr. Da thaten sich 25 Mann zusammen, bildeten eine Schutzwache und geleiteten ihn und seine Familie über eine Tagereise weit nach Süden, bis sie ihn in Sicherheit wußten.

Ich hoffe deshalb zuversichtlich, daß auch trotz dieser Wirren das Missionswerk in jenem Bezirke nicht untergehen, sondern seinen guten Fortgang nehmen werde, sobald nur die Ruhe wieder hergestellt ist. Eine französische Truppe ging sofort auf die Nachricht hin, daß der Aufstand größere Dimensionen annehme, nach dem Norden ab, und so ist wohl auch zu hoffen, daß dadurch Ruhe und Ordnung wieder hergestellt werden wird und daß die Leute nach und nach in ihr altes Heim zurückkehren können. Sobald dies geschehen, werden auch die Evangelisten ihre abgebrochene Arbeit wieder aufnehmen.

Ueber die Ursachen dieser Ruhestörungen läßt sich etwa sagen, daß es ohne Zweifel eine Art von blindem Patriotismus ist und der Haß gegen die Fremdherrschaft. Dazu kommt, daß die Christen durchweg englisch gesinnt sind und vielfach noch nicht genug vom Geist des Christentums durchdrungen sind und sich deshalb leicht vom Gefühl der Auflehnung gegen die nun einmal bestehenden politischen Verhältnisse hinreißen lassen. Die Franzosen haben somit keine leichte Aufgabe vor sich, und es wird gute Zeit brauchen, bis sie die große Insel unter eine geordnete Verwaltung gestellt haben werden. Hoffentlich ist der General-Resident davon überzeugt, daß er an der christlichen Bevölkerung die besten Freunde für die Aufrechterhaltung der Gesetze hat.

In der Hauptstadt selbst und in den Gemeinden in deren Umgebung haben wir bis jetzt allen Grund zu den besten Hoffnungen; denn Schulen und Gemeinden sind vollzähliger denn je zuvor.



Missions-Zeitung.

Vermischtes.

Uganda. Nach den Angaben von Missionar Pilkington, der sich gegenwärtig in England aufhält, aber im August mit einer größern Schar von neuen Arbeitern wieder auf sein altes Arbeitsfeld zu ziehen gedenkt, befindet sich das Missionswerk in Uganda in der hoffnungsvollsten Entwicklung. Gegen 100 000 Eingeborne stehen daselbst unter dem Einfluß des Evangeliums, worunter etwa die Hälfte lesen kann. Nicht weniger als 200 Gottesdienstlokale sind durch die eingebornen Christen errichtet worden, und ebensoviele Evangelisten und Lehrer werden von den christlichen Gemeinden auf deren Kosten unterhalten. Von der hl. Schrift sind ca. 10 000 Exemplare des Neuen Testamentes unter dem Volk verbreitet und ungefähr 6000 Personen empfangen täglich christlichen Unterricht. Die Zahl der Taufen und des Arbeiterpersonals mehrt sich in den letzten Jahren um mehr als das Doppelte. Auch im Leben der Christen erweist sich Gottes erneuernde und umschaffende Kraft. Im letzten Jahre konnten 2921 Erwachsene aus den Heiden getauft werden und ca. 600 Kinder von christlichen Gemeindegliedern. Und das alles sind Vorgänge, die sich in einem der dunkelsten Teile Afrikas und im tiefen Innern desselben in wunderbar rascher Weise vollziehen.

Wie groß der Umschwung nur während der letzten fünf Jahre ist, dies trat besonders dem Missionsbischof Tucker bei seinem letztjährigen Aufenthalt in Uganda gegenüber seinem erstmaligen Besuch im Jahre 1890 entgegen. Damals befand sich das ganze Land in größter Unordnung; jetzt herrscht allenthalben Ruhe und Frieden. Damals ertönten vom Morgen bis zum Abend die dumpfen Töne der Trommeln und riefen die Bewohner der Hauptstadt Mengo zu wilden Nationalfesten oder stürmischen Volksversammlungen. Jetzt laden die Trommeln, wenn sie geschlagen werden, die Gläubigen zum Hause Gottes ein oder in die Versammlungen, die in den verschiedenen Lehrerwohnungen stattfinden. Auch der äußere Wohlstand hat sich sichtlich gehoben und der Landbau wird wieder mehr gepflegt. Während damals das Land rings um die Hauptstadt her unbebaut dalag, gleicht es heute einem großen Garten. Aus den verwüsteten Stätten sind überall neue Wohnungen entstanden, Wege sind angelegt, Sümpfe entwässert und überbrückt worden. Aber das Erfreulichste ist der allgemeine Fortschritt in der Christianisierung des Volkes. Die alte Kirche, die ein Sturm vor mehreren Jahren über den Haufen warf,

ist durch ein schönes Kirchengebäude ersetzt worden, das 4000 Personen bequem Raum gewährt. Kürzlich hat man noch eine weitere Kirche in der Hauptstadt eingeweiht und zwar innerhalb des königlichen Quartiers, die auf Befehl des Königs Muanga erbaut worden ist. Letzterer ist zwar noch immer kein Christ, wiewohl er mit der christlichen Wahrheit ziemlich bekannt ist. In seiner nächsten Umgebung leben circa 400 Personen, die teils den Protestanten, teils den Katholiken angehören. Die vor einiger Zeit in Uganda eingetroffenen Missionarinnen haben alle Freiheit, des Königs Frauen wöchentlich wenigstens einmal zu besuchen.

Auch sonst sind die Aussichten sehr vielversprechend; denn die Mission hat ihren Weg nicht allein in alle Provinzen des eigentlichen Uganda gefunden, sondern auch über dessen Grenzen hinaus. So öffnet sich z. B. nach und nach auch Busoga dem Evangelium trotz dem anfänglichen Widerstande der Häuptlinge. Selbst Unyoro, im Westen von Uganda, in der Nähe des Ruwenzori-Gebirges und des Albert Nyansa, weist bereits eine kleine Christenschar auf, die in zwei Kapellen ihre Versammlungen hält. Und in Koki, im Südwesten, das Missionar Fischer im Juni 1895 besuchte, fand derselbe 80 Häuptlinge, von denen sich 4 als Katholiken, 76 als Protestanten bekannten. Von letzteren konnten sogar 24 etwas lesen, während 12 sich noch damit abmühten. — Alles das läßt die Missionare ernstlich auf Mittel und Wege sinnen, wie man am besten diese Länder durch eine möglichst große Schar von eingebornen Evangelisten unter Leitung von europäischen Missionaren evangelisieren könne.

(Nach dem Church Miss. Int.)

Die **englisch-kirchliche Mission,** die im Mai ihr Jahresfest feierte, zählt nach ihrem Bericht nicht weniger als 975 europäische Missionsarbeiter auf ihren verschiedenen Arbeitsfeldern. Außerdem: 311 eingeborne und eurasische ordinierte Prediger und 5035 eingeb. Lehrer. Kommunikanten: 57 779 und 212 640 Anhänger (incl. Katechumenen). Die Zahl der Taufen betrug im letzten Jahr 15 543. In 2097 Schulen erhalten 87 247 Schüler christlichen Unterricht. Trotz der großen Einnahme von £ 268 526 = 5 370 520 Mark ist ihr doch ein Defizit von £ 17 068 = 341 360 Mark erwachsen.

Bücheranzeige.

Adoniram Judson. Ein Apostel der Birmanen. Eine Biographie von seinem Sohne Ed. Judson, D.D. Hamburg. Verl. v. J. G. Oncken Nachfolger. Mk. 1.20.

Das Leben des Missionspioniers Judson in Barma verdient es mit Recht, daß auch unsere deutschen Missionskreise damit bekannt gemacht werden und das um so mehr, als die deutsche Missionslitteratur bereits eine Darstellung des Lebens seiner Frau, Anna Judson, aufweist. Leider ist die vorliegende deutsche Bearbeitung der Biographie Judsons keine musterhafte. Allem Anschein nach ist es eine Uebersetzung aus dem Englischen, die wahrscheinlich da und dort gekürzt worden ist und dadurch ihren einheitlichen Charakter eingebüßt hat. Immerhin liest man das Büchelchen mit Interesse.

Geschichten und Lieder der Afrikaner. Ausgewählt und verdeutscht von A. Seidel. Berlin, Verein der Bücherfreunde. Schall und Grund. 352 S. geh. Mk. 5. | geb. Mk. 6.

Eine reichhaltige Sammlung von allerlei Proben afrikanischer Märchen, Tierfabeln, Erzählungen, Traditionen, Rätseln, Sprichwörtern und Poesien, die dem Volksmund von ca. 30 verschiedenen Völkerschaften entnommen sind und einen ebenso wertvollen als interessanten Beitrag liefern zur Charakteristik der afrikanischen Eingebornen, zur Kenntnis ihres Denkens und Empfindens, ihrer Lebensweisheit und Beobachtungsgabe. Der Sammlung selbst hat der Verfasser eine treffliche Charakteristik der Afrikaner und ihrer Volkslitteratur, sowie eine Uebersicht der verschiedenen Völkertypen vorausgeschickt, die uns wegen ihrer Betrachtungsweise, mit der er für die Afrikaner und ihre verkannten Geistesfähigkeiten eintritt, herzlich freut. Das Buch enthält eine Fülle von Beispielen afrikanischer Lebensweisheit, aus der man die Anschauungsweise der verschiedenen Völkerschaften besser kennen lernt, als durch lange ethnographische Beschreibungen. Wir können das originelle Werk nur bestens empfehlen.

Roi, de le. Ferdinand Christian Ewald. Ein Lebensbild aus der neueren Judenmission. Gütersloh. Verlag von C. Bertelsmann. 1896. 160 S. Mk. 2. | geb. M. 2.80.

Das bewegte Leben des bedeutenden Judenmissionars Ewald und dessen segensreiches Wirken in Nordafrika, Palästina und England hat durch den Verfasser seine würdige Darstellung erhalten, die den Leser von Anfang bis Ende fesselt. Es ist zugleich ein Stück Missionsgeschichte der Arbeit unter Israel. Wir wünschen dem Schriftchen einen recht großen Leserkreis und daß derselbe dadurch für die Missionsarbeit unter dem Volk Israel aufs neue erwärmt werden möchte.

Arbeit und Aufgabe der evangelischen Kirchen in Jerusalem. Mit einer Abbildung der Erlöserkirche zu Jerusalem. E. S. Mittler & Sohn. Königl. Hofbuchhandlung. Mk. 1.50.

Die Schrift, die sehr hübsch ausgestattet ist, will zur Mithilfe an der evangelischen Arbeit in Jerusalem anregen und enthält einen beachtenswerten geschichtlichen Abriß über Jerusalem und das Werk der evangelischen Kirche daselbst. Wir hoffen, daß diese Stimme manche zur Mitarbeit an den kirchlichen Stätten Jerusalems aufrufen werde.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**



Missionar Ramseyer auf dem Marsch nach Kumase.

Ringende Mächte in Indien.

Ansprache am Jahresfest der Basler Mission am 2. Juli 1896.

Von Miss. Joh. Frohnmeyer.

„Durch den Nebel bricht Sein Licht."
Hiob 37, 11.

Es ist immer ein erhabenes Schauspiel: der Kampf zwischen Licht und Finsternis. Wenn so die ersten Lichtstrahlen ins Dunkel hineinfallen, da ist zunächst alles noch unklar, und man könnte zweifeln, wie die Sache enden wird. Wieder und wieder drängen sich Nebel zwischen die Erde und die Sonne, und immer neue Schichten von Dunkelheit hat das Licht des Tages zu durchdringen. Aber die Sonne in ihrer Macht, sie siegt: die Nacht weicht, die Schatten fliehen, bis am Ende die letzten Nebelstreifen gleich scheuen Geistern sich flüchten — man weiß nicht wohin.

Ein Ringen zwischen Licht und Finsternis geht aber auch in Indien vor sich. Es ist eine gewaltige Geisterschlacht, die dort in dieser Zeit geschlagen wird. Es scheint oft, als wolle die Hölle am Ende triumphieren. Doch nein! „Der in uns ist, ist größer, denn der in der Welt ist." Aber es ist ein ernster Kampf! Indien muß noch eines der strahlendsten Juwele an der Krone unseres Herrn werden. Auf sechs Menschen kommt ein Bewohner Indiens. Es ist der Mühe wert, sich um dieses Riesenreich zu mühen, dafür zu beten, zu kämpfen, zu leiden. — „Und die Sonne bricht durch!" Was wird es sein, wenn die Schatten alle fliehen, die Sonne der Gerechtigkeit ihren Einzug hält und der helle Tag anbricht für Indien! Das Herz der Feinde schlägt warm, und wenn einma dieses Herz für den Heiland schlägt, wenn seine Liebesglut einzieht

in dieses Herz, da darf sich am Ende das oft so kalt und träg dahinfließende Blut der alten Christenheit noch daran beleben und erwärmen.

Wie steht Indien zu Christus! Es giebt noch Tausende, vielleicht darf man sagen Millionen, die sich um die neue Zeit nichts kümmern, die den alten Schlaf weiterschlafen, den alten Traum weiterträumen. Sie sehen, daß sich die Zeiten ändern, stehen auch oft da und, die Augen reibend, wundern sie sich über den Wandel der Dinge. Sie selbst sind noch unberührt von den geistigen Strömungen, die auf Indien einwirken. Sie wundern sich, daß die Zahl der Festbesucher auf Götzenfesten nachläßt, daß die religiöse Inbrunst erkaltet. Verächtlich klein und unbedeutend sind die Gaben, die den Göttern dargebracht werden.

Doch ist die Zahl derer noch sehr groß, die mit aller Zähigkeit am alten Glauben festhalten, sei es nun der Hinduismus in seiner populären, abergläubischen Gestalt oder in seiner philosophischen Form, die immer für die vornehmere und höhere Weltanschauung galt. Da geht es noch fort wie vor Jahrtausenden: man betet die Brahmanen an und schätzt sich glücklich, das Wasser zu trinken, in das sie die große Zehe des rechten Fußes getaucht; man trägt seine Gaben zum Tempel, um die Götter zu bestechen, daß sie ein Auge zudrücken im Gedanken an ihre eigenen Laster, und heute einen Diebstahl, morgen einen Betrug ohne bedenkliche Folgen passieren lassen. Man glaubt auch, daß der Götze in Schulden gerate und darum in Ketten liege, oder daß er erkrankt sei und viel, viel Medizin brauche, und trägt darum etwas extra in den Tempel; man füttert faule Brahmanen, heilige Taugenichtse, und glaubt, man thue Gott einen Dienst. Man ist noch Knecht der Furcht; man fürchtet die Dämonen, sucht die schwarzen unter ihnen zu beschwichtigen mit Tänzen und blutigen Opfern und die weißen mit Schnaps und Cigarren; man fürchtet allerlei Zeichen und folgt ängstlich dem Gang der Hauseidechse, horcht andächtig auf das Geschrei des Esels; man fürchtet den bösen Blick und anderes, und wenn die Pocken ins Haus kommen, fühlt man sich geehrt durch diesen Besuch der „göttlichen Mutter“, und damit diese gnädige Heimsuchung doch auch andern zu teil werde, bäckt man im Krankenzimmer allerlei Süßigkeiten und verteilt das Gebäck unter die Nachbarn; sogar die christlichen Nachbarn sollen diese Wohlthat an einem solchen Festtag

nicht entbehren. Das mag fortgehen, bis Leiche um Leiche hinausgetragen wird und in manchem Haus keiner mehr bleibt, der sich dieses „Spiels der himmlischen Mutter“ freuen könnte. Das ist etwas von der Nacht des Heidentums.

Es hat ja, Gott sei Dank, auch im Heidentum nie an vereinzelten Lichtstrahlen gefehlt. Manches goldene Wort lebt im Munde des Volkes. Der Malayale sagt: „Obschon man Weihrauch verbrannte, die Sünde ging nicht weg.“ — „In der Hölle keine Gnade, im Himmel keine Sünde.“ — „Der Dieb hat gestohlen, der Unschuldige muß ans Kreuz.“ — „Wenn die Gottheit selbst nahe ist, bete den Altar nicht an.“ — „Wird man den Tag vergessen, da Gott mit uns gewesen ist?“ Und welch tiefe Ahnung liegt in dem Wort eines südindischen Dichters: „Die Krankheit, mit der wir geboren sind, tötet uns, aber die Arznei, die fern von hier auf einem Hügel gefunden worden, kuriert diese angeborene Krankheit.“ Unter diesen Hindu, die mit ganzem Herzen dem alten Glauben angehören, finden wir natürlich entschiedene Gegner des Christentums, aber es sind doch ehrliche, überzeugte Gegner.

Und doch, wie manche hungernde Seele ist unter diesen Heiden, die den Herrn nicht kennen. Wie mancher sucht und sucht etwas, das der Verödung und Trostlosigkeit des Herzens ein Ende machen soll. Oft sehen wir, wie die Ewigkeit und der helle Schein des Evangeliums in so ein Herz hineinleuchtet, und dann erlischt vor unsern Augen alles wieder in Dunkel und Nacht! Als wir einst in der Nähe von Kuttuparamba mit den Katechisten reisten, kamen wir in das Haus eines Konkanibrahmanen. Eine Frau hört das Wort und es geht ihr durchs Herz. Rascher entschlossen als oft Männer zu sein pflegen, reißt sie die heilige Tulasi-Pflanze, die zu bewässern täglich ihre Aufgabe gewesen war, aus dem Boden und sagt: „Was diese sagen, ist die Wahrheit, ich will eine Christin werden.“ Nun stürmt alles auf sie ein, man verflucht sie und will sie mit Gewalt auf eine andere Meinung bringen; umsonst! Da die Leute glaubten, die Katechisten hätten die Frau durch Zauber verführt, so war die Aufregung groß. Sie kamen in Masse angelaufen, fluchten und tobten bis in die Nacht hinein. Sie ließen aus Talatscheri einen Gegenprediger und einen Zauberer kommen. Was sie mit der Frau gemacht, wissen wir nicht. Aber wenn alle Liebkosungen und Ueberredungskünste, wenn Schläge und Ein-

sperrung nichts nützen, nehmen unsere Malabaren keinen Anstand, so ein armes Geschöpf verrückt zu machen. Der „milde Hindu“ kann teuflisch grausam sein. Lieber verrückt, lieber tot, als Christ werden, heißt es bei diesen Leuten. Für zaghafte, schüchterne Frauen Indiens ist der Weg schwer, nicht hoffnungslos, aber wenn Gott nicht ein besonderes Maß an Kraft zulegt, so mags gehen wie bei dieser Frau: ein längeres oder kürzeres Leben in Unwissenheit, Erniedrigung oder Schande; dann fällt das helle, trostreiche Licht des Evangeliums auf den dunkeln Pfad. Das Herz jubelt diesem Licht zu, und dann kommen die Menschen, oft die allernächsten, und stoßen die Armen wieder in die finstere, kalte Nacht hinaus. Aber manche indische Frau hat sich nicht wieder hinausstoßen lassen, sondern ist zu Jesu gekommen. Die Männer haben es leichter, und gerade aus der Klasse der orthodoxen Hindu haben wir unsere besten Früchte ernten dürfen. So manche, die in den letzten Jahren zu uns gekommen sind, haben alle dem Glauben der Väter mit ganzem Herzen angehangen, sie haben zum Teil alle Phasen des Hinduismus durchwandert, immer etwas suchend, das ihnen der Hinduismus nicht geben konnte, und habens dann schließlich bei Jesu gefunden.

Es stehen nun aber diese denkenden Leute in Indien unter dem Eindruck, daß eine neue Zeit angebrochen ist. Das ganze Land befindet sich ja in einem Zustand der Umwälzung. Westliche Kunst, Wissenschaft, allerlei Erfindungen haben neben dem Christentum ihren Weg nach Indien gefunden. Kaum ist etwas im Westen entdeckt, so leuchtet es auch in Indien auf. Elektrisches Licht erleuchtet die Straßen der großen Städte; nicht lange nach Basel und Stuttgart erhielt Madras seine elektrische Straßenbahn und schon werden dort Vorträge über die Röntgenschen Strahlen gehalten. In den Kreisen der Gebildeten herrscht auch kein Zweifel mehr, daß der Hinduismus von heute nicht mehr bestehen kann. Der „Hindu“, eine heidnische Zeitung in Madras, schreibt von den Brahmanen: „Diese Klasse, unergründlich unwissend, unendlich selbstsüchtig, ist der letzte Halt all der unheiligen, unsittlichen und grausamen Gebräuche, von den elenden Tempeldirnen an, die durch ihre ganze Erscheinung eine Beleidigung der Gottheit sind, bis zur dahinschmachtenden Kinderwitwe, von der jede Thräne und jedes Haar auf ihrem Haupt am Tag des Ge-

richtes aufstehen wird gegen einen jeden von uns, der dieses Elend duldet." Ein heidnisches Blatt in der Sprache der Eingeborenen faßt alles dahin zusammen: „Der Hinduismus liegt auf dem Totenbett, und unglücklicherweise giebt es keinen Trunk, der ihm ohne Gefahr zur Genesung gereicht werden könnte." Ja, um die Arznei handelt es sich nun; aber darüber herrscht große Meinungsverschiedenheit.

Da ist eine Klasse von Hindu, die glauben, etwas wie eine Reformation könnte dem sterbenden Riesen aufhelfen. Man schüttelt ab, was sich in 2000 bis 3000 Jahren von Mißbräuchen und Schäden angesetzt hat, und kehrt zu dem Glauben der Urväter, dem Glauben der Veden zurück. Aber dieser alte Glaube ist dem Volk so fremd geworden wie eine neue Religion, und gerade an dem, was im Laufe der Zeit dazugekommen ist, hängt das Herz des Volkes. Wir haben in diesen Reformern keine Bundesgenossen der Missionsarbeit zu erblicken. Die Leute äffen alles mögliche im Christentum nach und haben so auch ein theologisches Seminar in Madras gegründet, wo junge Leute in die Tiefen des Hinduismus eingeführt werden sollen. Nichts kann uns willkommener sein als das. Der Hinduismus imponiert ja nur, so lange man ihn nicht kennt. Aus der Mitte dieser Gesellschaft ist auch in Nachahmung der christlichen Traktate eine heidnische Traktatgesellschaft erstanden. Auf zwei Traktate haben sie es gebracht und diese befassen sich bezeichnenderweise nicht mit dem Hinduismus, über den sie nichts Rechtes zu sagen wissen, sondern bekämpfen mit europäischen Waffen die Bibel. Kein Wunder, wenn auch diese Sache zum Triumph des Christentums mithelfen muß. Ein Jüngling aus höherer Kaste, etwa 20 Jahre alt, ist im letzten Januar aus dem theologischen Seminar entronnen und zum Christentum übergetreten. Schon vier oder fünf Jahre kennt er das Evangelium und es hat ihm die Sache keine Ruhe gelassen. Er stellte sich regelmäßig bei den Straßenpredigten ein, und je länger er von der Herrlichkeit des Hinduismus in seinem Seminar hörte, um so hohler und fader kam ihm die Sache vor. In der Stille las er die Bibel und betete zu dem, der in das Verborgene siehet. Die Verwandten kamen schließlich doch dahinter, und er hatte nun viel Verfolgung und Mißhandlung zu erleiden, was er alles geduldig ertrug. Schließlich hat er sich ins Missionshaus der Londoner Mission geflüchtet und ist nun

bereit, sich taufen zu lassen, ist auch bereit, sich der Feuertaufe von allerlei Quälereien und Verfolgungen seitens der aufgeklärten Verwandten zu unterziehen. Leute aus diesem Seminar zu bekommen, ist gar nicht übel, da sie dort besonders auch zum Kampf gegen die Mission dressiert werden.

Etwas klarer noch liegt die Sache bei der zweiten Klasse unserer Gebildeten. Diese haben erkannt, daß der alte Hinduismus nicht mehr zu heben ist. Sie haben aber auch eingesehen, daß es das Christentum gewesen, das die europäischen Völker aus der Barbarei erhoben, so möchten sie nun all diese vorwärtstreibenden Mächte, die im Christentum verborgen liegen, haben ohne den lebendigen Christus, den aber dann auch ganz entschieden nicht. Sie haben gar nichts gegen Christus, im Gegenteil. Da schreibt einer von ihnen: „Es fällt unsern Freunden, den Missionaren, so schwer, einzusehen, daß der Geist, der eine Menschwerdung des Rama verwirft, doch nicht in Jesu Christo eine Menschwerdung Gottes sehen kann. Nein, nein, Befreiung von all dem! Wir geben zu, daß Christus einer der vollkommensten und edelsten Menschen gewesen, die je gelebt. Wir lesen die Bibel, und erschüttert lauschen wir der Bergpredigt und lesen fort bis zu dem herzzerreißenden Opfer auf Golgatha. Dieser unsterbliche Heroismus, erregt er uns ein Jota weniger, weil wir den Helden für einen Menschen halten? Was wollt ihr mehr von uns, ihr Missionare?"

Klingt das nicht ganz bekannt? Ja, Tausende und Abertausende in Indien lassen nun Christo den Ruhm, daß er ein sehr großer Mann gewesen sei, aber sie bleiben dabei Heiden. Sie passen das Evangelium ihrem natürlichen Denken und dem aller Menschen an, und im Wandel und Leben bleibt alles beim alten. Diesem idealen Christus opfern sie nichts, keine Bequemlichkeit, keinen heidnischen Unfug, am allerwenigsten Hab und Gut oder gar das Leben. Es ist merkwürdig, wie diese Leute, die sich oft so hoffnungsvoll ausnehmen, doch vom Heidentum nicht loskommen können. Sie führen auch oft ein eigentümliches Doppelleben. Da ist die große Kluft zwischen der Erziehung, die sie in der Schule erhalten, und dem Leben zu Haus, wo noch die alte Tradition regiert. Manche leiden unter diesem Doppelleben, andere fühlens kaum und lassen eine doppelte Weltanschauung unvermittelt neben-

einander hergehen. Da erklärt einer vormittags in einer aufgeklärten Gesellschaft, daß der Aberglaube ein Fluch für Indien sei und daß ihm ein Ende gemacht werden müsse, und nachmittags keucht derselbe Mann schweißtriefend, Götternamen murmelnd, siebenzig mal um einen Tempel herum, damit er einen Brustkatarrh los werde. Oder einer, der sein Universitätsexamen zu machen hat und über den Gegenstand nichts zu sagen weiß, schreibt einige Seiten voll mit dem Namen „Rama“ und hofft, daß er so nicht durchfallen werde im Examen. Einer schrieb mir in ähnlicher Lage, er appelliere an mein gutes Herz als Missionar und er werde mich, falls ich ihn mit den höchsten Nummern bedächte, als Hausgott täglich anbeten. Solcher Widersprüche ist das Leben voll bei unsern Gebildeten.

Nun, beide genannten Klassen reden mit Vorliebe von der Vaterschaft Gottes und von der Bruderschaft der Menschen und sie versichern, daß sie daran so fest glauben, wie wir Christen. Aber die gleichen Leute, die so viel von Verbrüderung reden, kommen außer sich, wenn eine Bekehrung zum Christentum stattfindet. So haben sie kürzlich beim Uebertritt eines Brahmanen den Pöbel aufgereizt und wochenlang gelauert, um den bekehrten Brahmanen und den Missionar zu morden. Die Intoleranz der Liberalen in Indien ist oft kein Haar besser als der finstere Fanatismus der orthodoxen Hindu. In dem einen Stück sind alle die genannten Parteien eins: wir wollen nicht, daß dieser Jesus von Nazareth über uns herrsche, und wer diesen Jesum zu seinem Heiland und Herrn erwählt hat, verdient nicht, daß er existiere. Der Hindu darf Atheist sein, er darf ein Trunkenbold oder ein sonstiger Lump werden, das ist ihnen vielleicht leid, aber das scheidet den Mann nicht von den Seinigen, wird er aber ein Christ, so thut sich eine Kluft auf, die durch nichts überbrückt werden kann. Man kennt die Leute da gar nicht mehr. So lange wir nichts ausrichten, sind wir, um in ihrer Sprache zu reden, „jene noble Schar von Missionaren, deren Mut, Selbstverleugnung und unwiderstehliche Kraft einzig dasteht in der Weltgeschichte“; bekehrt sich einer von ihnen, dann sind wir „elende Proselytenmacher, engherzige Dunkelmänner“. Und wie ordinär können da die höflichen Hindu werden! Als unsere Schanti letztes Jahr in Talatscheri sich taufen ließ, kam der hohe studierte Bruder aus Madras, fuhr die Missionsfrau, die eben im Haus

war, an, sie sei auch eine von denen, die seine Schwester verführt hätten, und als die Missionsfrau erwiderte, die habe niemand verführt, seine Schwester habe nur Ruhe und Frieden für ihre Seele bei Jesu gesucht und gefunden, da schrie der Bruder wütend: „Was Seele! Ich habe nie gemerkt, daß meine Schwester eine Seele hat; die ist ja nur ein Tier!"

Aber es giebt noch eine dritte Klasse von unterrichteten Hindu, der wir nicht selten begegnen, deren Zahl nur Gott weiß und die zu erreichen wir uns besonders bemühen sollten. Der heiße Arbeitstag auf einem Götzenfest ist vorüber, da drückt sich noch einer ängstlich und geräuschlos, dem Nikodemus gleich, ins Zelt des Missionars. Schüchtern sagt er: „Ich bin kein Christ, ich gelte noch für einen frommen Hindu. Um Verdacht zu vermeiden, mache ich in der Hauptsache die Ceremonien noch alle mit, aber im Herzen kann ich mich den Forderungen der Bibel nicht entziehen. Christus ist noch nicht mein Heiland. Kaste, Geld, Stand, Familie, alles das hält mich noch zurück. Aber je länger ich von Jesu lese und über sein Leben, seine Lehren und über die Kraft, die Sünde zu überwinden, die von ihm ausgeht, nachdenke, um so mehr fühle ich, daß ich doch schließlich, koste es was es wolle, ihn annehmen muß als meinen persönlichen Erlöser."

Manche gehen noch einen Schritt weiter als dieser. Gegen das Ende letzten Jahres starb in Bombay ein alter — Hindu, nein, ein alter — Christ, nein, wie soll ich ihn heißen? ein alter Asiate. In seiner Familie wird schon seit 40 Jahren regelmäßig Hausandacht gehalten, Frau und Kinder lesen die Bibel und der Vater betet zu Jesu. In der Regierungsschule legte er schon vor vielen Jahren als Professor ein so feuriges Zeugnis für Jesum ab, daß einige Parsi und Mohammedaner zum Glauben an Jesum durchdrangen und er seinen Abschied aus der Schule nehmen mußte. Es fehlt zu einem solchen Leben etwas Wesentliches. Aber der Mangel ist doch lange nicht so groß, als der bei einem getauften Christen, der sich selbst und der Welt lebt. Ein hoffnungsvolles Zeichen der Zeit sind diese geheimen Christen doch. Aehnliche Erfahrungen machen unsere Reiseprediger in Malabar auch. Das Neue Testament wird in manchem Heidenhaus gelesen, da und dort wird zu Jesu gebetet, man heißt die Boten des Evangeliums willkommen und bittet sie, doch öfter zu kommen.

Und doch fehlt noch etwas zum vollen Sieg. Zu einem Pfingstsegen und Pfingstregen ist es bis jetzt noch nicht gekommen und das führt mich noch zu einem Wort über unsere Christen in Indien. Wenn ich sie mir so ansehe, so habe ich immer den Eindruck: Totengebeine sind sie nicht mehr, aber von herrlichen Ausnahmen abgesehen, möchte ich sagen, das Wort Hesekiel 37, 8 treffe zu: „Es wuchsen Adern und Fleisch darauf, und wurden mit Haut überzogen; aber es war noch kein Odem in ihnen.“ Wenn die Heidenwelt in Indien in großem Maßstab sich bekehren soll, so müssen zuerst unsere Christengemeinden noch in ganz anderer Weise als bis jetzt mit Geist und Leben erfüllt werden. Damit will ich den Gemeinden nicht zu nahe treten. Ich gehe noch einen Schritt weiter und sage: ein neuer Geist muß zuerst über uns Missionare kommen, in bis jetzt noch ungeahnter Fülle muß der Geist auf uns herabkommen. Und noch einen Schritt weiter: hier in der Christenheit, in der Heimat muß die Bewegung anfangen. Mit dem Maß an Leben, das derzeit in den heimatlichen Kirchen pulsiert, bekehren wir die Heiden noch lange nicht. Man hat ja nun hier zu Lande viel Sorge und Mühe, aber das Eine, das not thut, droht doch sehr in den Hintergrund gedrängt zu werden. Wenn einmal hier der neue Lebensodem des Herrn wieder neu einzieht, dann werden wir Missionare aussenden können, aus deren Leibe Ströme des lebendigen Wassers ausgehen, dann werden Gemeinden voll Leben und Kraft draußen entstehen, dann wird das Leben auch dort überströmen und Segensfluten werden sich ergießen aufs dürre Erdreich der Völkerwelt.

Was unsern Christen auch draußen in Indien noch fehlt, ist die Freudigkeit, für den Herrn zu zeugen und Leben zu schaffen. Das muß noch anders werden. Dazu muß der Herr seinen Geist ausgießen auf Knechte und Mägde. Und Gott sei Dank, es scheint doch, als fielen die ersten schweren Tropfen, die die Segensflut ankünden. Da ist ein merkwürdiger Mann aufgestanden im südlichen Indien, wo schon manchmal eigenartiges Leben aufsproßte. David heißt er. Den hat die Liebe zu seinem Heiland und zu seinem Volk auf einmal getrieben, das Evangelium zu verkünden. Plötzlich steht er da und Tausende scharen sich um ihn. Man hat in Indien noch nie solche Menschenmassen um einen Prediger [illegible] Evangeliums und vollends um einen schwarzen versammelt gese[illegible]

man spricht von 8000 bis 10 000 Menschen. Er hat auch gefunden, daß zuerst ein neuer Geist über die Gemeinden kommen müsse, damit statt des einen Tausende von Zeugen für ihren Heiland aufstehen. Nun ist er durch alle großen Städte Indiens gezogen, ähnlich wie Prediger Schrenk. Er redet auch in Englisch wie einer, der Macht hat. Mächtig schreckt er die Sünder auf. Ohne Buße keine Vergebung und keine Gewißheit des Heils: das ist der Angelpunkt seiner Predigten. Er ist ein Mann voll Glauben und heiligen Geistes. Natürlich kommen auch besondere Gaben dazu: eine Beredsamkeit, die selbst den Eingeborenen wunderbar vorkommt; dabei eine solche Kenntnis der Leute, daß sie oft meinen, der Ortspfarrer müsse ihm Mitteilungen über die einzelnen gemacht haben. Besonders versteht er zu illustrieren und ohne das geht es ja bei Hinduchristen und Heiden nicht. Seine Schriftkenntnis erregt allgemeine Verwunderung. Eine Hauptsache ist aber, daß er den Leuten von seiner eigenen Bekehrung erzählen kann. So faßt er die Gemeinden an, die zusammenkommen, und die Heiden mit. Selbst Kinder werden in die Bewegung hineingezogen. Manche, die während des Vortrages ihr Herz verhärten, haben in der Nacht keine Ruhe, kommen am andern Tag zurück und bekennen ihre Sünden. Selbst bei Hindufrauen hat der Mann Eingang gefunden. Und wie schön ist es, daß auch andere sich getrieben fühlen, hinauszugehen und zu kämpfen wie David, der streitbare Held. Auch daß die Gemeinden nach seinem Weggang sich anstrengen, den Segen festzuhalten, ist ein gutes Zeichen.

„Ist nichts Ungesundes an der Bewegung?“ höre ich ängstlich fragen. Darüber lassen wir Missionare in Indien uns zunächst keine grauen Haare wachsen. Wir haben in der Heimat gesehen, daß wenn Gott solch einen Segen schickt, sie oft so lange über die Frage: wie viel Prozent gesund und wie viel Prozent ungesund an der Sache sei, reden und theologisieren, bis glücklich alles wieder eingeschlafen ist und die Gesundheitswächter oft zuerst.

Aber auch auf „seine Mägde“ will er seinen Geist herniedersenden. Sie haben wohl schon von der berühmten Pandita Ramabai gehört! Schließen Sie diese große Frau in ihr Gebet, in ihr Herz ein! Sie nimmt sich in Puna der indischen Witwen an. In ihrem Heim für indische Witwen herrscht volle Freiheit

für die alte Religion. Die Witwen dürfen ruhig ihren Göttern dienen, aber Ramabai wandelt als Christin vor ihnen und schaltet als Christin in ihrem Haus. Man kann das verschieden beurteilen und nicht jedermann könnte das nachahmen. Aber in den letzten Monaten haben sich zwölf Witwen in dem Witwenstift bekehrt und sind getauft worden. Das gab eine Aufregung in der bigotten Stadt! Ramabai, die sonst wegen ihrer Toleranz bis in den Himmel erhoben worden war, ist nun plötzlich „eine Wölfin in Schafskleidern" geworden. Und was thut die Frau inmitten all der Aufregung? Sie erklärt, öffentlich Auskunft geben zu wollen über die Sache und zwar in einem Vortrag an die Studenten Punas, die sich besonders bei Christenhetzen zu beteiligen pflegen. Die Straßen sind gedrängt voll mit Menschen, unheimlich sammeln sich Massen von jungen Leuten in der Halle, wo sie redet, und vor den Thüren. Wie erhitzt und spöttisch sehen sie drein! Alles sieht so gefahrdrohend aus, daß niemand überrascht gewesen wäre, wenn es zu einem furchtbaren Gewitter gekommen wäre. Ohne eine Spur von Angst zu zeigen, trat die Christin auf und hielt ihren Vortrag. Sie redete von der sittlichen und geistigen Sklaverei der Hindu, wie sie doch alle unfähig seien, sich selbst zu helfen, während sie politische Freiheit verlangen; wie ihr Familienleben so unglücklich sei und besonders wie elend das Los ihrer Frauen. Und dann die Mahratti-Bibel emporhaltend, sagte sie: „Ich will euch nun lesen, was der Grund all des Elends, der Herabwürdigung und Hilflosigkeit ist: nämlich eure Trennung vom lebendigen Gott!" Wie sie die Geister, auch die aufgeregten Geister dieser Studenten, beherrschte, zeigte sich in diesem Augenblicke. Die Schatten der Nacht hatten sich niedergesenkt, es war dunkel geworden, und in aller Ruhe fordert sie einen der aufgeregten heidnischen Jünglinge auf, er solle ihr die Lampe halten, damit sie lesen könne. Ohne einen Moment zu zaudern, folgte er wie ein Kind. Und nun begann sie schließlich vom Uebertritt der Witwen zu reden und schloß mit den Worten: „Euere Ansicht über mein Thun kann mich in nichts bestimmen, noch weniger schrecken mich eure Drohungen. Ihr mögt Sklaven bleiben! Ich bin frei. Christus, die Wahrheit, hat mich frei gemacht." Und das war keine Prahlerei, denn in diesem Augenblicke stand ein schwaches Weib allein mit ihrem Gott, der sie von allen Ketten und auch von aller Furcht errettet hatte, dem

Feinde gegenüber. Die Aufregung war furchtbar und nur mit Mühe hielten die Brahmanen an sich, lautlos hörten sie bis zum Schlusse und ließen sie unbelästigt durch ihre Reihen nach Hause gehen. Mutet uns das nicht an wie Frühlingswehen und Frühlingsleben, ja wie das Morgenrot einer neuen Zeit, einer großen, herrlichen Zukunft für Indien?

Die Hindupoeten erzählen, daß es einen kleinen Vogel gebe, der in den finstern, unheimlichen Nächten der indischen Regenzeit von seinem Nest droben in den schlanken Palmen herabfliege, sich ein Glühwürmlein hole, es sorgsam hinauftrage und droben am Rande des Nestes befestige, damit dies schwache Lichtlein den Vögelchen im Nest die grauenhaften Stunden der Nacht erleuchte. Wenn dann der Morgen tagt, setzt der kleine Vogel das Würmchen in Freiheit und trägts sorgsam dahin zurück, von wo er es geholt. Im hellen Sonnenlicht ist ja das schwache Lichtlein nicht mehr von nöten. Indien in seiner langen, finstern Nacht hat sich mit manchem schwächlichen und unklaren Lichtlein durch die Jahrhunderte hin behelfen müssen. Nun erhebt sich aber die Sonne der Gerechtigkeit in ihrer milden Majestät! Viele schließen die Augen und sehen sie nicht, andere meinen, das Glühwürmlein scheine nun mit einemmale so hell wie die Sonne; aber, Gott sei Dank, viele öffnen auch die Augen weit und noch weiter die Herzen, daß die Gnadensonne so recht viel Licht und Wärme in die kalten, umnachteten Herzen einströmen lasse, und sie rühmen und preisen mit uns:

„Ich danke dir, du wahre Sonne,
Daß mir dein Glanz hat Licht gebracht!"



Die Niederländische Missionsgesellschaft.

Von P. Wurm.

(Fortsetzung.)

---

b) Jakob Bär.

Der zweite Basler Zögling, über welchen wir ausführlichere Nachrichten haben, und dessen Leben uns einen Einblick in die Missionsarbeit auf den kleineren ostindischen Inseln, sowie in die Art und Weise der damaligen Christen giebt, ist Johann Jakob Bär. Es lohnt sich, daß wir auf sein Leben und Wirken etwas näher eingehen.

Jakob Bär wurde den 8. September 1786 zu Affoltern im Kanton Zürich geboren. Seine frommen Eltern standen in Verbindung mit der Brüdergemeinde, in deren Versammlungen er schon frühe gesegnete Eindrücke empfing. In seinem zwölften Lebensjahr leitete ihn sein Vater zum Leineweben an, was ihm aber „ein bitteres Kraut war". Um dieselbe Zeit rückten die französischen Kriegsheere in die Schweiz ein, und diese Not trieb ihn zum erstenmal zum Herzensgebet im Kämmerlein. Zwei Jahre später starb sein Vater infolge eines unglücklichen Falls von einem Nußbaum, nachdem er seinem Jakob zugerufen hatte: „Wandle in den Wegen des Herrn, so wird es dir wohl gehen!" In der Brüderversammlung beim Jahreswechsel 1800/1801 wurde ihm das Los gezogen: „Es sollen es auch die Heiden erfahren, daß ich der Herr bin, der Israel selig macht", und der Vorsteher der Versammlung bemerkte: „Lieber Jakob, du kommst noch unter die Heiden."

Diesen Wunsch trug nun Bär 16 Jahre lang im Herzen und flehte oft in der Stille zum Heiland, daß er ihn würdigen möchte, unter den Heiden seinen Namen zu verkündigen. Als 1803 auch seine Mutter gestorben war, nahm ein christlicher Schullehrer in Affoltern sich seiner an und stand ihm als treuer Berater zur Seite. Sein treuer Lehrer sammelte nach und nach zwanzig Jünglinge und Männer um sich am Samstag Abend. Als derselbe im Jahr 1815 heimging, fiel die Leitung dieses Kreises an Bär.

In demselben Jahre war die Gründung der Basler Missionsschule beschlossen worden, und Bär wurde durch christliche Freunde in Zürich auf dieselbe aufmerksam gemacht. Er sandte seinen Lebenslauf ein und machte einen persönlichen Besuch. Nach voran-

gegangener Prüfung wurde er den 17. Oktober 1816, also einige Monate nach Eröffnung der Anstalt, in das Missionshaus aufgenommen. Obgleich man damals noch nicht Lateinisch und Griechisch lernen mußte, wurde doch dem dreißigjährigen, mit geringen Schulkenntnissen ausgerüsteten Bär das Lernen im Missionshaus nicht leicht, und es demütigte ihn gar sehr, wenn er andere Brüder in Kenntnissen ihm voraneilen sah; doch feuerte dies zugleich seinen Eifer an, und der Mut und die Freudigkeit zum Missionsberuf wich nicht von ihm. Inspektor Blumhardt schätzte diesen treuen, ernsten Beter, diesen demütigen jungen Mann voll Glauben und Liebe so hoch, daß er trotz seiner Schwierigkeiten im Lernen zum Missionsberuf für tüchtig erachtet und 1818 nach Berkel abgegeben wurde. Dort aber mußte er vier Jahre lang bleiben. Wir haben gehört, wie Vormeister unter den zwei Jahren des dortigen Aufenthalts seufzte, und wie weh es ihm that, daß die andern Basler Brüder (Knecht, Irion, Winkler, Bär und Kindlinger) noch länger bleiben mußten. Bär trug auch dieses Los mit großer Geduld, aber das Basler Missionshaus blieb seine Heimat, mit der er auch später, so oft er konnte, noch korrespondierte. Ob Mangel an Geld bei der Niederländischen Regierung oder Schwierigkeiten bei der Regierung oder mangelhafte Fortschritte in der holländischen Sprache oder sonst etwas die Ursache der langen Verzögerung dieser Aussendung war, darüber findet sich keine Andeutung.

Endlich schlug auch für Bär die erwünschte Stunde im Dezember 1822. Mit Knecht und dem Holländer Vonk landete er den 29. April 1823 in Batavia. Aber dort kam eine neue Wartezeit von $^3/_4$ Jahren, in der die Missionare Malayisch lernen konnten. Auch war wieder für ihren Unterhalt so wenig gesorgt als bei Vormeisters und Müllers Ankunft. Der Generalgouverneur fand, es seien jetzt genug Missionare auf den Molukken, während die Missionsgesellschaft meinte, sie sollten auf Kosten der Regierung reisen und besoldet werden. Endlich half die Regierung noch, aber von 1827 an kamen sie ganz auf Rechnung der Gesellschaft.

Nachdem Knecht schon auf Java seinen Lauf vollendet hatte, wurde Bär und Vonk im Januar 1824 nach Amboina entsendet und von Kam mit Freuden aufgenommen. Auch Bär sollte verheiratet auf seine Missionsstation ziehen. Kam traute ihn mit einer frommen europäischen Amboinesin. Aber wo sollte er sein Arbeitsfeld finden? Große Inseln, herrliche, fruchtbare, dicht bevölkerte Gegenden, die unter niederländischer Herrschaft standen, waren noch ohne alle evangelische Predigt. Und doch müssen wir ihn nach einer kleinen unfruchtbaren Insel begleiten, die manche unsrer Leser auf ihrer Karte kaum finden werden.

Wenn wir von der großen Insel Java nach Osten fahren, kommen wir zunächst an einer Reihe von Inseln mittlerer Größe vorbei bis zu dem langgestreckten Timor, dessen westlicher Teil niederländisches, während der östliche noch portugiesisches Besitztum ist. Dann folgt eine Gruppe von kleinen Inseln, welche die Niederländer Südwestinseln genannt haben, oder auch „den kleinen Osten", im Unterschied von den großen Sunda-Inseln. Die Niederländer hatten im vorigen Jahrhundert auf mehreren dieser Inselchen ein Fort angelegt, und damit die Besatzung nicht ohne geistliche Versorgung bleibe, eine Kirche gebaut, in der auch Heiden getauft und zu Christen erklärt wurden, so daß eine Anzahl von Gemeinden entstand. Aber als 1816 die Inseln wieder niederländisches Besitztum wurden, kamen keine Beamte und Besatzungen mehr hin, da sie für den Handel wenig Bedeutung hatten. Allein Kam wußte, daß dort noch verlassene Christen sein müßten. Er besuchte im April 1823 die Inseln Letti, Moa und Kisser, taufte unter der von ihm auf 26 000 Seelen geschätzten Bevölkerung ungefähr 1500 Erwachsene und Kinder und sprach die Ansicht aus, das Feld sei hier reif zur Ernte. Doch verhehlte er sich nicht, daß es viele Mühe kosten werde, um mit Aussicht auf Erfolg auf diesen abgelegenen Inseln zu arbeiten, denn einem von Amboina Kommenden erscheine es, als ob er „aus einem wohlgebauten Dorf, wo ein Gefilde schöner blüht als das andere, auf eine dürre Heide käme, wo er eine kleine Hütte aufschlagen und den unfruchtbaren Boden urbar machen, einsam leben und dabei zwischen Furcht und Hoffnung schweben müsse". Da die Versorgung der Missionen auf diesen abgelegenen Inseln sehr schwierig war, schlug Kam vor, ein Schiff anzuschaffen; aber dies wurde in Rotterdam abgelehnt. Obgleich man in Rotterdam „keine andere Gelegenheit zu der so nötigen Verbindung anzuweisen wußte, vertraute man doch, daß dieselbe nicht auf einmal fehlen werde". Der Missionshilfsverein in Kupang auf Timor, welcher die Versorgung zu übernehmen hatte, schlug vor, man sollte den Missionaren eine feste Besoldung geben, allein auch dies wurde abgewiesen durch die Bemerkung, die Bedürfnisse seien so sehr verschieden, und Artikel 24 der Instruktion laute, die Missionare sollen „durch Zufriedenheit mit dem durchaus Nötigen sich als rechte Boten des Evangeliums erweisen".

Die Regierung wünschte, daß auf der kleinen Insel Kisser oder Makisser, wo unter 6000 Einwohnern ungefähr 1300 Getaufte waren, ein Missionar stationiert werde, und Bär erhielt den 20. Juli 1825 den Befehl, sich binnen zehn Tagen dahin zu begeben. Nachdem er im November 1825 mit seiner Frau glücklich auf der einsamen Insel östlich von Timor angekommen war, schrieb er den

30. März 1826 mit der ersten Schiffsgelegenheit nach Basel: „Wir haben in unserem ersten Beginnen mit viel ähnlichen Mühseligkeiten zu kämpfen, besonders wegen der ausnehmenden Hitze und anhaltenden Dürre, aus welcher eine große Hungersnot auf unserer Insel entstanden ist. Die meisten Einwohner gleichen Todesgestalten, die der Hunger verzehrt hat, und was mich dabei am meisten schmerzt, ist der Umstand, daß ich bei eigenem Mangel ihnen nichts zur Labung darreichen kann. Seit mehr als vier Monaten habe ich weder Brot noch Butter noch etwas Grünes genossen, und wenn die Einwohner nicht auf der benachbarten Insel Groß-Timor noch etwas Speise finden könnten, so müßten wir alle Hungers sterben. — Die wenigen Christen, welche auf dieser Insel wohnen, sind meistens sehr träge und ungemein unwissend in Sachen der Religion und unterscheiden sich wenig von den Heiden, die den größten Teil der Einwohner ausmachen. Einige derselben kommen indes jeden Sonntag fleißig zur Kirche und besuchen auch meine Abendgottesdienste. Das erstemal ist in den verflossenen Tagen auf dieser Insel der Todes- und Auferstehungstag Christi gefeiert worden, von dem sie zuvor nichts gehört hatten. Zu meiner großen Freude sah ich an diesen festlichen Tagen Thränen der Buße und des Dankes von ihren Augen fließen. O, daß doch mein Leben und Wandel, mein Reden und Schweigen zur Ehre des Herrn gereichen und meine geringe Arbeit unter diesem Volke gesegnet sein möge! Bei völliger Abgeschnittenheit von der Kirche Christi auf Erden ist mir der stille Gebetsumgang mit dem Herrn der Gemeinde die seligste Erquickung in meiner Einsamkeit, und ich flehe zu ihm, daß er mich ausrüsten möge mit den Gaben und Kräften seines Geistes, um treu erfunden zu werden am Tage seiner Zukunft und ihm auf diesem abgelegenen Ackerfelde seine Garben einzusammeln. Losgerissen von aller äußeren Verbindung mit der heiligen Gemeinde Gottes auf Erden, fühle ich es auf dieser einsamen Stelle einer vergessenen Insel des Weltmeeres recht wohl, daß, wer immer sich auf Gott verläßt, wohl besorgt ist, und daß derjenige, der nur Gottes Ehre und das Heil seiner Mitmenschen im Auge hat, in seinem Vertrauen nimmermehr zu Schanden wird. Darum will ich bei ihm bleiben und unter dem verlassenen Malayenvolk seine Sache treiben, bis ich ihn einmal sehen werde von Angesicht" (Miss.-Mag. 1827, S. 334 f.).

Im April 1828 bekam Bär einen Mitarbeiter auf Kisser an dem Missionar Dommers, aber derselbe hielt es kein Jahr in dieser Armut und Einsamkeit aus, und so blieb Bär wieder allein. Im folgenden Jahr besuchte ihn von Timor aus der begabte Terlinden und berichtete nach Rotterdam: „Wir trafen den würdigen Bär auf dem dürren Kisser. Er ist ein Mann voll Glaubens und heiligen

Geistes; wir haben an ihm ein herrliches Vorbild zur Nachfolge. O, möchten wir alle dem Herrn und seiner Sache so getreu sein." Aber vor diesen Besuchen hatte Bär drei Jahre lang weder Briefe noch Besuche noch irgend- einen Gehalt oder Unterstützung bekommen und sein Leben fast ausschließlich von fauligen oder gedörrten Fischen oder wilden Waldwurzeln kärglich fristen müssen (Miss.-Mag. 1830, S. 365).

Allein auch nach diesen Besuchen wurde die Versorgung nicht wesentlich besser. Im Jahre 1833 war durch lange Trockenheit die Hungersnot wieder so hoch gestiegen, daß die ältesten Leute sich nicht eines solchen Elends erinnern konnten. Die Schulkinder mußten entlassen werden, um am Strande etwas Eßbares zu suchen. Mütter, darunter eine von der königlichen Familie, brachten Bär ihre Kinder, um sie vor dem Hungertod zu retten, und er gab alles, was er hatte, weg, um auf den umliegenden Inseln Lebensmittel einzutauschen. Dazu kam noch, daß im Juli 1834 die Kirche auf Kisser, die schönste auf den Südwestinseln, abbrannte und die Eingeborenen den Schluß daraus zogen, daß sein Gott nicht mächtig genug sei, sein eigenes Haus zu bewahren. Auch waren im Mai desselben Jahres nicht weniger als 600 Menschen infolge von schlechter Nahrung und verdorbenem Wasser an Hunger und Dysenterie gestorben. Alles wurde dem Verlassen der alten Religion zur Last gelegt. Wäre nur das Schiff mit Lebensmitteln, — „unseres Herrn Garten" nannten es die Eingeborenen, — regelmäßig angekommen, aber Kam war tot, in Kupang ging es nach Terlindens Tod immer rückwärts, und während beide Plätze Bärs Versorgung auf einander ankommen ließen, kam er zu kurz. Bald waren die verlangten Waren nicht zu bekommen, oder war nicht Geld genug vorrätig, um sie zu kaufen, oder die Transportkosten, welche arabische und chinesische Schiffer verlangten, zu hoch, und dann gab es wieder keine Schiffsgelegenheit. Wenn aber auch ein Fahrzeug nach dieser Richtung ausging, konnte es geschehen, daß Gegenwind dasselbe nicht an den „Felsklumpen", wie man Kisser nannte, kommen ließ, oder daß im Angesicht der Insel die stürmische See die Landung an dem sonst guten Ankerplatz nicht zuließ, oder auch, wie im Jahre 1840, daß Seeräuber es zur Rückkehr nötigten. Als im April 1838 das Fahrzeug ankam, hatte Bär in zwei Jahren und ebenso vielen Monaten nichts bekommen, und von dem, was er jetzt erhielt, war ein Teil verdorben, weil es in Kupang ein Jahr lang naß aufbewahrt worden war. Bär hatte darum gebeten, daß man ihm das, was man ihm zugedacht, in Geld geben sollte, so daß er selbst das Nötige kaufen könnte, aber auch das wurde abgewiesen, und obwohl er fünf Wechsel von 100 Gulden

erzielt, nützte ihm das nichts, weil die Kaufleute nichts dafür geben wollten.

Unter allen diesen Nöten wollte doch Bär und seine Frau die Kisseraner nicht verlassen. Sie waren nicht nach Kisser gekommen, um nach den Gütern dieser Erde zu trachten, sondern im buchstäblichen Sinn des Wortes hatten sie von den zwei Röcken stets einen, und zwar den besten, weggegeben. Wie dankbar waren sie, als ein Schiffskapitän ihnen eine Dose Thee als Sonntagstrank verehrte, oder ein Walfischfahrer einen Käse schenkte, oder wenn man einen toten Walfisch antraf, so daß man, weil es an Mohnöl ganz gebrach, doch nicht im Dunkel sitzen mußte (Kruijf, S. 213).

Wie ging es nun unter all diesen Hindernissen mit der Verbreitung des Evangeliums oder auch nur mit der Erhaltung der Gemeinde? Bär besuchte in den Jahren 1826, 1829 und 1831 alle Einwohner in ihren Häusern und Dörfern, um ihnen das eine was not ist vorzuhalten und sie zur Kirche und Schule zu bringen. Mit Hilfe eines Schullehrers und seines eigenen lehrfähigen Knechtes hatte er im Januar 1826 eine Schule mit 40 Kindern eröffnet. Die Schülerzahl wuchs bis über 100, nahm aber wieder ab während der Hungersnot. Als die Kirche 1835 wieder aufgebaut war, zählte man in drei Schulen auf Kisser 150 Kinder, und im folgenden Jahr kam auch eine Wiederholungsschule zu stande. Bärs Frau hielt eine Arbeitsschule mit Mädchen. Auch hatte er mehrmals einige Kinder in sein Haus genommen, wofür ihm die Gesellschaft eine Vergütung bewilligte, aber ein Waisenhaus, in welchem namentlich die von Europäern abstammenden Kinder aufgenommen werden sollten, kam nicht zu stande. Die von der Regierung bezahlten Lehrer waren unwissend, abergläubisch und sittenlos, so daß sie einen schlimmen Einfluß ausübten (Kruijf, S. 213).

Der Jahresbericht der Basler Mission von 1839 enthält Auszüge aus einem Tagebuch von 1837 bis 1838, welche Bär nach Basel eingesandt hatte und die uns einen Einblick in seine Arbeiten und Nöten gewähren. Da schreibt er:

19. März 1837: „Ich hatte einige ernstlich bestraft, daß sie ihre Kinder, die schon zwei Jahre alt waren, noch nicht zur h. Taufe gebracht haben. Darüber wurden sie böse und wünschten mir, die Götzen möchten mich auffressen. Darüber mußte ich herzlich lachen und doch tief im Geiste trauern über den grauenvollen Aberglauben, in welchem dies arme Volk noch gefangen liegt. Bis jetzt ist noch kein Regen gefallen, und nun sagen die Leute, ja selbst die Schulkinder, es werde kein Regen fallen, bis man jemandem zur Sühne der Götter den Kopf abschlage. Wie schrecklich!"

23. März: „Heute feierten wir den Todestag unseres hochgelobten Heilandes. Ich hatte eine schöne Anzahl Zuhörer und konnte recht herzlich mit ihnen reden und ihnen den Tod Jesu als unser Leben anpreisen. So wechseln selige Feierstunden mit Tagen tiefer Trauer und Wehmut. Wir gleichen einem Fahrzeug, das auf der weiten See durch Wind und Wellen umhergeschleudert wird, so daß wir oft meinen, zu verderben; aber der göttliche Steuermann läßt uns immer wieder einen Hafen finden, wo wir Anker werfen und neuen Vorrat zu unserer ferneren Reise sammeln können. Unablässig wirksam zu sein ist meine Freude, und diese Freude durfte ich auch heute durch Gottes Gnade in reichem Maße genießen."

23. bis 30. April: „In diesen Tagen war ich sehr niedergeschlagen und hatte einen schweren Kampf in meinem Innern durchzumachen, so daß ich halbe Nächte lang nicht schlafen konnte. Ich mußte anhaltend zum Herrn flehen, er wolle mich doch vor allem Uebel bewahren. Und warum dieser schwere Kampf? 1. wegen meiner mir anklebenden Gebrechen und Sünden, insbesondere wegen meines Kleinglaubens; 2. wegen der Herzenshärtigkeit der Namenchristen auf dieser Insel und wegen des Ungehorsams meiner Schulkinder; 3. wegen der Sorge, wie wir in diesem Jahre ohne besondere Aushilfe durchkommen und ein Hauspersonal von 16 Personen unterhalten sollen. Denn von Kupang her können wir nichts erwarten. Ist das Fahrzeug, das uns Zufuhr bringen sollte, vielleicht verunglückt oder von Seeräubern weggenommen worden? Sind unsere Brüder in Kupang gestorben oder entziehen sie sich uns mit ihrer Hilfe? — Dies verursacht in mir einen so schweren Kampf, daß fast alle Stille aus meinem Herzen gewichen und alles in Aufruhr ist. Ach, wie schwer ist es in einer solchen Lage, sein Herz zur Stille zu bringen und sich kindlich in die Hand des alles regierenden Herrn zu legen!"

23. Oktober: „Noch haben wir immer keine Briefe, keine Hilfe von unseren Freunden! Meine Kinder müssen barfuß gehen, und meine Frau trägt eine Art Sandalen. Meine Füße sind sehr geschwollen; es ist eine Art Gliederweh, weswegen ich nicht viel schlafen kann. Doch kann ich mein tägliches Geschäft in Kirche und Schule versehen."

31. Dezember: „Ein Jahr von Prüfungen aller Art ist vorüber; der Herr hat gnädig durchgeholfen. Ihm sei allein Dank und Anbetung dafür! Amen. — Im Laufe dieses Jahres habe ich 104 Kinder getauft, unter ihnen fünf von heidnischen Eltern. Zehn Paare habe ich zur Ehe eingesegnet und nur zehn Christen sind gestorben."

3. bis 24. Januar 1838: „Ich habe auf der Liste, die ich dem Könige übergeben habe, 278 Christenkinder, welche die Schule be-

suchen sollten, und kann doch nicht mehr als 150 zusammenbringen. So bleiben viele durch die Gleichgültigkeit ihrer Eltern und Vorgesetzten in Unwissenheit; und so oft ich auch den König und die Vorgesetzten im Namen Gottes und Jesu Christi bitte, mir behilflich zu sein, daß die Kinder zur Schule geschickt werden, so thut er doch nichts. Das schmerzt mich tief. Denn ich bin überzeugt, daß, so lange die Kinder nicht im Worte Gottes gut unterrichtet werden, der Götzendienst nicht aufhört."

18. Februar: „Heute kam einer der Häuptlinge, die letzten Sonntag das Götzenfest mitgefeiert hatten, in die Kirche mit zwei anderen und dem König und seinem Bruder. Ich redete hier von dem Gräuel des Götzendienstes. Beim Herausgehen aus der Kirche ersuchte ich den König, seinen Bruder und die drei Häuptlinge, ein wenig zu warten, was sie auch thaten. Nun fragte ich sie, warum sie als christliche Oberhäupter heidnische Feste feierten, und wie sie das vor Gott verantworten wollten. Keiner gab mir eine Antwort. Nun stellte ich ihnen aufs neue vor, wie sie sich der ewigen Seligkeit verlustig machen und wie sie samt ihren Kindern verloren gehen würden. Aber keiner redete ein Wort. Als ich sie verlassen hatte, fragte ein Häuptling den König: „Wie ist es, mein Herr, wollen wir unserem alten Götzendienst nicht Lebewohl sagen?" Aber der König gab auch ihm keine Antwort. So geht der Fürst selbst mit dem schlimmsten Beispiel voran. — Ach, wie bedürftig bin ich mit meinen armen Insulanern der Fürbitte der Gläubigen! Möge doch der Hauch des göttlichen Geistes in dies Totengefilde wehen und die erstorbenen Glieder lebendig machen! Herr, ich warte auf dein Heil!" (Miss.-Mag. 1839, S. 365 ff.)

Bei einem so demütigen, treuen Arbeiter, wie Bär einer war, möchte man erwarten, daß der Herr ihn doch nach der schweren Prüfungszeit noch einige Frucht seiner Arbeit sehen ließe, oder daß nach seinem Tode die Saat noch aufginge und reichlich Frucht brächte. Beides scheint auf dem einsamen Kisser nur in sehr geringem Maße der Fall gewesen zu sein. Das mangelnde Sprachtalent war allerdings auch ein äußeres Hindernis. Bär lernte die Landessprache von Kisser, die bis jetzt nicht geschrieben wurde, nie vollständig, und das Malayische, in welchem er redete, verstanden nur wenige gut. Aber man sollte erwarten, der Eindruck seiner geheiligten Persönlichkeit hätte darüber weggeholfen.

Da die Versorgung von Timor aus immer ungeregelter wurde und Bär bei seinem leidenden Zustand gerne einen Arzt befragt hätte, benutzte er 1840 nach Rücksprache mit den benachbarten Missionaren eine Schiffsgelegenheit, um mit seiner Familie nach Amboina zu

kommen. Er schreibt darüber: „Wir blieben noch bis 21. Oktober unter Verlassenheit und Hungersnot zu Kisser. Da kam ganz unerwartet ein Fahrzeug an, das von hier über Banda nach Amboina segeln wollte. Am 26. waren wir in Banda, wo Br. Finn uns mit großer Liebe empfing. Meine Frau und Kinder konnten sich zuerst nicht ans Land begeben, weil es ihnen an den nötigen Kleidern fehlte. Die l. Schwester Finn half meiner Frau mit Schuhen aus, mein Sohn Johannes ging barfuß ans Land. Wir blieben zwölf Tage da, während welcher uns Geschwister Finn viele Liebe erzeigten. Auch mehrere angesehene Herren auf Banda hatten Mitleiden mit uns, weil wir schon so lange auf der dürren Insel Kisser ohne Einkommen und Nachrichten aus Europa hatten aushalten müssen. Wir vernahmen hier, daß Br. Keyser vor kurzer Zeit zu Amboina entschlafen war und daß seine Stelle wohl für uns die geeignetste sei. Am 6. November verließen wir Banda und landeten am 10. wohlbehalten auf Amboina, wo uns viele unserer Freunde besuchten, viele aber gestorben waren. Prediger Schiff, den ich besuchte, nahm herzlichen Anteil an unsern langen Mühsalen, und auf seinen Antrag wurde ich wirklich mit Einstimmung des Gouverneurs der Molukken als Br. Keysers Nachfolger auf der vier Stunden von der Stadt Amboina gelegenen Negerei (Dorf) Waay angestellt. Zu meiner Freude fand ich den Herrn Gouverneur geneigt, etwas für die armen hungernden Kisseraner zu thun; aber er war in Verlegenheit, die 30000 Pfund Reis, die er dazu bestimmt hatte, nach der Insel zu bringen, indem der Kommandant eines auf der Reede von Amboina liegenden Kriegsschiffes sich weigerte, die Fahrt umsonst zu machen. Er müßte das Schiff mieten; dann aber ließ er mich rufen und erklärte mir, nur in dem Fall etwas senden zu können, wenn ich mich entschlösse, mitzusegeln und den Reis dort aufs beste zu verteilen. So schwer es mir wurde, ich mußte mich doch bequemen, von Frau und Kindern Abschied zu nehmen und am 22. November von Amboina abzusegeln. In Banda wurde der Reis eingenommen, am 4. Dezember kamen wir nach Letti, wo ich gerne, wenn es der Kapitän erlaubt hätte, ans Land gegangen wäre, um die Gehalte der Schullehrer auszuzahlen. Am 5. landete ich auf meiner Insel und zwar an der Ostseite, einige Stunden von meiner Wohnung, wo ich zuerst, um meinen Reis in einer Hütte zu bergen, und dann, nach einer ohne Speise und Trank — denn nicht einmal Wasser fand ich — auf meiner Kleiderkiste schlecht zugebrachten Nacht meine Wohnung aufzusuchen eilte, in welcher ich zwar die Frau des Radscha wohl und gesund, aber keine Lebensmittel fand. Der Radscha war mit seinem Bruder nach Groß-Timor gereist, hatte mehrere Häuptlinge mit-

genommen, aber unvorsichtigerweise weder den übrigen Volkshäuptern eine Anzeige von seinem Wegreisen gemacht, noch auch jemanden als Regenten angestellt. So gab es jetzt eigentlich gar keine Regierung, weswegen auch das Schulwesen seit mehreren Wochen völlig stillstand. Ich hatte aus derselben Ursache große Mühe, die Negereihäupter am 7. Dezember in mein Haus zu versammeln. Wir begaben uns nach dem Platz, wo mein Reis lag, ich ließ 100 Säcke davon in meine Wohnung tragen und wollte ebensoviel sogleich unter die Häuptlinge verteilen lassen, um für ihre am meisten leidenden Untergebenen zu sorgen; allein in der Nacht auf den 8. brach ein Streit zwischen zwei Negereien aus, in welchem ein Mann umkam und acht verwundet wurden. Ich fürchtete einen Augenblick, die ganze Insel würde in Aufruhr geraten. Nach einigen Tagen wurde es ruhiger, und ich konnte mein Geschäft vollenden. In fünf Negereien starben in diesem Jahre Hungers 238 Personen. Als man aber hoffte, der Februar würde um des gefallenen Regens willen eine gute Ernte bringen, trat von neuem eine so glühende Hitze ein, daß alles verdorrte. Ich versuchte meine gewöhnlichen Arbeiten wieder aufzunehmen, ich predigte an den Sonntagen, feierte mit sieben Personen das h. Abendmahl am Weihnachtsfeste und trachtete die Schulen wieder in Bewegung zu bringen, konnte aber nicht weiter als etwa 25 Kinder versammeln. Die Hungersnot nimmt zu. Mütter mit ihren Kindern, Männer und Jünglinge kommen in Scharen zu mir, um Reis zu holen. Während dieser Not stehen die Bewohner mehrerer Negereien gegen einander in den Waffen. Am 15. Januar 1841 begab ich mich auf einem Fahrzeug von Makassar (auf Celebes) nach der Insel Roma und blieb dort 24 Tage, arbeitete jeden Vormittag in der Schule, las und betete jeden Abend mit den Leuten, die zu mir kamen, und suchte das Gelesene für Verstand und Herz nützlich zu machen. Ich taufte 17 Kinder und traute vier Ehepaare. Bei meiner Rückkehr nach Kisser am 9. Februar kamen die Leute klagend zu mir, weil der Radscha nichts für sie gethan hatte. Ich hatte daher wiederum nichts zu thun, als Reis auszuteilen" (Miss.-Mag. 1842, S. 8—10).

Nachdem Bär nochmals vier Monate lang auf der einsamen Insel an Armut und Krankheit gelitten hatte, kehrte er den 5. April 1841 nach Amboina zurück. Er hatte nun Kisser für immer verlassen, denn die Missionsgesellschaft beschloß, diesen Posten nicht wieder zu besetzen. Inzwischen war seine Anstellung als Prediger in Waay von der Regierung in Batavia nicht genehmigt worden. Man hielt es für überflüssig, mehr als einen Geistlichen auf der Insel Amboina zu besolden. Doch bekam Bär von der Missionsgesellschaft eine Pension.

Durch den Gebrauch der Schwefelbäder auf einer benachbarten Insel wurde seine Gesundheit wieder ein wenig befestigt, so daß er einiges thun konnte für die Christen auf Amboina, deren geistlichen Tod er tief beklagte. 1846 kaufte er sich ein Häuschen in Poka an der Binnenbai von Amboina. In dieser Gegend wohnten über 1200 Seelen in verschiedenen Dörfern, die seit 1841 ohne Predigt waren.

Im Jahr 1847 wurde er in Poka von dem Inspektor van Rhijn besucht, dessen Visitationsreise wir noch besprechen werden. Van Rhijn schreibt über ihn: „Der alte Mann hieß uns herzlich willkommen. Wie klein fühlte ich, der Inspektor, mich gegenüber diesem greisen, vielgeprüften Knecht des Herrn. Fürwahr, es ist etwas, sein Land und seine Verwandtschaft verlassen, um nach einem unbekannten, weit entfernten Himmelsstrich zu gehen, da zu leben und zu wirken unter getauften und ungetauften Heiden, außer aller Gemeinschaft mit Landsleuten, mit lebendigen Christen; zu kämpfen mit den schlechten abgöttischen Gewohnheiten, mit allerlei Mühsalen und Gebrechen, mit Krankheit und Elend; so zwanzig und mehr Jahre auszuhalten und dabei so fromm und still, so innerlich zufrieden und wohlgemut, so voll Glauben und Hoffnung zu bleiben, wie unser Bär. Aber was weiß die Welt davon? Die Welt ist ihrer nicht wert. Die Welt sieht nur, was auswendig glänzt und schimmert, für solchen inwendigen Glanz und solche Würde hat sie kein Auge und kein Organ; dabei ist es schon viel, wenn die Welt unter spöttischem Achselzucken solche Leute in Ruhe läßt" (v. Rhijn, S. 474).

Der Inspektor begrüßte sodann Bärs Frau und seine Tochter, die mit Missionar Jellesma, dem Reisebegleiter van Rhijns, verlobt war, „eine stille Feldblume, ein Kind von Thränen und Gebeten, mit ihrem Bruder auf dem einsamen Kisser aufgewachsen". Der Sohn war damals in dem Seminar zur Heranbildung von eingeborenen Lehrern in Ambon und wurde später in Rotterdam zum Missionar ausgebildet.

Im Juli 1848 schrieb Bär nach Basel, daß er durch Schlaflosigkeit und Gemütsleiden zu sehr angegriffen sei, um noch öffentlich das Evangelium verkündigen zu können, und sich darauf beschränken müsse, in seinem Hause mit armen Kindern von Jesu zu reden. So lebte er noch $2 \frac{1}{2}$ Jahre in Poka, an den Seelen arbeitend, so oft es seine Gesundheit zuließ, bis der Herr am 2. Februar 1851 den frommen, treuen Knecht in einem Alter von 65 Jahren zur ewigen Ruhe heimholte.

---

6. Die Leidensgenossen Bärs auf den andern Südwestinseln und die Mission auf Timor.

Wenn wir den treuen Senior der Basler Mission mit besonderer Teilnahme auf seiner einsamen Insel besucht haben, wollen wir auch seine niederländischen Leidensgenossen nicht vergessen, welche auf den benachbarten Inseln nicht in dem Maße wie Bär, aber doch annähernd in derselben Weise gelitten haben unter der mangelhaften Versorgung, der Abgeschiedenheit von aller Gemeinschaft mit lebendigen Christen und unter getauften und ungetauften, für das Evangelium unempfänglichen Heiden.

Oestlich von Kisser liegt die Insel Letti, welche 1823 durch einen Orkan, durch Pocken und durch eine zweijährige Trockenheit einen großen Teil ihrer Bewohner verloren hatte und 1828 noch etwa 2000 Seelen zählte, großenteils Heiden auf sehr niedriger Bildungsstufe. Dort landeten am 3. Mai des genannten Jahres an dem Hafenplatz Serwaru unter einem Zulauf von hunderten schwarzer, beinahe nackter Menschen, die wenig erfreut schienen von dem Besuch, die Missionare Heijmering und Wienkotter, letzterer mit seiner Frau. Heijmering ließ sich in dem eine gute Stunde entfernten Dorf Saraai nieder, Wienkotter, der sich mit dem Malayischen vorläufig verständlich machen konnte, blieb in Serwaru, durfte aber nur sechsmal die frohe Botschaft verkündigen, denn schon am 30. Juni entschlief er. Seine Witwe führte ihre von siebzehn Mädchen besuchte Schule fort, katechisierte dreimal in der Woche und hielt während der Krankheit des Schullehrers auch die 38 Schüler zählende Dorfschule. Aber auch ihr Tagewerk war schon den 27. März 1829 vollendet. Heijmering trat nun an die Stelle und suchte bereits in der lettinesischen Volkssprache mit den Leuten zu reden, fand auch unter den Häuptlingen und andern Christen noch einige Unterstützung. Aber als er 1832 nach Timor versetzt wurde, blieb die Station ein Jahr lang unbesetzt, bis 1833 Missionar Holtz den Hirtenstab übernahm und viel zu kämpfen hatte mit Aberglauben, Trunkenheit und Unzucht. Seine Gattin starb schon im folgenden Jahr. Am 26. Mai 1836 durfte er das hundertjährige Bestehen der Kirche in Serwaru feiern und erhielt bei dieser Gelegenheit von den Christen in Surabaya auf Java Glocken für seine Kirche. Aber

1839 und 1840 erhob sich das Heidentum von neuem, die Kirchenbesucher sanken auf 70, die Schüler auf 30 herab. Dazu entstand 1840 ein solcher Mangel an Lebensmitteln, daß Holtz seinen Kindern nicht genug zu essen geben konnte. Auch als das lang ersehnte Schiff mit Lebensmitteln von Kupang angekommen war, wurde die Stimmung unter dem Volk nicht besser. Holtz wurde krank, und trotz der Hilfe, die auch seine zweite Frau ihm in allem leistete, konnte er nicht länger aushalten auf dieser einsamen Insel und reiste mit seiner Familie nach Amboina, wo er den 5. September 1841 mit seinem Amtsgenossen ankam. Wir haben gehört, daß auf derselben Insel Letti eine zweite Station Saraai durch Heijmering gegründet wurde. Der Missionar wurde dort von einem Häuflein singender Schüler freundlich empfangen, und man zählte etwa 100 getaufte Erwachsene. Doch sah Heijmering bald mit Betrübnis, daß die Christen wie eine höhere Kaste sich gebärdeten und keine geringeren Leute zur Kirche zulassen wollten. Viel konnte er nicht ausrichten, da er lange krank war und bald darauf versetzt wurde. Sein Nachfolger war Wilh. Luijke, ein Mann, den Inspektor van Rhijn neben Bär besonders hochschätzte als einen aufrichtigen, frommen Missionar. Er war vor seinem Eintritt in die Mission Bäckersknecht in Amsterdam gewesen und wurde nach mehrjährigem Unterricht in Rotterdam 1826 ausgesandt. In Batavia war er eine Zeitlang bei dem Londoner Missionar Medhurst, einem der Bahnbrecher für die chinesische Mission, gewesen. Von Amboina aus kam er im Mai 1828 zunächst nach der Insel Moa und im folgenden Jahr auf das benachbarte Letti. Auch er hatte viele Trübsal durch die erbitterten Kämpfe der verschiedenen Dörfer. Die lettinesische Sprache erlernte er so, daß er das holländische Fragebüchlein in dieselbe übersetzen konnte. Eine treffliche Hilfe bekam er an seiner Frau, die nach einer abenteuerlichen Reise im April 1833 mit ihm in die Ehe trat.

Wenn wir in Joseph Kam die niederländische stoutmœdigheid (Unerschrockenheit) bei einem Mann bewundern mußten, so tritt hier eine weibliche Person ebenbürtig zur Seite. Angenieta van der Veer war von Haus aus Katholikin, diente aber in einer reformierten Familie zu Rotterdam und trat nach genauer Prüfung zur evangelischen Kirche über. Luijke, damals Zögling in Rotterdam, verlobte

sich mit ihr. Sie sollte ihm später folgen; aber sie wollte auch, falls er stürbe, selbständig in die Mission gehen. Die Prüfungskommission der Missionsgesellschaft fand sie tüchtig zu diesem Werk, und einige Frauen in Rotterdam gaben ihr Unterricht. Nachdem sie den 13. Oktober 1830 eingesegnet worden war, reiste sie allein, 32 Jahre alt, nach Batavia. Dort wartete sie bei Missionar Medhurst auf Luijke. Aber dieser konnte nicht kommen. Mutig im Namen des Herrn unternimmt sie allein die Reise nach dem abgelegenen Eiland im fernen Osten. Sie hatte inzwischen fleißig Malayisch gelernt. So kam sie den 22. Dezember 1831 zunächst nach Surabaya. Während sie hier auf Schiffsgelegenheit wartete, gewann sie 36 Jungfrauen durch Lehre und Vorbild für die Missionssache. Im Februar 1832 ging endlich ein Schiff, aber dasselbe landete unterwegs in Sumanap auf der im Norden von Java gelegenen Insel Madura. Dort wurde durch den chinesischen Kapitän der christliche Steuermann weggeschickt, und jedermann widerriet ihr, mit diesem Fahrzeug und lauter inländischer Bemannung weiter zu reisen. So bleibt sie dort und findet ihren Unterhalt, wie in Surabaya, durch Unterrichten. Nach Letti zeigt sich keine Schiffsgelegenheit, aber nach Banda, nordöstlich von den Südwestinseln. Sie benützt dieselbe und findet dort einen chinesischen Kapitän, der sie nach Letti bringen will. Wirklich bekommt sie die Insel zu Gesicht, aber Wind und Strömung ist so ungünstig, daß der Kapitän zurückfährt. Nun ersucht sie ihn dringend, sie in Kisser abzusetzen, von wo sie leicht nach Letti kommen könnte. Sie sind bereits so nahe, daß sie meint, die Wohnung Br. Bärs zu sehen, da reibt sich das Schiff an Klippen; der Kapitän fürchtet sich, in diesem unbekannten Fahrwasser voll Korallenriffe weiter zu steuern, er kehrt um nach Surabaya. Nach einer Reise von 4000 Stunden voll Mühe und Ungemach, so nahe am Ziel, und nun wieder 300 Stunden zurück! Aber nicht genug damit! In einiger Entfernung entdeckt man eine ganze Flotte von Seeräuberschiffen. Diese kriegen das Fahrzeug zu Gesicht und halten es an. Der Kapitän versteckt die Jungfrau, so gut er kann, unten im Schiff. Doch siehe, da kommt um die Ecke ein größeres Segel! Dieses scheint den Räubern noch begehrenswerter; sie lassen das kleine fahren. Nach viel Angst und Mühe landet man auf Bali. Da findet Angenieta van der Veer eine andere Schiffsgelegenheit nach Surabaya, wo sie nach langer, vergeblicher Reise den 16. Juli 1832 wieder ankommt. Hier arbeitet sie wieder unter Kindern und Erwachsenen, bis sie endlich zu Anfang des Jahres 1833 mit Missionar Holtz und seiner Frau die Reise nach Timor und von da nach Letti machen kann und den 19. April 1833 ankommt (v. Rhijn, S. 522 f.).

Luijke war beinahe sieben Jahre mit ihr verlobt gewesen; aber nur acht Jahre lang durfte sie ihm zur Seite stehen, denn schon 1841 entschlief sie im freudigen Glauben an ihren Heiland. Luijke dankte Gott für den großen Schatz, den ihm Gott in dieser Frau geliehen hatte. Kurze Zeit darauf mußte er auch seine zwei Kinder wieder hergeben. Als die Frage der Aufhebung der Mission auf den Südwestinseln erörtert wurde, mußte auch Luijke schreiben, die Früchte seiner dreizehnjährigen Arbeit seien sehr dürftig und unbedeutend. Zudem war die Versorgung von Kupang aus immer unregelmäßiger geworden. So reiste 1841 auch Luijke mit Holtz und der Witwe Dommers nach Amboina, und die Insel war verlassen (Kruijf, S. 219).

Auf Amboina erhielt Luijke seinen rückständigen Gehalt und steuerte davon 1000 Gulden in die Missionskasse als Ausdruck der Dankbarkeit für die Liebe, die seiner sel. Frau in Holland erwiesen worden sei. Er wurde nach der Insel Haruku bei Amboina versetzt, um von dort aus auch die benachbarten Inseln zu besuchen. Das stark bevölkerte Haruku zählte ungefähr 30 000 Namenchristen und ebenso viele Mohammedaner. Aber Luijke hatte nur etwa 250 Zuhörer in seiner ersten Predigt. Er verheiratete sich wieder, hatte aber auch auf Haruku mit Krankheiten, Teurung und Sorge für seine Kinder viel durchzumachen, so daß er 1853 nach Waay auf Amboina übersiedelte. Wir finden ihn noch auf verschiedenen Plätzen auf Amboina, zuerst in Arbeit, später als Pensionär. Im Jahr 1880 erhielt der 81 jährige, 54 Jahre im Dienst stehende Missionar den Niederländischen Löwenorden, mit welchem eine jährliche Zulage von 200 Gulden verbunden war. Er hatte 1872 ein Auge verloren, aber bis 1878, da seine Gemeinde von der „Protestantischen Kirche von Indien" übernommen wurde, blieb er im Amt. Doch suchte er auch nachher noch durch Predigen, Kranken- und Hausbesuche, so viel er konnte, für den Herrn zu wirken, bis er den 21. Mai 1886 nach 60 jährigem Aufenthalt in Niederländisch-Indien, ohne sein irdisches Vaterland je wieder gesehen zu haben, im Herrn entschlief (Kruijf, S. 143).

Oestlich von Letti liegt die von ungefähr 6000 Menschen, worunter eine kleine Minderheit Christen, bewohnte Insel Moa. Dort landete 1828, wie wir gesehen, Luijke mit zwei weiteren Missionaren, von denen aber einer bald wieder aus dem Missions-

dienst ausschied. Da Luijke im folgenden Jahr nach Letti versetzt wurde, blieb Höveker allein auf Moa und mußte es mit ansehen, wie die christliche gegen die heidnische Partei mit den Waffen kämpfte. Er blieb nur kurze Zeit, wurde 1833 nach Batavia geschickt, um eine bessere Versorgung der Missionare auf den Südwestinseln bei der dortigen Hilfsgesellschaft zu betreiben, kam aber nicht zurück, sondern ließ sich von der Regierung anstellen als Prediger in Ternate auf den Molukken. Dommers wurde sein Nachfolger auf Moa, hatte aber viel durchzumachen unter den beständigen Kämpfen, dem Mangel an Lebensmitteln, Teurung und Erdbeben, und entschlief 1841, nachdem er vorher schon sechsmal an den Rand des Grabes gekommen war. Eine Zeitlang hatte er auf der nördlicheren Insel Damme gewohnt, welche unter 1000 Einwohnern ungefähr 250 Christen zählte, aber da dort noch weniger Verkehr war, hatte ers nicht lange daselbst ausgehalten.

So waren die unfruchtbaren, ungesunden, abgelegenen Südwestinseln mit ihren ungefähr 1500 Christen von 1841 an ihrem Schicksal überlassen. Die Missionsgesellschaft hatte nicht die erforderlichen Mittel aufwenden wollen, namentlich nicht ein Schiff anschaffen wollen, um das Werk kräftig zu betreiben. Die Art und Weise, wie das Christentum früher verbreitet worden war, hatte namentlich bei den niederen Volksklassen eine Abneigung gegen dasselbe erzeugt, so daß die Brüder keinen Ersatz für die vielen Entbehrungen fanden in einem Verlangen nach dem Evangelium. Vergeblich wird auch diese Arbeit nicht gewesen sein, aber die Brüder selbst durften wenig Frucht sehen. Die niederländische Regierung kam in neuerer Zeit zu der Erkenntnis, daß der zunehmende Einfluß des Halbmonds für ihren Besitz nicht günstig sei und deshalb für Aufrechterhaltung des Christentums auch auf diesen abgelegenen Inseln noch etwas geschehen sollte. So wurde 1879 ein Hilfsprediger in der Person des ehemaligen Missionars im Utrechter Missionsverein, Rinnoij, mit dem Sitz auf Letti angestellt.

Wir fügen noch die Mission auf der größeren Insel hier an, von der aus die Südwestinseln versorgt werden sollten, die Mission auf Timor. Von dieser langgestreckten, an Sandelholz reichen Insel steht der östliche Teil noch unter portugiesischer Herrschaft und hat ein katholisches Namenchristentum. Im westlichen hatte

die niederländisch-ostindische Kompagnie ihre Prediger angestellt, und man zählte zu Ende des 18. Jahrhunderts auf Timor mit den benachbarten Inseln Rotti, Sawu, Sumba, Flores u. a. bei einer Bevölkerung von 400 000 Seelen ungefähr 10 000 Christen.

Wir haben gehört, daß Timor der Mittelpunkt für die südlichen Missionsstationen werden sollte, wie Amboina für die nördlichen. Missionar le Bruijn wurde von der Kolonialregierung als Prediger in der Hauptstadt Kupang angestellt, wo er eine Gemeinde von ungefähr 3000 Christen zu versorgen hatte, die 20 Jahre lang keinen Diener des Evangeliums gesehen. Er fand einen niederländischen Residenten Hazaert, der ihm nicht nur ein Haus schenkte, sondern auch mit Treue und Geisteskraft dem Reich Gottes dienen wollte. Sogleich wurde eine Bibelgesellschaft gegründet, welche schon 1823 über 800 Gulden Beiträge erhielt. Eine Hilfsgesellschaft für die Mission, namentlich zum Unterhalt der Schulen, deren Einkommen großenteils von der benachbarten kleinen Insel Rotti kam, unterhielt 1825 sowohl auf Timor als auf Rotti acht zum Teil durch Kam ausgebildete Lehrer. In demselben Jahre wurde zu Kupang ein Waisenhaus, ein Schulhaus und eine Kirche gebaut, auch auf sechs Außenplätzen entstanden allmählich Kirchlein. Le Bruijn wünschte auch eine Bildungsanstalt für Lehrer zu errichten, da die Timoresen nicht nach Amboina gehen wollten, aber das Komitee in Rotterdam wollte dieselbe der Niederländischen Bibelgesellschaft überlassen. Der wackere Prediger entschlief schon 1829, tief betrauert von seiner Gemeinde, in der es ihm durch Gottes Gnade gelungen war, neues Leben zu wecken.

Sein Nachfolger Terlinden aus Benkheim bei Mörs, ein Zögling von Jänicke in Berlin, der zuerst auf Rotti sein Arbeitsfeld gehabt, hatte an den weltlichen Beamten nicht mehr eine so gute Stütze, denn Hazaert war nicht mehr auf Timor. Auch gab es viel Not mit Lehrern, die kein gutes Vorbild im Christentum waren, und Terlinden entschlief schon 1832 auf der Reise nach den Südwestinseln, wohin er den Brüdern Lebensmittel bringen wollte.

Nun kam Heijmering von Letti herüber, das Missionspersonal wurde verstärkt, aber die brüderliche Liebe unter den

Missionaren ließ viel zu wünschen übrig. Schon im Februar 1849 wurde die Frage besprochen, ob nicht die Mission auf Timor aufgehoben werden sollte, und zwei Jahre später kam dies zur Ausführung, so daß die noch angestellten Missionare in den Dienst der Kolonialkirche traten. Im Jahr 1860 kam ein Goßner'scher Missionar nach Rotti, 1881 bekam diese Insel einen von der Regierung angestellten Hilfsprediger. Auf Rotti war immer mehr Empfänglichkeit für das Evangelium gewesen, als auf der Hauptinsel. Auf der weiter westlich gelegenen Insel Sawu wurde erst von 1870 an dafür gesorgt, daß das Christentum nicht ganz vom Islam verschlungen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Mission und Ausstellung.

Unter dieser Aufschrift bringt das Hannoversche Missionsblatt (Juli 1896, S. 54 f.) einen kurzen, sehr beachtenswerten Artikel, dem wir von ganzem Herzen zustimmen und den wir deswegen unsern Lesern mitteilen möchten. Es heißt dort:

Auf der Berliner Gewerbeausstellung sieht der Besucher — wie die Zeitungen berichten — auch getreue Nachbildungen von Dorfanlagen unserer deutschen Kolonieen in Afrika und Neuguinea. Eingeborene beleben die Straßen und Hütten mit ihrem heidnischen Wesen und Treiben, um die Schaulust der großen Menge zu befriedigen! Wer mag sie ohne Mitleid ansehen? Unter den „ausgestellten" Eingeborenen aus Togo sollen vier christliche Evhe-Neger sich befinden, und die aus Südwest-Afrika erwarteten Herero sollen sämtlich Christen sein. Wie vielen Gefahren sind diese Christen im christlichen Berlin ausgesetzt, und wie wenig können die ihrer Sprache nicht mächtigen Missionsfreunde in Berlin thun, um sie davor zu bewahren! Der Schaden solcher Ausstellung von „Wilden" — wie man sie gedankenlos nennt — ist weit größer als ihr Nutzen. Kaum ein Missionsgegner oder gegen die Mission Gleichgültiger wird durch ihren Anblick zur Missionsliebe bekehrt werden.

Auch die in die Gewerbeausstellung aufgenommene Missionsausstellung ist von zweifelhaftem Werte. Man kann u. a. „reizende" Modelle des Berliner Njassa-Dampfers „Paulus", eines südafrikanischen Ochsenwagens und einer vollständigen Bremer Missionsstation

im Evhelande schauen, ferner bildliche Darstellungen von Missionsstationen, von Missionaren und von Eingebornen, Missionskarten, Bücher, die Reisegeräte des Missionars Krapf, des Entdeckers des Kilimandscharo u. s. w., alles dies — inmitten des sinnverwirrenden Trubels der Ausstellung — wird voraussichtlich wenig oder gar nichts zur Förderung des Missionssinnes bei ihren Besuchern beitragen und sicherlich nicht, wie ein enthusiastischer Missionsmann schwärmt, „Mitarbeit und Fürbitte für unsere Missionen in weitere Kreise bringen." Die schon Missionsfreunde sind, bedürfen solcher Aufmunterung an diesem Orte nicht, und von den andern wird es kaum einen gewinnen. Hier ist also Zeit und Kraft und Geld verschwendet. „Werdet doch einmal recht nüchtern!"

Dieses Aus- und Schaustellungsfieber, das mit dem Breiterwerden des Missionsstromes zusammenhängt, ist übrigens nicht erst durch die Berliner Gewerbeausstellung zum Ausbruch gekommen, sondern es grassiert schon länger und bedroht hie und da Missionsfeste, Missionsblätter und Missionsschriften. Man redet so viel gegen die Verweltlichung der Mission, und doch verquickt man sie zu sehr mit Länder- und Völkerkunde und Kolonialbestrebungen, kleidet ihre Berichte in die Gewänder geputzter Feuilletons und verbrämt sie mit zu viel Illustrationen, selbst mit solchen, deren Beziehung zur Mission schlechterdings nicht erkennbar ist. Man meint auf diese Weise der sogenannten „Langweiligkeit" der Missionsblätter abhelfen zu müssen; und doch liegt die Langweiligkeit zum größten Teil weniger an den Missionsberichten, die fast immer aus dem furchtbaren Ernst des Kampfes gegen die Riesenmacht der Finsternis geschrieben werden und darum nur selten in heiteren Farben malen können, als vielmehr an dem aufs Aeußere gerichteten Sinne vieler Leser, die, verwöhnt durch die Lesemappe, zu einem Studium der Missionsberichte — d. h. zu einem aus innerem Triebe Sich-damit-beschäftigen — keine Neigung haben. Sie nippen und genießen lieber, hier ein wenig, da ein wenig; sie essen lieber Zuckerbrot als hausbacken Brot; sie sehen die Mission lieber ausgestellt als ins Herz gestellt. Diese wird man auch durch weitgehendes Entgegenkommen nicht zur Missionsliebe erziehen, während man den Sinn der wahren Missionsfreunde auf Nebensächliches ablenkt.

Man möge diese Bemerkungen nicht falsch verstehen. Ich weiß sehr wohl, daß wir auch die äußeren Umgebungen, in denen die Mission arbeitet, vorzuführen haben, um ein rechtes Verständnis für die Missionsarbeit zu ermöglichen; daß die Berichte auch einer ansprechenden Darstellung nicht ermangeln dürfen, um auf die Länge genießbar zu sein, und daß auch der Bilderschmuck seine Berechtigung

hat. Aber dieser äußere Rahmen soll das ergreifende Bild der Mission, das die Züge der Passion trägt, nicht verdunkeln und den Blick von ihm nicht abziehen. Nicht Schaulust, sondern Baulust, nämlich Lust am Bau des Reiches Gottes, sei die Triebfeder unserer Beschäftigung mit der Mission, und die Erweckung solcher Baulust sei der erste und letzte Zweck unserer Darstellungen der Mission in Wort und Schrift und Bild. Sonst werden wir mitschuldig am Niedergange des herrlichen Werkes bei scheinbar prächtigem Aufblühen desselben.

Missions-Zeitung.

Neuestes.

China. In der chinesischen Provinz Fukien, wo am 1. August v. J. in Kutscheng die Missionsfamilie Stewart durch Mörderhand fiel, ist in letzter Zeit eine sehr erfreuliche Bewegung zu Gunsten des Christentums entstanden. In dem einen Bezirk haben gegen 5—6000, in einem andern ca. 2000 Chinesen sich als Taufbewerber gemeldet. Dasselbe ist der Fall auf der stark bevölkerten Küsteninsel Haitang, wo sich 4—5000 Personen dem Christentum zuwenden wollen und bereits je ein großes Gottesdienstlokal in den beiden größten Städten der Insel errichtet haben. Auch von acht andern Ortschaften sind Bitten um Lehrer an die englisch-kirchliche Mission ergangen.

Indien. In einer Hinduversammlung in Amritsar wurde einstimmig beschlossen, den dortigen „goldnen Tempel" mit elektrischem Licht zu versehen. Die Kosten zur Einrichtung sind auf 30 000 Rupien (= 36 000 Mark) veranschlagt. Bei der Aufbringung derselben rechnet man besonders auf die Vornehmen unter den Sikhs.

Heimat. Inspektor Bahnsen von der Schleswig-Holsteinischen Missionsgesellschaft (in Breklum) gedenkt im Oktober d. J. eine Visitationsreise nach Indien zu unternehmen, um das dortige Arbeitsfeld (in Telugu und Urija) zu besichtigen.

Die von P. Faber angeregte und begonnene Mohammedaner-Mission hat sich nun zu einer „Deutschen Orient-Missionsgesellschaft" unter Leitung von P. Dr. Lepsius in Friesdorf umgestaltet. Letzterer ist zur Zeit auf einer Reise ins Morgenland, speziell nach Armenien und Persien. Gott gebe, daß die geplante Mission auch die rechten Bahnen einschlage.

10



Auf der Reise in Madagaskar.

Fünfzig Jahre an den Ufern des Kalabar.

Etwa 20 Stunden von der Mündung des östlichsten Nigerarmes tritt angesichts der hohen Berggipfel von Kamerun und Fernando Po eine breite Flußmündung in die Bucht von Biafra herein. Die Wasserstraße ist tief und weit genug, um auch großen Oceandampfern die Einfahrt zu gestatten. Fährt man aber ca. 50 englische Meilen in dieser stromaufwärts, so zerteilt sich der Fluß in ein von zahlreichen Inseln und Mangrovesümpfen durchbrochenes Gewirr von natürlichen Kanälen und Wasserläufen, aus welchem sich drei Wasserwege nach dem Inneren ergeben: westlich der bedeutende Croßfluß und östlich der Qua- und der Kalabarfluß. Ersterer umfließt in weitem Bogen die Ausläufer des Kamerungebirges und gehört mit seinem Quellengebiet und dem oberen Lauf noch in das deutsche Hinterland von Kamerun, während die beiden letzteren nur kurze, aber doch wasserreiche Gebirgsströme sind, die durchweg dem britischen Gebiet angehören und von dem Bergzug kommen, der die Fortsetzung des Kamerungebirges bildet.

An der Vereinigung dieser Flüsse liegen die Wohnsitze des Efik-Volkes mit den Handelsplätzen Duketown, Oldtown und Creektown, von denen besonders das erstere eine große Bedeutung für den inländischen und ausländischen Handel erlangt hat, da es der Stapelplatz für den Umsatz der Waren ist und von zahlreichen Dampfern angelaufen wird. Die hier ansässigen Efik sind etwa Anfang des vorigen Jahrhunderts aus dem Innern den Croßfluß herab hier eingewandert und haben sich nach Unterwerfung der umliegenden Stämme des gesamten Handels am unteren Kalabar bemächtigt. Vor Zeiten bestand dieser, wie überall an der Westküste, in der Ausfuhr von Sklaven, und es gab wohl kaum einen günstigeren Verschiffungsplatz als gerade das Maschenwerk der Kalabar-Flußläufe mit ihren zahlreichen unerreichbaren

Verstecken. Heute ist es ein schwunghafter Palmölhandel, der an Stelle der Sklavenausfuhr getreten ist. Die Städte weisen deshalb nicht nur sehr große Faktoreien der Europäer auf, sondern auch stattliche, von Europa bezogene eiserne Häuser, die mit allem Komfort ausgestattet, den eingebornen Großhändlern als Wohnung und Repräsentationsbau dienen. Leider bildet der Schnaps einen bedeutenden Teil der von Europa eingeführten Handelsartikel.

Hier im Mündungsgebiet des Kalabar und flußaufwärts treibt seit 50 Jahren die kleine, aber eifrige Kirchengemeinschaft der Unierten Presbyterianer Schottlands eine opferreiche, aber gesegnete Mission. Sie durfte in diesem Jahr ihr 50jähriges Jubiläum feiern, dem auch wir die Teilnahme nicht versagen möchten. Hat sie doch ähnlich, wie die an der westafrikanischen Küste arbeitende Basler und Norddeutsche Mission, große Opfer bringen müssen, ehe sie sich der Segensfrüchte ihrer mühevollen Arbeit freuen konnte. Einzig aber steht in der Geschichte der westafrikanischen Mission die Thatsache da, daß drei ihrer Mitbegründer — die Missionare Waddell, Goldie und Anderson — erst unmittelbar an der Schwelle des 50jährigen Jubiläums, nämlich im Jahr 1895, ihren Lebenslauf beschlossen haben: Waddell (am 18. April) als Emeritus in der Heimat, Goldie und Anderson (am 18. August und 28. Dezember) auf ihrem Arbeitsfeld am Kalabar. Wie groß und zahlreich aber auch die Opfer gewesen sind, die der schottischen Mission am Kalabar auferlegt wurden, so bedeutend ist auch der Umschwung in den Volks- und Landesverhältnissen, der durch ihre ausdauernde und zielbewußte Arbeit herbeigeführt worden ist. Aber nicht allein auf diesem Gebiet hat sie eine staunenswerte Wandlung der Dinge erleben dürfen — sie hat auch durch die Predigt des Evangeliums, durch Gründung von Gemeinden und Schulen, durch persönlichen Einfluß und Beschaffung einer einheimischen Litteratur, durch ärztliche Thätigkeit u. a. einen soliden Grund zur künftigen Christianisierung der dortigen Völkerschaften gelegt, der selbst von Fernstehenden anerkannt wird. — Aus ihrer 50jährigen Geschichte teilen wir im nachstehenden die hauptsächlichsten Episoden mit.*)

*) Nach: Story of the Mission in Old Calabar, by Rev. Will. Dickie, M. A. Glasgow.

1. Die Wiege der Kalabarmission.

Es war im Juli 1841, wenige Jahre nach der Sklavenemanzipation in Westindien, daß sich auf der Insel Jamaika einige Missionare und Kirchenälteste der schottischen Mission auf der Station Gosen zusammenfanden, um über ihre kirchlichen Angelegenheiten zu beraten. Was aber ihre Herzen am meisten bewegte, das war der Gedanke an die Christianisierung Westafrikas. Ein Buch von Sir T. F. Buxton über den Sklavenhandel und seine Abhilfe, das eben erschienen war und worin der Vorschlag gemacht wurde, das Evangelium durch die nun frei gewordenen christlichen Neger Amerikas und Westindiens in das Land ihrer Väter, nach Afrika, besonders an die ehemaligen Hauptstätten des Sklavenhandels, tragen zu lassen, hatte jenem Gedanken nicht nur den Anstoß gegeben, sondern ihm auch eine bestimmte Richtung gewiesen. Auch waren bereits die Baptisten Jamaikas hierin den übrigen Kirchenparteien vorangegangen und hatten 1841 ihre ersten Sendboten von da nach Fernando Po und Kamerun ausgesandt.

Unter den schottischen Missionaren vertrat hauptsächlich Rev. H. M. Waddell mit Wärme diesen Missionsgedanken und als er in jener Sitzung die Angelegenheit seinen Brüdern mit allem Nachdruck vorgetragen hatte und sich niedersetzte, da erhoben sich die übrigen acht Missionare einer nach dem andern und erklärten feierlich, daß sie alle bereit seien, nach Afrika auszuziehen, falls Gott sie dahin rufen sollte. Aber hiezu schien vorderhand keine Aussicht zu sein. Sie stießen vor allem bei der heimischen Leitung auf entschiedenen Widerstand. Diese schreckte nicht nur vor den Unkosten eines solchen Unternehmens zurück, sondern auch vor den Opfern, die das Klima voraussichtlich fordern würde; denn die Erfahrung anderer Gesellschaften, die bereits ihre Sendboten an die westafrikanische Küste hatten ausgehen lassen, bestätigte diese Befürchtung. War doch nahezu die Hälfte derselben nach kurzer Zeit dem mörderischen Klima zum Opfer gefallen. So erschien es manchen geradezu als Wahnsinn, noch weitere Leute in den Tod zu schicken. Die Missionare aber, vom Eifer ihrer Gemeinden getragen, ließen die Sache nicht aus den Augen. Mehrere derselben benützten ihren Urlaub in der Heimat, um in den Gemeinden Schottlands das Interesse dafür zu wecken. Inzwischen war man von Jamaika aus mit den Häuptlingen von Kalabar in Verbindung getreten und hatte bei

ihnen anfragen lassen, wie sie sich zu einer etwaigen Niederlassung von Missionaren verhalten würden. Eine schriftliche Antwort, die 1843 von dort einlief und günstig ausfiel, beschleunigte die Entscheidung. König Eyamba und sieben seiner Häuptlinge versprachen Grund und Boden zu einer Missionsniederlassung, sowie den nötigen Schutz.

Jetzt glaubte man den Augenblick gekommen. Während man in Schottland noch immer ratschlagte und erwog, beschloß man in Jamaika zu handeln. Das Presbyterium trat im September 1844 eigens in dieser Sache zusammen und beschloß, Missionar Waddell als seinen Vertreter nach Schottland und von da nach Kalabar zu senden, um die einleitenden Schritte zu thun. Seine Frau meinte zwar: „Es wird uns schwer werden, unsern jetzigen Platz, an dem wir so lange glücklich mit einander gelebt haben, zu verlassen und mit unsern kleinen Kindern in ein neues, unbekanntes Land zu gehen; aber du mußt gehen, wohin dich der Herr ruft, und meine Pflicht ist, dich dahin zu begleiten." Und Waddell ging.

Im Januar 1845 schiffte er sich nach Schottland ein, das er nach einer langen und mühseligen Fahrt, auf der er Schiffbruch erlitt, glücklich erreichte. Seine Aufgabe war hier, die heimatlichen Kreise für das Missionsunternehmen zu gewinnen. Es gelang ihm dies über Erwarten. Die Synode der Presbyterianer beschloß einstimmig die Uebernahme der geplanten Kalabarmission. Nun erwachte in ganz Schottland das lebhafteste Interesse für die Sache. Schon im ersten Jahr kamen 4000 Pfund Sterling (80 000 Mark) dafür zusammen und ein Freund bot der Mission eine neue Schaluppe an. Ein anderer, ein Kaufmann in Liverpool, stellte den ausziehenden Missionaren eine Brigantine unentgeltlich zur Verfügung und dazu noch jährlich 100 Pfund Sterling zu deren Unterhaltung. Die Begeisterung steigerte das Missionsleben in allen schottischen Gemeinden. Selbst unter der studierenden Jugend wurde der Missionseifer entzündet. Viele verbanden sich zu regelmäßigen Geldbeiträgen und vor allem zum Gebet für die neue Mission.

Am 6. Januar 1846 ging die Warree unter Segel. Die an Bord befindliche Reisegesellschaft bestand aus den im Missionsdienst auf Jamaika bewährten Missionaren H. M. Waddell und S. Edgerley und zwei westindischen Helfern, von denen der eine ein Lehrer, der andere ein Zimmermann war. Am 10. April warf ihr Segelschiff Anker vor Duketown in der Kalabarmündung.

---

2. Erste Eindrücke.

Einer der ersten, der die Ankömmlinge in Kalabar willkommen hieß, war König Eyo Honesty von Creektown. Er kam in einem großen Boot herangerudert, begleitet von zwei Kriegskanoes, die mit 28 Ruderern bemannt und am Hinterteil mit einigen drehbaren Kanonen besetzt waren. Eyo, ein intelligenter, offenherziger und biederer Mann, erschien in seinem größten Staat, und zwar mit einem seidenen Lendentuch angethan, mit einem Biberhut auf dem Krauskopf und mit allerlei Perlenschnüren an Hals und Armen geschmückt. Zwei Trabanten bildeten sein Gefolge, von denen der eine des Königs goldene Schnupftabaksdose, der andere ein Paar Pistolen und ein Schwert nachtrug. Der König bewillkommnete Waddell und seine Begleiter aufs herzlichste und erwies sich in seinem ganzen Benehmen als ein Edler seines Volkes.

Am Abend nach ihrer Ankunft begaben sich die Missionare ans Land, um den König Eyamba von Duketown zu begrüßen. Sein „Palast" war ein zweistöckiges, eisernes Haus, das in Liverpool für ihn erbaut worden war. Die Ausstattung desselben war höchst prunkvoll und buntscheckig und bestand meistenteils aus Artikeln, die in den Negerhaushalt nicht recht paßten und darum sich etwas sonderbar ausnahmen. Schon im Hofraum war das bunteste Durcheinander zu erblicken: Mahagonikommoden, Rum- und Tabakfässer, eiserne Töpfe, Kessel und Pfannen, Ballen mit Baumwollenwaren, Körbe mit irdenem Geschirr und — obschon es im ganzen Lande weder fahrbare Wege noch Zugtiere gab und aller Verkehr sich auf den Fluß beschränkte — zwei vierrädrige Kutschen.*) Eyamba selbst war ein großer, stattlicher Mann, der einen ausgedehnten Handel trieb und wohl nur aus Handelsrücksichten ein gewisses Interesse für die Mission und ihre civilisatorische Aufgabe an den Tag legte.

Der König empfing die Missionare mit allem Pomp, wie ihn Negerfürsten bei solchen Gelegenheiten gern entfalten. Es

---

*) Nicht wenig war ich erstaunt, bei einem Besuch in Kalabar in einem der eisernen Häuser von Duketown eine mächtige Kirchenglocke im Hofraum aufgestellt zu sehen. Sie diente offenbar nur dem Zweck, ihrem glücklichen Besitzer und dessen Besuchern durch ihre Größe und ihr Gewicht zu imponieren. D. H.

wurden ihnen nicht weniger als vier Sofas als Sitz angeboten, während Eyamba selbst sich auf einem Stuhl von massivem Messing niederließ. Die Verhandlung über die Missionsangelegenheit nahm den besten Verlauf. Der König war überglücklich und dankte erfreut den Missionaren für ihr Kommen. Zugleich überreichten ihm diese eine schöngebundene Bibel, die ihnen schottische Freunde zu diesem Zweck mitgegeben hatten.

Der Platz, den man ihnen zur Niederlassung anwies, hatte eine sehr schöne und günstige Lage. Es war ein Hügel zwischen dem in einer tiefen Senkung liegenden Duketown und der daranstoßenden Vorstadt Henshawtown. Tief unten flutet der Strom, dessen Ufergelände mit dichtem Bambusgebüsch eingefaßt sind. Vom Scheitel des Hügels hat man einen freien Ausblick über die ganze Flußniederung mit ihren dunkeln Mangrovewaldungen und unzähligen Wasserläufen. Damals war aber die Anhöhe mit undurchdringlichem Dickicht bedeckt und der Schlupfwinkel von Panthern und Leoparden. Als man an die Abholzung derselben ging, stieß man auf die ersten abschreckenden Zeichen des Heidentums und seiner barbarischen Gebräuche. Es fand sich, daß der Ort zugleich die allgemeine Totenstätte der Stadtbewohner war, die hier ihre Leichname einfach in den Busch warfen. Da lagen dieselben in allen Stadien der Verwesung umher, und selbst als man noch mit der Klärung des Platzes beschäftigt war, wurden Leichen — mit den Händen und Füßen an einer Stange befestigt — auf den Hügel heraufgeschleppt und hier ihrem Schicksal überlassen. Waddell erhob dagegen Protest und hatte alle Mühe, die Leute davon abzubringen. Inzwischen entstand dort oben auf der Höhe ein kleines Wohnhaus aus Mangrovestämmen, eine von Schottland mitgebrachte Druckerpresse wurde aufgestellt und mit der Predigt des Evangeliums begonnen.

Die Missionare hatten ihr Haus noch nicht lange bezogen, als ihnen König Eyamba einen Besuch abstattete. Er bestieg seine vierrädrige Staatskutsche, die in Ermangelung von Zugtieren von acht stämmigen Negern gezogen wurde. Wie es aber möglich war, das große Gefährt durch die engen, vom Regen zerrissenen Gassen der Stadt zu befördern und vollends den steilen Missionshügel hinauf, wohin nur ein schmaler Fußpfad durch das Dickicht führte, das ist und bleibt ein Rätsel, wie die Errichtung der Pyramiden

ohne die technischen Hilfsmittel der Neuzeit. Aber das focht Se. Majestät wenig an. Mit aller Grandezza thronte Eyamba mit gespreizten Beinen auf dem hohen Wagensitz und ließ sich geduldig schütteln und rütteln. Die Kutsche wurde geschoben, gehoben und getragen; mit aller Gewalt gings über tiefe Löcher und durch überhängendes Gebüsch und fußhohes Gras hinweg, bis sie glücklich mit ihrem Besitzer auf des Hügels Spitze vor dem Missionshaus landete. Hier stattete der König den Missionaren seinen Besuch ab und freute sich höchlichst über das, was er von der ersten Einrichtung der Niederlassung zu sehen bekam. Der Heimweg gestaltete sich noch beschwerlicher und es war ein Wunder, daß der Negerfürst bei den bedenklichen Schwankungen seines Fahrzeugs nicht über Bord fiel.

Weniger harmlos waren die Eindrücke, die die Missionsarbeiter vom Heidentum erhielten, das in Kalabar eine seiner finstersten Stätten hatte. Schon bald nach ihrer Ankunft richteten sie u. a. ihr Augenmerk auf das benachbarte Oldtown, das etwas weiter oben am Fluß liegt. Man beschloß hier eine Schule zu eröffnen und Missionar Edgerley daselbst zu stationieren. Aber er fand bei dem dortigen Häuptling Willy Tom Robins, einem alten, abergläubischen und verschlagenen Manne, kein Entgegenkommen. Im Gegenteil, er fürchtete das heraufdämmernde Licht wie Feuer und hielt auch bis an sein Ende mit aller Zähigkeit am heidnischen Wesen fest. Edgerley mühte sich hier mehrere Jahre lang ab mit Predigen, Lehren und mit Druckarbeiten, aber der alte Willy war ihm in allem entgegen und hinderte durch seinen Einfluß jeden Erfolg.

Bessere Fortschritte machte das Werk in Creektown, wo man ebenfalls ein Haus erbaut hatte und mit der Predigt des Evangeliums auf das im Aberglauben versunkene Volk einzuwirken suchte. Hier hatte die Missionssache an König Eyo einen warmen Freund, der den Missionaren auch anfangs als Dolmetscher diente. Seinem Einfluß war es besonders zu danken, daß hier die Mission in kurzer Zeit Eingang fand und zu wurzeln begann; denn Eyo war ein für die dortigen Verhältnisse fortgeschrittener Mann, der am liebsten die heidnischen Greuel unter seinem Volk mit einem Schlag abgeschafft hätte. Aber er war zu klug, um seine Unterthanen mit Gewalt dazu zu zwingen. Doch war er allezeit bereit,

den Missionaren hilfreich an die Hand zu gehen, um die allmähliche Abschaffung der heidnischen Unsitten herbeizuführen.

Nicht so gut wie in Creektown war man in Duketown mit dem Dolmetscher versehen. Hier waren die Missionare vorderhand auf Mr. Young, den Bruder des Königs Eyamba angewiesen. Diesem ging aber alles Interesse ab für das, was jene predigten, und so konnte es bisweilen vorkommen, daß Mr. Young dem verkündigten Wort einen ganz andern Sinn unterlegte und seine eigenen Gedanken preisgab. So legte er einst die Predigt über den reichen Mann und den armen Lazarus seinen Zuhörern dahin aus, daß er mit allem Nachdruck betonte, er für seine Person würde vorziehen, der reiche Mann zu sein und nicht der arme Lazarus, wennschon derselbe in den Himmel gekommen sei. Ein anderes Mal ließ er sich sogar beikommen, in einer Ansprache, die er zu dolmetschen hatte, dem Volk allerlei Vorschriften und Anordnungen über eine Arbeit zu geben, die es für ihn verrichten sollte. Solche Dinge konnten natürlich nur am Anfange vorkommen, so lange die Missionare der Landessprache nicht kundig waren. Um so eifriger warfen sie sich auf die Erlernung derselben, um sich möglichst bald von solchen Dolmetschern und Sprachgehilfen unabhängig zu machen.

Im Oktober 1846, nach sechsmonatlicher Pionierarbeit schickte sich Waddell an, nach Jamaika zurückzukehren, teils um über die begonnene Arbeit in Kalabar Bericht zu erstatten, teils um von dort Verstärkung zu holen; denn nun konnte man die Mission für gegründet ansehen. Die wenigen Monate Aufenthalt in Kalabar hatten zur Genüge erkennen lassen, daß das Land nicht nur des Evangeliums aufs dringendste bedürfe, sondern daß auch alle Aussicht vorhanden sei, es für Christum zu gewinnen. Aber noch ehe sich Waddell einschiffen konnte, ereignete sich ein Fall, der den Missionaren erst recht die Augen öffnete über die schauerliche Rohheit und den grauenhaften Charakter des dortigen Heidentums. Es geschah dies bei Gelegenheit des Todes des Häuptlings John Duke, was uns Veranlassung giebt, im nachstehenden einiges über das Heidentum in Kalabar zu sagen.

---

8. Heidnischer Aberglaube und barbarische Gebräuche in Kalabar.

Schon einige Monate früher hatten die Missionare unverkennbare Anzeichen davon erhalten, daß in ihrer unmittelbaren Umgebung Menschenopfer stattfanden. Dem Häuptling Egbo Jack war damals sein Lieblingsweib gestorben und er hatte infolgedessen eine Anzahl Sklaven von seiner Pflanzung herbeiholen und in den Fluß werfen lassen. Am nächsten Tag trieb ein großer Alligator, der sich so vollgefressen hatte, daß er sich weder regen noch bewegen konnte, den Fluß hinab und zwar gerade an dem Schiff vorüber, auf welchem Waddell eben Gottesdienst hielt. Auf seine Frage, wie es sich mit dem Alligator verhalte, erklärten ihm die Eingebornen ganz unbefangen, daß Egbo Jack zu Ehren seines verstorbenen Weibes vier Sklaven getötet und in den Fluß geworfen habe. Dasselbe hatten drei andere Häuptlinge gethan, um ihr Beileid zu bezeugen. Als Waddell ihnen das Unrecht solcher Menschenmorde vorhielt, erklärte man ihm, daß ja in England auch Menschen durchs Gesetz umgebracht würden; oder aber hieß es einfach: O, es sind ja nur Sklaven; die bedeuten nichts.

Noch viel grauenhafter aber ging es zu, als im Oktober 1846 der schon erwähnte Häuptling John Duke starb. Da er der Bruder eines früheren Königs war, so erforderte der heidnische Glaube, daß ihm ein möglichst ansehnliches Gefolge ins Totenreich mitgegeben werde. Das war seinen Sklaven wohlbekannt und deshalb der Schrecken unter ihnen nicht gering. Viele von ihnen flüchteten bei der Nachricht von seinem Tod und suchten sich zu verbergen. Sofort nahmen auch die Abschladtungen, besonders die von Weibern und Kindern, ihren Anfang. Fünf Mädchen schleppte man öffentlich durch die Straßen von Duketown zur Opferstätte. Jeder Häuptling beeilte sich, dem Verstorbenen die letzte Ehre anzuthun. Sie töteten verschiedene ihrer Leute und schickten ihre Kanoes nach den Pflanzungen, um weitere Opfer herbeizuschleppen. Ja, die Mutter von John Duke stellte sogar die Forderung, man solle, da er keine Kinder hinterlassen habe, die Hälfte aller Sklaven ihres Sohnes ins Jenseits befördern. Nicht weniger als 100 Sklaven wurden aus Anlaß dieses [illegible]falles hingemordet.

Waddell that was er konnte, um diesem barbarif

entgegen zu treten und machte den Häuptlingen die beweglichsten Vorstellungen; aber ein so tief eingewurzelter Aberglaube ließ sich natürlich nicht so schnell beseitigen. In Verbindung mit den Totenfeierlichkeiten bestanden auch noch andere eigentümliche abergläubische Gebräuche, die zum Teil in dem Glauben der Eingebornen begründet waren, daß die Geister der Verstorbenen ihre ehemaligen Heimstätten immer wieder besuchen, um als solche allerlei Unheil zu stiften. Die Furcht vor ihnen veranlaßte die Heiden zu allerhand religiösen Ceremonien. Die hauptsächlichste davon war das sogenannte „Ikpo“, eine Totenfestlichkeit, die mit Tanz, Spiel und großem Saufgelage begangen wurde, und wobei die ausgelassenste Freude herrschte. Bevor aber das Ikpo stattfindet, werden alle Witwen des Verstorbenen streng abgeschlossen und so behandelt, als seien sie schuld am Tode ihres Gebieters. Ist dann die Totenfeier vorüber, so werden sie geschlagen, mit einer kleinen Strafsumme belegt und schließlich entweder zu ihrer Familie zurückgeschickt, oder aber als Eigentum des Erben erklärt.

Doch die Abgeschiedenen geben sich nicht sobald zufrieden. Noch immer irrt der Geist ruhelos umher und sucht eine Stätte, da er sich bergen kann. Man errichtet ihm deshalb eine Hütte und versieht dieselbe mit Hausgerät und Nahrungsmitteln, wobei er allerdings mit schadhaften und verdorbenen zufrieden sein muß, um niemandem Gelegenheit zum Stehlen zu geben. Dieses Teufels- oder Dämonenhaus, wie es genannt wird, dient dem Geist als Absteigequartier bei seinen gelegentlichen Besuchen der ehemaligen Heimstätte.

Ein anderer heidnischer Brauch in Kalabar ist das sogenannte „Ndok“, oder die alle zwei Jahre stattfindende allgemeine Stadtreinigung, wodurch alle anwesenden Geister vertrieben werden sollen. Da man sich diese in Verbindung mit gewissen Tieren denkt, so werden allerlei rohe Bilder von Leoparden, Alligatoren, Ochsen, Elefanten u. a. gefertigt und allenthalben in den Straßen der Stadt aufgestellt. Um drei des Nachts stürzt dann alles Volk aus den Häusern hervor und beginnt einen fürchterlichen Lärm. Es wird an die Thüren geschlagen, Gewehre werden abgefeuert, man schreit und galloppiert durch die Straßen, als wenn ein feindliches Heer den Ort überfiele. Dadurch sollen die Geister erschreckt und in die Tierbilder hineingescheucht werden. Bricht dann der

Morgen an, so werden alle Häuser gekehrt und gereinigt, die Bilder aber in den Fluß geworfen, damit die Fluten sie von dannen tragen. Dadurch soll die Stadt frei werden von den Geistern der Abgeschiedenen und die Trennung, die der Tod verursacht, erst vollständig sein.

Das Heidentum beherrscht aber nicht nur das religiöse, sondern auch das sociale Leben. Krankheit und Wohlergehen, Unglück und Gedeihen des Volkslebens wird den geistigen Mächten zugeschrieben, die nur durch Opfer und strenge Beobachtung der von den Zauberern gebotenen Ceremonien günstig gestimmt werden können. Darum werden Verträge, die die Stämme am Kalabar unter sich abschließen, erst rechtskräftig, nachdem von ihnen ein Mensch lebendig begraben worden ist. Und auch die Fischer erhoffen nur dann einen günstigen Ertrag ihres Gewerbes, wenn sie dem Fluß ein junges Mädchen dargebracht haben. An Rechtsfällen und bei kriminellen Untersuchungen aber muß das Gottesurteil — der Gifttrank — entscheiden, wer schuldig oder nichtschuldig ist.

Welch eine finstere Macht trafen damals vor 50 Jahren die schottischen Glaubensboten an den Ufern des Kalabar an! Sie ist zwar auch heute noch nicht ganz gebrochen und beherrscht vor allem noch die Volksstämme weiter landeinwärts, aber so weit der Einfluß der Mission reicht, sind doch jetzt die größten Greuel in Abgang gekommen und durch die Leuchte des Evangeliums mehr oder weniger im Mündungsgebiet für immer verschwunden.

Doch wir kehren zu den Pionieren der Mission zurück.

---

4. Im Kampf gegen das Heidentum.

Waddell war inzwischen nach Jamaika zurückgekehrt. Er war noch nicht lange fort, als am 1. Dezember 1846 der Tod die erste Lücke im Kreise der wenigen Missionsarbeiter riß. Edward Miller, ein ehemaliger Negersklave, der als Lehrer die kleine Schar von Jamaika nach Kalabar begleitet hatte, fiel dem Klima zum Opfer. Aber noch im Sterben bezeugte derselbe freudig, daß er nicht bereue, nach Afrika gegangen zu sein.

Bald darauf — im Februar 1847 — langte ein neuer Arbeiter von Jamaika an, Rev. W. Jameson, ein Mann von hervorragenden Geistesgaben, auf den man große Hoffnungen setzte und der schon im Jahr 1843 mit seinem Freund Waddell den

Bund geschlossen hatte, daß, falls Gott den einen in die Mission nach Afrika rufen sollte, der andere der nächste sein wolle, der ihm zu folgen bereit sei. Und Jameson hielt Wort. Er ließ sich in Creektown nieder und warf sich mit allem Eifer in die Arbeit. In kurzem hatte er eine große Schar Schüler um sich gesammelt, und auch seine Gottesdienste, die in des Königs Hofraum abgehalten wurden, waren gut besucht. Eine große Anziehungskraft übte auch das Mikroskop und Teleskop aus, mit deren Wundern Jameson die Eingebornen bekannt machte und wodurch er sie in das größte Erstaunen versetzte.

Während sich so das Werk nach verschiedenen Seiten hin auszudehnen begann, munkelte man plötzlich, daß König Eyamba von Duketown gestorben sei. Sein Tod erfolgte unter tragischen Umständen. Mit einem gewissen heroischen Gleichmut, wie er zuweilen den Negern eigen ist, präsidierte er noch an seiner Tafel, als er bereits den Todeskelch an seinen Lippen wußte. Am folgenden Tage regelte er alle seine Angelegenheiten, schloß seine Geschäfte und Rechnungen ab und besuchte hierauf eines der im Fluß vor Anker liegenden Handelsschiffe. Als er das Schiff verließ, zählte er noch aufmerksam die Zahl der Salutschüsse, die man zu seinen Ehren beim Abschied abfeuerte und begab sich nach Haus. Kaum hier angekommen, sank er um und hauchte sein Leben aus.

Nun verbreitete sich wieder ein allgemeiner Schrecken in der ganzen Stadt. Jeder Sklave, dem sein Leben lieb war, suchte sich durch die Flucht zu retten. Die Häuptlinge bemühten sich, so lange als möglich den Tod des Königs zu verbergen, um in der Zwischenzeit die nötigen Opfer zu beschaffen. Edgerley eilte sogleich in des Königs Haus, um der Blutarbeit so viel als möglich Einhalt zu thun. Im Zimmer, wo Eyamba gestorben war, erblickte er eine ganze Anzahl von Frauen, die dem Opfertod entgegensahen. Alle Häuptlinge lieferten dazu Sklaven, und mancher Mann, der abends von der Pflanzung heimkam, fand hier sein Weib nicht mehr vor. Selbst Knaben und Mädchen wurden nicht verschont und ängstlich hielten sich diese versteckt, so daß die Missionsschule geschlossen werden mußte. Für die königliche Leiche aber wurde ein riesiges Grab gemacht und Eyamba in seinem besten Staat auf zwei Sofas gebettet. Dann wurden sein Schwert-

träger, der Bewahrer seiner Schnupftabaksdose und der Schirmträger, sowie eine große Anzahl seiner Diener an die Stätte geschleppt, der Kopf abgeschlagen und ins Grab geworfen. Ebenso wurden von den hundert Frauen Eyambas nicht weniger als 30 ihm ins Jenseits nachgesandt. Doch ließ man ihnen als königlichen Gattinnen noch genügend Zeit, sich vorher aufs beste zu schmücken und im Schnaps die Schrecken des Todes zu vergessen. Dann wurde jede einzelne in den Hofraum geführt und mit den Worten: „Der König ruft dich!" mittelst einer seidenen Schnur oder einem Stück Golddraht erdrosselt.

So währte das Morden tagelang. Jameson und Edgerley waren entsetzt über diese barbarischen Vorgänge und thaten, was sie konnten, um den Greueln zu steuern und das Leben der Unglücklichen zu retten. Aber ihre Bemühungen hatten wenig Erfolg. Es war, wie wenn die Macht der Finsternis entfesselt wäre. Da erschien zu rechter Zeit — es war im Juni 1847 — Waddell mit einer kleinen Schar von neuen Arbeitern. Es war dies Rev. H. Goldie mit einigen farbigen Lehrern und Handwerkern. Auf das Gerücht hin, daß noch weitere Menschenopfer für die spätere Totenfeier des Königs stattfinden sollten, trat Waddell mit allem Gewicht seines Ansehens dagegen auf und es gelang ihm, die Häuptlinge dahin zu bestimmen, daß davon Abstand genommen wurde.

Durch die Ankunft der neuen Arbeiter sah man sich nun imstande, alle drei Hauptorte von Kalabar genügend zu besetzen und die Arbeit mit verstärkter Kraft zu thun. Da traf die junge Mission ganz unerwartet ein schwerer Schlag. Jameson, auf den man so große Hoffnungen gesetzt hatte, erkrankte und verschied wenige Tage später (5. August 1847). Er hatte kaum sechs Monate auf dem Arbeitsfelde stehen dürfen. Sein früher Heimgang wurde sowohl in Jamaika als auch in Schottland aufs tiefste betrauert. Am meisten aber spürte man den Verlust in Kalabar, wo man, wenig an Zahl, sich einem scheinbar unüberwindlichen Heidentum gegenüber sah. Die Erfolge der Missionsarbeit waren und blieben auch längere Zeit äußerst gering. Von Bekehrungen und Uebertritten konnte während der ersten Jahre nichts berichtet werden. Dagegen lag den Missionaren daran, durch ihre Pionierarbeit solche Zustände im Lande und unter dem Volk herbeizuführen, daß, wenn

einmal Uebertritte erfolgen sollten, der Boden für die Entfaltung christlichen Lebens vorhanden wäre. Im Blick darauf ließen sichs die Missionare vor allem angelegen sein, einen entschiedenen Kampf gegen alle heidnischen Gebräuche zu führen und auf deren Abschaffung hinzuwirken.

Diese Anschauung, der wir als Missionspraxis nicht ohne weiteres beipflichten können, war wohl in dem schottischen Charakter der Missionsarbeiter begründet, die dem Evangelium erst das Gesetz vorlaufen lassen wollten. Damit ist gewiß auch zum Teil der Umstand erklärt, daß die Fortschritte der schottischen Mission trotz aller ihrer Verdienste in Bezug auf die Pflanzung des Christentums nur sehr langsame gewesen sind. Auch hat sie sich jahrzehntelang fast nur auf das Mündungsgebiet beschränkt, ohne ihre Arbeit auf die Stämme des Inneren auszudehnen.

Ihr Kampf gegen die heidnischen Unsitten als Vorarbeit für die zu gründenden Gemeinden war nicht vergeblich. Ein heidnischer Brauch nach dem andern kam allmählich in Abgang. Man suchte zunächst neben der Predigt und Schularbeit durch Abfassung und Veröffentlichung christlicher Schriften unter dem Volk christliche Erkenntnis zu verbreiten. Goldie hatte bald die Sprache so weit bemeistert, daß er einen Katechismus in Efik und Englisch verfaßte, den Edgerley auf seiner Presse druckte. Ebenso wurden die Zehn Gebote und verschiedene Bibelsprüche auf große Bogen gedruckt, die man in den Schulen und Häusern aufhing. Innerhalb von drei Jahren druckte der fleißige Edgerley nicht weniger als 55 300 Seiten.

Ein großes Anliegen war den schottischen Missionaren u. a. die Feier oder doch die Ruhe des Sabbaths in den Städten am Kalabar zur Geltung zu bringen. König Eyo war zwar von Anfang an der Sache günstig gesinnt, aber es hielt selbst für ihn schwer, die alten Anschauungen seiner heidnischen Unterthanen zu durchbrechen und eine Reform in diesem Punkt einzuführen; denn bald gab es ein großes Palaver (oder Ratsversammlung) abzuhalten, bald war der übliche Markttag das Hindernis, bald waren die Sklaven am Sonntag auf der Pflanzung oder sonstwie beschäftigt. Doch wirkte bald die Predigt über das Sabbathsgebot. Schon 1849 weigerte sich ein Jüngling aus Gewissensrücksichten, am Sonntag zu arbeiten und bestand auf seiner Weigerung, selbst

als er mit dem Tode bedroht wurde. Seine Standhaftigkeit stärkte auch andern den Mut, und es währte nicht lange, so wurde die Beobachtung der Sonntagsfeier zu einer Art von Bekenntnis, wodurch sich die Betreffenden auf Seite des Christentums stellten. Doch dauerten die Märkte am Sonntag fort und sie erwiesen sich als ein großes Hindernis für das Missionswerk. Erst nach vielen Vorstellungen und längerem Drängen vermochte man König Eyo dazu, daß er alle Häuptlinge seines Bezirks zusammenrief und wenigstens in Creektown den Markt am Sonntag abstellte. Es bedeutete das einen großen Sieg der Missionssache in dieser Stadt, wo, wie überhaupt in Kalabar, der Handel eine so bedeutende Rolle im Leben des Volkes spielt.

Inzwischen wurde die durch Jamesons Tod gerissene Lücke durch die Ankunft von Missionar Anderson (1849) einigermaßen wieder ausgefüllt, während sich Waddell noch in Schottland befand, um dort den Eifer für die Missionssache anzufachen und weitere Kreise dafür zu gewinnen. Er wußte besonders auch die schottische Kinderwelt für die Aufbringung einer Summe zu interessieren, wofür ein Missionsschiff angeschafft werden sollte. Seine Bemühungen waren von solchem Erfolg gekrönt, daß die Kinder Schottlands an Neujahr 1849 statt der erforderlichen 800 Pfund fast die vierfache Summe, nämlich 3180 Pfund Sterling (63600 Mark) aufbrachten. Waddell kehrte noch in demselben Sommer mit einiger Verstärkung nach Kalabar zurück.

Ein neuer Kampf stand hier den Missionaren bevor. Wiederum sollten sie Gelegenheit haben, den greulichen Menschenopfern entgegen treten zu müssen, aber diesmal mit dem Erfolg, daß sie im Mündungsgebiet nun doch endlich für immer abgeschafft wurden. Am 5. Februar 1850 starben in Duketown die beiden Häuptlinge Efiong und Euffey. Auch bei diesem Anlaß fanden die üblichen Menschenopfer statt, aber doch schon weniger öffentlich als früher. Anderson trat mit allem Nachdruck gegen diese Unsitte auf, aber er predigte tauben Ohren. Da rief er alle am Fluß befindlichen Weißen und Missionsarbeiter zusammen und wußte den König und die Häuptlinge von Duketown zu einer Zusammenkunft zu bestimmen. Sie erschienen, und nun gelang es den vereinten Vorstellungen der Europäer, den König und seine Hauptleute zu einem Erlaß zu bewegen, wonach die Menschenmorde

fortab abgeschafft sein sollten. Am nächsten Tag versammelten sich die Menschenfreunde noch einmal und vereinigten sich zu einer „Gesellschaft zur Unterdrückung der Menschenopfer in Kalabar“. Dann begaben sie sich nach Creektown und wiederholten ihre Vorstellungen bei König Eyo und seinen Häuptlingen.

Endlich, am 15. Februar 1850, war man so weit, daß das Gesetz in den beiden Städten Duketown und Creektown öffentlich kundgegeben wurde. In demselben Augenblick wurde auf dem Missionshügel die Flagge gehißt und die Kunde von dem freudenreichen Ereignis drang von Schiff zu Schiff, wo überall zur Ehre des Tages Flaggen aufgezogen und Kanonenschüsse gelöst wurden. Von diesem Tage an hatte der Sklave in Kalabar ein Recht zu leben und galt als menschliches Wesen.

Natürlich hielt es schwer, dieses Gesetz überall zur Geltung zu bringen, namentlich in den umliegenden Dörfern. Besonders der Häuptling Adiabo wollte nichts von dieser Neuerung wissen und schützte die ergrauten Väter und Mütter vor, die im alten Stil fortleben und auch wie ihre Vorfahren begraben sein wollten. Man solle deshalb mit der Durchführung des neuen Gesetzes warten, bis die Alten alle gestorben seien. Eyo meinte zwar hierauf: Die alten Leute hätten in diesem Fall eben früher sterben müssen und nicht erst warten, bis sich der Weltlauf geändert habe. Aber von dieser Logik waren die Häuptlinge nicht zu überzeugen. Selbst als man ihnen drohte, ein Kriegsboot den Fluß hinauf zu schicken und dem Gesetz Geltung zu verschaffen, wollten sie sich noch immer nicht dazu verstehen. Da machte schließlich einer im Scherz den Vorschlag: Da das Gesetz erst in einer Woche zur Ausführung komme, so sei es das einfachste — statt lange darüber hin- und herzureden —, die alten Väter und Mütter noch vorher in aller Eile ins Jenseits zu befördern, damit sie sich noch eines Begräbnisses nach altem Brauch erfreuen könnten. Davon wollten denn aber doch die Widerstrebenden nichts wissen und es meinte deshalb der vorige Sprecher: „Nun gut, wenn ihr doch eure eigenen Angehörigen nicht totschlagen wollt, warum scheut ihr euch nicht, dies mit andern zu thun?“ Damit war die Sache abgethan und die Menschenopfer in Kalabar gesetzlich abgeschafft.

(Fortsetzung folgt.)

Die Niederländische Missionsgesellschaft.

Von P. Wurm.

(Fortsetzung.)

7. Der Fortgang des Werkes auf den Molukken.

Wir haben gesehen, wie das kleine Amboina, der Sitz der niederländischen Residentschaft in den Molukken, der Mittelpunkt der Mission wurde durch Joseph Kam, wie die Brüder hier in die Arbeit eingeleitet und dann auf die verschiedenen Inseln ausgesandt wurden. Nach Kams Tod (1833) fand sein eifriger Nachfolger Gericke gar manche Schäden in der Hauptgemeinde, die dem ins Große arbeitenden und häufig auf Reisen befindlichen Kam entgangen waren. Er erkannte die Unwissenheit und Gleichgültigkeit vieler Schullehrer, es schmerzte ihn die Trunksucht so mancher Christen und die schändlichen Leichenfeste. Selbst auf dieser schon lange unter dem Einfluß des Evangeliums stehenden Insel waren in den Dörfern noch Götzenaltäre zu sehen, auf welchen frisch geopfert worden war. „Ach, ich habe viel erwartet und wenig gefunden!“ ruft er aus; „die Europäer sind es, die durch ihre Sünden das arme Inselvolk verderben und den guten Samen ersticken. Meine Arbeit ist mühevoll.“ Ja, sie war auch kurz. Schon 1834 rief ihn der Herr ab, und als Prediger in Ambon wurde Missionar de Keyser sein Nachfolger, während Missionar Roskott die Leitung eines Lehrerseminars als seine besondere Aufgabe bekam, und diese Stelle bis 1864 behielt.

Die Anstalt war nicht ganz das, was man in andern Missionen Katechistenseminar nennt. Es wurde mehr Gewicht auf die Schule gelegt. Die große Mehrzahl der Zöglinge wurde nachher von der Regierung angestellt, nicht von der Mission. Aber bei dem großen Mangel an ordinierten Predigern haben sie in den entfernteren Gemeinden das geistliche Amt zu repräsentieren und den Gottesdienst durch Vorlesen von Predigten zu leiten.

Das Seminar bestand 29 Jahre lang, und die Zahl der Zöglinge wurde 1858 auf 30 erhöht, aber es gab unerquickliche Ver-

handlungen mit der Regierung, welche den Missionaren alle Schulaufsicht abschnitt. Roskott geriet auch in Streit mit der Gesellschaft und gab Aergernis durch die Heirat mit seiner zweiten Frau, so daß er 1864 entlassen und das Seminar aufgehoben wurde, das für ungefähr 80 Schulen auf den ambonschen Inseln christliche Lehrer geliefert hatte, die immerhin vor andern, welche keine geordnete Vorbildung besaßen, sich auszeichneten, wenn auch ihr Christentum, je nachdem sie in eine Umgebung kamen, manchmal sehr zusammenschrumpfte. Unter den Eingeborenen ging bei der Aufhebung des Seminars das Gerücht, das Christentum werde jetzt abgeschafft.

Damit war die Arbeit der Missionsgesellschaft auf Amboina beendigt, denn als Prediger waren schon seit 1842 nur von der Regierung besoldete Männer angestellt. Nur der alte Luijke wirkte noch als Pensionär bis zu seinem Tod auf dieser Insel.

Sehen wir uns nun nach den andern molukkischen Inseln um, so haben wir schon gehört, daß das große, westlich von Amboina gelegene Buru seit Vormeisters Tod unbesetzt blieb. Wenden wir uns von dem Sitz der niederländischen Residentschaft nach Osten, so kommen wir zunächst auf die kleinen Inseln Haruku, Saparua und Nussalaut, die zeitweise ihre eigenen Missionare hatten, dann aber wieder von Amboina aus bedient wurden. Dort sind die Christen im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung am zahlreichsten. Nördlich liegt das langgestreckte Ceram, viel größer als Amboina, die eigentliche Heimat der Sagopalme, die hier wild in ganzen Wäldern wächst und mit den fischreichen Bächen den trägen Einwohnern einen Ueberfluß an Nahrungsmitteln bietet. Im Innern sind die alfurischen Bewohner berüchtigt als Kopfabschneider, die ihre Wohnungen mit Menschenschädeln schmücken. An den Küsten leben Mohammedaner und Christen. Missionar Jellesma hatte auch bei den Bergalifuren einigen Eingang gefunden, aber das Werk wurde nicht fortgesetzt, als er zum Reisebegleiter van Rhijns auserſehen und dann nach Java versetzt wurde.

Fahren wir von Ceram nach Südosten, so kommen wir auf die Banda-Inseln, die, obwohl klein, doch als Sitz einer niederländischen Residentschaft etwas mehr Verkehr haben. Dort wurde im 17. Jahrhundert der Muskatbaum gepflanzt, während die Nieder-

länder ihn auf den andern Inseln vernichteten. Aber die Ureinwohner waren ausgerottet. Sklaven und später aus Java eingeführte Sträflinge sollten die Arbeit thun. In neuerer Zeit wurden auch freie Arbeiter verwendet, aber es ist ein verkommenes Geschlecht in dieser herrlichen Natur, und ist jetzt ganz dem Islam verfallen, wie auch die Christen auf den weiter südöstlich gelegenen Aru-Inseln, die einst von Kam besucht, aber später vernachlässigt wurden. Die nördlichste Residentschaft ist Ternate, deren Hauptort auf einer kleinen Insel liegt, westlich von dem größeren Halmahera. Dort hat der Islam schon lange Eingang gefunden.

Ternate und Banda sind niemals eigentliche Stationen der Niederländischen Missionsgesellschaft geworden, sondern es sind nur Zöglinge derselben eine Zeitlang als holländische Prediger dort angestellt gewesen und haben zuweilen ihre zerstreuten Christen besucht. Nun ist die Versorgung aller Christengemeinden auf den Molukken den von der Regierung angestellten Predigern übertragen, und dieselbe hat seit 1879 mehr als früher für diesen Zweck gethan. Es sind für die ambonschen Inseln zwei Prediger und acht Hilfsprediger angestellt worden. Die beiden Prediger wohnen in Amboina selbst. Ein Hilfsprediger hat den südlichen Teil der Insel Amboina mit 13 Gemeinden, der zweite den nordöstlichen mit der Westküste von Ceram mit 15 Gemeinden, der dritte den nordwestlichen mit Manipo, Bonoa und Buru mit acht Gemeinden, der vierte hat Saparua mit zwölf Gemeinden, der fünfte Haruku mit sechs Gemeinden, der sechste Nussalaut mit sechs Gemeinden, der siebente die Südküste von Ceram mit elf Gemeinden, der achte die Südwestinseln mit zwei Gemeinden und dem Sitz auf Letti.

Als Hilfsprediger werden häufig Missionare oder Zöglinge von Missionsgesellschaften angestellt. So sind außer den niederländischen auch mehrere Goßner'sche auf diesen Inseln thätig, und die niederländische Regierung scheint allmählich begriffen zu haben, daß die Mohammedaner trotz der Schonung, die sie ihnen zu teil werden ließ, doch nicht ihre getreuen Unterthanen geworden sind. So hat sie wieder mehr Interesse für die christliche Mission gewonnen. Aber der Arbeiter sind zu wenige, und die Christen sind kein Salz in der Bevölkerung — das ist die immer wiederkehrende Klage.

---

8. Der Anfang und die Blütezeit der Mission in der Minahassa auf Celebes.

Riedel und seine Mitarbeiter.

Aus dem Bisherigen werden vielleicht manche Leser den Eindruck bekommen haben, die Arbeit in der Niederländischen Missionsgesellschaft sei doch eine besonders undankbare, durch die Art und Weise, wie das Christentum auf diesen schönen Inseln im 17. und 18. Jahrhundert verbreitet wurde, sei ein Schaden angerichtet worden, der auch durch treue Arbeiter nicht wieder gut gemacht werden könne. Allein der Geist des Herrn, der in den Totengebeinen neues Leben wecken kann, hat sich auch auf diesen Inseln nicht unbezeugt gelassen und auf einem Arbeitsfeld einen Segen gewirkt, wie wir ihn in der neueren Missionsgeschichte selten finden, und dieser Segen ist fast ausschließlich durch deutsche Brüder gewirkt worden. Wie wenn ein Eisenbahnzug aus einem langen Tunnel in eine herrliche fruchtbare Landschaft kommt mit üppigen Feldern und Wiesen, mit grünen Wäldern, mit herrlichen Seen und majestätischen Bergen, so kommen wir jetzt von den dürren Südwestinseln und den geistlich toten Molukken auf ein Missionsgebiet, das jedes Glied des Reiches Gottes mit Freude und Dank erfüllen muß.

Die große Insel Celebes streckt wie eine Spinne ihre langen, dürren Glieder auseinander, so daß sich zwischen ihrem Berggerippe schöne, weite, wenn auch nicht tiefe Meerbusen hinziehen, während auf dem benachbarten Borneo der Zwischenraum zwischen den Gebirgen durch sumpfige Flächen ausgefüllt ist. Wir haben es zunächst nur mit dem nordöstlichen Ausläufer von Celebes zu thun, mit der Landschaft Minahassa, d. h. Bundesgenossenschaft, deren Hauptstadt Manado auf der Nordküste liegt. Das Land ist ungefähr so groß wie Nassau und soll seinen Namen entweder von einem Bund der Einwohner gegen den benachbarten Sultan von Bolaang Mongondau oder von einem Bund gegen die Spanier bekommen haben. Denn diese waren die erste europäische Macht, welche hier festen Fuß faßte und katholisches Christentum einführte. Allein außer den Außenplätzen fragte man wenig nach den Spaniern. Auch der Islam, der schon im 15. Jahrhundert unter der Herrschaft des Sultans von Ternate

eingedrungen war, hatte keine großen Eroberungen gemacht. So war das Land fast noch ganz heidnisch, als es 1660 von den Niederländern besetzt wurde. Nun wurde auch in Manado ein reformierter Prediger angestellt, und die katholischen Einwohner wechselten ihren Beherrschern zulieb ihren Glauben ebenso äußerlich, wie sie ihn auf Andringen der spanischen Mönche angenommen hatten. Seit 1789 war die Predigerstelle in Manado unbesetzt gewesen, als 1817 Kam einem Ruf dorthin folgte, der schon zwei Jahre zuvor an ihn ergangen war. Er schätzte die Zahl der Christen in der Minahassa auf 3500 unter 100000 Einwohnern. Er selbst konnte natürlich nur kurze Zeit bleiben. Die Unwissenheit und Unsittlichkeit war groß, und Kam wollte nicht warten, bis wieder ein Regierungsprediger hinkam, sondern wies 1819 dem in Ternate stationierten Missionar Jungmichel auch die Minahassa als sein Arbeitsfeld zu. Derselbe machte 1821 eine Reise durch die Landschaft und fand mit Ausnahme von Manado auch den Zustand der Schulen sehr schlecht wegen Unbrauchbarkeit der Lehrer. Darum hielt es Kam für nötig, von der zweiten Reisegesellschaft 1822 zwei Missionare nach der Minahassa zu senden, L. Lammers aus Zütphen, welcher in Kema auf der Ostküste sich niederließ, aber schon im folgenden Jahr entschlief, und den ehemaligen Basler Zögling Daniel Müller aus Fluntern, Kanton Zürich, der in Manado stationiert wurde. Müller predigte mit Kraft und Nachdruck in malayischer Sprache, fand aber bei den Holländern, namentlich beim Residenten, so viel Widerstand, daß er sich nach dem ungefähr sechs Stunden von der Hauptstadt entfernt an der nordwestlichen Küste gelegenen Tanawangko zurückzog, wo auch die Reste einer alten Christengemeinde sich fanden. Auch er entschlief schon 1826. Aber als 1839 Missionar Hermann diesen Ort besuchte, fand er, daß noch ein Segen ruhte auf der Arbeit des frühvollendeten Müller.

Mit Hellendoorn, der 1827 nicht von der Missionsgesellschaft, sondern von der Regierung als Prediger in Manado angestellt war, beginnt die zusammenhängende kräftigere Missionsarbeit. Denn dieser von Amsterdam gebürtige, in Berkel zum Missionar ausgebildete Mann, der zuerst in Padang auf Sumatra als holländischer Prediger wirkte, und dann auf Amboina als Kams Mitarbeiter, beschränkte sich keineswegs auf die Arbeit an

seiner holländischen und malayischen Gemeinde zu Manado. Er war der erste, welcher die alfurische Sprache erlernte, die Landessprache der Minahassa; denn das Malayische verstanden nur wenige Eingeborene. Er machte große Reisen, nicht nur durch die ganze Minahassa, sondern auch in das angrenzende Mongondau, wo der Islam eindrang. Nördlich von Manado ist eine Gruppe von kleinen Inseln, auf welchen die Niederländer ebenfalls Christengemeinden gegründet hatten, die Sangi-Inseln. Auch diese gehörten zu seiner Parochie und wurden von ihm besucht. Auf seiner ersten Rundreise in der Minahassa fand er im ganzen nur 400 Kinder in den Schulen. Nach fünf Jahren war durch Errichtung neuer Schulen und Ausbildung von Lehrern die Schülerzahl beinahe auf das Doppelte gestiegen. Im Jahr 1833 raffte eine Epidemie ein Viertel der Bevölkerung weg, und aus Hellendoorns Wohnung trug man sechs Leichen heraus, darunter drei von seinen eigenen Kindern. Wie Kam auf Amboina, so war auf Celebes Hellendoorn der Mann, welcher die nachkommenden Brüder, fast alle Deutsche, in ihr Amt einführte, ihnen mit Rat und That zur Hand war und stets im besten Einvernehmen mit ihnen blieb. Sein Wahlspruch war: „Ich will dem Weg des Herrn folgen." Nach zwölfjähriger Arbeit entschlief er 1839.

Den 12. Juni 1831 ließ ein Schiff auf der Reede von Manado die Anker fallen, das mit genauer Not einer Anzahl von Seeräuberbooten entronnen war. Hellendoorn stand am Ufer und ließ einen Burschen an Bord klettern, um zu fragen, ob nicht zwei Tuwan Panditas (Geistliche) mitgekommen seien. Als dies bejaht wurde, fuhr er selbst in einem Boot nach dem Schiff, umarmte mit Thränen in den Augen die Ankömmlinge und hieß sie im Namen des Herrn herzlich willkommen. Es waren die zwei Männer, durch deren Arbeit unter dem Segen des Herrn die Minahassa-Mission zu ihrer herrlichen Blüte kommen sollte: Johann Friedrich Riedel und Johann Gottlieb Schwarz.

Riedel*) war 1798 in Erfurt geboren als der jüngste Sohn eines Kaufmanns, hatte seinen gottesfürchtigen Vater frühe durch den Tod verloren, war in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen und

*) Riedels Leben ist trefflich beschrieben von D. Grundemann. Gütersloh, 1873. Vgl. auch: Miss.-Mag. 1873, S. 433—478.

hatte das Schneiderhandwerk erlernt, hatte auch auf seiner Wanderschaft vor groben Sünden sich gehütet, aber doch keine Kraft gefunden, seine sündliche Natur zu überwinden. Da kam er 1818 in Breslau in eine Gesellschaft von eifrigen Christen, die außer den kirchlichen Gottesdiensten sich zur Erbauung versammelten, und fand dort den Heiland der Sünder. Im Vollgefühl des Heils hätte er nun gerne alle, die desselben noch ermangelten, zu dem geführt, der alle selig machen kann. Durch einen jungen Mann, der von Berlin gekommen und dort mit Jänicke bekannt geworden war, wurde sein Blick auf die Heidenwelt gerichtet, und es reifte in ihm der Entschluß, sich selbst für den Missionsdienst anzubieten. Am 22. September 1822 meldete er sich persönlich bei Jänicke, der eine genaue Prüfung mit ihm anstellte und zu dem Resultat kam: „Ich kann Sie nicht abweisen, junger Mann, denn ich sehe, der h. Geist hat sein gutes Werk in Ihrem Herzen. Aber sogleich können Sie nicht in die Missionsschule eintreten, da dieselbe vollständig besetzt ist. Ich rate Ihnen, fürs erste Arbeit in Ihrem Handwerk hier zu nehmen und ruhig abzuwarten, ob der Herr nicht eine Thüre für Sie aufthun wird."

In Jänickes Predigten hörte Riedel zum erstenmal von der Kanzel eine lebenskräftige Verkündigung des Evangeliums statt der rationalistischen Phrasen, und er beschloß, hier zu bleiben, wenn er auch nicht in die Missionsschule aufgenommen wurde. Sein Meister führte ihn auch in die Erbauungsstunden, die Jänickes Anhänger hielten. Im folgenden Jahr trat er in die Missionsschule ein, gleichzeitig mit Johann Gottlieb Schwarz, dem Sohn eines Schuhmachers aus Königsberg. Beide schlossen bald einen innigen Freundschaftsbund, welcher das ganze Leben hindurch dauerte. Unterricht in der Missionsschule konnte Jänicke selbst damals nur noch wenig erteilen, aber die Unterredungen auf seiner Studierstube, die immer mit einem Gebet auf den Knieen beschlossen wurden, waren wohl ein wirksameres Bildungsmittel als der wissenschaftliche Unterricht, der übrigens nicht vernachlässigt wurde und auch auf die alten Sprachen sich erstreckte. Es war vielleicht eines der letzten Geschäfte, welches Jänicke besorgte, daß er auf die Bitte der Niederländischen Missionsgesellschaft um zwei Missionszöglinge die Brüder Riedel und Schwarz dahin bestimmte. Am 21. Juli 1827 hauchte der müde Greis in Riedels Armen den Geist aus.

Zu Ende des Jahres 1827 kamen die beiden Brüder nach einer beschwerlichen Winterreise, die durch einen wohlthuenden Aufenthalt in Barmen und Zeist unterbrochen wurde, glücklich in Rotterdam an. Von dem Komitemitglied Ledeboer freundlich aufgenommen, wurden sie bei einem Spiegelmacher einquartiert, um die holländische Sprache

zu erlernen und zugleich das Englische weiter zu treiben. Riedel und Schwarz waren zwei verschiedene Naturen, letzterer eine milde, feine Johannesseele, ersterer eine feurige, derbe Petrusnatur. Außer dem sprachlichen bekamen sie auch theologischen Unterricht von mehreren Geistlichen und sie eigneten sich allmählich eine solche allgemeine Bildung an, daß man in ihren an das Komite in gutem Holländisch geschriebenen Briefen die ehemaligen Schneider und Schuster nicht erkennt.

Nachdem sie examiniert und ordiniert waren, reisten sie den 21. November 1829 ab und betraten am 19. Januar 1830 in Batavia den indischen Boden. Nachdem sie dort bei dem Londoner Missionar Medhurst sich im Malayischen geübt hatten, ging die Reise weiter nach Surabaya. Dort fanden sie in dem Prophetenstübchen des Vaters Emde, von dem wir noch mehr hören werden, freundliche Aufnahme, bis im Oktober eine Schiffsgelegenheit nach Amboina sich zeigte. Kam war auf Reisen, als die Brüder dort ankamen, aber seine Frau nahm sie in ihre mütterliche Pflege und leistete ihnen auch zur Erlernung des Malayischen die besten Dienste. Doch der Aufenthalt dauerte so lang, beinahe fünf Monate, bis ein Schiff nach Celebes ging, daß sie auch Kams Umgang und Anleitung zum Missionsdienst noch genießen konnten. Zu Kams Frau kam öfter ein stilles, junges Mädchen, die Tochter eines früheren Residenten von Haruku, um die Predigersfrau in der Nähschule zu unterstützen. Ihr sanftes Wesen, sowie die Spuren innerer Erfahrung und der Eifer, dem Reich Gottes mit der That zu dienen, erweckten in Riedel den Gedanken: „Das wäre eine Frau für einen Missionar.“ Die Zuneigung des Herzens blieb nicht unerwidert, und im Mai 1831 wurde er mit ihr getraut. Fünf Tage darauf erfolgte die Abreise nach Manado.

Hellendoorn und seine Frau waren erfreut, daß Riedel auch eine Gehilfin mitbrachte, um so mehr, da sie eine Landsmännin von Frau Hellendoorn war, denn auch diese stammte von Amboina und redete mehr malayisch als holländisch. Hellendoorn besprach in den zehn Tagen, welche sie bei ihm blieben, den Missionsplan noch genauer mit ihnen. Von ihm begleitet, machten nun die Brüder eine Reise ins Innere, um die Orte auszuwählen, wo sie am zweckmäßigsten sich niederlassen könnten. Die Wahl fiel für Riedel auf Tondano, einen stark bevölkerten Ort droben im Gebirgsland, da wo der bei Manado mündende Fluß aus einem schönen Bergsee ausfließt, um durch das Gebirge zum Teil in

Wasserfällen durchzubrechen und den Weg nach dem Meere zu suchen. Schwarz sollte südlich von diesem See noch eine Strecke weiter aufwärts, in Langowan stationiert werden, aber zunächst noch einmal nach Batavia reisen, um mit der dortigen Missionshilfsgesellschaft ein Abkommen zu treffen für nachdrückliche Unterstützung der Mission in der Minahassa, namentlich inbezug auf die Schulen, so daß er erst im April 1832 in Langowan eintrat.

Am 13. Oktober 1831 ritt Riedel allein von Manado ab, begleitet von einem Gehilfen und einem Diener. Er mußte unterwegs übernachten bei einem eingeborenen Häuptling, der auf Java Kriegsdienste geleistet und daher den Titel Major bekommen hatte. Dieser Major hatte auf Java einige Kenntnis vom Christentum bekommen und rühmte sich, daß er seitdem nicht mehr an die alfurischen Göttersagen glaube. Riedel hatte hier Gelegenheit, schon ehe er seine Station erreichte, diesem Mann und der zahlreichen Volksmenge, welche sich aus Neugier an seinem Hause versammelt hatte, das Evangelium zu verkündigen. Am andern Morgen weckte er frühzeitig seine Leute, damit sie in der Morgenkühle noch auf die Höhe des Passes kommen konnten. Dort öffnete sich die Aussicht auf den herrlichen, von grünen Feldern und waldigen Bergrücken umgrenzten See. Um 10 Uhr kamen sie in Tondano an. Der Resident hatte vorläufig das Regierungshaus Riedel zur Verfügung gestellt. Dort richtete er sich ein, und nach fünf Tagen kam seine Frau, von Hellendoorn begleitet, in einem Tragstuhl nach. Auch noch einige Gehilfen kamen mit, deren einer von Hellendoorn in Kakas, am Südende des Sees, angestellt wurde und sich als sehr tüchtig erwies. Nachdem Hellendoorn von Kakas zurückgekommen war, versammelte er die Häuptlinge von Tondano und legte ihnen folgende Fragen vor: 1. Ob sie mit ihren Frauen und Kindern sich wollen in der christlichen Religion unterrichten lassen. 2. Ob sie darauf halten wollen, daß die Getauften sonntags die Kirche besuchen. 3. Ob sie die Kinder, und zwar auch die der Heiden, in die Schule schicken wollen. — Alle diese Fragen bejahten sie und dankten Riedel, daß er gekommen sei, bei ihnen zu wohnen und sie zu belehren.

So schien der Anfang ganz ermutigend zu sein. Aber als der Sonntag herankam und Riedel eine einfache malayische Predigt über das Thema: Jesus ist gekommen die Sünder selig zu machen, memoriert hatte, wurde er tief betrübt, da das Dorf gar keinen sonntäglichen Anblick bot. Die Reisstampfe ertönte in jedem Hause, und die Leute gingen mit ihren Körben und Gerätschaften hinaus aufs Feld wie gewöhnlich. Einen Mann, den er schon als Christen kennen gelernt

hatte, rief Riedel an: „He, Tuwera, darfst du denn heute auf die Arbeit gehen?“ — „Jawohl, mein Herr“, antwortete er, „wenn mir nicht noch etwa ein böses Zeichen begegnet.“ „Wie“, sagte Riedel, „du willst ein Christ sein und bist noch so abergläubisch, daß du dich vor einer Maus oder einem schreienden Vogel fürchtest? Aber weißt du denn nicht, was heute für ein Tag ist?“ — „Ich glaube gewiß“, erwiderte er, „es ist kein böser Tag.“ — „Nein, es ist ein sehr guter Tag, Tuwera, der Tag unseres lieben Tuwan Isa elmesseh (Herrn Jesus Christus), der dich von allem Schaden erretten und dich ewig selig machen will. Weißt du denn nicht, daß heute Sonntag ist?“ — „Ach so“, sagte jener langsam, „ich dachte, gestern sei Sonntag gewesen.“ — „Nein, heute ist Sonntag, und nun kehre um und komm' nachher in die Kirche.“ Das war so bestimmt gesagt, daß der Alifure keinen Widerspruch erheben konnte. „Der Pandita ist ein sehr strenger Herr“, sagte er, als er auf dem Rückweg einigen Leuten die Geschichte erzählte.

Als nun mit der Tifa, einer kleinen Trommel, das Zeichen zum Gottesdienst gegeben wurde, fanden sich in der kleinen Holzkirche außer den Häuptlingen und ihren Frauen nur eine Handvoll Menschen ein, es mochte kaum der zehnte Teil der Getauften sein. Der Gesang klang sehr dünn und unsicher. Die Predigt wurde zwar aufmerksam angehört, doch wohl mehr aus Neugierde als aus Heilsbegierde. Desto inbrünstiger betete Riedel zum Schluß des Gottesdienstes, daß es dem Herrn gefallen möge, über die toten und trägen Herzen seinen h. Geist auszugießen.

Nicht weniger entmutigend war, was Riedel täglich beobachtete. Die Tondaner waren berüchtigt wegen ihrer Dieberei, Unmäßigkeit im Palmweintrinken und allerlei Unsittlichkeit. Schmutz und Unordnung, Streit und Zank herrschte in den Häusern, der krasseste Aberglaube bei Heiden und Christen. Man kam zwar äußerlich dem Missionar freundlich entgegen, der Einfluß der Priester war durch das Vordringen der europäischen Kultur schon erschüttert, aber für das, was für Riedel die Hauptsache war, hatte man kein Verständnis.

Die Religion der Alifuren war ein Geisterdienst. Der Priester, Walian genannt, verstand sich darauf, die Hilfe der Schutzgeister anzurufen und den Zorn der Dämonen abzuwenden, indem er jenen Opfer darbrachte. Der Opferplatz wurde meistens im Walde bereitet, indem man einen Fleck unter mächtigen Bäumen von Gesträuch und hohem Gras befreite und eine leichte Hütte aufschlug. Unter diesem Dach saß der Walian, kochte Reis und rupfte ein Huhn, während er sich ab und zu mit einem Trunk Sagowein aus dem nebenstehenden Bambusrohre stärkte. Die Mahlzeit galt den Göttern, doch ließ sich

der Walian das meiste davon schmecken. Ein kleines Gestell von Bambusstäben, dessen vier Ecken mit Palmbüscheln verziert waren, diente als Opferaltar. Kleine Proben der Speise wurden darauf niedergelegt; und an der Guirlande, welche vom hohen Baum an den Altar reichte, sollten die Götter herniedersteigen, um ihr Labsal zu empfangen. Der Walian rief ihnen zu: „Mächtige Götter! Kommt, eßt und trinkt; flink, nehmet Betelnuß! Wehret Krankheit ab und beschützet uns wie mit einem steinernen Schild und laßt unser Alter reichen bis an die drei Götterberge!“ Saufgelage und nächtliche Tänze zeichneten namentlich das Erntefest aus.

Riedel richtete nun zunächst seine Aufmerksamkeit auf das junge Geschlecht. Der von der Regierung angestellte Schullehrer verstand die alfurische Volkssprache nicht und die Kinder nicht das Malayische. Man hielt daran fest, daß das Malayische Kirchen- und Schulsprache bleiben müsse. Allein mittelst des Alfurischen mußten doch die Kinder zum Verständnis des Malayischen gebracht werden. Riedel übernahm einen Teil des Unterrichts selbst und zeigte dem Lehrer, wie man unterrichten müsse. Durch eingeschaltete alfurische Fragen wuchs doch allmählich das Verständnis für die biblischen Geschichten, und die vorher so scheuen, furchtsamen Kinder wurden zutraulich gegen Riedel. Seine Frau begann eine Nähschule, wobei sie allerdings mit der Unreinlichkeit und Dieberei der Mädchen viel zu kämpfen hatte.

Die Kirche blieb Sonntag für Sonntag leer bis Weihnachten. Auf diesen Tag hatte Riedel ein besonderes Mittel ersonnen, um die Leute heranzuziehen. Er trug seiner Frau auf, Reiskuchen zu backen. In den Tagen vor dem Fest war er in der Schule eifrig beschäftigt, den Kindern die Festgeschichte einzuprägen und die Bedeutung des Festes deutlich zu machen. Er übte ein Lied ein, das der Lehrer mit seiner Flöte begleitete. Es wurde wiederholt im ganzen Flecken bekannt gemacht, an dem und dem Tag sei das große Christfest; schon am heiligen Abend werde eine Feier stattfinden vor der Wohnung des Missionars, und auf Nachmittag des ersten Festtags wurden die ansehnlichsten Familien ausdrücklich zu Riedel zu Gast geladen; wer sonst noch komme, werde ebenfalls willkommen sein. Am Tag vorher war Frau Riedel eifrig beschäftigt mit Backen. Sie rechnete nicht, wie der unvorhergesehene Aufwand in die Haushaltungskasse einschneiden werde, sondern dachte, an der Angel dieser Kuchen werde vielleicht doch manches Fischlein gefangen für das Reich Gottes. Gegen Abend wurden die Schulkinder versammelt, sie stimmten ein Lied an, und in malayischer Sprache wurde von einigen Kindern die Festgeschichte gut erzählt und noch einige Fragen an sie gerichtet. Ein großer Kreis von Neugierigen umstand die Kinder und manche

Eltern verwunderten sich über die Gelehrsamkeit der Jugend. Riedel hielt noch eine Ansprache an die ganze Versammlung und forderte sie auf, am folgenden Tag in die Kirche zu kommen, wo sie noch mehr darüber hören würden. Wirklich war auch die Kirche ziemlich voll. Noch größer aber war der Zudrang nachmittags. Christen und Heiden fanden sich ein, so daß von den Reiskuchen nichts übrig blieb und die Kaffeekanne öfter gefüllt werden mußte. Riedel saß gemütlich mitten in der Gesellschaft, seine Pfeife rauchend, und erzählte von seiner Heimat, wie die Felder in Deutschland jetzt mit Schnee bedeckt seien, wie die Bäume ihre Blätter verloren haben, wie Flüsse und Seen mit Eis bedeckt seien, daß man darauf mit Schlittschuhen schnell laufen könne u. s. w. Die Leute staunten, und es erschien manchem zu wunderbar; aber einer der Häuptlinge, der auf Java gewesen war, bestätigte es, daß alle Europäer dasselbe erzählen. Riedel beschrieb dann den Ackerbau, die Sitten und Gebräuche in Europa und kam dann auf die christliche Religion und die Bedeutung des Weihnachtsfestes, alles, so gut es ging, in alfurischer Sprache. Fehlten ihm Ausdrücke oder wurde er nicht verstanden, so half der Häuptling nach, indem er das Malayische verdolmetschte. Die Versammlung ging höchst befriedigt auseinander und in allen Häusern von Tondano wurde mit großer Anerkennung von dem Pandita gesprochen, Riedel aber und seine Frau waren voll Lob und Dank.

Am zweiten Weihnachtsfeiertag wurde zum erstenmal das heilige Abendmahl gefeiert, aber nur mit sieben Personen. Am Neujahrstag war die Kirche wieder recht besucht. Sämtliche Kirchgänger waren diesmal weiß oder rot gekleidet, während sie am Weihnachtsfest in schwarzer Kleidung erschienen waren. Nun erst ergab sichs, daß die Christen meinten, Christus sei am Weihnachtstage gestorben und am Neujahrstag auferstanden. Ueberhaupt wurde der Kirchenbesuch an diesen Festen als ein Kennzeichen der Christen angesehen. Auch andere Enttäuschungen zeigten, wie die Christen in Unwissenheit und Aberglauben aufgewachsen waren. Am Weihnachtsfest waren die Gräber der Christen mit Kalk angestrichen, um Tod und Krankheit von den betreffenden Familien abzuhalten. Wenn die Gräber nicht weiß seien, meinte man, kommen die Verstorbenen heraus, werden zornig und schicken den Angehörigen allerlei Plagen. Am Neujahrstag aber ging es bei den Christen fast so toll zu mit Tanzen und Trunkenheit, wie bei den heidnischen Opfergelagen.

Am folgenden Sonntag war die Kirche wieder so leer wie früher, und es sah noch zwei Jahre lang aus, als ob Tondano geistlich tot bliebe, wie die andern Christengemeinden auf den niederländischen

Inseln. Inzwischen sammelte Riedel und seine Frau in den Knaben und Mädchen, die sie ins Haus aufnahmen, eine kleine Hausgemeinde. Eine schwere Prüfungszeit war es auch, als Riedel noch im ersten Jahre durch ein hitziges Gallenfieber aufs Krankenlager geworfen wurde. Aber seine stille, sanfte Frau hielt in fröhlichem Glaubensmute aus und verkaufte, wenn das bare Geld fehlte, zu Zeiten selbst etwas von ihren Sachen, um zu den Werken christlicher Liebe die nötigen Mittel zu bekommen.

Doch allmählich wurden aus den Versammlungen mit Kuchen und Kaffee Erbauungsstunden, bei denen die leiblichen Erfrischungen wegblieben, der Charakter der freien Unterhaltung aber gewahrt wurde. Die, welche bei diesen Zusammenkünften am Wort Gottes Geschmack gefunden hatten, fehlten auch in den Gottesdiensten nicht, die Zahl der Kirchenbesucher mehrte sich, und Riedel konnte auch weitere Gemeindeglieder an der Feier des h. Abendmahls teilnehmen lassen. Zu den Heiden wurde er häufig als Arzt gerufen und benützte solche Gelegenheit, um auf den rechten Arzt für Leib und Seele hinzuweisen.

Zu Anfang des Jahres 1835 durfte er berichten, daß auf dem Gebirge von Manado ein Umschwung eingetreten sei. Leute, die bisher in Aberglauben verstrickt waren, baten um die h. Taufe, Christen, die zuvor in offenbarer Unzucht lebten, beschlossen eine christliche Ehe zu führen. Ein alter Priester, der seit 30—40 Jahren durch seine Betrügereien ganze Dörfer verführt hatte, bat mit Thränen in den Augen um die Taufe. Auch das Neujahrsfest wurde diesmal ohne Lärm und Saufgelage gefeiert und die Christen fingen an, den umwohnenden Heiden ein besseres Beispiel zu geben.

Von 1836 an war die Taufe von Erwachsenen nichts Seltenes. Riedel gab den älteren Taufbewerbern, die nicht mehr lesen lernen konnten, den Unterricht in alfurischer Sprache. Taufformular, Vaterunser und Glaubensbekenntnis hatte er in dieselbe übersetzt, ließ sie jedoch nicht auswendig lernen, sondern suchte ihnen allmählich den Inhalt zugänglich zu machen. Das Besprochene mußten sie in der nächsten Zusammenkunft mit eigenen Worten wiedergeben. Eine strenge Enthaltung von allen heidnischen Greueln verlangte er von allen. Bei der Taufe des Oberpriesters von Tondano und sieben weiteren Katechumenen, die sämtlich in einem Alter von 50—70 Jahren standen, wurde zum erstenmal im Gottesdienst die alfurische Sprache gebraucht, und es entstand ein solches Weinen in der Kirche, daß Riedel mit Sprechen innehalten mußte. Aehnlich war es, als er sechs Mitglieder zur Abendmahlsgemeinschaft aufnahm. Er ging dabei sehr streng zu Werke. Da in den Niederlanden die Konfirmation in späterem Alter

erfolgt, als bei uns, ist die Abendmahlsgemeinde ein kleinerer Teil der Gesamtgemeinde, und so war seine Praxis nicht auffallend.

Im Jahr 1838 wurden 60 Erwachsene in Tondano allein getauft, ohne die Außenplätze, im folgenden Jahr 144. In gleichem Maße wuchs auch die Zahl der Kirchenbesucher. Für die Nachmittagsversammlungen, welche zu Predigtwiederholungen wurden, ließ er den Raum zwischen den Pfosten, auf welchen das Haus ruhte nach der dortigen Bauart, ausbauen zu einem Saal und richtete in demselben auch Abendbibelstunden in der Woche ein. Sehr erfreuliche Fortschritte hatte inzwischen auch die Schule gemacht, so daß immer mehr Zuhörer die malayische Predigt verstanden und in der malayischen Bibel lesen konnten. Eine große Freude war es für die Gemeinde, als 1837 eine Kiste mit mehreren hundert Exemplaren der h. Schrift ankam, und die Leute brachten, wenn sie keine Deutstücke (Kupfermünzen) hatten, Naturalien zur Bezahlung. Damit wuchs auch wieder die Zahl der Lernbegierigen, und im folgenden Jahr wurde ein neues Schulhaus eingeweiht, welches der Distrikt von Tondano ohne Beihilfe der Regierung gebaut hatte. Eine neue Kirche mit 800 Sitzplätzen erstand 1839. Riedel predigte bei der Einweihung über 2. Mos. 20, 24. Welch ein Unterschied zwischen dieser Versammlung und jenen 10—20 Menschen, die vor sieben Jahren Riedels ganze Zuhörerschaft ausgemacht hatten! Ueber das veränderte Aussehen von ganz Tondano gegenüber den heidnischen Ortschaften werden wir noch einen Augenzeugen hören. Riedel blieb bei diesen großen Erfolgen dabei: Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gieb Ehre!

Als Hellendoorn 1839 zum großen Schmerz der Brüder in der Minahassa entschlafen war, mußte Riedel eine Zeitlang den Gottesdienst in Manado versehen, und man fürchtete, die Regierung werde ihn dort als Prediger anstellen. Viele seiner Gemeindeglieder sagten: dann gehen wir mit; denn die Seele muß ihre Nahrung haben, sonst müßten wir verhungern. Er selbst wandte sich an die Missionsgesellschaft mit der Bitte, ihn auf seinem Posten zu belassen. Der spärliche Kirchenbesuch in Manado ermutigte ihn auch gar nicht zu dieser Uebersiedlung, und er durfte in Tondano bleiben.

Mit Hellendoorns Heimgang begann die große Trübsalshitze, unter welcher Riedel seine Ernte einsammeln durfte. Im folgenden Jahr wurde er selbst schwer krank an Dysenterie, und am 14. August 1841 traf ihn der härteste Schlag durch den Tod seiner trefflichen Gattin, die ihm einen Sohn und vier Töchter geboren hatte. Wollte er jetzt auf Reisen, so mußte er alle seine Kinder mitnehmen, weil niemand zu Hause war, der sie hätte versorgen können, und nach der Rückkehr sogleich in die Küche, um Speise zu bereiten.

Aber nun begann die große Erntezeit. „Meine aus den Heiden gesammelte Gemeinde", sagte er am Schlusse des Jahres 1841, „ist dennoch nicht zurückgegangen, sondern fortgeschritten, und es scheint mir, daß gerade nach dem Tode meiner Frau in vielen Herzen durch Gottes Geist ein neues Leben gewirkt worden ist und noch gewirkt wird; denn ich habe in diesem Jahre nach erteiltem Unterricht an 394 Seelen die h. Taufe vollziehen dürfen. Wenn der Kirchenbesuch sich noch weiter vermehrt wie bisher, so wird unsere Kirche zu klein. Mit meinem Lehrzimmer unter dem Hause ist dies schon der Fall, so daß viele draußen vor den Fenstern und der Thüre sitzen oder stehen müssen. Die Heiden stehen staunend, denn sie sehen, daß es mit ihrem Aberglauben bald aus sein wird. Ich bin dafür demütig dankbar, zuweilen freilich mit Bangigkeit, daß es hier wieder lau werden könnte."

Im Jahr 1847 konnte er berichten: „Es sind hier nur noch wenige Alifuren, die nicht den Wunsch haben, getauft zu werden." Als Riedel das Werk andern Händen übergeben mußte, erwiesen seine Register, daß er 9341 Personen getauft und 3851 als Kommunikanten angenommen hatte.

Die neue Kirche war 1845 durch ein Erdbeben so beschädigt worden, daß mit Benützung des alten Materials eine Notkirche errichtet wurde. Neben derselben hing seit 1846 eine Glocke auf 30 Fuß hohen Eichenholzpfählen. Einmal ließ Riedel seine Zuhörer zählen. Es waren über 2000. Als die Bäume auf dem Rasenplatz vor dem Pfarrhause groß geworden waren, wurden dort die Predigtwiederholungen gehalten. Die Abendbibelstunden wurden in die Häuser verteilt, bis gegenüber dem Pfarrhaus ein für 300 Personen berechnetes Kirchlein gebaut wurde.

Die ersten fünf Jahre nach dem Tode seiner Frau besorgte Riedel den ganzen Haushalt selbst. Aber bei seinen vielen Arbeiten konnte er das nicht fortsetzen; auch bedurften seine heranwachsenden Kinder der Zucht und Pflege, während er häufig abwesend war. So entschloß er sich mit schwerem Herzen zu einer zweiten Ehe mit der Tochter eines Beamten, die als eine liebe, sanfte, etwas schüchterne Person geschildert wird, und ihm die Sorge für das Haus bedeutend erleichterte, obgleich auch sie kränklich war. Schon nach vier Jahren mußte er auch diese zweite Gattin zu Grab geleiten.

Im Jahr 1850 bekam endlich der alternde Riedel einen Mitarbeiter in dem Missionar Rooij, der sich mit kindlicher Liebe an ihn anschloß und 1852 sein Schwiegersohn wurde, aber Dezember 1853 seinem Schwiegervater in die Ewigkt Dessen Nachfolger wurde Missionar Rooker, der seit 1

Celebes gearbeitet hatte. Der lebensmüde Greis, der nicht mehr der Gemeinde predigen konnte, rief 1859, als er die Nachricht vom Heimgang seines Freundes Schwarz erhielt: „O Gott, bewahre mich vor Ungeduld!“ Endlich am 12. Oktober 1860 wurde er erlöst, und am folgenden Tag, demselben, an welchem er vor 29 Jahren die Arbeit in Tondano übernommen hatte, wurde seine irdische Hülle in Anwesenheit von Tausenden von Tondanesen, von Missionaren und Regierungsbeamten in die Erde gesenkt. Prediger Linemann von Manado hielt die Gedächtnisrede über Hebr. 4, 9 (Kruijf, S. 307).

Sehen wir uns nun nach Riedels Mitarbeitern um, so fahren wir zunächst über den See nach Süden zu dem Dorf Kakas, und gehen von da etwa zwei Stunden an einem Flüßchen aufwärts nach Langowan, der Station von Joh. Gottlieb Schwarz. Er hat eine viel längere Wartezeit durchmachen müssen, als sein Freund Riedel. Aber nachdem in Tondano das Eis gebrochen war, durfte auch er noch eine große Segenszeit erleben. Verheiratet mit der Tochter eines wackeren Regierungsauffsehers, die nicht nur malayisch, sondern auch verschiedene alfurische Mundarten sprach, ließ er sich 1832 zunächst in Kakas nieder, bis sein Haus in Langowan gebaut war. Anfangs ging es ihm sehr schlecht. Für die ärztliche Hilfe, die er anbot, fand er wenig Dankbarkeit. Der Schulbesuch war unregelmäßig. Taufte er die, welche sich zur Taufe meldeten, nicht bald, so liefen sie fort; taufte er sie, so waren sie damit zufrieden und ließen sich im Gottesdienst nicht mehr sehen. War die Reisernte nicht gut, so schrieb man es dem Verlassen der heidnischen Religion zu und feierte die heidnischen Feste desto großartiger. Ja, die Bevölkerung von Langowan wurde so gegen den Missionar aufgehetzt, daß sie ihm selbst für Geld und gute Worte keine Lebensmittel geben wollte und er dieselben von auswärts kommen lassen mußte. Glücklicherweise wurde der einheimische Häuptling von Langowan, der ihm insgeheim entgegenarbeitete, 1838 durch die Regierung abgesetzt. Im folgenden Jahr hatte er 212 Getaufte, die zwar keine Musterchristen waren, aber sich doch äußerlich von den Heiden unterschieden. 1836 war die erste Kirche in Kakas eingeweiht worden, 1840 hatte er zehn Schulen mit 500 Schülern, trotz der Feindschaft der mohammedanischen Häuptlinge. Elf Jahre lang schien Schwarz fast vergeblich gearbeitet zu haben. Da erwachte im Jahr 1843 im ganzen Distrikt

von Langowan, auf den Außenstationen noch mehr als im Hauptort, ein Fragen und Suchen nach dem Heil. Schwarz hatte inzwischen das Alfurische mit Hilfe seiner Frau so gründlich gelernt, daß er drei Dialekte reden konnte und nicht mehr an Kranken- und Sterbebetten seine Frau mitnehmen mußte, um sich den Leuten verständlich zu machen. Immer mehr Leute erkannten das Evangelium als eine Gotteskraft im Angesichte des Todes und warfen ihre Götter weg. Der Kirchen- und Schulbesuch nahm zu. 1848 hatte er in fünfzehn Schulen ungefähr 1300 Schüler, und von den 18000 Einwohnern seines Bezirks waren etwa 3000 getauft. In der größten Gemeinde Kakas gab es beinahe keine Heiden mehr, in Remboken konnte ein Kirchenrat gewählt und konnten Missionsbetstunden eingeführt werden.

1854 wurde die ganze Gegend von einer Seuche heimgesucht, die an einigen Orten die Hälfte der Bevölkerung wegraffte. Dann kamen wieder bessere Zeiten, und als er am 25. Juni 1856 das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seiner Wirksamkeit in der Minahassa feierte, sah er außer seinem eingeborenen Hilfsmissionar 21 christliche Lehrer und fünf Kirchenräte aus den 19 Gemeinden um seine Kanzel versammelt. So behielt er länger als Riedel die Kraft zur Arbeit und durfte im ganzen 13068 Personen taufen, aber zu Abendmahlsgenossen hatte er nur 1278 aufgenommen. Jetzt nahmen auch seine Kräfte ab und er bat um Hilfe, aber ehe dieselbe kam, entschlief er den 1. Februar 1859.

Gehen wir von Langowan über das Gebirge in westlicher Richtung nach dem Meeresufer, so eröffnet sich vor unsern Blicken die prächtige Bai von Amurang, welche von allen, die sie gesehen, zu den schönsten Plätzen von Niederländisch-Ostindien gerechnet wird. Auch in Amurang bestand eine alte Christengemeinde, und neben den armseligen Häuschen der Eingeborenen erhob sich eine steinerne Kirche. Am Christfest des Jahres 1836 war von den 700 Christen wohl eine Anzahl versammelt und hörte auf die trockene Vorlesung einer Predigt durch den Schullehrer in malayischer Sprache, aber nachher konnte wohl niemand etwas sagen über die große Thatsache, auf welche dieses Fest die Christen hinweisen sollte. Das war der Eindruck, welchen der eben angekommene Missionar Karl Traugott Hermann empfing, wie Riedel und Schwarz ein Deutscher aus Jänickes Schule, aber nicht mehr von

Jänicke selbst, sondern von dessen Schwiegersohn Rückert zum Missionsdienst ausgebildet.

Hermann war geboren 1808 zu Sagan in Schlesien, kam 1832 nach Rotterdam, wurde 1835 ausgesendet und wählte auf Hellendoorns Rat diese verlassene Christengemeinde zu seiner Station. Für ungefähr 100 Dörfer mit etwa 30000 Seelen war Amurang der Mittelpunkt. Aber unter den 700 Namenchristen waren nur zwölf in rechtmäßiger Ehe lebende Paare, weil sie zum Zweck der bürgerlichen Eheschließung nach Manado reisen mußten und die Sporteln zu hoch waren. Einige junge Namenchristen hatten zu wiederholtenmalen ein junges Mädchen gekauft und es nach einiger Zeit wieder weggeschickt, um ein anderes zu nehmen. Bei seiner Ankunft fand Hermann acht Schulen vor, von denen die größte ungefähr hundert Schüler zählte. Allein die Lehrer waren unbrauchbar, und an Schulbüchern gebrachs. Mit großem Eifer widmete er sich der Ausbildung von Lehrern. Er hatte 1840 schon 13 Zöglinge in seinem Hause und stellte 12 Lehrer an, von denen nur zwei von der Regierung besoldet wurden. Aber die eingeborenen Häuptlinge machten ihm die größten Schwierigkeiten, wenn sie aus ihrem Geburtsort nach Amurang zur Ausbildung berufen wurden, und selbst ein holländischer Resident verlangte fünf Gulden Steuer, wenn einer außerhalb seines Geburtsorts angestellt werden sollte. Kein Missionar in der Minahassa hat solche bittere Feindschaft von den Ortsobrigkeiten erfahren müssen, wie Hermann. Das wirkte auch nachteilig auf den Besuch des Gottesdienstes. Als 1842 ein bessergesinnter Resident kam, wurden doch der Tanz- und Zechgelage, die man bisher als zu einem christlichen Festtag gehörig betrachtete, weniger, und es gelang, einige Erleichterung in der Eheschließung herbeizuführen. Nach und nach ging es auch in der Gemeinde besser, so daß er 1848, nachdem er bisher wenig Erwachsene getauft hatte, doch in diesem einen Jahr 121 aufnehmen konnte. Im folgenden Jahr wurde ein Teil seines großen Amtsbezirks abgetrennt durch die Stationierung des Missionars Ulfers in Kumelembuai, der dann auch in das noch nicht der niederländischen Herrschaft unterworfene, unter einem mohammedanischen Sultan stehende Bolaang Mongondau Besuchsreisen machte. Hermann war mit den andern Brüdern nicht einverstanden in der Geringschätzung der alfurischen Sprache. Er erklärte, es sei eine schöne, vollständige Sprache, in der man auch über religiöse Gegenstände kürzer, kräftiger und deutlicher sich ausdrücken könne, als im Vulgärmalayischen. Seit 1848 predigte er regelmäßig in dieser Sprache, und die Zahl der Christen wuchs bis auf 2600. Er ließ einen

Katechismus malayisch und alfurisch im Dialekt von Amurang drucken und übersetzte das Evangelium Matthäi in das Alfurische. Leider wurde auf diesem Grunde nicht fortgebaut, als Hermann 1851 entschlief (Kruijf, S. 319—323).

Vom schönen Meeresufer bei Amurang gehen wir jetzt nach Nordosten auf das Gebirge an einen Ort, der an dem vielbetretenen Verkehrsweg von Manado nach Tondáno und Langowan liegt. Es ist Tomohon, durch seine hohe Lage eine der gesündesten Stationen. Dort ließ sich 1838 der Missionar Mattern, ebenfalls ein Deutscher aus Rückerts Schule, nieder, fand aber einen harten Boden, denn der Häuptling, welcher Riedels erste Predigt gedolmetscht hatte, erwies sich später nicht so freundlich gegen die Mission. Mattern brachte eine Druckerpresse mit, auf welcher Fibeln, Lesebücher, Biblische Geschichten und Katechismen in malayischer Sprache gedruckt wurden, auch die ersten alfurischen Bücher. Aber schon 1842 war Matterns Tagewerk vollendet. Desto länger durfte sein Nachfolger Wilken arbeiten, ein Ostfriese, der zwei Jahre im Missionshaus in Barmen gewesen wár und dann in Rotterdam. Er konnte die Druckerei nicht fortführen, und auch er hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, namentlich wegen der Sonntagsarbeit, wobei er auch von den holländischen Residenten nicht gehörig unterstützt wurde. Aber allmählich pflanzte sich die Bewegung von Tondano auch in seinem Bezirke fort, zuerst in Tataraan und dann in Tomohon selbst, und Wilken durfte in dreißigjähriger Arbeit ungefähr 10000 Personen taufen und 1800 zur Abendmahlsgemeinschaft aufnehmen. Auch in äußeren Dingen wußte er mit seinem praktischen Geschick allerlei zweckmäßige Veränderungen herbeizuführen, z. B. statt der Blockräderkarren bessere Wagen, die jetzt in der ganzen Minahassa im Gebrauch sind.

Von dem gesegneten Werk in der Minahassa wußte man in Europa wenig, denn Riedel und seine Mitarbeiter wollten nicht viel darüber schreiben, korrespondierten namentlich wenig nach Deutschland, bis der Mann kam, der von der Niederländischen Missionsgesellschaft mit der Visitation der Stationen beauftragt war und den wir schon mehrmals gelegentlich erwähnt haben: van Rhijn.

(Fortsetzung folgt.)

Sirabé.

Ein Blatt aus der neuesten Missionsgeschichte von Madagaskar.

(Nach dem Pariser „Journal des Missions Évangéliques".)

Seit die Franzosen im Herbst 1895 mit der Besetzung Antananarivos ihren Feldzug in Madagaskar beendet und infolge davon ihre Truppen bis auf einen geringen Rest haben heimkehren lassen, ist die öffentliche Sicherheit auf der Insel in steigendem Maße durch das Umsichgreifen des sogennnnten Fahavalismus gefährdet worden.

Den Hintergrund dieser Erscheinung, die seit dem Frühjahr einen äußerst bedrohlichen Charakter angenommen hat, bildet das Räuberunwesen, das sich auf Madagaskar von jeher breitgemacht hat. Schon immer hatten mit Beginn der heißen Jahreszeit die Banditen bald ein Dorf überfallen, bald einzelne Reisende, um dann wieder zu verschwinden. Jetzt aber hat sich eine nationale und heidnische Reaktionsbewegung gegen alles, was europäisch und christlich heißt, damit verbunden und so den ursprünglichen Charakter dieses Fahavalismus fast völlig verwischt. Die Losung lautet nun: Nieder mit den Europäern! Und sie wendet sich nicht nur gegen die Franzosen. Ihre Wut haben die Rebellen bisher besonders an Kirchen und Kapellen ausgelassen. Man zählt bis jetzt mehr als 200 zerstörte Gebäulichkeiten und es giebt Gegenden, von wo noch gar keine Nachrichten eingelaufen sind. Die Aufständischen morden auch, wo sie können, die eingeborenen Evangelisten, Pfarrer und Lehrer, denn sie erblicken in ihnen die Repräsentanten der „Vazaha", d. h. der Leute von jenseits des Meeres. Mancherorten haben sie alle Bücher und Schriften vernichtet, deren sie habhaft wurden. Dabei lassen sie die alten, heidnischen Gebräuche wieder aufleben; sie führen Götzenbilder mit sich herum und sind voll Vertrauen in ihre zauberische Kraft. Sie zwingen die Bewohner der überfallenen Dörfer, es ihnen gleich zu thun. Wer das Christentum nicht abschwört, riskiert sein Leben, falls es ihm nicht gelingt zu entfliehen. Und schon weiß man von etlichen, die den Märtyrertod erlitten haben.

Eine besonders dramatische Episode aus den Stürmen, die Madagaskar durchtoben, bildet der Angriff der Fahavalos auf die norwegische Missionsstation Sirabé im Norden der Provinz Betsileo, 130 Kilometer südlich von der Hauptstadt der Insel. Im Jahr 1869 gegründet, wurde Sirabé bald eine der bedeutendsten Missionsstationen jener Gegend mit einer Gemeinde von mehr als 4000 Seelen. In der Nähe der hübschen Kirche befindet sich das Wohnhaus von Mis-

sionar Rosaas mit etlichen Nebengebäuden, weiter das Schulhaus, ein gut eingerichtetes Sanatorium, ein Hospital, dessen Direktor mit dem Bau eines großen Wohnhauses beschäftigt war, und — in einiger Entfernung — das Aussätzigenasyl mit seinen 60 Häuschen, um eine kleine Kirche gruppiert. Hier genossen mehr als 300 Aussätzige die liebevolle Pflege der Diakonissin Maria Foreide.

Es war am Pfingstsonntag, den 24. Mai dieses Jahres. Die meisten Missionare von Sirabé und Umgebung hatten sich zur jährlichen Konferenz nach Fianarantsoa begeben; nur zwei, Vig und Engh, hielten sich derzeit mit 16 Frauen und 9 Kindern von verschiedenen Stationen in Sirabé auf. Nach dem Morgengottesdienst verbreitete sich das Gerücht, die Rebellen zögen gegen das 2 $^1/_2$ Stunden entfernte Loharano. Im Laufe des Nachmittags bestätigte sich die Kunde, Loharano sei geplündert, zerstört und niedergebrannt, die Fahavalos aber rückten gegen Sirabé heran.

Im Sanatorium hielt sich eben der französische Regierungsdolmetscher von Betafo, ein Herr Gerbinis, auf mit seiner jungen Frau; ihm gelang es noch rechtzeitig, zwei französische Sergeanten mit 32 madagassischen Soldaten zu Hilfe zu rufen. Rasch wurde der Verteidigungsplan entworfen. Da die Streitkräfte nicht hingereicht hätten, das ganze Dorf zu verteidigen, beschloß man, sich in das Heimwesen von Missionar Rosaas zurückzuziehen, das einzige Haus, das mit Ziegeln gedeckt war und darum der gefährlichsten Waffe der Aufrührer, dem Feuer, Widerstand leisten konnte. Die Frauen und Kinder wurden im Dachraum geborgen.

Am Montag früh gegen 10 Uhr kündete wildes Geheul den nahenden Feind an. Bald flogen Ziegel und Scherben vom Dache infolge eines eigentlichen Kugelregens. Die Frauen mußten den Estrich räumen und im zweiten Stock Zuflucht suchen. Ein blutiges Ringen hob an und zog sich bis gegen den Abend hin. Die Rebellen waren ungefähr 1500 Mann stark und scharten sich um eine rote Fahne; hinter ihnen drängte sich eine Masse Volks, bereit, beim Plündern mitzuhelfen, falls der Sieg den Rebellen zufiele. In kürzester Zeit waren Sanatorium und Spital erbrochen, ausgeplündert und verwüstet, und bald standen die mit Rohr eingedeckten Dächer und das Pfahlwerk in Flammen. Jetzt kam das neue Haus von Dr. Ebbell an die Reihe. Da das Gewehrfeuer der Belagerten die Pforte bestrich, verloren die Rasenden zuerst nicht wenige Leute, bis sie sich entschlossen, einen Fensterladen einzustoßen und von hinten in das Haus einzudringen. Das Feuer, das zum Dache ausschlug, verriet das Manöver der Feinde. Auf drei Seiten war man nun von einem Flammenmeer umringt. Ueberall zeigten sich Banden von Leuten,

die nach Europäerblut dürsteten und sich ärger als wilde Tiere gebärdeten. Wie viele Madagassen hatten doch in dem Spital, der nun in Flammen aufging, ihr Leben wiedergefunden! Wie vielen andern war hier bis zu ihrem letzten Seufzer Erleichterung und Pflege zu teil geworden! War das die Frucht des Samariterdienstes, darin sich Dr. Ebbell und die beiden Schwestern Anna Hofstadt und Maria Totland gemüht hatten?

Einer der Sergeanten, der tapfere Delalbre, versuchte einen Ausfall, um den Ring der Belagerer zu sprengen; aber umsonst. Die Feinde stürmten auf das nördliche Hofthor zu, so daß man den Sergeanten zurückrufen mußte. Er kam blutüberströmt, doch nicht gefährlich verwundet; und — ein echter Sohn Frankreichs — pflückte der wackere Degen noch unter dem feindlichen Feuer ein paar Blumen, um sie den Damen zu überreichen, die ihn verbinden sollten. Dann kroch er auf die Veranda und schoß von da aus, ruhig zielend, auf die Anstürmenden. Bei jedem Schuß, der traf, rief er: „Tsarà va, tompoko è?“ „Wie gehts, gnädiger Herr?“ Das ist der bei den Adligen landesübliche Gruß. Aber das Hofthor wurde von den Fahavalos doch genommen. Sie drängten sich nun hinter einen der kleineren Vorratsschuppen ganz nahe beim Wohnhaus. Noch einmal setzte Delalbre sein Leben aufs Spiel und eilte mit einigen Soldaten in jenen Schuppen, dessen Hinterfront vom Feind bearbeitet wurde. Sechs Petroleumgebinde standen dort; sie wären in den Händen der Wilden eine furchtbare Waffe geworden.

Im Eifer des Gefechts vergaßen sich die Männer. Aber wie mußte es den armen Frauen und Kindern zu Mute sein! Von allen Seiten sahen sie diese wilden, unbarmherzigen, rohen Horden anstürmen, ringsum erblickten sie Flammen; dabei wußten sie, daß die Munition ihrer Verteidiger rasch zur Neige ging. — Indessen ließ der Sturm gegen 5 Uhr abends nach, nur daß das Haus umzingelt blieb. Ferne Feuer erleuchteten am Horizont das Dunkel der Nacht: es waren die Filialkirchlein ringsum, die der Feind in Brand gesteckt hatte. Und noch näher gewahrten die Missionsleute zu ihrem unbeschreiblichen Schrecken Ambohipiantrana brennen, das Dorf und die Kapelle der Aussätzigen. Sollten diese armen Geschöpfe dafür büßen, daß sie die christliche Pflege einiger Europäer genossen hatten?

Bei alledem bewegte die Belagerten die bange Frage, ob ihnen denn von dem nahen Betafo nicht noch Hilfe kommen würde. Dort waren noch zwei Sergeanten mit etlichen Soldaten, das wußte man. Am Montag Abend hätten sie zur Stelle sein können. Die fieberhafte Erwartung steigerte sich bis zum Dienstag Morgen. Aber umsonst! Nun, nun begriff man, daß alles aus wäre. In der That war die

Mannschaft am Montag Nachmittag von Betafo gegen Sirabé ausgerückt. Schon von weitem sahen sie das ganze Dorf in Flammen. Da aber das Gewehrfeuer, das sie zuerst noch vernommen hatten, verstummt war, schlossen sie ganz natürlich, die Belagerten wären schon unterlegen und schwenkten darum gegen Antananarivo ab.

Am Dienstag Morgen war der Feind hauptsächlich mit Beutemachen beschäftigt. Erst gegen Mittag unternahm er einen neuen Sturmangriff; aber jetzt galt es auch einen Kampf auf Leben und Tod. Das alte Sanatorium mitten im Missionsgehöfte wurde angezündet, dann ein niedriger Schuppen mit den Mühlen. Der Flammenring schloß sich immer enger und enger um das Rosaas'sche Wohnhaus her. Und nur noch wenige Patronen waren übrig; man verteilte sie an die besten Schützen. Einige Zeit nahm die Zerstörung der Kirche die Feinde in Beschlag; aber das war nicht dazu angethan, den Mut der Belagerten zu erhöhen. Ein wahrhaft teuflisches Geheul, das einem durch Mark und Bein ging, begleitete die Verwüstung. Alles wurde in Stücke geschlagen: die Bänke, die Kanzel, der Altar, der Taufstein und das Harmonium.

Die Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch verlief verhältnismäßig ruhig. Aber das Licht des neuen Tages — daran konnte niemand mehr zweifeln — mußte das Ende bescheinen. Die Missionsleute waren zum Sterben bereit. Und doch! Die furchtbare Gestalt, darin sich ihnen der nahende Tod darstellte, machte sie schaudern. Noch tönte das dämonische Gebrüll vom Vorabend in ihren Ohren.

Die Rebellen kamen jetzt nicht mehr in geschlossenen Reihen, sondern aufgelöst in kleine Gruppen; denn sie hatten auf einen Sturm verzichtet, weil sie nicht ahnten, daß die wenigen Patronen der Belagerten nicht mehr hingereicht hätten, einen ernsthaften Ansturm abzuhalten. Jetzt trugen sie Holz und anderes Brennmaterial zusammen, um die Belagerten auszuräuchern. Auch spanischen Pfeffer brachten sie in Menge herbei, der, ins Feuer gestreut, einen bissigen, unerträglichen Rauch erzeugt. Sogar ein Pulverfäßchen schleppten sie heran, und andere kamen mit Schaufeln, um das Haus an den vier Ecken zu untergraben.

Jetzt zogen sich die Schlingen des Todes über der kleinen Streiterschar zusammen. Aus tiefstem Herzen schrieen sie zu Gott, obwohl nach menschlicher Voraussicht alle Hoffnung dahin war. Herr Gerbinis, der sich bisher bemüht hatte, die Leute aufzumuntern, erklärte nun, daß keine Hilfe mehr zu erwarten sei als von Gott. Würde sie der Herr dem furchtbaren Feinde zur Beute fallen lassen? Konnte er zugeben, daß diese Heiden in ein Freudengeheul ausbrächen,

weil sie den Gott der Christen besiegt hätten? Da waren sie beieinander: 27 Norweger, nämlich 16 Frauen und Töchter, 9 Kinder und 2 Männer, ferner 5 Franzosen und endlich 32 madagassische Soldaten nebst einigen Eingeborenen, die sich ins Missionsgehöfte geflüchtet hatten. Hatten sie nicht ein Recht, auf das Mitleid Gottes für sich selber, für ihre Kleinen zu hoffen? Noch sagte ihr Glaube ja, aber bei jedem neuen Blick auf die mißliche Lage der Dinge wurde es wieder finster um sie her.

Gegen 1 Uhr nachmittags, am 27. Mai, glaubte einer dieser Unglücklichen in der Richtung gegen Westen einen zahlreichen Trupp zu bemerken. Aller Blicke wandten sich nach jenen Hügeln. Es konnte kein Zweifel sein: da kamen Truppen. War das die Hilfsmannschaft, die man zwei Tage lang vergeblich erwartet hatte? War es eine neue Verstärkung des Feindes, um das Ende zu beschleunigen? Das Gebaren der Belagerer, die in ihrer Arbeit fortfuhren, ließ der Hoffnung wenig Raum. Aber nun gewahrte man über den Häupten der nahenden Kolonne die weiße Fahne. Kein Zweifel war mehr möglich. Gott hatte das Gebet der Seinen gehört. Die Soldaten brachen in Freudenrufe aus; der eine tanzte, der andere klatschte in die Hände, niemand vermochte seine freudige Bewegung zurückzuhalten. Keiner der Belagerten wird je diesen Augenblick vergessen; ihnen war das Leben wie durch ein Wunder wieder geschenkt worden.

Wie durch ein Wunder hatte auch der Führer der herannahenden französischen Truppe von den Vorgängen in Sirabé gehört. Von langen Märschen ermüdet, brach man doch sofort wieder auf und eilte nach Sirabé. Die Rebellen scheinen ihr Kommen nicht beachtet zu haben. Sie wurden überrascht und fielen in großer Zahl.

Noch verfolgte man die Fliehenden, als Schwester Maria Foreide schon in das Aussätzigendorf eilte, um den armen Unglücklichen dort beizuspringen. Schmerzliche Seufzer mischten sich mit dem Freudengeschrei, als man die fürchterlichen Spuren der Verwüstung näher zu Gesicht bekam. Ohne die persönlichen Verluste der Missionsgeschwister ist die finanzielle Einbuße der norwegischen Missionsgesellschaft enorm groß. Aber noch schwerer wiegen die moralischen Verluste: was geschehen ist, wird das Missionswerk um viele Jahre aufhalten, vielleicht für einzelne Distrikte völlig unmöglich machen. Gott weiß, wie es damit steht; er weiß auch, welches der Ausgang von alledem sein wird. Jedenfalls macht — abgesehen von allem Politischen — das Christentum in Madagaskar gegenwärtig eine schwere Krisis durch. Aber die Kirche Jesu Christi wird auch daraus gereinigt hervorgehen; denn Gott sitzt im Regimente. P. E.

Missions-Zeitung.

Rundschau.

Oceanien.

Auf der Insel Neu-Guinea, der Hauptmasse des melanesischen Archipels, hat die Mission bis jetzt mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Dies gilt nicht bloß von den beiden deutschen Missionen, die seit einem Jahrzehnt in Kaiser Wilhelmsland ihre Arbeit thun, sondern auch von der viel älteren holländischen und englischen Mission im Westen und Südosten der Insel. Klima und Volksverhältnisse lassen hier wie dort das Werk nur sehr langsam fortschreiten und der Opfer, die das erstere gefordert hat, sind es bis jetzt nicht wenige gewesen.

Die älteste derselben ist die in Niederländisch-Neu-Guinea an der Geelvink-Bai arbeitende Utrechter Mission, die sich schon über 25 Jahre lang abmüht, das Christentum unter den mordlustigen Papua jenes Küstengebiets zu pflanzen. Einen größeren Erfolg hat dieselbe vorderhand nur auf ihrer ältesten Station Bethel oder Mansinam auf der kleinen Insel Manaswari aufzuweisen, während auf den übrigen vier Stationen (von denen die eine auf der Insel Rhoon, die drei andern auf dem Festland liegen) die Ergebnisse noch recht bescheiden sind. Leider scheint die niederländische Kolonialregierung den wiederholten Raub- und Mordzügen der Papua an der Geelvink-Bai in keiner Weise zu steuern, so daß die Bevölkerung weder zur Ruhe noch zum Frieden kommt. Die Anlegung einer sechsten Station, die an der Humboldt-Bai (im östlichen Teil der niederländischen Besitzungen) geplant war und wo die Verhältnisse günstiger liegen sollen als im Westen, scheint noch nicht zur Ausführung gekommen zu sein.

Weit bedeutender ist die Arbeit der Londoner Mission an der Südostküste des britischen Gebiets. Der letzte Bericht von 1896 führt sechs Hauptstationen mit neun Missionaren, 106 eingebornen Pastoren (zum Teil Südsee-Insulanern), 804 Gemeindegliedern und 1705 Schülern auf. Das ganze Arbeitsgebiet wird von drei Centren aus bedient. Das westliche, Motumotu, von wo aus die Inseln im Papuagolf und das Mündungsgebiet des Flyflusses bearbeitet und bereist wird, war im letzten Jahr von keinem Europäer besetzt, da

der vielreisende Chalmers zur Erholung in Europa war und sein Mitarbeiter in Neuseeland den Bau eines kleinen Missionsschiffs leitete. — Auf der ältesten und wichtigsten Station Port Moresby hat der häufige Wechsel unter den Missionaren in den letzten Jahren das Werk nicht sehr gefördert. Auch übt der Einfluß der Europäer, mit denen die Eingebornen hier mehr als anderwärts in Berührung kommen, keinen guten Einfluß aus. Westlich von Port Moresby sind neuerdings die beiden Ortschaften Elema (Jokea) und Delena von je einem Missionar besetzt worden, um die Arbeit der eingebornen Gehilfen, die in diesen Distrikten in verschiedenen Dörfergruppen arbeiten, besser leiten und auch die Arbeit energischer betreiben zu können. Es ist das um so nötiger, als im Delena-Distrikt die Katholiken mit 60 Priestern und Brüdern den Londonern Konkurrenz zu machen suchen. Wie im Westen von Port Moresby, so ist auch im Osten das Gebiet von Vatorata durch Dr. Lawes besetzt worden, das zugleich die Eingangsthür zum stark bevölkerten Hinterland bildet. Einen wichtigen Missionspunkt bildet das ältere Kerepunu, wo sich bereits der christliche Einfluß auf die gesamte heidnische Umgebung bemerklich macht. Die Arbeit des Missionars besteht hier hauptsächlich in Reisepredigt und Beaufsichtigung der in dem weiten Distrikt niedergelassenen Nationalgehilfen. Leider zeigt die Bevölkerung der schon längere Zeit besetzten Außenposten nicht viel Interesse am Evangelium, wogegen sich an andern Orten viele neue Thüren aufthun. Auch weicht bei vielen die frühere Scheu und das herkömmliche Mißtrauen. Auf dem Außenplatz Kalo, wo die wilden Bewohner seinerzeit mehrere Lehrer erschlugen, reift jetzt aus der Thränensaat eine Freudenernte. Im Lehrerseminar zu Kerepunu sucht Missionar Pearse sich tüchtige Gehilfen heranzuziehen, die nicht bloß in biblischen Fächern und andern Schulkenntnissen unterrichtet werden, sondern auch in der Handhabung von Beil und Hobel, damit sie sich später ihre eigenen Lehrerwohnungen bauen können. Eine neue Kirche, die zum großen Teil von den Eingebornen erbaut und im Jahr 1894 eingeweiht werden konnte, ist die stattlichste auf der ganzen Küste. — Die für die Südostspitze wichtige Station Kwato war im letzten Jahr nur von Missionar Abel besetzt, dessen Arbeit selbst vom englischen Gouverneur rühmend anerkannt wurde. Es ist erfreulich zu sehen, daß die Londoner Mission die Hauptstützpunkte ihres Gebiets nach und nach zu vermehren sucht und dadurch in den Stand gesetzt wird, die vielen zerstreuten Arbeitsposten mit ihren Lehrern und Pastoren wirksamer zu beaufsichtigen und zu leiten. Es wird dies dem Werke gewiß mehr frommen, als nur die jeweiligen Besuche und Pionierfahrten von einem einzelnen entlegenen Centrum aus.

Die im südöstlichen Teile des deutschen Schutzgebietes arbeitende Neuendettelsauer Mission darf jetzt auf ihr erstes Jahrzehnt zurückblicken. Sie hat in dieser Zeit drei Stationen gegründet, die gegenwärtig von sechs Missionaren besetzt sind: Simbang, die Anfangsstation (seit 1886), eine auf den Tami-Inseln (seit 1889) und die jüngste auf dem Sattelberg, nordwestlich von Finschhafen, die zugleich wegen ihrer Höhenlage als Gesundheitsstation dient. Jede der beiden letzteren ist von Simbang etwa eine Tagereise entfernt. Simbang dient für die nicht sehr zahlreiche Küstenbevölkerung, die Jabim. Auf den Tami-Inseln ist zwar die Bevölkerung auch keine sehr große, aber bei der sehr ausgedehnten Schiffahrt derselben hofft man von hier aus auch die ferner gelegenen Ortschaften am Huongolf zu erreichen. Sehr günstig liegt die Station auf dem Sattelberg, denn abgesehen davon, daß der Ort malariafrei zu sein scheint, verspricht sie auch ein geeigneter Mittelpunkt für die Missionsthätigkeit unter den Bergstämmen der Kai zu werden. Auch bietet der Bergrücken genügend Ernährungsfläche dar für eine größere Stationsgemeinde. Vorderhand muß sich allerdings die Missionsarbeit auf allen drei Stationen auf die nächste Umgebung beschränken. Sehr viel Aufmerksamkeit haben die Missionare der Erforschung der Jabim-Sprache gewidmet und bereits Anerkennenswertes geleistet. Außer der Aufstellung einer kleinen Grammatik, einer Sammlung von Wörtern und Erzählungen (Märchen) ist ein kleiner Anfang mit Uebersetzungsarbeiten gemacht worden, so schwierig auch die Erstlingsversuche einer sprachlichen Bearbeitung bei dem Mangel an geistigen und abstrakten Begriffen sind. Vorderhand sind die zehn Gebote, die Hauptstücke des Katechismus, die Sonntagsevangelien, eine Anzahl von Liedern und Gebeten ins Jabim übersetzt worden. Auch ist man mit dem Entwurf zu einer biblischen Geschichte beschäftigt. Doch liegen alle diese Spracharbeiten vorerst nur handschriftlich vor. Mit der Erforschung der Kaisprache ist erst begonnen worden. — Zu Uebertritten zum Christentum oder gar zu einer Gemeindebildung ist es bis jetzt noch nicht gekommen; doch ist schon viel erreicht, indem die Missionare das Vertrauen der Bevölkerung gewonnen haben, so daß sie sich nicht nur einigermaßen sicher unter ihr wissen, sondern auch hoffen dürfen, ihre Heilsverkündigung werde mit der Zeit Eingang finden. Ein wichtiger Teil ihrer Thätigkeit besteht im Unterricht in der Schule und man blickt mit Hoffnung auf die in derselben herangezogene Jugend. Voraussichtlich wird die Mission unter ihr ihre ersten Früchte ernten dürfen. Leider ist das Dasein der Missionsgeschwister sehr erschwert durch den mangelhaften Verkehr, der zwischen ihrem Küstenteil und dem Hauptort der Neu-Guinea-Kompagnie be-

steht, so daß sie inbezug auf ihre Verproviantierung auf den nur jährlich sechsmaligen Besuch des Lloydschiffes angewiesen sind. Auch haben dieselben vom Fieber viel zu leiden; doch ist die Mission längere Zeit von Todesfällen verschont geblieben. Erst im Juli 1894 trat der erste ein, indem der junge Missionar Ruppert wenige Wochen nach seiner Ankunft am Unterleibstyphus starb. Seitdem ist am 25. November 1895 auch Frau Missionar Vetter in Simbang dem Klima erlegen.

Die vielgeprüfte Rheinische Mission hat auch im letzten Jahr wieder eine sehr schwere Zeit durchlebt. Von ihren drei Stationen an der Astrolabe-Bai: Bogadjim (seit 1887) bei Stephansort, Siar (1889) bei Friedrich Wilhelmshafen und Kulobob (1890) auf der Dampier-Insel, mußte die letztere trotz der hoffnungsvollen Arbeit aufgegeben werden. Der plötzliche Ausbruch eines bisher für erloschen gehaltenen Kraters im Hintergrund der Station nötigte die Missionare, die Insel zu verlassen. Zugleich raffte eine Pocken-epidemie einen Teil der ohnedies nicht stärken Bevölkerung hinweg. Auch ist das Landen an der Insel wegen der Korallenriffe so schwierig und zeitweise gefahrvoll, daß die Missionsarbeiter oft monate-lang von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen waren. Die von der Insel scheidenden Brüder ließen vier Gräber zurück, darunter das des jungen Missionars Barkemeyer, der kurz zuvor von Siar nach Dampier gekommen war, um bei der Räumung der Station zu helfen und hier durch eine unglückliche Entladung seines Gewehrs ums Leben kam. An Stelle des aufgegebenen Dampiers ist das östlich von Bogadjim gelegene Bongu als dritte Station ins Auge gefaßt; auch sind Untersuchungsreisen nach der Macklay-Küste geplant. Zur besseren Verbindung der Stationen soll ein Kutter mit Petroleum-motor beschafft werden. — Auf den beiden älteren Stationen Bo-gadjim und Siar ging es — im Zusammenhang mit den häufig wiederkehrenden Fieberanfällen und mit mancherlei äußeren Arbeiten, die der Bau von neuen Stationshäusern mit sich brachte — durch viel Not und Gedränge. Für die äußeren Arbeiten soll deshalb demnächst ein Zimmermann den Brüdern zu Hilfe geschickt werden. Das Personal auf den beiden Stationen besteht gegenwärtig aus sechs Missionaren, darunter einem Arzt, der sich den Eingebornen mit großer Hingabe widmet. Die Arbeit ist auch hier bis jetzt trotz aller Opfer nur vorbereitender Art gewesen; doch sind die Aussichten auf späteren Erfolg nicht gering. Es bestehen nicht nur hoffnungsvolle Schulanfänge, sondern es lassen auch die erwachsenen Eingebornen er-kennen, daß die Missionare ihr Vertrauen gewonnen haben und mit der Botschaft des Evangeliums Eindruck auf sie machen. Auch in-

bezug auf die Erforschung der Landessprache, die leider im Stationsgebiet keine einheitliche ist, sind die ersten Schwierigkeiten überwunden.

Einen sehr guten Fortgang hat die von den australischen Wesleyanern betriebene Mission im Bismarckarchipel genommen. Obwohl erst 1875 begonnen, und zwar unter einer bis dahin von den Seefahrern als Kannibalen gemiedenen Bevölkerung, zählte dieselbe im Jahr 1894 bereits 2391 Christen, die sich auf 51 Stationen — nämlich 33 in Neupommern, 8 in Neulauenburg und 10 in Neumecklenburg — verteilen. Den drei Missionaren stehen als Nationalgehilfen 20 Witi-, 7 Samoa- und 22 Bismarck-Lehrer zur Seite. In 49 Volksschulen erhalten 1417 Schüler christlichen Unterricht. In drei kleinen Seminarien ziehen sich die Missionare die geeignetsten Zöglinge der Volksschulen zu Lehrern und Missionsgehilfen heran. Auch ist der Grund zu einer christlichen Litteratur in den verschiedenen Sprachen des Archipels gelegt. Den Verkehr zwischen den einzelnen Missionsstationen vermitteln zwei Segelfahrzeuge. Sehr anerkennenswert ist die Opferwilligkeit der Christen, mit der sie sich an den Missionskollekten beteiligen. Nur durch das Dasein und den Einfluß der Mission wurde ein friedlicher Verkehr mit der eingebornen Bevölkerung angebahnt; denn erst nachdem die Mission unter ihr Fuß gefaßt hatte, konnten es europäische Händler, meist Deutsche, wagen, sich gleichfalls dort niederzulassen.

Von den deutschen Salomon-Inseln wird bis jetzt nur die südlichste, Isabel, von der evangelischen Mission bearbeitet und zwar von der Melanesischen. Es ist dies in so erfolgreicher Weise geschehen, daß das Südende der Insel mit 1200 Christen auf zehn Stationen einen christlichen Charakter angenommen hat. Auch einzelne Inselgruppen im englischen Schutzgebiet sind nahezu christianisiert. Auf dem ganzen Archipel wurden 1895 nach Angabe von Bischof Wilson, dem Leiter der melanesischen Mission, nahezu 9000 Christen, über 12000 Katechumenen, 122 Schulen und 381 eingeborne Lehrer gezählt.

Auf der weiten Inselflur der Marschall-Gruppe, die ebenfalls unter deutscher Oberhoheit steht, befindet sich leider kein Missionar des Amerikanischen (Bostoner) Board, der hier seit 1857 die Arbeit aufgenommen hat. Diese ist vielmehr einer Anzahl von eingebornen Geistlichen und Lehrern übertragen, die auf den einzelnen Inseln stationiert sind. Dagegen unternimmt der leitende Missionar (seit 1894 Dr. Rife) von der Karolinen-Insel Kusaie aus alljährlich mit dem Missionsdampfer „Morgenstern" eine Visitationsfahrt durch den Marschallarchipel — freilich ein magerer Ersatz für eine gründliche Bearbeitung des ausgedehnten Arbeitsgebiets. Nach dem letzten

Visitationsbericht (Miss. Herald, Juni 1896) fand Dr. Rife, dem sich sein Vorgänger Dr. Pease angeschlossen hatte, den Stand der Dinge im September v. J. recht günstig. Nirgends war eine Spur des Rückschritts wahrzunehmen. Die Gemeinden hatten um mehr als 400 Glieder zugenommen und allenthalben hatten die angestellten Missionsarbeiter mit Eifer ihre Pflicht gethan. Trotz ihrer Armut und der hohen Steuern hatten die Gemeinden mehr aufgebracht, als die Unterhaltungskosten der Prediger und Lehrer betrugen. Auf der Rundreise wurde überall ein „Mäßigkeits-Katechismus" verbreitet, worin nicht nur gegen den Schnaps, sondern auch gegen den Tabak zu Felde gezogen wird. Dadurch hat man natürlich die in ihrem Gewerbe bedrohten Tabakshändler vor den Kopf gestoßen, die sich in der Sache an den deutschen Landeshauptmann in Jaluit gewandt haben. Die früheren etwas gespannten Beziehungen zwischen der Mission und dem deutschen Regierungsvertreter sind seit dem Eintritt des jetzigen Landeshauptmanns weit freundlichere, was die amerikanischen Missionare mit Dank anerkennen. Von der gesamten Bevölkerung der Marschallinseln ist jetzt etwa ein Drittel (ca. 4000 Seelen) durch die evangelische Mission für das Christentum gewonnen. In nächster Zeit soll dieselbe die Bibel in der Landessprache erhalten.

Weniger günstig lautet der Bericht über die Gilbert-Inseln. Missionar Walkup, der die Arbeit auf denselben beaufsichtigt, dehnte seine letzte Rundreise auf fünf Monate aus und hielt bei dieser Gelegenheit im Dezember v. J. eine Konferenz mit allen Missionsarbeitern der Inselgruppe ab. So wohlthätig sich auch bis jetzt das englische Protektorat erwiesen hat, so ist es doch zu beklagen, daß der Kommissar infolge halber Maßregeln dem Unwesen der heidnischen Tanzbelustigungen nicht genug steuert. Er hat sie zwar beschränkt, aber dadurch, daß er sie aus Unkenntnis der Verhältnisse an gewissen Festtagen, wie z. B. am Geburtstag der englischen Königin, zuläßt, der alten Unsitte viel zu große Zugeständnisse gemacht. Die alte Leidenschaft der Insulaner ist dadurch aufs neue hervorgerufen worden, so daß allerorten die nächtlichen Tänze mit ihrem Gefolge von Unzucht und Völlerei von jung und alt aufgeführt wurden. Das hatte auch eine sehr nachteilige Wirkung auf das Missionswerk und die Christengemeinden. An einzelnen Orten verringerte sich der Kirchenbesuch und die Schulen verödeten. Auf Makin, wo sich früher alles in einem blühenden Zustand befand, verminderte sich die Gemeinde von 150 Seelen um die Hälfte. Auf Butaritari suchte zwar der eingeborne König mit aller Energie diese Tanzfeste fernzuhalten, aber der Erlaß des Kommissars verschaffte ihnen doch Eingang. Die Folge davon

war, daß die meisten der Eingebornen, die sich vordem anständig kleideten, jetzt wieder in ihrer früheren Blöße und mit langem Haar herumliefen. Auf Marakei setzte die heidnische Bevölkerung ihre Tänze das ganze Jahr fort und dies übte auf die dortige Gemeinde einen solchen demoralisierenden Einfluß aus, daß sie auf die Hälfte zurückging. Ja auf Apaiang gingen sogar sämtliche Schulen ein. Man hofft, daß der neue Kommissar in Anerkennung der Verhältnisse dem Unwesen ein Ende machen werde. Einen weiteren Feind haben die Gemeinden an den römischen Katholiken, die auch hier wie fast überall in der Südsee der evangelischen Mission entgegenarbeiten. Jedenfalls würden weder diese noch die alten heidnischen Unsitten so viel Unheil in den Gemeinden anrichten, wenn der amerikanische Board mehr Missionare auf dem mikronesischen Arbeitsfelde stehen hätte. Die Zahl der zur amerikanischen Mission sich haltenden Eingebornen wurde 1895 auf ca. 10000 geschätzt. Von Bedeutung für die Christengemeinden des Archipels ist die von Dr. Bingham übersetzte Bibel. Ueberhaupt arbeitet dieser Missionsveteran in Honolulu unausgesetzt an der Beschaffung einer christlichen Litteratur für die Bewohner der Gilbert-Inseln.

Auf den Karolinen-Inseln übt die spanische Kolonialregierung noch immer ihren Druck auf die evangelischen Gemeinden aus, ohne daß sie indes deren Wachstum bis jetzt hätte aufhalten können. So hat der spanische Gouverneur den Verkehr der amerikanischen Missionare mit den Christen auf Ponape noch immer nicht freigegeben, obschon die seit Jahren bestehende Differenz zwischen der amerikanischen Mission und der spanischen Regierung längst beigelegt ist. Die Missionsgesellschaft hoffte deshalb nun endlich so weit zu sein, die Missionsarbeit dort wieder aufnehmen zu können und gab dem Kapitän des „Morgensterns“ und dem ihn begleitenden Dr. Pease darauf bezügliche Instruktionen; aber der spanische Gouverneur gestattete auch jetzt nicht, daß das Schiff Ponape anlaufe. Die Christen, die der Missionsgehilfe Nanpei kirchlich versorgt, halten in ihrer vereinsamten Lage getreulich aus. Auch die Schulen werden von den Lehrern regelmäßig gehalten, sind aber aus Mangel an Büchern sehr aufgehalten. Von den Christen laufen Briefe ein mit der dringenden Bitte, sich doch ihrer anzunehmen. — In Kusaie, wo die Mission eine Mädchenschule und ein Lehrerseminar für die Marschall- und Gilbert-Inseln unterhält, erschien im vorigen Jahr zur großen Freude der Missionsarbeiter ein deutsches Kriegsschiff mit dem Landeshauptmann der Marschallinseln, Dr. Irmer, an Bord. Die Mädchenschüler überraschten und erfreuten den letzteren mit dem Gesang der „Wacht am Rhein“. — Auch sonst hat sich die evangelische Mission

auf den Karolinen trotz der spanischen Priesterherrschaft halten können; aber es wäre doch dringend zu wünschen, daß der bisherige Zustand auf Ponape ein Ende nehme.

Von den zum Teil christianisierten Inseln der Neuhebriden führen wir hier nur die Mission der Freischotten im südlichen und die der Presbyterianer im mittleren Archipel auf. Von den ersteren leitet Dr. W. Gunn die Arbeit auf den beiden Inseln Aneitium und Futuna und deren Nachbarinseln, während sein neu eingetretener Mitarbeiter Bowie den verdienten J. Lawrie nach 20-jährigem Dienst abgelöst hat und auf der nördlichen Insel Santo eine neue Station eröffnen soll. In der Nähe davon hat Dr. Arnand auf dem Inselchen Tangoa ein Prediger- und Lehrerseminar errichtet. — Die presbyterianische Mission, zu der auch der bekannte Däne Michelsen auf dem von ihm christianisierten Tongoa gehört, und die von den Presbyterianern Kanadas, Australiens, Tasmaniens und Neuseelands unterhalten wird, hat auf der Inselgruppe 19 Missionare und ca. 180 eingeborne Gehilfen stehen.

Das politische Chaos, das infolge der unglücklichen Dreiherrschaft Deutschlands, Englands und Amerikas noch immer auf den Samoa-Inseln herrscht, hat die unhaltbarsten Zustände für die Bevölkerung der Inselgruppe herbeigeführt. Handel und Wandel liegen darnieder, und auch das religiöse Leben kann bei diesem Durcheinander der gegenwärtigen staatsrechtlichen Verhältnisse nicht gedeihen. Jeder Distrikt geht seinen eigenen Weg, ohne sich um die Centralregierung, die ihr Ansehen gänzlich eingebüßt hat, zu bekümmern. Zwischen den rivalisierenden Parteien kann jeden Augenblick Bürgerkrieg ausbrechen, wie ihn die Inselgruppe in den letzten Jahren schon erlebt hat. Man kann sich denken, heißt es im Bericht der Londoner Mission, was für einen beunruhigenden und demoralisierenden Einfluß ein solcher Zustand zur Folge haben muß. Scharen von jungen Leuten halten sich gar nicht mehr zur Kirche, die Gesetzlosigkeit macht sich überall breit und bleibt unbestraft. Ganze Dörfer und Stammesfamilien stürzen sich aus reiner Großmannssucht in tiefe Schulden, indem sie sich durch Anschaffung möglichst großer ausländischer Seeboote zu überbieten suchen, die ihnen statt der früheren einheimischen Kriegskanoes dienen sollen. Unter diesen Umständen hat die Mission einen schweren Stand; aber sie wird mit allem Ernst weitergetrieben in der Ueberzeugung, daß der christliche Geist allein imstande ist, durch seinen Einfluß bessere Zustände herbeizuführen. Am hoffnungsvollsten gestaltet sich die Missionsarbeit auf dem Gebiet des Schul- und Erziehungswesens. Die Station Malua auf der Insel Upolu bildet heutzutage bereits ein Dorf für sich, dessen Bewohner meist dem

Seminar mit seinen 261 Zöglingen angehören. Von diesen sind 52 verheiratet und leben mit ihren Familien in Malua. Das Institut hat im Jahr 1894 sein 50-jähriges Jubiläum gefeiert, und das zu einer Zeit, als Tausende von Samoanern in der Nähe verschanzt mit einander in Fehde lagen. Mit Dank gegen Gott konnte man bei der Feier darauf hinweisen, daß das Seminar die Hoffnungen seiner Gründer nicht enttäuscht habe. Nicht nur ist jedes Dorf Samoas durch dasselbe mit einem Lehrer versehen worden, es sind auch seitdem ununterbrochen treue Zeugen aus demselben ausgegangen, um die heidnischen Inseln der Südsee für Christum zu gewinnen. Sie haben auf den Neuhebriden, auf den Savage-, Ellice-, Gilbert- und Tokelau-Inseln, ja selbst unter den gefürchteten Papuas von Neu-Guinea sich als wackere Evangelisten bewährt, die zum Teil in heroischer Weise gearbeitet, gelitten und selbst ihr Leben gelassen haben. Seit der Gründung des Instituts (1844) sind im ganzen 2021 Personen, nämlich 1041 Männer, 632 Frauen und 348 Knaben in demselben ausgebildet worden. — Die Londoner Mission hat gegenwärtig 8 europäische Missionare, 147 Pastoren und 75 Evangelisten und Lehrer auf der Inselgruppe in der Arbeit stehen. Gemeindegliederzahl 2757, Anhänger 11 521, Schulen 96, Schüler 3399.

Auf den Hervey-Inseln hat die durch die englische Verwaltung (seit 1888) und den zunehmenden Handel mit dem Ausland eindringende Civilisation einen bedeutenden Umschwung in den sozialen Verhältnissen hervorgerufen. Aber die Segnungen dieser ausländischen Civilisation sind zum Teil sehr zweifelhafter Art. So hat z. B. die Trunksucht in erschreckendem Maß zugenommen. Zwar bestehen Gesetze, die die Einfuhr von Spirituosen beschränken und die Trunksucht der Eingebornen verhindern sollen, aber sie werden nicht scharf genug gehandhabt. Unschuldiger erscheint die Sucht der Eingebornen sich europäisch zu kleiden, aber es kann nicht ausbleiben, daß die Sache oft bis ans Lächerliche streift. Solche Unnatur, die ein Naturvolk der europäischen Kultur entlehnt, ist mit Recht nicht nach dem Geschmack der Mission; denn diese bietet dem Volk Besseres an, als den bloßen Firnis des europäischen Kulturlebens. Es ist daher nichts als bare Unkenntnis oder Oberflächlichkeit, wenn nicht gar bewußtes Uebelwollen, wenn Reisende und Kaufleute derartige Erscheinungen der Mission in die Schuhe schieben und sie dafür verantwortlich machen oder gar diskreditieren wollen. Die Nachahmungssucht der Samoaner erstreckt sich aber noch weiter. Sie suchen es den Europäern im Großhandel nachzumachen und glauben dies auf dem Weg zu erreichen, daß sie sich europäische Kauffahrteischiffe anzuschaffen suchen,

während ihnen doch alle nautische Kenntnis zu größeren Fahrten, sowie die des Betriebs des Großhandels abgeht. Unter diesen Verhältnissen giebt sich zwar ein großes Verlangen nach englischer Bildung kund, aber es erfordert große Weisheit von seiten der Missionsarbeiter, dieses Mittel so anzuwenden, das es der Bevölkerung zum Segen werde. Diese zählt ca. 10 000 Seelen und ist etwa zur Hälfte christianisiert; aber in den Gemeinden muß kräftig Kirchenzucht geübt werden.

Sehr erfreulich lauten die Berichte der Londoner Mission über den Stand der Dinge auf den Loyalitäts-Inseln. Auf Lifu und Uvea haben sich die Gemeinden beträchtlich gemehrt und selbst unter den Weißen und Mischlingen, die sonst nicht gerade das beste Lob haben, scheint sich ein besserer Geist bemerklich zu machen. Auch gelang es trotz dem Widerstand der katholischen Priester, einen eingebornen Geistlichen in Numea, dem Hauptort von Neukaledonien, zu stationieren, wo derselbe die als Arbeiter beschäftigten Christen der Loyalitätsinseln geistlich bedienen soll.

Auf den Gesellschaftsinseln, wo die Gemeinden unter der Pflege der Pariser Mission stehen, ist das öffentliche Schulwesen durch die Kolonialregierung dadurch gefährdet, daß sie dasselbe mehr und mehr unter katholischen Einfluß zu bringen sucht, indem sie darauf ausgeht, die Bevölkerung so viel als möglich zu französieren. Die katholischen Priester stehen sich natürlich bei diesem Bestreben am besten, während die evangelische Mission dadurch nicht wenig bedroht wird.

Zum Schluß erwähnen wir nur noch die Hawaii-Inseln, die in den letzten Jahren eine politische Umwälzung durchgemacht haben. Das republikanische Staatswesen hat sich bis jetzt glücklich behaupten können. Da die dortigen evangelischen Gemeinden kirchlich selbständig sind, so beschränkt sich der amerikanische Board auf die Leitung des Seminars (des sogenannten Nordpacific-Instituts) und auf die Arbeit unter den eingewanderten Chinesen und Japanern. Diese ist in jeder Hinsicht vielversprechend. Besonders ist man darauf bedacht, jenen Fremdlingen den Besuch von Schulen in ausgiebiger Weise zu ermöglichen.

BüchCranzeige.

Spurgeon Ch. H. **Ratschläge für Prediger.** 21 Vorlesungen, gehalten in seinem Predigerseminar. Deutsch von L. Oehler. Mit Vorwort von Prof. Dr. Häring. 368 S. Verlag von D. Gundert, Stuttgart. Geb. Mk. 3.60

Es ist ein Genuß Spurgeons Ratschläge für das geistliche Amt zu hören, Ratschläge, die er aus Gottes Wort und seiner reichen Erfahrung schöpft und in unübertrefflicher, packender und origineller Weise zu geben weiß. Aus manchem kann auch der Laie sehr viel lernen und es wird gewiß niemand das Buch ohne Eindruck und Gewinn lesen. Auch die Uebertragung ins Deutsche ist so meisterhaft, daß sie sich wie das Original liest.

Boelter J. **Aus England.** Bilder und Skizzen aus dem kirchlichen, kulturellen u. sozialen Leben. 169 S. Verl. v. E. Salzer, Heilbronn. Mk. 1.60 ; geb. 2.20

In sehr feiner Weise zeichnet der Verfasser das englische Leben, wie es ihm in seiner sozialen und religiösen Gestalt entgegengetreten ist. Mit größtem Interesse folgt man dem Erzähler auf all die verschiedenen Gebiete des kirchlichen Lebens, der religiösen und gemeinnützigen Bestrebungen, der inneren und äußeren Mission, der Litteratur und Kunstrichtung. Sehr wohlthuend berührt die Objektivität, mit der die verschiedenartigen Erscheinungen besprochen und beurteilt werden.

Schlatter, D. **Heilige Anliegen der Kirche.** 60 S. Verlag der Vereinsbuchhandlung in Calw und Stuttgart. 60 Pfg.

Vier Reden über: Das Bekenntnis zur Gottheit Jesu, die heilige Geschichte und der Glaube, der Glaube an die Bibel, Moral oder Evangelium — alles Gegenstände, deren Besprechung gerade in jetziger Zeit von besonderer Wichtigkeit ist.

Keller A. **Der Geisteskampf des Christentums gegen den Islam** bis zur Zeit der Kreuzzüge. 90 S. Verlag der Akadem. Buchhandlung (W. Faber), Leipzig. Mk. 2

Eine sehr gründliche und auf Quellenstudium beruhende Arbeit, in der die frühere Stellung des Christentums zum Islam und die Art und Weise seiner Auseinandersetzung mit demselben beleuchtet wird. Der Verfasser zeigt aber auch damit zugleich, woran es seiner Zeit an der Bekämpfung des Islam fehlte und wie diese heutzutage auf Erfolg zu rechnen habe.

Thomä J. **Zwei Bücher gegen den Mohammedanismus.** Von Petrus Venerabilis. Ebendaselbst. Mk. 2

Das Bruchstück einer Streitschrift, die Petrus der Ehrwürdige, Abt von Clugny, im 12. Jahrhundert gegen den Islam geschrieben hat und worin er dessen beiden Hauptstützen: die angebliche Göttlichkeit des Koran und die Prophetenwürde Mohammeds zertrümmert. Durch die vorliegende Uebersetzung der alten lateinischen Schrift ins Deutsche, die noch heute ihre Bedeutung hat, hofft der Herausgeber neue Streiter zum gegenwärtigen Kreuzzug wider den Halbmond zu gewinnen.

während ihnen doch alle nautische Kenntnis zu größeren Fahrten, sowie die des Betriebs des Großhandels abgeht. Unter diesen Verhältnissen giebt sich zwar ein großes Verlangen nach englischer Bildung kund, aber es erfordert große Weisheit von seiten der Missionsarbeiter, dieses Mittel so anzuwenden, das es der Bevölkerung zum Segen werde. Diese zählt ca. 10 000 Seelen und ist etwa zur Hälfte christianisiert; aber in den Gemeinden muß kräftig Kirchenzucht geübt werden.

Sehr erfreulich lauten die Berichte der Londoner Mission über den Stand der Dinge auf den Loyalitäts-Inseln. Auf Lifu und Uvea haben sich die Gemeinden beträchtlich gemehrt und selbst unter den Weißen und Mischlingen, die sonst nicht gerade das beste Lob haben, scheint sich ein besserer Geist bemerklich zu machen. Auch gelang es trotz dem Widerstand der katholischen Priester, einen eingebornen Geistlichen in Numea, dem Hauptort von Neukaledonien, zu stationieren, wo derselbe die als Arbeiter beschäftigten Christen der Loyalitätsinseln geistlich bedienen soll.

Auf den Gesellschaftsinseln, wo die Gemeinden unter der Pflege der Pariser Mission stehen, ist das öffentliche Schulwesen durch die Kolonialregierung dadurch gefährdet, daß sie dasselbe mehr und mehr unter katholischen Einfluß zu bringen sucht, indem sie darauf ausgeht, die Bevölkerung so viel als möglich zu französieren. Die katholischen Priester stehen sich natürlich bei diesem Bestreben am besten, während die evangelische Mission dadurch nicht wenig bedroht wird.

Zum Schluß erwähnen wir nur noch die Hawaii-Inseln, die in den letzten Jahren eine politische Umwälzung durchgemacht haben. Das republikanische Staatswesen hat sich bis jetzt glücklich behaupten können. Da die dortigen evangelischen Gemeinden kirchlich selbständig sind, so beschränkt sich der amerikanische Board auf die Leitung des Seminars (des sogenannten Nordpacific-Instituts) und auf die Arbeit unter den eingewanderten Chinesen und Japanern. Diese ist in jeder Hinsicht vielversprechend. Besonders ist man darauf bedacht, jenen Fremdlingen den Besuch von Schulen in ausgiebiger Weise zu ermöglichen.

Bücheranzeige.

Spurgeon Ch. H. **Ratschläge für Prediger.** 21 Vorlesungen, gehalten in seinem Predigerseminar. Deutsch von L. Oehler. Mit Vorwort von Prof. Dr. Häring. 368 S. Verlag von D. Gundert, Stuttgart. Geb. Mk. 3.60

Es ist ein Genuß Spurgeons Ratschläge für das geistliche Amt zu hören, Ratschläge, die er aus Gottes Wort und seiner reichen Erfahrung schöpft und in unübertrefflicher, packender und origineller Weise zu geben weiß. Aus manchem kann auch der Laie sehr viel lernen und es wird gewiß niemand das Buch ohne Eindruck und Gewinn lesen. Auch die Uebertragung ins Deutsche ist so meisterhaft, daß sie sich wie das Original liest.

Voelter J. **Aus England.** Bilder und Skizzen aus dem kirchlichen, kulturellen u. sozialen Leben. 169 S. Verl. v. E. Salzer, Heilbronn. Mk. 1.60 | geb. 2.20

In sehr feiner Weise zeichnet der Verfasser das englische Leben, wie es ihm in seiner sozialen und religiösen Gestalt entgegengetreten ist. Mit größtem Interesse folgt man dem Erzähler auf all die verschiedenen Gebiete des kirchlichen Lebens, der religiösen und gemeinnützigen Bestrebungen, der inneren und äußeren Mission, der Litteratur und Kunstrichtung. Sehr wohlthuend berührt die Objektivität, mit der die verschiedenartigen Erscheinungen besprochen und beurteilt werden.

Schlatter, D. **Heilige Anliegen der Kirche.** 60 S. Verlag der Vereinsbuchhandlung in Calw und Stuttgart. 60 Pfg.

Vier Reden über: Das Bekenntnis zur Gottheit Jesu, die heilige Geschichte und der Glaube, der Glaube an die Bibel, Moral oder Evangelium — alles Gegenstände, deren Besprechung gerade in jetziger Zeit von besonderer Wichtigkeit ist.

Keller A. **Der Geisteskampf des Christentums gegen den Islam** bis zur Zeit der Kreuzzüge. 90 S. Verlag der Akadem. Buchhandlung (W. Faber), Leipzig. Mk. 2

Eine sehr gründliche und auf Quellenstudium beruhende Arbeit, in der die frühere Stellung des Christentums zum Islam und die Art und Weise seiner Auseinandersetzung mit demselben beleuchtet wird. Der Verfasser zeigt aber auch damit zugleich, woran es seiner Zeit an der Bekämpfung des Islam fehlte und wie diese heutzutage auf Erfolg zu rechnen habe.

Thomä J. **Zwei Bücher gegen den Mohammedanismus.** Von Petrus Venerabilis. Ebendaselbst. Mk. 2

Das Bruchstück einer Streitschrift, die Petrus der Ehrwürdige, Abt von Clugny, im 12. Jahrhundert gegen den Islam geschrieben hat und worin er dessen beiden Hauptstützen: die angebliche Göttlichkeit des Koran und die Prophetenwürde Mohammeds zertrümmert. Durch die vorliegende Uebersetzung der alten lateinischen Schrift ins Deutsche, die noch heute ihre Bedeutung hat, hofft der Herausgeber neue Streiter zum gegenwärtigen Kreuzzug wider den Halbmond zu gewinnen.

Andreas, Dr. **Die Babis in Persien.** Ihre Geschichte und Lehre quellenmäßig und nach eigener Anschauung dargestellt. 68 S. Ebendas. Mk. 1

Eine sehr dankenswerte Arbeit, die umsomehr von Interesse ist, als zur Zeit aller Augen auf den Orient und die dortigen Vorgänge gerichtet sind. Ob der Sekte der Babis wirklich eine so vielversprechende Bedeutung für die missionierende Thätigkeit im mohammedanischen Persien zugemessen werden darf, muß wohl noch dahingestellt bleiben.

Stosch G. Paulus als Typus für die evangelische Mission. 28 S. Verlag von Martin Warneck, Berlin. 50 Pfg.

Die Person und Wirksamkeit St. Pauli als Vorbild für die evangelische Mission findet hier ihre geistvolle Darstellung, wie wir sie bei dem bekannten Verfasser, dem ehemaligen Missionar Stosch, gewohnt sind. Wir möchten deshalb dem Schriftchen wünschen, daß es in einem recht großen Leserkreis die Aufmerksamkeit finde, die es mit Recht verdient.

Des Volksboten Schweizer-Kalender 1897. Fünfundfünfzigster Jahrgang. Verlag von Adolf Geering, Basel. 30 Cts.

Wir möchten nicht unterlassen, auch auf diesen altbewährten christlichen Volkskalender aufmerksam zu machen, der in seinem reichen Inhalt auch immer etwas aus der Mission mitteilt und das Christenvolk auf die Arbeit im Reich Gottes hinweist.

Von Missionsschriften, die wir aufs beste empfehlen möchten, seien noch aufgeführt:

Aus dem Verlag der Buchhandlung der Berliner evangelischen Missions-Gesellschaft, Berlin NO. 43:

Die evangelischen Missionen in den deutschen Kolonien und Schutzgebieten. 80 Pfg.

Remus, P. Soll ich Mission treiben? Ja oder nein? 20 Pfg.

Richter, P. Mission und Kolonialpolitik. 25 Pfg.

Grundemann, D. **Vater Christliebs Abendunterhaltungen über die Heidenmission.**

I. Das Missionswesen in der Heimat. 2. Auflage.
II. Die Missionsgesellschaften. 2. Auflage.
III. Leben und Wirken des Missionars in Südafrika. à 20 Pfg.

Aus dem Verlage von A. Haack, Berlin:

Munzinger, Pf. **Aus dem Lande der aufgehenden Sonne.** 2. verbesserte Auflage. 50 Pfg.

Aus dem Verlage der Missionsverwaltung in Herrnhut:

Schneider H. G. **In fernen Heidenlanden.** Missions-Erzählungen für die Jugend.

I. Jonas Walden (Suriname).
II. Gaba Makolwa's Traum.
III. Heidenmission auch Christenmission.
IV. Prinz Pamiok und sein Vater. à 10 Pfg.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**



Ein Maori-Dorf (Neuseeland).

Fünfzig Jahre an den Ufern des Kalabar.

(Fortsetzung.)

Neue Kämpfe, neue Siege.

Erst jetzt, nachdem eine heidnische Unsitte nach der andern ins Wanken und zum Teil in Abgang gekommen war, fing die Mission an, mehr und mehr Eingang unter der Bevölkerung zu finden, und sie durfte nun auch endlich hoffen, daß allgemach der Boden für solche zubereitet sei, die etwa aus dem Heidentum zum Christentum übertreten würden.

Doch darauf hatten die Missionsarbeiter noch eine Zeitlang zu warten, wiewohl ihre Gottesdienste gut besucht waren. Zuvor gab es noch einen weiteren Strauß auszufechten mit einer Unsitte, die ebenfalls tief im Volksleben wurzelte und dasselbe beeinflußte. Es war dies die grausame Behandlung von Zwillingen und deren Müttern. Die Eingebornen von Kalabar pflegten erstere ausnahmslos umzubringen, letztere wurden ohne Erbarmen aus der Stadt hinausgestoßen und ihrem Schicksal überlassen. Diese barbarische Sitte hatte darin ihren Grund, daß Zwillinge als Ungeheuer ohne Glieder und nach ihrer ganzen Erscheinung als ungewöhnliche Wesen betrachtet wurden, die man weder ansehen noch berühren dürfe, wenn man nicht riskieren wolle, in eben solche Ungeheuer verwandelt zu werden. Niemand wagte es deshalb, von der Mutter solcher Ausgeburten einen Trunk Wassers anzunehmen. Dieser Aberglaube wurde noch durch den Umstand genährt, daß solche Kinder sofort nach ihrer Geburt getötet wurden, weshalb er nie durch den Augenschein widerlegt werden konnte. Selbst die natürliche Mutterliebe verleugnete in diesem Fall ihr Fleisch und Blut, und die eigenen Mütter waren darauf bedacht, daß solche unglückliche Wesen umgebracht würden, ja töteten sie mit eigener Hand, während sie ihre eigene Verstoßung aus dem Gemeinwesen als gerechte Strafe betrachteten.

Dieser barbarische Brauch mußte fallen. Eine eingeborne Frau in Oldtown flüchtete sich vor ihrer Niederkunft in das Missionshaus und gebar hier Zwillinge. Sie war ganz hingenommen von Scham und wollte durchaus die beiden Kinder umbringen. Frau Edgerley aber beruhigte sie und nahm sich der kleinen unschuldigen Wesen an. Zugleich war man im Missionshaus fest entschlossen, allen Folgen die Stirne zu bieten. Der alte Erzheide Willy schnaubte vor Wut. Der Stadtfetisch Anansa, der in einem Brunnenloch unten am Flußufer hauste, drohte der Stadt den Untergang. Man wütete und drohte, aber Edgerleys gaben die Kinder nicht heraus. Schließlich belegte Willy die Mission mit dem Fetischbann und zog sich grollend auf seine Pflanzung zurück. Aber die öffentliche Meinung begann schon eine andere zu werden. Niemand kehrte sich an den Fetischspruch. Im Gegenteil, man war erstaunt, zu sehen, daß die im Missionshaus befindlichen Zwillinge gerade solche Kinder waren wie andere auch. Verschiedene Häuptlinge von Creektown kamen das Wunder zu sehen, und Eyo wagte es sogar, sie in seine Arme zu nehmen und sie zu herzen. Die Schulkinder von Creektown und Duketown wallfahrteten nach Oldtown und brachten den Zwillingen Geschenke. Man überzeugte sich durch den Augenschein von der Harmlosigkeit der kleinen Geschöpfe, und der bisherige Aberglaube in diesem Punkt war damit für immer erschüttert.

Aber das Heidentum in Kalabar glich einer Hydra, einer neunköpfigen Schlange. So oft auch eines ihrer Häupter abgeschlagen war, immer wieder erschien ein anderes an dessen Stelle. Das zeigte sich u. a. bei Gelegenheit des Todes von König Archibong in Duketown. Dieser hatte bis an sein Ende an den abergläubischen Gebräuchen seiner Väter festgehalten und ebenso seine alte Mutter Obuma, die nicht von seinem Krankenlager wich. Als Goldie ihn während seiner letzten Lebenstage besuchte, fand er das ganze Zimmer mit Opfern bestreut. Da lag hier der Kopf einer Ziege, dort ein Bein; neben dem Krankenbett aber befand sich ein verwesendes Huhn, das lebend an einem Stock aufgehängt worden war.

Als der König starb, verbot es allerdings das Gesetz, Menschenopfer darzubringen; aber man suchte dasselbe zu umgehen und auf andere Weise dem Verstorbenen ein Gefolge in die Totenwelt

nachzusenden. Seine Mutter ging sofort darauf aus, die Ursache der tödlichen Krankheit ihres Sohnes ausfindig zu machen. Vier der Anverwandten wurden der Zauberei beschuldigt und dem Gottesurteil unterworfen. Sie mußten nach der herkömmlichen Sitte den Giftbecher trinken, um ihre Schuld oder Unschuld zu erweisen. Die Prozedur bestand darin, daß den Angeschuldigten ein Trank gereicht wurde, der mit den zerstoßenen Bestandteilen der Giftbohne gemischt war. Nach dem heidnischen Aberglauben stieg damit der Fetisch in den Magen des betreffenden und sah sich hier nach dessen Schuld um. Fand er eine solche vor, so blieb er darin, und der Schuldige erlag der Wirkung des Giftes. Erbrach er aber den Trank und blieb er dadurch am Leben, so war dies ein Zeichen, daß der Fetisch das Innere des Menschen wieder verlassen und keinerlei Schuld gefunden habe. Natürlich lag es ganz in der Hand der Fetischmänner, das eine oder andere herbeizuführen.

In Archibongs Fall erlagen alle der Prozedur. Aber das genügte Obuma nicht. Sie gedachte sich auch noch an einigen andern angesehenen Familien zu rächen und ließ eine Anzahl bewaffneter Männer von der Pflanzung kommen. Eine große Anzahl von Frauen tranken öffentlich den Giftbecher und die meisten derselben starben. Dann beschuldigte Obuma eine ältere Frau von angesehener Famlie. Diese wollte aber nur gemeinsám mit Mr. Young sich der Probe unterziehen. Dieser jedoch, der sonst immer bezeugt hatte, daß der Unschuldige dabei nichts zu riskieren habe, machte sich in aller Stille davon und entfloh nach Creektown. Sein Bruder, der sich seiner Zeit am Morde von 15 Weibern des Königs Eyamba beteiligt hatte, that dasselbe. Die Sache erhielt vollends noch dadurch einen tragischen Abschluß, daß die von Obuma herbeigerufenen Helfershelfer nun verlangten, sie selbst solle ebenfalls den Giftbecher trinken. Dazu wollte sich aber die alte Dame nicht verstehen, und da sie befürchtete, man möchte sie mit Gewalt dazu zwingen, so legte sie eine Zündschnur an eine große Anzahl von Pulverfässern, um im Notfall sich und die ganze Stadt in die Luft zu sprengen.

Auf diese Weise hatte sich das Heidentum selbst gerichtet und die Vornehmen und Freien des Volkes erkannten, daß dieser heidnische Brauch abgeschafft werden müßte, umso mehr, als die

öffentliche Meinung keinen Anstand nahm, die Freigebornen gleich den Sklaven vor dasselbe Tribunal zu fordern. Dieser Umschwung der Dinge zeigte sich denn auch, als bald darauf Eyos Haus in Creektown durch eine Feuersbrunst zerstört wurde. Obschon der Schaden sich auf mehrere tausend Pfund belief, so wurde doch keinerlei Versuch gemacht, die Schuld davon auf irgendjemand zu schieben und den Uebelthäter durch Anwendung der Giftprobe herauszufinden. Es ist auch bezeichnend, daß bei dem Feuer ein Schulkind vor allem Eyos Bibel zu retten suchte.

Während so der Einfluß der Mission das Volksleben umzugestalten begann, fuhren die Missionare fort, in aller Stille und Geduld ihre Segensarbeit zu thun. Goldie verfaßte mehrere Schulbücher, Anderson übersetzte den Propheten Jona und Waddell schrieb das Leben Josephs. Ebenso wurde eine kleine Zusammenstellung der neutestamentlichen biblischen Geschichten veranstaltet. Alle diese Büchelchen fanden mehr und mehr Eingang in den Häusern der Eingebornen und wirkten in ihrer Art mit, daß der Sauerteig des Evangeliums unter das Volk kam.

Endlich, im Jahr 1853, durften auch die ersten Garben eingeführt werden und zwar auf allen drei Stationen. Der Erstling des Efikvolkes wurde am 16. Oktober von Goldie in Creektown getauft. Es war ein Jüngling, der dann auch der erste Lehrer in der Mission und später ihr erster Pastor geworden ist. Der Erstlingstaufe folgte schon am 30. Oktober die des jungen Eyo, eines Sohnes des Königs. Auch in Duketown durfte Anderson bald darauf einige Personen in den Tod Jesu taufen. Selbst in Oldtown, da „des Satans Stuhl" war, wurde Edgerley nicht wenig dadurch ermutigt, daß es ein Jüngling wagte, durch die Taufe seinen Uebertritt zu erklären. Ueberhaupt bot die Arbeit an allen Punkten die hoffnungsvollsten Aussichten. Aber noch immer lag der Bann eines tausendjährigen Heidentums auf dem Volk, dessen soziale Verhältnisse das Dasein der Christen erschwerten.

6. Sklavenfrage.

Nur in Oldtown, wo Willy Tom mit aller Zähigkeit an den heidnischen Unsitten festhielt, hatte die Mission einen schweren Stand. Besonders in seiner letzten Krankheit kehrte derselbe noch einmal

seine heidnische Natur nach außen und ließ in seiner Umgebung alle barbarischen Gebräuche des Landes aufleben. Er ließ seine Söhne und Häuptlinge festsetzen und unterwarf viele derselben als angebliche Ursächer seiner Krankheit der fürchterlichen Giftprobe. Bei seinem Tode im Februar 1854 wurden trotz des bestehenden Verbotes seine zwei ältesten Söhne, fünf oder sechs seiner Frauen und eine große Anzahl von Sklaven erschossen, gehängt oder vergiftet. Verschiedene Personen flüchteten sich ins Missionshaus wie zu einem Heiligtum und fanden hier Schutz. Eine Frau, die schon ein Jahr zuvor vom Opfertod gerettet worden war und der man damals durch einen Schnitt bereits die Kinnladen losgetrennt hatte, entrann diesmal glücklich den Händen der Henker. Doch mußte sie sehen, wie man ihren Mann niederschoß und ihm den Kopf abschnitt; dann kam sie auf ihrer Flucht durch die Wälder an achtzehn kopflosen Rumpfen vorbei und hatte, um ihr Leben zu retten, über den von Alligatoren wimmelnden Fluß zu schwimmen.

Unter solchen Umständen konnte das Missionswerk in Oldtown nicht wohl gedeihen. Edgerley lag in Fieberdelirien und sein Mitarbeiter Thomson protestierte vergeblich gegen die bei Willys Tod stattfindenden blutigen Greuel. Es blieb ihm schließlich nichts übrig, als den Fall den Behörden in Duketown zu vermelden und die Folgen davon abzuwarten. Nicht lange darauf dampfte ein englisches Kanonenboot den Fluß herauf und schoß die Stadt am 19. Januar 1855 in Brand.

Günstiger lagen die Verhältnisse in Creektown, wo zwar die Bekehrten allerlei Druck und Verfolgung von ihren Volksgenossen zu erleiden hatten, aber doch durch König Eyo vor dem äußersten geschützt waren. So konnten im Lauf des Jahres 1854 wieder eine größere Anzahl von Leuten in die Gemeinde aufgenommen werden, darunter Personen von Rang und Ansehen.

Bei der wachsenden Zahl der Gemeindeglieder, worunter sich Freie und Sklaven befanden, trat nun aber die schwierige Frage an die Missionare heran, wie man es künftig bei der Aufnahme von Sklavenbesitzern in die Gemeinde zu halten habe. Der Entscheid der Frage war um so schwieriger, als die dortigen gesellschaftlichen Verhältnisse durch das herrschende Sklavenwesen ihren besonderen Ausdruck finden; denn in Kalabar besteht überhaupt die gesamte Bevölkerung nur aus zwei Volksschichten: aus den

Sklavenhaltern oder Freien und aus Sklaven. Von letzteren kommen etwa 20 auf einen einzigen Freien. Der Besitzer hat unumschränktes Recht über seinen Sklaven, jedoch so, daß der Verkauf eines solchen nur geschieht, wenn sich der Sklave eines Verbrechens schuldig gemacht hat. Dagegen ist anderseits eine Freigebung nach Kalabar-Gesetz unbekannt. Wer einmal Sklave ist, der bleibt es auch zeitlebens. Ja, die gegenseitige Verbindlichkeit zwischen dem Sklaven und seinem Meister geht so weit, daß der letztere auch dann noch für das Thun seines Sklaven verantwortlich ist, nachdem er ihn weggeschickt oder verstoßen hat. Er kann sich dieses seines Eigentums nicht ohne weiteres entäußern. Das einzige Mittel, den Sklaven los zu werden, besteht in seiner Wegräumung durch den Tod.

Eine eigentliche Aufhebung des Sklavenverhältnisses war aber für die Mission schon aus dem Grunde nicht zuläßlich, als dadurch die bisherigen Sklaven völlig rechtlos geworden und schutzlos dagestanden wären; denn einen freien Arbeiter giebts nach dem Efik-Gesetz nicht. Der freigegebene Sklave hätte als solcher weder Arbeit gefunden, noch auch irgendwelche Stellung im Volksleben und Gemeinwesen eingenommen. Die Mission war deshalb genötigt, die Beziehungen zwischen den Sklavenhaltern und ihren Sklaven bis auf einen gewissen Grad aufrecht zu erhalten. Man verlangte nur, daß der Sklavenbesitzer bei seinem Eintritt in die Gemeinde eine schriftliche Erklärung abgab, worin er versprach, seine Sklaven nicht mehr als solche, sondern als seine Diener und Arbeiter anzusehen, die er für die geleisteten Dienste nach Recht und Billigkeit zu entschädigen bereit sei. Zugleich war damit das Versprechen verbunden, dahin zu wirken, daß späterhin Gesetze für die persönliche Freiheit der Sklaven in Kalabar Eingang fänden. Bis dahin aber mußte er sich verpflichten, seine Hörigen gütig und gerecht zu behandeln und dafür zu sorgen, daß ihnen der Besuch von Schule und Kirche unverwehrt sei.

Es war dies unter den gegebenen Verhältnissen gewiß eine richtige Lösung der überaus schwierigen Sklavenfrage, wodurch zugleich dem Uebergang zur Emanzipation dieser Volksklassen in verständiger Weise vorgearbeitet wurde.

---

7. Flußaufwärts.

Um dieselbe Zeit träten verschiedene neue Arbeiter in die Kalabarmission ein, und so konnte denn auch Oldtown, das nach seiner Beschießung allmählich wieder aufgebaut worden war, aufs neue besetzt werden. Es geschah dies durch A. Sutherland, der aber schon April 1856 starb. Seine wackere Frau setzte die Arbeit auf diesem schwierigen Posten volle sieben Jahre fort, bis sie nach Duketown versetzt wurde, wo sie im Jahre 1881 ihren Lebenslauf beschloß. Ueber 32 Jahre lang hat dieselbe mit großer Treue und Hingebung der Kalabarmission gedient und reiche Segensspuren hinterlassen. In Anerkennung ihrer Verdienste errichteten ihr die dankbaren Einwohner Duketowns und die hier ansässigen Europäer einen Obelisken als Monument auf dem Missionshügel. Doch auch ohne dieses wäre ihr Andenken unter der Bevölkerung unvergessen geblieben. Unter den im Jahre 1855 ankommenden neuen Arbeitern befand sich auch ein Missionsarzt, Dr. Hewan, der als solcher der Mission 11 Jahre lang wertvolle Dienste leistete.

Durch die eingetroffene Verstärkung, und nachdem die Arbeit auf den drei bisherigen Stationen eine feste Grundlage erhalten hatte, konnte man endlich daran denken, das Werk wenigstens nach der einen Richtung hin auszudehnen. Diese war von selbst gegeben, nämlich flußaufwärts, dem Inneren zu. Es wurde zu dem Zweck die kleine Stadt Ikoneto, etwa 25 englische Meilen von Creektown flußaufwärts, in Aussicht genommen. Die Sache ließ sich aber nicht so leicht ausführen. Die Handelsinteressen der drei Städte im Mündungsgebiet schienen dadurch gefährdet; denn erstlich fürchteten diese, daß infolge eines Vordringens der Mission die flußaufwärts gelegenen Ortschaften künftighin direkt mit den Weißen Handel treiben möchten, sobald deren Bewohner lesen und schreiben gelernt hätten. Dadurch wäre dann das Monopol des Zwischenhandels für die unteren Städte Duketown, Oldtown und Creektown hinfällig geworden. Zugleich aber auch lag die Gefahr nahe, daß mit der Mission die europäischen Händler flußaufwärts dringen, sich dort niederlassen und mit Umgehung der Küstenstädte die Produkte aus dem Innern aufkaufen würden. In diesem Fall wären dann auch die eingeführten Tausch-

güter den Stämmen des Innern direkt zugeführt worden. Um dies zu verhüten, wachten die unteren Handelsstädte mit Argusaugen darüber, daß das obere Flußgebiet als ihre Handelszone jedem Weißen verschlossen blieb. Doch gelang es den Missionaren die Eifersucht derselben zu beseitigen und im Juli 1856 siedelte Goldie mit seiner Frau und Schwägerin, Frl. E. Johnston, nach Ikoneto über.

Der Erfolg war hier fast ein augenblicklicher. In kurzer Zeit hatte man 90 Kinder in der Schule beisammen. Die Bevölkerung, die meist dem Ackerbau oblag, hörte aufmerksam der Predigt zu und erwies sich weit empfänglicher und umgänglicher als die der Handelsstädte am unteren Fluß. Ohne Schwierigkeit gaben sie nach kurzem die Zwillingsmorde, sowie die Menschenopfer auf und fingen an, sich besser und anständiger zu kleiden. Es wurde im Jahre 1857 eine Kapelle aus einheimischem Material gebaut und der Platz zur regelrechten Station erhoben.

Dieser ermutigende Anfang zur Vorwärtsbewegung erhielt einen neuen Anstoß besonders durch den rührigen Zerub Baillie, der im Jahre 1856 in die Arbeit eintrat und sich die Erforschung der weiteren Grenzen des Arbeitsgebietes angelegen sein ließ. Er war es auch, der den Fluß aufwärts strebte und hier ziemlich weit oben am Croßfluß eine weitere Station, Ikorofiong, im Jahre 1858 anlegte. Er wurde von den dortigen Häuptlingen aufs freundlichste aufgenommen und erhielt einen schön gelegenen Hügel zur Niederlassung, von wo aus man gegen acht Meilen in der Runde den Fluß auf und niedersehen konnte, und wo die Bergspitzen des Kamerungebirges von ferne herübergrüßten. Die Bevölkerung zeigte sich sehr lernbegierig und dem Evangelium geneigt.

Hier arbeitete Zerub Baillie mit großer Energie, seit 1861 unterstützt von seinem Bruder John. Ikorofiong bildete bald einen wichtigen Mittelpunkt der Kalabarmission, von wo das Licht seine Strahlen weithin in die Nacht jener dunkeln Gebiete warf. Die beiden Brüder Baillie benützten fleißig den gegebenen Wasserweg, um das Evangelium flußaufwärts und abwärts den Stämmen am Croßfluß zu bringen, knüpften Verbindungen mit denselben an und bahnten so die Wege für ihre nachrückenden Mitbrüder.

Doch kaum hatte Zerub Baillie die kleine Streiterschar verstärkt, als diese durch den Tod wieder gelichtet wurde. Nach elf-

jähriger treuer Arbeit starb in Duketown am 28. Mai 1857 einer der Bahnbrecher der Mission: S. Edgerley. Zwar trat im gleichen Jahre sein Sohn S. H. Edgerley und das Jahr darauf D. Robb aus Jamaika in die Lücke ein, aber zu gleicher Zeit sah sich auch der Senior der Mission, Miss. Waddell, 1858 genötigt, gesundheitshalber das Arbeitsfeld für immer zu verlassen. Es war ihm vergönnt gewesen, 16 Jahre in Jamaika und 12 Jahre in Kalabar unter den Negern zu arbeiten. Bei seinem Abgang von Kalabar hatte er die Freude, daß ihm die eingebornen Christen 71 Pfund Sterling (1420 Mark) als Liebessteuer für die heimatliche Missionskirche überreichten. Noch vom Bord des Dampfers aus rief er scheidend den Christen zu: „Lebe wohl, Kalabar! Wir verlassen dich nun; aber was auch hinter uns liegen mag — es reut uns nicht, und ebenso wenig fürchten wir für deine Zukunft. Wir danken Gott, daß er uns als seine Boten gewürdigt und uns mit seinem Evangelium hierher gesandt hat. Wir danken ihm, daß ers uns hat gelingen lassen. Seinem Namen sei Ehre und Preis!"

---

8. Allerlei Schatten.

Wenige Monate nach Waddells Abreise starb König Eyo Honesty. Durch seinen Tod wurde auch die Mission schmerzlich berührt; denn sie hatte ihm viel zu verdanken. Durch ihn hatten die Missionare die erste freundliche Aufnahme gefunden und er war auch ihr Gönner geblieben bis an seinen Tod. Obschon er nie selbst Christ wurde, so trug er doch durch sein taktvolles, weises und mildes Auftreten, sowie durch sein freundliches Entgegenkommen viel dazu bei, daß das Christentum in Creektown eine feste und bleibende Stellung errang. Der Wahrheit brachte er seine Sympathie offen entgegen. An dem Sonntag, bevor er starb, lag er zu Bett mit der Bibel vor sich und las darin. Den Christen gewährte er volle Freiheit und respektierte ihr Gewissen so sehr, daß wenn er einem Besuch ein Glas Rum anbieten wollte, er nie einen seiner christlichen Diener zur Aufwartung rief, sondern einen heidnischen.

Sein Tod am 3. Dezember 1858 zeigte, welchen Einfluß die Mission während ihres Daseins in Kalabar errungen hatte.

Kein Tropfen Blut wurde vergossen. Viele Sklaven flohen; aber seine christliche Umgebung blieb ruhig an Ort und Stelle und verrichtete die letzten Dienste an ihrem Herrn. Seine Söhne weigerten sich, den früher üblichen Bluteid zu schwören, sondern schwuren auf die Bibel. Zehn Jahre früher hätte der Tod des Königs Hunderte von Menschenopfern gekostet.

Auch in Duketown zeigte sich der Fortschritt, den die Sache Christi in den letzten Jahren gemacht hatte. Im September desselben Jahres konnte eine neue Kirche eingeweiht werden, die auf Kosten der Eingebornen erbaut worden war. Selbst im heidnischen Gemeinwesen machte sich der Anbruch einer neuen Zeit bemerklich. König Archibong II., der im Jahre 1859 die Regierung antrat, schaffte zur großen Freude der Missionare den Sonntagsmarkt in Duketown ab und förderte dadurch nicht wenig das Missionswerk. Zugleich fand nach jahrelangem Kampf eine andere Frage ihre Erledigung, bei der es sich um nichts Geringeres handelte als um die Kleiderordnung der Frauen. Die herkömmliche ungenügende Bekleidung der Frauen, die nur in einem schmalen Hüftentuch bestand, hatte bei den Christenfrauen aus Anstandsrücksichten einem regelrechten Frauengewand, wie es in Westindien gebräuchlich ist, weichen müssen, das wie ein Burnus den ganzen Körper einhüllt. Das rief die Eifersucht der heidnischen Frauenwelt hervor, besonders die der Häuptlingsfrauen, die sich dadurch überboten glaubten und nicht zugeben wollten, daß ihre Untergebenen, zumal Sklavenweiber, besser gekleidet gehen sollten als sie selbst. Diese Kleiderfrage führte dazu, daß schließlich die Häuptlinge, von ihren Ehehälften aufgestachelt, ein Gesetz erließen, wonach das Tragen von langen Gewändern verboten wurde. Aber die Christenfrauen kehrten sich nicht daran und rechneten dabei auf die Zustimmung der öffentlichen Meinung. Sie wurden mit den Strafen des Fetisches bedroht, doch umsonst. Nach zweijährigem Kampf wurde die Art der Bekleidung freigegeben und es jedermann freigestellt, sich so zu kleiden, wie es ihm das christliche Anstandsgefühl vorschrieb.

Auch sonst bahnte sich in den gesellschaftlichen Verhältnissen ein Umschwung der Dinge an. So vor allem bezüglich der Rechte und Stellung der Sklaven. Obschon die Missionare die Sklaverei nie direkt angegriffen oder zu beseitigen gesucht hatten, da sie

zu tief im Volksleben wurzelte, so machte sich doch allmählich die Anschauung von der Gleichheit der Menschenrechte geltend. Das zeigte sich besonders beim Tode des Königs Eyo III. in Creek-town im Jahre 1860. Bei dieser Gelegenheit strömten die Sklaven von den Pflanzungen in die Stadt herein und forderten die Anwendung des Gifttrunkes von seiten der Vornehmen, während es bisher ein Vorrecht der Freien gewesen war, nur die Sklaven dem Gottesurteil zu unterwerfen. Die Forderung, gegen die sich die Häuptlinge vergebens wehrten, trug mehr als alles andere dazu bei, diese Unsitte in Kalabar in Abgang zu bringen; denn was bisher nur den Sklaven betroffen hatte, dem wollte sich der Freigeborne nicht unterwerfen.

Mittlerweile blühte das Werk auf den neugegründeten Stationen weiter oben am Fluß in erfreulicher Weise auf. Zerub Baillie und sein Bruder John legten verschiedene Außenstationen von Ikorofiong aus an und das Werk schien den besten Fortgang zu versprechen. Man lehrte die Eingebornen Ziegel formen, und Zerub baute in den Jahren 1863 und 1864 ein neues Missionshaus und eine hübsche kleine Kapelle, die von der ganzen Nachbarschaft als architektonisches Wunderwerk angestaunt wurde. Ein Häuptling aus der Umgegend erbaute in seinem Dorf auf eigene Kosten eine Kapelle, und am ersten Sonntag des Jahres 1864 konnten die Missionare mit ihren drei Erstgetauften das heilige Abendmahl feiern.

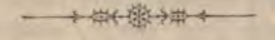
Aber nun traf ein Schlag nach dem andern die Missionsfamilie. Zuerst wurde Zerub Baillie seine treffliche Gattin durch den Tod entrissen. Sie schied von ihm mit den Worten: „Sieh zu, daß du mir nachfolgst und unsern Willy und so viele als möglich mit dir bringst!“ Und als ihr Gatte versicherte, er könne sie Gott ohne Rückhalt zurückgeben, da sagte sie sterbend: „Ich danke dir für dieses Wort! Jetzt bin ich glücklich und du hast keinen Grund, meinen Heimgang dem Klima zur Last zu legen!“ Zwei Wochen später folgte ihr Söhnchen Willy. Und nun erkrankte auch John Baillie, mußte nach Schottland zurückkehren und starb hier in Edinburg in seinem 30. Lebensjahre (1864). Sein vereinsamter Bruder Zerub hielt noch bis zum nächsten Jahre aus und kehrte dann ebenfalls krank in die Heimat zurück. Sterbend langte er in Liverpool an, wo er vom Schiff

getragen werden mußte. Er verschied bald darauf in den Armen seines Mitarbeiters Dr. Hewan, der gerade zur Erholung in der Heimat weilte und zu dem Sterbenden herbeigeeilt war.

Doch konnten diese Verluste, so schmerzlich sie auch empfunden wurden, den Fortgang des Werkes nicht aufhalten. Daß dieses die alten heidnischen Gebräuche und Unsitten immer mehr verschwinden machte und eine neue Zeit für Kalabar herbeiführte, daran hatte unstreitig die Verbreitung der hl. Schrift unter dem Volk einen großen Anteil. Schon seit längerer Zeit hatte man einzelne Teile der Bibel, sobald sie in die Landessprache übersetzt waren und die Presse verlassen hatten, unter den Eingebornen verbreitet. Im Jahr 1862 konnte Goldie das Neue Testament herausgeben. Sechs Jahre später erschien das Alte Testament und der erste Teil von Bunyans Pilgerreise, die der gelehrte D. Robb fertiggestellt hatte.

Aber wiederum wurde die Mission durch schwere Verluste heimgesucht. Dr. Hewan mußte 1866 mit gebrochener Gesundheit das Land verlassen und ebenso Miss. Thomson, nachdem er 18 Jahre in Kalabar gearbeitet hatte. Besonders schwer gestaltete sich das Jahr 1870, indem sich die Schatten des Todes aufs neue über den kleinen Kreis der Missionsarbeiter lagerten. Missionar Timson in Ikoneto starb nach zwölfjährigem treuem Dienst und ihm folgte bald darauf Lewis in Oldtown. Des letzteren Frau und Kind, die in der Heimat gewesen waren, trafen wenige Tage nach seinem Tode in Kalabar ein, fanden hier statt des Gatten und Vaters nur dessen frischen Grabhügel und kehrten wieder in die Heimat zurück. Noch im gleichen Jahr raffte das Klima auch den jungen Missionar Granger in Ikoneto hinweg, nachdem er erst wenige Monate zuvor das Land betreten hatte.

(Schluß folgt.)



Die Niederländische Missionsgesellschaft.

Von P. Wurm.

(Fortsetzung)

9. Van Rhijns Inspektionsreise.

Wir haben schon mehrmals bemerkt, wie mangelhaft in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts die Verbindung der niederländischen Inseln mit dem Mutterlande gewesen ist. War schon die Reise mit Segelschiffen von England um das Kap nach dem Festland von Vorderindien eine lange und mühsame, so galt dies noch mehr von der Fahrt der holländischen Schiffe nach Batavia, und von da fehlte vollends ein regelmäßiger Postdienst nach allen den großen und kleinen Inseln, auf welchen die Sendboten des Evangeliums zerstreut waren. Gab es nun allerlei Schwierigkeiten mit einzelnen Missionaren, Streitigkeiten und Aergernisse, oder wollte die Regierung durchaus keine Missionare zulassen, wie auf Java, gab es im Schulwesen allerlei Eingriffe der Kolonialregierung, so konnten solche Fragen bei der mangelhaften Verbindung nicht gut von Europa aus entschieden werden. Die Missionshilfsgesellschaften aber auf Java und Amboina hatten kein rechtes Leben, letztere löſten sich sogar ganz auf. So hatte der Direktor Hiebink schon 1844 darauf gedrungen, daß ein tüchtiger Mann die Stationen besuchen und das Nötige anordnen sollte. Man hatte zuerst an Miss. Lacroix in Kalkutta gedacht, einen französischen Schweizer, der in Rotterdam ausgebildet worden war und jetzt im Dienste der Londoner Missionsgesellschaft stand. Allein die Rücksicht auf die Regierung schien doch zu erfordern, daß man einen Niederländer aussendete, und die Wahl fiel auf Leonhard Johannes van Rhijn, geb. 1812, damaliger holländischer Prediger zu Friedrichsstadt in Schleswig-Holstein. Die Gemeinde, die er bis dahin bediente, war im 17. Jahrhundert von Remonstranten gegründet worden, welche die Beschlüsse der Dortrechter Synode über die Prädestinationslehre verwarfen und außerhalb der Niederlande eine neue Heimat gefunden hatten. Allmählich war in den Gemeinden an

der Eider das eigentümlich Arminianische verschwunden; die kleine Gemeinschaft der Remonstranten hatte fast keine Theologen, die niederländisch-reformierte Kirche dagegen Ueberfluß. So hatte die Gemeinde einen Theologen zu ihrem Pfarrer berufen, der nicht ihrer Kirche angehörte, aber mit seinem milden, liebevollen Wesen die Seelen für den Herrn gewinnen konnte. Dabei stimmte van Rhijn keineswegs einer rationalistischen Verflachung des christlichen Glaubens bei, sondern stand fest auf biblischem Boden in der Weise des deutschen Pietismus, und die Weckung von christlichem Leben war ihm auch auf dem Missionsgebiet die Hauptsache. So schwer es ihm wurde, Frau und Kinder zu verlassen, und so groß die Aufgabe, so glaubte er doch als treuer Missionsfreund diesem Rufe folgen zu müssen, und es war gewiß eine gnädige Fügung Gottes, daß die Gesellschaft einen Mann aussandte, der täglich so recht vor den Augen des Herrn wandelte.

Im Jahre 1845 wurde seine Aussendung beschlossen, und er siedelte zunächst von Friedrichsstadt nach Rotterdam über, um die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Zu seinem Begleiter wurde der auf Ceram stationierte Miss. Jellesma bestimmt. Van Rhijn wurde dem Kolonialminister vorgestellt, und dieser gab ihm eine Empfehlung mit an den General-Gouverneur von Niederländisch-Ostindien in Batavia und sicherte ihm freie Fahrt auf den Kriegsschiffen innerhalb der niederländischen Besitzungen zu Seine Instruktion von seiten des Missionskomitees lautete dahin, daß er alles untersuchen sollte, was mit der Mission und dem Zustand des Christentums in Niederländisch-Indien im Zusammenhang stand, daß er vieles vorläufig, anderes definitiv regeln konnte, und daß er das Interesse für das Werk der Gesellschaft auf allerlei Weise fördern sollte. Er durfte über eine bestimmte Geldsumme verfügen, auch malayische und javanische Handschriften und merkwürdige Natur- und Kunstgegenstände ankaufen.

Den 11. Mai 1846 segelte er von Holland ab und kam nach einer glücklichen Reise um das Kap am 16. August in Batavia an. Van Rhijn besuchte dort einen Verwandten, der ihn freundlich empfing, aber mit den Worten anredete: „Wozu kommst du denn eigentlich nach Indien? Ich habe wohl etwas davon gehört, weiß es aber doch nicht recht." Als er ihm den Zweck seiner Reise darstellte, sagte er: „Nun dann muß ich dir sagen, daß du die unglücklichste Mission

haft, die jemand hier haben kann. Ich kenne Indien seit 21 Jahren, aber für diese Sache ist hier keine Sympathie. Höre, Neffe! Dann mußt du dich auf alle möglichen Täuschungen vorbereiten und nichts, gar nichts erwarten." Van Rhijn ließ sich dadurch nicht entmutigen, sondern sprach: „Wir wollen sehen, wie Gott es will."

Wir müssen es uns versagen, die Eindrücke wiederzugeben, welche der Reisende von der neuen Welt bekam, die ihn hier umgab, die ihn mit ihren Sklaven und Bedienten in das alte Griechenland versetzte. Zu seiner großen Freude war sein Reisebegleiter Jellesma schon ein paar Tage vorher in Batavia angekommen. Es war ihm schwer geworden, sein Arbeitsfeld auf dem unwirtlichen Ceram zu verlassen, da Gott seinen Segen gegeben hatte zur Sammlung und Unterweisung der wilden Berg-Alfuren. Doch folgte er dem Ruf der Missionsleitung, war auf einem selbstgezimmerten Boot nach Amboina und von da auf einem Kriegsschiff nach Batavia gekommen.

Die Audienz beim Generalgouverneur war nun van Rhijn's wichtigste Aufgabe. Er überreichte ihm die Briefe vom Kolonialminister und von der Missionsgesellschaft und eine Abschrift seiner Instruktion und ersuchte ihn um seinen Schutz in den Kolonien, freie Ueberfahrt, sofern das ohne Inanspruchnahme von Staatsgeldern geschehen konnte, Empfehlung an Zivil- und Militärbehörden, endlich Freiheit, um durch Java zu reisen und die Vorstenlanden zu besuchen. Se. Excellenz war höflich und schien wohlwollend, wollte aber den Rat von Indien darüber hören, und van Rhijn mußte seine Bitte in gewohnter Form eingeben. In Betreff der Reise durch Java hatte der Generalgouverneur Bedenken, weil die Missionsgesellschaft auf dieser Insel damals keine Missionsstationen hatte und haben durfte. Van Rhijn antwortete, wie die Naturforscher Pflanzen und Tiere, so möchte er Menschen und Sitten kennen lernen; er verlange dabei nur einen kleinen Teil der Hilfe und Gunst, welche die Regierung jenen reichlich gewährt habe, damit, wenn er später zurückkehren und uns einmal eine Thüre zur Evangelisation von Java geöffnet würde, was wir als Christen hoffen müssen, die Missionsgesellschaft jemand in ihrer Mitte hätte, der als Augenzeuge berichten und Aufklärung geben könnte.

Mit einem günstigen Eindruck kehrte er von dieser ersten Audienz zurück und that nun, was in seinen Kräften stand, um die Aufmerksamkeit der Wohlwollenden auf die Missionssache zu richten; auch predigte er auf Ersuchen der holländischen Prediger, aber es vergingen Wochen, ohne daß eine Antwort kam, und von einem ehemaligen Universitätsfreund erfuhr er, daß seine Sache bei der Regierung nicht gut stehe. Man habe es ihm verargt, daß er

öffentlich aufgetreten sei, ehe er die Anerkennung zu seinem Amt hier bekommen habe. Vorkommnisse mit einem katholischen Bischof seien nicht günstig, um ihm, dem Protestanten, eine besondere Protektion zu verschaffen; die Reise durch Java soll in keiner Weise zugestanden werden.

Nun wurde noch einmal eine Audienz nachgesucht, über welche van Rhijn berichtet: „Ich nahte in derselben Stimmung, nach gleichartiger Vorbereitung, wie einst Nehemia dem persischen König, denn ich fühlte, daß viel von dieser Stunde abhing. Der Herr bewährte sich an mir als der, welcher Gebete erhört. In einem langen, ernsten Gespräch ließ er mich die rechten Worte finden, um Se. Exzellenz zu überzeugen, daß ich nichts Verwerfliches gethan hatte, indem ich predigte; daß meine Sendung keineswegs anti-römisch, sondern antiheidnisch sei, daß ich als Christ einen christlichen Landvogt eines christlichen Staates um seinen Schutz bitte, weil dieser mir durchaus notwendig sei; daß der Staat seinerseits ein großes Interesse daran habe, daß die wilden, heidnischen, ungebildeten Volksstämme durch unsere Missionare unterwiesen, bekehrt, gebildet werden; daß es dem christlichen Staatsmanne auch nicht gleichgültig sein könne, ob er über Mohammedaner oder über Christen regiere; daß ich hier in diesem Augenblick handle und spreche in dem Geist eines großen Teils unserer vaterländischen Christenheit, welche die große Schuld fühle, die unsre Nation gegen diese ostindischen Völker habe, deren Reichtümer sie an sich gezogen; daß ich deshalb, obgleich so unbedeutend in meiner Person, doch so frei und kühn spreche u. s. f. Diese Aufrichtigkeit und Wärme schien dem Landvogt nicht zu mißfallen. Nach langem Wortwechsel zeigte er sich günstig gestimmt für meine Sendung und versprach, mir innerhalb der ihm gesteckten Grenzen zu helfen. Ich dankte Gott. Des andern Tages war ich bei Se. Exzellenz beim Diner. Er kam mir mit sichtbarem Wohlwollen entgegen und sprach viel mit mir.“ (v. Rhijn, Reis S. 54 f.)

Am folgenden Sonntag hielt van Rhijn der christlich-malayischen Gemeinde in Depok eine holländische Predigt. Dieses Depok war damals die einzige Gemeinde von eingebornen Christen im westlichen Java. Im Jahr 1714 vermachte ein Ratsherr von Indien, Kornelius Chastelein, durch Testament sein Landgut Depok oder wenigstens die Nutznießung desselben seinen Sklaven und Hausbedienten unter der Bedingung, daß sie bei seinem Tod oder binnen zwei Jahren nachher das Christentum angenommen haben, und verlieh ihnen dabei ihre Freiheit. Die Zahl dieser Sklaven war ungefähr 150. Durch die Schenkung des Landguts wollte Chastelein fortdauernd für ihren Unterhalt sorgen und auf Depok eine Christen-

kolonie anlegen. So lange noch Nachkommen von ihnen da seien und sie nicht zum Mohammedanismus zurückkehrten, sollten sie im ungestörten Besitz dieses Erbes bleiben. Die Sklaven nahmen diese Bedingung an, und so entstand hier eine kleine Christengemeinde, weniger aus eigentlichen Javanen bestehend, als aus Abkömmlingen von Makassar, Balinesen und andern Volksstämmen des Archipels, die als Sklaven auf den Markt von Batavia gekommen waren. Diese Gemeinde wurde den holländischen Predigern in Batavia zur Seelsorge übergeben. Aber gewöhnlich kam nur alle Vierteljahre oder Halbjahre einer derselben herauf, um Kinder zu taufen, Abendmahlsgenossen aufzunehmen und Abendmahl zu halten. Im übrigen war die Gemeinde dem inländischen Lehrer überlassen, der am Sonntag einigen wenigen Zuhörern in der Kirche vorlas, was weder Lehrer noch Zuhörer verstanden. Anders wurde es, als 1825 Missionar Akersloot und später der englische Missionar Medhurst sich der Gemeinde annahm und endlich 1834 Wentink sich bleibend in Depok niederließ. Die Gemeinde zählte 1846 ungefähr 300 Seelen. Es herrschte gute Zucht in derselben, aber mehr Gesetz als Evangelium, kein lebendiges Christentum, auch keine rechte Betriebsamkeit. So gewann die Gemeinde auch keinen stärkeren Einfluß auf die umwohnenden Mohammedaner und Heiden. Depok wurde wegen seines gesunden Klimas (es liegt 450 Fuß hoch) auch von Europäern gerne zur Erholung aufgesucht. So war auch für van Rhijn der dortige Aufenthalt eine Erquickung für Leib und Seele. Aber in Bezug auf seine Reisepläne hörte er keinen guten Bescheid, obgleich der Generalgouverneur am 17. September die Erlaubnis gegeben hatte. Man könne auf den einzelnen Inseln Monate lang vergeblich auf Schiffsgelegenheit warten. Es wurde Rat geschafft dadurch, daß van Rhijn vom Kommandanten der Marine die Erlaubnis bekam, von Surabaya aus mit einem Kriegsschiff zu reisen, und diesem ein seinen Plänen entsprechender Kurs angewiesen wurde.

Am 1. Oktober trat er mit Jellesma seine Landreise durch das schöne Java über Höhen und Thäler nach Samarang und Surabaya an. Wir müssen die Schilderung der herrlichen Natur und der mancherlei Menschen übergehen. In Samarang traf er den Missionar Brückner, einen Zögling von Jänicke, der 1814 von Rotterdam ausgesendet wurde. In Samarang stationiert, legte er sich auf das Studium der javanischen Sprache und war der erste, der eine Sprachlehre und ein Wörterbuch derselben herausgab. Ja auch das Neue Testament übersetzte er und ließ es in der großen Druckerei der Baptisten in Sirampur drucken. Aber als er 1831 mit diesem Schatz von javanischen Testamenten zurückkehrte, legte die Regierung

Beschlag auf diese Bücher. Van Rhijn sah sie mit Wehmut in einem großen Kasten in der vorstädtischen Kirche von Batavia stehen, wo sie eine Beute der Insekten und des tropischen Klimas wurden. Solchen Widerstand fand Brückner bei der Regierung, und seine Mühsale wurden nicht geringer, nachdem er 1816 aus Ueberzeugung zu den englischen Baptisten übergetreten war. So lang er nämlich die holländische Predigerstelle in Samarang versah, war er als im Regierungsdienst stehend verpflichtet, die vielen unehelichen Kinder von europäischen Männern und inländischen Müttern zu taufen. Das ging so sehr gegen seine Ueberzeugung, daß er diesen Schritt that, und van Rhijn findet denselben begreiflich, da in solchen Fällen von einer christlichen Erziehung der Kinder gar keine Rede ist, wenn sie nicht etwa in ein Waisenhaus aufgenommen werden. Der Vater des Kindes wird persönlich bald versetzt und die Mutter ist mohammedanisch oder religionslos. Brückner wurde doch das Werkzeug, durch welches Hunderte von Javanen zum Glauben kamen. Aber der Zugang zum Innern der Insel war ihm von der Regierung verschlossen.

Van Rhijn predigte in Samarang an zwei Sonntagen und fand mehr Zuhörer als in Batavia, aber eine Missionshilfsgesellschaft einzurichten gelang nicht, da der Sinn der großen Mehrzahl nur auf das Materielle gerichtet war und das Personal beständig wechselte.

Am 10. November ritt er mit Jellesma aus in das Innere, und die kühle Bergluft erquickte ihn wieder. In dem schön im Mittelpunkt der Insel gelegenen Magellan wünschte er eine Missionsstation errichten zu können unter einer sehr guten, unvermischt javanischen Bevölkerung, an der Grenze der Vorstenlanden, in einer der schönsten, gesündesten und fruchtbarsten Gegenden der Welt. In der Nähe wurden auch die buddhistischen Denkmäler besucht, bei Borobudor. Von da gings in die Vorstenlanden, die Herrschaft der Sultane von Djokjokarta und Surakarta. In beiden Städten wurde auch der Sultan besucht. In Surakarta wohnten sie bei einem Herrn Gericke, der die javanische Sprache gründlich studiert, das Volk liebgewonnen und das Neue Testament in das Hochjavanische übersetzt hatte, während Brückner's Uebersetzung den Volksdialekt darstellte. Doch hatte keiner seiner Abschreiber und Gehilfen bei der Bibelübersetzung das Christentum angenommen.

Noch einmal über Samarang ging die Landreise nun der Nordküste entlang nach Surabaya. Hier mußten sie zwei Monate auf die Ankunft des versprochenen Kriegsschiffes warten. Van Rhijn wurde von dem Residenten gastfreundlich aufgenommen, Jellesma von dem Uhrmacher Emde, einem Waldecker, der mit dem Westfalen Lambregt als Matrose nach Indien gekommen war und nach

längerem Dienst auf der niederländischen Flotte in Surabaya sich niedergelassen hatte und mit der Reparatur von Uhren sein Brot verdiente. Die beiden waren mit Javaninnen verheiratet. Als Kam 1814 in Surabaya längere Zeit auf Schiffsgelegenheit nach Amboina warten mußte, wurden die beiden Deutschen mit ihm bekannt und durch ihn erweckt, so daß Versammlungen im Hause gehalten wurden, die nach Kam's Abreise Emde selbst leitete. Der holländische Prediger machte auf die Schwärmer aufmerksam, und als sich Emde das offene Zeugnis vom Heiland nicht verbieten ließ, kam er ins Gefängnis. Allein da er auch unter den Mitgefangenen tapfer missionierte, fürchtete man weitere Ansteckung und ließ ihn wieder laufen. Die Behörden bekümmerten sich nicht mehr um ihn, und die Versammlungen nahmen ihren Fortgang. Emde hatte für alle Missionare, die in Surabaya auf Schiffsgelegenheit warten mußten, sein Prophetenstübchen. Die christlichen Freunde verbreiteten auch javanische Traktate unter den Eingeborenen, und in Wiun, einem Dörfchen südwestlich von Surabaya, entstand eine Bewegung durch einen Mann, der zu Emde gekommen war, mit dem er viel geredet und gebetet hatte, und der nun unter seinen Landsleuten missionierte. Als die Bekehrten getauft sein wollten, machte der holländische Prediger Schwierigkeiten. Da sie aber bei ihrem Bekenntnis blieben und mit der Bitte wieder kamen, stellte er eine Prüfung mit ihnen an, und da sie in den Hauptsachen der christlichen Lehre Bescheid wußten, taufte er 1843: 18 Männer, 12 Frauen und 5 Kinder (Burckhardt-Grundemann, Kl. Miss. Bibl. IV, 1 S. 52).

Van Rhijn besuchte diese Christen in Wiun und berichtet darüber: „Ein alter Mann setzte sich an einen Tisch, auf welchem Bibel und Gesangbuch aufgeschlagen waren, die übrigen ließen sich auf Bänken nieder, Männer und Frauen und einige Kinder; es mochten etwa 27 sein. In herzlichem, freimütigem Ton sprach der bejahrte Vorleser ein kurzes Gebet. Darauf stimmte er ein Lied an, welches alle Anwesenden mitsangen, soweit sie es verstanden, denn es war ein javanisches christliches Lied in einer javanischen, für unsere Ohren eintönigen Melodie. Nun las er einen Abschnitt aus Gottes Wort, um ihn darnach frei zu erklären und anzuwenden. Es war, so viel ich mich erinnere, Luc. 15. Der holländische Prediger, der mitgekommen war, legte dann den Anwesenden eine Menge Fragen vor, welche durch einen der Surabayer Christen übersetzt wurden, Fragen aus der biblischen Geschichte, über Adams Fall, über das Leben und Sterben des Erlösers u. s. f. Es war eine Lust und Herzenserquickung, zu sehen, wie freimütig, begierig und munter die durchaus sehr richtigen Antworten gegeben wurden. Es war ein

Leben aus dem Tod. Wenn man die kriechende, gedrückte, träge, stumpfsinnige Art der Eingeborenen vergleicht mit dieser Munterkeit, dieser Freude, diesem Geistesleben, das aus den Blicken und Gebärden hervorleuchtete, dann muß auch der oberflächlichste Beobachter einstimmen in den Ruf: Das ist vom Herrn geschehen und ein Wunder vor unsern Augen.

Eine andere Christengemeinde besuchten van Rhijn und Jellesma östlich von Surabaya in Sidokaren, welche auf dieselbe Weise entstanden war wie die in Wiun, und alles, was er hier sah und hörte, erinnerte ihn an die ersten Christen, unter denen sich auch nicht viel Mächtige, Weise und Edle befanden, und die so viel als möglich täglich zusammenkamen, um einander zu fördern in dem einen Notwendigen. 1843 waren die Erstlinge von Sidokaren, 18 Männer, 12 Frauen, 5 Kinder, in der Kirche zu Surabaya getauft worden. Ihr Vorleser Pa-Dasima war früher ein schwärmerischer mohammedanischer Priester gewesen, hernach wurde er ein eifriger, sanftmütiger, vorbildlicher Christ. Er starb 1848. Als er sein Ende herannahen sah, versammelte er alle Christen aus der Nähe und sein ganzes Hausgesinde und ermahnte sie ernstlich und dringend, sie sollten an niemand anders glauben als an Jesum Christum und ihm nachfolgen bis ans Ende. Darauf entschlief er im Frieden. Diese javanischen Christen hatten auch bei ihrer mohammedanischen Obrigkeit, die sie mit scharfen Augen beobachtete, ein gutes Zeugnis. Im Aeußern unterschieden sie sich nicht von andern Javanen, außer daß sie keinen Dolch trugen und kein langes Haupthaar.

Van Rhijn betrachtete es nun als seine erste Aufgabe, bei der Regierung dahin zu wirken, daß für diese bereits bestehenden eingebornen Christengemeinden auf Java ein eigener Seelsorger bestellt werde, der in ihrer Sprache mit ihnen verkehre, was den überdies zu entfernten holländischen Predigern in Surabaya nicht möglich war, und er erhielt wirklich die Erlaubnis, daß sein Begleiter Jellesma in Surabaya stationiert und mit der Seelsorge in diesen javanischen Außengemeinden betraut wurde. So war endlich von der Regierung die so lange verschlossene Thüre zur Predigt des Evangeliums auf Java geöffnet.

Endlich nach fünfmonatlichem Aufenthalt auf Java konnte der Inspektor mit seinem Begleiter den 5. Februar 1847 auf dem Kriegsschoner abreisen. Der alte Emde und seine Hausgenossen verabschiedeten die Reisenden mit herzlichem Gebet, Gesang und Segenswünschen.

Das Kriegsschiff war schon ziemlich alt, viel kleiner und langsamer als das Handelsschiff, mit welchem van Rhijn aus Europa gekommen war, doch hatte es für einen Schoner eine ziemlich große

Hinterkajüte, welche für die beiden Reisenden eingeräumt wurde. Die Reise war beschwerlich durch Regengüsse und das starke Schwanken des Schiffes. Am 11. Februar bekamen sie die Berge von Celebes zu Gesicht und nahten der Bai von Bonthain, wo sie einen kurzen Besuch am Land bei den dortigen holländischen und malayischen Christen machten. Am 15. Februar ging die Seefahrt wieder an. Als sie die Südküste von Celebes hinter sich hatten, hätten sie nach Norden fahren sollen. Allein der Westmonsun weht in diesem Meer von Norden her, und das schlechte Segelschiff konnte nicht gegen denselben aufkommen. So fuhren sie weiter östlich, um die Insel Buru herum. Nun aber kam furchtbare Hitze, da das Schiff wegen des ungünstigen Windes nicht vorwärts kam, und dann Sturm. Endlich am 10. März, also nach einer Fahrt von 33 Tagen von Ostjava bis Nordcelebes warf das Schiff Anker auf der Reede von Kema, dem östlichen Landungsplatz der Minahassa. „Wir hatten nun endlich das Land unserer Hoffnung erreicht, nach welchem ich mit Hinterlassung von allem, was mir lieb war, eine Reise von ungefähr 4000 Stunden zurückgelegt hatte. Wie waren meine Augen und Ohren weit geöffnet für alles, was es hier zu sehen und zu hören gab!" Mit diesen Worten beginnt van Rhijn das Kapitel über seinen Aufenthalt in der Minahassa. In Kema traf er Riedels zweite Frau, die mit zwei ihrer Stieftöchter sich zur Erholung hier aufhielt. Nachdem allerlei Geschäftliches besorgt war, gings zu Pferd nach der Hauptstadt Manado. Linemann, der Prediger von Manado, ritt ihm halbwegs entgegen und begrüßte die Angekommenen herzlich. Die umgebende Natur erinnerte vielfach an Java, aber die Eingeborenen und ihre auf Pfählen gebauten Hütten und Dörfer waren ganz anders. Die meisten sahen stumpfsinnig, gefühl- und geistlos aus. Die letzte Strecke Wegs war romantisch, teils entlang steilen Bergwänden, teils entlang dem Flusse von Tondano, an dessen Mündung Manado liegt. In der Stadt wohnte Jellesma bei einem Aeltesten der malayischen Gemeinde, van Rhijn beim Regierungsschullehrer. Sein erster Gang war nach der neuen Kirche, einem sehr zweckmäßig eingerichteten, hölzernen Bethaus, ungefähr in der Mitte des weitläufig angelegten Manado auf einem freien Platz. Sie war 1845 eingeweiht und aus Beiträgen der europäischen und malayischen Christen errichtet worden. Sonntag morgens wurde holländisch gepredigt, abends und in der Woche malayisch. Malayische Christen waren es ungefähr 1700, holländische keine 100, darunter noch einige Katholiken, die aber nicht weniger treu die Gottesdienste besuchten als die Protestanten. Gegenüber von Heiden und Mohammedanern hielten diejenigen Katholiken, welche religiöse Bedürfnisse hatten, mit den Protestanten zusammen.

Der Besuch beim Residenten war eine schwierige Aufgabe, da van Rhijn Protest erhoben hatte gegen dessen Verordnung im Schulwesen, wonach wie in den Niederlanden so auch in den Kolonien kein Religionsunterricht in den von der Regierung unterhaltenen Schulen erteilt werden sollte. Der Resident verargte es den Missionaren, daß sie ihre Beschwerden gegen seine Verordnung nicht ihm, sondern der Missionsgesellschaft mitgeteilt hatten. Doch stimmte ihn die persönliche Besprechung milder. Auch Hellendoorn's Witwe wurde besucht, und van Rhijn traf dort eine erwachsene Tochter des frühvollendeten Vormeister. Gerne erging er sich in den prächtigen Kakaopflanzungen bei Manado mit ihrem erquickenden Schatten. Am Sonntag predigte er holländisch, Jellesma malayisch. Der schleppende malayische Gesang war nicht ansprechend, und die schwarze Kleidung, in der die malayischen Christen zur Kirche kamen, fand er für dieses Klima unzweckmäßig. Es zeigte sich darin die steife Art der alten holländischen Prediger.

Am 15. März begann die Reise ins Innere, von der er schreibt: „Allmählich kamen wir in höhere Gegenden, die Luft wurde frischer, die Aussicht freier und schöner. Auf der Hochfläche bei dem Dorfe Kakaskassen ritt uns Missionar Wilken entgegen. Wie freudig und dankbar drückten wir einander die Hand! Während wir durch das Dorf kamen, standen die Schulkinder mit ihrem Lehrer versammelt und stimmten ein Kirchenlied an zu meiner Bewillkommnung. Es war die erste Frucht, die meine Augen schauten von christlicher Arbeit an dem blinden, wüsten Heidentum. Bald war das große Dorf Tomohon erreicht. Wir stiegen an Wilkens Wohnung ab. Zwei Tage zuvor war er zum drittenmal Vater geworden, darum konnten wir die gute Hausfrau nicht sehen, auch hier nicht übernachten. Er selbst mußte sich sehr behelfen, da er nur eine provisorische Wohnung hatte. Dieses Los teilte er mit fast allen seinen Dorfgenossen. Das letzte Erdbeben nämlich, vor einem Jahr, hatte hier seinen Brennpunkt gehabt, so daß fast alle Häuser eingestürzt oder stark beschädigt waren, und das ganze Dorf auf einem andern Platz angelegt wurde. Nach dem Mittagsmahl überzeugten wir uns davon durch einen Rundgang auf dieser Höhe von 2400 Fuß. Wir besuchten auch den Häuptling, der mir sogleich nach meiner Ankunft einen Anstandsbesuch gemacht hatte. Es sah in seiner Wohnung beinahe europäisch aus, auch war er so gekleidet. Dieser Mann war jedoch noch Heide und sein Dorf eine Hauptfestung des alfurischen Aberglaubens. Nach kurzem Aufenthalt, in der Hoffnung noch einmal zu kommen, stiegen wir zu Pferd. Es war dunkel, als wir in Tondano ankamen; aber beim Herannahen hatte ich doch gewisse

Spuren von mehr Kultur an den wohlbebauten Reisfeldern, an der regelmäßigen Baulinie der Häuser, an den breiten, gut angelegten und unterhaltenen Wegen und Straßen, vor allem auch an der Kleidung der Einwohner beobachtet. Mit klopfendem Herzen nahte ich Riedels Wohnung. Er stand vor derselben und erwartete uns. „Guten Tag, Br. Riedel! Gott sei gelobt, daß er uns hier zusammenführt!“ Meine damaligen Eindrücke sind unbeschreiblich.

Hier blieb der Inspektor vorerst sieben Tage und besprach mit Riedel das ganze Missionswerk. Er sah sein Haus, seine Familie und seine Zöglinge und besuchte mit ihm die Schule, deren Lehrer von der Regierung bezahlt wurde, während die Missionsgesellschaft für die Schulbedürfnisse sorgte. Es waren in einem sehr guten und geräumigen Lokal ungefähr 150 Kinder beisammen, die ziemlich gut schrieben und sangen, wovon einige auch ordentlich lasen, alles malayisch, obgleich die Kinder es nur notdürftig verstanden.

Namentlich morgens und abends wandelte van Rhijn mit Riedel und Jellesma oder auch allein herum. Da waren Straßen und Wege voll von Männern, Frauen und Kindern, die nach den Kaffeegärten und Reisfeldern gingen zur Arbeit oder von da zurückkehrten, alle anständig, meist in blaue Linnen gekleidet. Sie schienen zufrieden und grüßten freundlich. Das war ein Kontrast gegen die stumpfsinnigen oder furchtsamen Eingeborenen, die ohne ein Wort zu sprechen vorbeigingen, wie der Inspektor es bis jetzt fast überall in Indien gesehen hatte.

Hören wir die Beschreibung einer Fahrt nach den Außenstationen! „Den 18. März standen wir mit Sonnenaufgang an der Brücke, Br. Riedel mit seinen Kindern, Jellesma und ich und zwei von Riedels Zöglingen. Da lag eine große Zeltschaluppe mit zwölf Ruderern für uns bereit. Die Bootsleute waren sehr nett gekleidet, alle mit blauem Pantalon, rotem Gürtel, weißem Hemd und Strohhut, während die holländische Flagge, die wir führten, das Bild einer vaterländischen Wasserfahrt zu vollenden schien. So ging es schnell vorwärts durch den Fluß in den See. Wir kamen an der Stelle vorbei, wo die Tondaner zuerst gewohnt hatten, an den Inselchen bei der Flußmündung, daher ihr Name „Wassermenschen.“ Auf dem See hatten wir den lieblichsten Anblick: die Berge, die ihn umgeben, waren zum Teil von der aufgehenden Sonne vergoldet und spiegelten sich in der Wasserfläche. Ich dachte an den See von Tiberias, der nicht viel größer als dieser eine ähnliche Lage hat, und wo der Herr so viele Zeichen und Wunder gethan. Nun hat er an den Ufern dieses Sees wieder seine Zeichen und Wunder gethan, indem er geistlich Taube hörend, Blinde sehend und Tote lebendig gemacht hat. Unsere

Herzen waren von selbst gestimmt zu einem Morgenlied zu Ehren unseres Gottes und Erlösers. Bald spielte ich auf meiner Handharmonika, bald sangen die eifrigen Ruderer ihr alfurisches Ruderlied. Die Alfuren, namentlich die im Oberland, sind große Liebhaber des Gesanges. Statt ihrer früheren unkeuschen und salzlosen Gesänge beginnen sie nun Lieder zu singen von besserem Gehalt, welche unsere Missionare ihnen verfertigen, Lieder von fröhlicher, ermunternder Art mit religiösem Grundton. Der See, über den wir schräg hinfuhren, ist 90—100 Fuß tief, während Eingeborene behaupten, es gebe Stellen, an denen man keinen Grund finden könne, woran sich ein besonderer Aberglaube hält. In der Mitte muß die eigentliche Quelle sein, welche mit den 31 kleinen Bergbächen, die sich darein ergießen, den Fluß von Tondano und den Wasserfall desselben bildet. Er ist reich an guten Fischen und sehr schmackhaften Wasservögeln, welche einen Teil der Nahrung für die umwohnenden Alfuren bilden. Bei günstigem Wind kommen die Ruderer so schnell vorwärts wie bei uns ein Reisewagen, aber starker Wellenschlag und Brandung kann die Fahrt sehr aufhalten, und Windstöße können sie gefährlich machen."

„Drüben, links von Tondano, landeten wir bei dem Dorf Watamua. Viele Männer und Frauen erwarteten uns und bewillkommneten uns herzlich. Wir gingen in die Schule, hörten die Kinder die vorgelegten Fragen aus der biblischen Geschichte gut beantworten und ein Kirchenlied singen. Nach einer Ansprache zur Ermunterung suchte ich auf einer Höhe eine Stelle aus, von wo ich eine Skizze machen konnte von der Aussicht auf den See, in der Richtung gegen Kakas. Meine camera obscura, die ich dabei brauchte, erregte große Ueberraschung und Verwunderung bei den Alfuren. Darauf fanden wir im Regierungshaus ein einfaches, gutes Mahl für uns bereitet von den Erzeugnissen des Landes und des Sees. Aber die Mahlzeit war noch nicht geendigt, als das ganze Haus von wohlgekleideten Männern und Frauen voll wurde. Was wollten sie? — Sie kamen, mich und Br. Jellesma zu begrüßen, und das nicht nur mit einigen Worten, nein, sie wollten ihre Herzen vor uns ausschütten. Der Alfur auf dem Gebirge hat eine Anlage zu natürlicher Beredsamkeit. Es wurde ihnen gerne das Wort gegeben. Etwa sieben standen nach einander auf, darunter auch zwei Frauen. Welche treffliche Zeugnisse und Herzensergüsse hörten meine Ohren! Sie wurden mir durch Riedels Lehrlinge ins Malayische übersetzt. Der erste begann: „Das stimmt zum Dank gegen Gott und gegen euch, daß nun eine Kommission des Glaubens zu uns gekommen ist. So viele Kommissäre haben wir in den letzten Jahren

gesehen, aber großen Vorteil hatten wir dabei nicht. Neue Gärten oder Wege anzulegen für die Kompagnie (so nannten sie noch überall die niederländische Regierung), war immer die Folge. Aber daß nun zwei Männer aus dem fernen Land unter dem Wind zu uns gekommen sind, uns zu besuchen und nach dem Stand unserer Seelen zu sehen, das bewegt uns tief. Darin haben wir ein Zeichen, wie viel den Christen in Holland an unserem ewigen Heile liegt. Sie werden bei genauer Untersuchung wohl viel bei uns entdecken, was nicht gut ist; aber wenn sie wüßten, wie schwarz und dunkel es bei uns gewesen, ehe dieser Bote Gottes (auf Riedel deutend) zu uns kam, so müßten sie sich freuen; denn das Reich des Satans, das hier geherrscht hatte, nahm von Tag zu Tag ab und das Reich Gottes kam in Wahrheit zu uns." Der älteste unter den Anwesenden sagte: „Die Kompagnie straft die Diebe und Mörder. Das ist gut. Deren war das Land voll. Aber das Böse, das im Herzen sitzt, kann die Kompagnie nicht sehen, viel weniger erreichen und strafen; doch nun wissen wir, daß ein Gott da oben lebt, der alles sieht und hört und über das Böse der Menschen zürnt. Darum beginnen wir nun es freiwillig zu lassen aus Furcht vor ihm. Die Kompagnie hat uns Geld und Linnen gebracht, was wir früher nicht kannten. Es sind gute Dinge. Aber dieser Bote Gottes hat uns noch etwas Besseres gebracht: die frohe Botschaft, daß der Herr Jesus auch für uns arme, blinde Alfuren in die Welt gekommen ist und sein teures Blut auch für unsere Sünden vergossen hat. Das ist nun auch mein einziger Trost und meine Freude. Denn wie ich der älteste bin von diesen, so bin ich auch der größte Sünder unter ihnen allen. Jahre lang habe ich die Menschen betrogen, andere getötet oder geholfen töten, mit einem Wort dem Teufel gedient; ja, ich war ein rechter Priester des Satans; aber noch zu guter Stunde hat Gottes heiliger Geist durch die Unterweisung dieses Mannes meine Seele gerettet. Nun diene ich dem Herrn Jesus; nun weiß ich, daß er auch für mich alten Sünder sein Blut auf Golgatha vergossen hat, daß er auch mich in den Himmel aufnehmen will, und wenn er mich ruft, was wohl bald geschehen wird, bin ich von Herzen bereit; ich antworte: ja, Herr, ich komme, und ich gehe mit Freuden." (Reis, S. 321—326.)

Nach einer aus vollem Herzen kommenden Ansprache van Rhijn's und Jellesma's und gemeinsamem Gesang ging die Fahrt weiter nach dem Dorf Talap, wo noch wenige Christen waren. Doch hatten die Alfuren selbst eine Schule gebaut und einen Zögling von Riedel zum Lehrer und Vorleser gewählt. Riedel ließ sie womöglich ihre Lehrer selbst wählen, wollte sie überhaupt zu geistlicher Freiheit und Selbständigkeit erziehen. Ein sehr alter Mann, der früher ein Mörder

und Haupt einer Räuberbande gewesen, kam und bat wiederholt um die Taufe, wurde aber von Riedel auf weitere Selbstprüfung verwiesen. Noch ein drittes Dorf Eris wurde besucht, wo die Saat zu keimen anfing, und dann fuhren sie trotz Wind und Regen in dankbarer und fröhlicher Stimmung zurück nach Tondano.

Ueber die Gründe, weshalb Riedels Werk so außerordentlich gesegnet war, sagt van Rhijn: „Sicherlich kommt die empfängliche, aufgeweckte Art der Tondaner in Betracht. Aber auch bei dem Missionar sind die Gründe zu suchen. In erster Stelle nenne ich die Innigkeit, Gründlichkeit und Erfahrung im Wesen des Christentums, worin dieser Bruder sich auszeichnet. Je fester man steht in der Quintessenz, desto freier kann man sein in äußeren Formen. Wie frei und ungekünstelt geht Riedel mit diesen Menschen um! Würdevolles Benehmen stößt ihn ab, das hat er nicht. Er ist wie einer der Ihrigen geworden. Feine Manieren darf man bei ihm in seiner Wohnung nicht suchen. Aber in das Volksleben der Alfuren ist er tief eingedrungen. Er kennt sie durch und durch, weiß auch für allerlei Umstände in ihrem besonderen und häuslichen Leben Rat und Zurechtweisung. Nichts entgeht seinem aufmerksamen Blick. Vor allem weiß er geistliche Selbständigkeit unter ihnen zu wecken. Er läßt sie selbst sprechen, urteilen, handeln, während er nur Winke giebt und sich scheinbar zurückzieht. Seine erste Frau muß durch ihr liebreiches Wesen und ihre Sanftmut stark auf die Herzen gewirkt haben, denn nach ihrem Tod im August 1841 zeigte sich, wie sie auf viele einen großen Eindruck zum Besten des Christentums gemacht hatte, und von dieser Zeit an datiert eigentlich das neue Leben in Tondano".

Als es am Sonntag den 21. März morgens regnete, bedauerte es van Rhijn, weil dadurch entfernter wohnende Christen vom Besuch der Kirche abgehalten werden. Riedel beruhigte ihn lächelnd; und als sie um 8 Uhr zur Kirche gingen, war dieselbe vollgepfropft, so daß sie mit Mühe auf ihre Plätze kommen konnten. Es waren wenigstens 1000 Menschen anwesend. Nach einem guten Gesang und Gebet predigte Riedel über die Kreuzigung des Herrn kurz, kernhaft, anschaulich. Einige wichtige Stellen wiederholte er in alfurischer Sprache. Darauf hielt van Rhijn eine malayische Ansprache. Nach dem Gottesdienst strömten die meisten Kirchenbesucher nach Riedels Wohnung und sammelten sich auf dem Grasplatz vor derselben. Einige der kundigsten Männer und Jünglinge wiederholten der Reihe nach den Inhalt der Predigt in alfurischer Sprache. Alle hingen an den Lippen des Sprechers. Riedel selbst wandelte in seinem Hausgewand, die Pfeife im Mund, wie ein Vater unter seinen geistlichen Kindern herum, ließ sie sich frei aussprechen, nur einigemal, wenn es nötig

war, gab er einen zurechtweisenden Wink. Von der Galerie aus übersah van Rhijn diese herrliche Volksversammlung. Die angesehenen Frauen kamen ebenfalls auf die Galerie, um Schwester Riedel zu begrüßen. Auch zu diesen sprach der Inspektor und zeigte ihnen biblische Bilder. Nachmittags 3 Uhr war Katechisation, welche von eingeborenen Lehrern unter Riedels Leitung gehalten wurde, abends eine Sprechstunde mit dem Kern der Gemeinde (S. 331—335).

Montag den 22. März fuhren van Rhijn, Jellesma und Riedel den ganzen See entlang nach dem Dorf Kakas, um in Langowan, der Station von Schwarz, die erste christliche Synode auf Celebes zu halten. Hermann, Wilken und Linemann trafen unterwegs mit ihnen zusammen. Die Punkte, welche hier die sieben Prediger des Evangeliums berieten, waren folgende:

1) Der Befehl des Residenten in Manado, daß in den von der Regierung unterhaltenen Schulen kein Religionsunterricht erteilt werden soll. Bei näherer Betrachtung ergab sich, daß der Resident damit nicht feindselig gegen die Mission auftreten wollte, sondern wie so viele andere von dem Grundsatz ausging: erst Kultur, dann Christentum, und daß die strenge Ausführung seines Befehles geradezu unmöglich war, denn es gab keine malayischen Schulbücher ohne religiösen Inhalt. Van Rhijn drang darauf, daß die Brüder vorerst nicht in der Glaubenslehre, sondern in der biblischen Geschichte in ihren Schulen unterrichten sollen, und wollte darüber noch mit dem Residenten verhandeln.

2) Die Notwendigkeit einer christlichen, durch die Obrigkeit anerkannten und beschirmten Sonntagsfeier. Die Alfuren mußten in ihrem reichen und schönen Land schwere Arbeit thun für die Regierung. Die Arbeit wurde in vielen Dörfern desto drückender, weil sie durch die Unkenntnis und Willkür der inländischen Häuptlinge und halb inländischen Aufseher sehr ungleich verteilt wurde. Daher mußten die Missionare beinahe allen Unterricht der Erwachsenen auf den Sonntag verlegen. Am Sonntag sind die Getauften frei vom Regierungsdienst, wenn derselbe nicht für dringend gehalten wird. Darüber waren jedoch zwischen den Missionaren und einigen Aufsehern und Volkshäuptern Streitigkeiten entstanden. Einmütig hatten sie eine Bittschrift an den Residenten eingegeben, daß der Sonntag von der Arbeit frei gelassen werden möchte, was umso billiger sei, da für die elenden, Leib und Seele verderbenden heidnischen Feste ganze Wochen frei gelassen wurden. Der Resident hatte darauf geantwortet, am Sonntag sollten nur die durchaus nötigen Arbeiten durch die Christen gethan werden. Allein dieser Befehl war nicht bekannt gegeben worden, und heidnische Häuptlinge ließen Getaufte, die in der Kirche

oder bei der Katechisation gewesen, blutig schlagen. Auch erstreckte sich die Verordnung nur auf die Getauften, nicht auf die Taufbewerber. Van Rhijn nahm sich vor, die nötigen Schritte zu thun, zuerst bei dem Residenten und dann beim Generalgouverneur.

3) Die Abschaffung der Siegelgelder und einiger andern hindernden Bestimmungen bei der gesetzlichen Eheschließung der Alfuren. Es wurde in der Minahassa von der Regierung verordnet, daß die Alfuren, welche eine christliche Ehe schließen wollten, die Einwilligung des Residenten einholen und dafür 5 Gulden 50 Ct. zahlen mußten, also ein ähnliches System, wie es neuerdings die englische Regierung auf der Goldküste eingeführt hat. Das hatte zur Folge, daß viele Alfuren aus Mangel an Geld und um nicht den weiten Weg bis zum Distriktsaufseher zu machen, keine gesetzliche Ehe eingingen und darum auch nicht kirchlich getraut werden durften. Der Inspektor sollte bei den Behörden dahin wirken, daß die Eheschließung der eingeborenen Christen als eine kirchliche Sache betrachtet werde, für welche die Missionare verantwortlich seien, und von welcher sie der bürgerlichen Obrigkeit nur Anzeige machen sollen ohne Kosten, wie es bei den eingeborenen Christengemeinden in Depok gehalten wurde.

4) Welche Sprache, Malayisch oder Alfurisch, soll bei der religiösen Unterweisung der Eingeborenen vorzugsweise gebraucht werden? — Die Ueberzeugung war allgemein, daß das Malayische die Hauptsprache beim Unterricht bleiben müsse, weil in dieser allein eine Bibelübersetzung und Schulbücher vorhanden waren, auch weil die alfurischen Dialekte sehr von einander abwichen. Allein die Missionare sollten auch das Alfurische lernen, das die Sprache des Lebens war und von vielen allein verstanden wurde. Es konnte nicht geleugnet werden, daß das Christentum sich desto mehr verbreitete, je mehr die Missionare die eigentliche Landessprache zu Hilfe nahmen. Die Verdienste Hermanns um die alfurische Sprache haben wir schon genannt.

5) Die Errichtung eines Seminars für eingeborene Lehrer, wie auf Amboina, wurde zwar für wünschenswert, doch nicht für notwendig erachtet. Die Ausbildung durch die Missionare selbst habe auch ihre Vorzüge. Später, wenn einmal mehr Missionare in der Minahassa wären, könnte man eine solche Schule errichten.

6) Die Verbreitung des Christentums durch Nationalhelfer wurde für sehr wünschenswert erachtet, und es sollte demnächst der Anfang dazu gemacht werden durch die Einsegnung des Lehrers von Sonder, eines Zöglings von Riedel.

7) Von den Schulbüchern wurden nicht alle für passend erklärt. An Gesangbüchern war großer Mangel. Schwarz und Hermann wurden mit einem Entwurf beauftragt.

8) Was den Gehalt der Missionare betraf, so erklärten alle denselben mit 125 Gulden monatlich für zureichend, obgleich es nach indischem Maßstab wenig war, da sie auch ihre Zöglinge zu kleiden und zu ernähren hatten, zwei oder drei Pferde halten und Gastfreiheit erweisen mußten an Europäern. Aber alle hatten haushälterische Frauen, die für sich keinen Aufwand machten. Nur die Erziehung der Söhne in Europa verursachte große Kosten.

Die 1000 Gulden, über welche van Rhijn im Namen der Gesellschaft verfügen durfte, wurden zu einer Gratifikation für die gering besoldeten Lehrer verwendet.

Ostern wollte van Rhijn in Manado feiern. So ging er von Amurang meistens der Küste entlang nach der Hauptstadt. Nach einer schönen Fest- und Abendmahlsfeier in Manado ging die Reise wieder aufs Gebirge, nach Tomohon, der Station Wilken's, wo die Schule in guter Ordnung erfunden wurde, und einigen Außenstationen. Am 13. April gings noch einmal zu Br. Schwarz nach Langowan, wo die Einweihung der neuen Kirche bevorstand.

Diese ging Sonntag den 18. April vor sich. Schwarz verstand sich gut auf Holzarbeiten, aber es hatte außerordentlich viel Mühe und Geduld gekostet, bis mit den gebrechlichen Werkzeugen und den unkundigen Menschen der Bau zu stande kam. Morgens 8 Uhr war die Kirche gepfropft voll. Hermann begleitete den Gemeindegesang mit dem Akkordeon, Schwarz predigte, Hermann sprach das Einweihungsgebet, dann hielt van Rhijn eine Ansprache, welche sich besonders auf die nun erfolgende Einsegnung des ersten Nationalgehilfen aus der Minahassa, des Adrianus Angku, bezog, welchem die Außenstation Sonder übergeben wurde. Die Verwaltung der Sakramente wurde ihm nicht übertragen, aber ein Predigt- und Seelsorgeramt. Nach der Einsegnung bestieg van Rhijn noch einmal die Kanzel, um dem alfurischen Hilfsprediger noch weitere brüderliche Ermahnungen zu geben und ihn den Häuptlingen und der Gemeinde zu empfehlen. Nachmittags predigte Jellesma, und es wurden 14 Taufbewerber durch van Rhijn getauft. Darauf folgte die Einsegnung der Ehe des Häuptlings von Langowan, der so lange Zeit Schwarz entgegengearbeitet hatte, nun aber freundlicher gestimmt war.

Die Reise ging jetzt noch einmal nach Tondano, wo eine zweite Konferenz gehalten wurde, an welcher auch der Resident teilnehmen wollte. Unterwegs auf den Außenstationen, wo ein großes Verlangen nach dem Evangelium sich kundgab, hatte van Rhijn Gelegenheit, auch die ärztliche Kunst des Br. Schwarz zu bewundern, durch welche er viel Eingang bei der Bevölkerung fand. Auf der Konferenz gelang die Verständigung mit dem Residenten nicht in allen

Punkten. Doch versprach er, in allen größeren Dörfern verkündigen zu lassen, daß kein Alfure in der Ausübung seines christlichen Glaubens gestört werden dürfe. Andere Gesuche, wie die Abschaffung der Lasten und Kosten bei der Eheschließung, glaubte er nicht bewilligen zu dürfen. Es schien alles gut abgelaufen zu sein. Allein später ergab sich, daß er ungünstige Briefe über die Missionare nach Batavia schickte und noch viele Regierungsschulen errichtete, in welchen aller Religionsunterricht verboten war.

Nach der Abreise des Residenten setzten die Brüder ihre Beratungen fort und besprachen noch einmal die meisten Punkte der Verhandlungen in Langowan. Auch wurde auf van Rhijn's Antrag beschlossen, daß die Missionare zweimal jährlich abwechselnd auf ihren Stationen zusammenkommen, da brüderlich beraten über alles, was die Mission betreffe, und keine Gesuche von allgemeinem Belang an das Komitee nach Holland einsenden sollen, ehe sie dieselben in ihrer Zusammenkunft erwogen haben. Außerdem wurden die Stationen besprochen, welche durch eine neue Sendung von Missionaren errichtet werden sollten.

Nun kam der tiefbewegliche Abschied sowohl von den Brüdern als von den christlichen Alfuren, welche in den Tagen, da so viele Gäste an Riedels Tisch saßen, unaufgefordert die Hausfrau mit einer Menge von Hühnern, Vögeln, Fischen und Früchten versehen hatten und mit den herzlichsten Wünschen und kleinen Geschenken ihren Dank für den Besuch äußerten. Am 23. April ging es in einem Tragstuhl über das Gebirge nach Kema. Dort war noch ein Aufenthalt über einen Sonntag. Der Inspektor predigte an demselben und versprach der Gemeinde, das Seinige zu thun, daß sie einen eigenen Prediger bekomme.

Die Seereise ging nun zunächst nach Ternate, wo sich van Rhijn nur einen Tag aufhalten konnte, aber den Prediger Höveker sprechen wollte, der im vorhergehenden Jahr die Minahassa besucht und den Wunsch geäußert hatte, nach seiner ursprünglichen Bestimmung wieder als Missionar bei der Gesellschaft einzutreten; aber es war nicht möglich, eine feste Verabredung zu treffen. Auch die verlassenen Christen auf den Sangi-Inseln, welche zuweilen nach Ternate oder Manado kamen, wurden besprochen. Die Reise von Ternate nach Amboina war außerordentlich mühselig durch widrige Winde und große Hitze. Endlich am 29. Mai 1847, nach einem stürmischen Tag, lief das Schiff in die schöne Bai von Amboina ein, welche die zwei Teile der Insel beinahe ganz durchschneidet. Die Reisenden waren dankbar, daß sie wieder festen Boden unter den Füßen hatten. An Gärten, Wohnungen, Hütten und lieb-

lichen Bäumen entlang gehend, erreichten sie das benachbarte Dorf Batumera. Dort wurden die Reisenden von Br. Roskott und seiner Familie herzlich bewillkommnet. Van Rhijn konnte sich hier wieder erholen von der mühsamen Seefahrt, und Jellesma durfte auf Amboina seine Braut, die Tochter des alten Bär, begrüßen.

Wir haben bereits van Rhijn's Urteil über Roskott's Lehrerseminar und über die alten Brüder Bär und Luijke gehört, und wollen deswegen die Reisenden sogleich weiter begleiten nach ihrer letzten Station, nach Kupang auf Timor, wo sie am 29. Juni ankamen. Sie erblickten die braunen, felsigen Ufer, auf welchen kaum ein grünes Bäumchen zu entdecken war. Der Seewind trieb sie allmählich näher, und bald fielen die weiß getünchten Häuser von Kupang ins Auge und zur Seite das auf einem in die See hinausspringenden Felsen gebaute Fort Konkordia. Sie kamen auf einem Boot, nicht ohne naß zu werden, ans Land. Br. Heymering begrüßte sie, der nach 20-jährigem Aufenthalt im indischen Klima noch gut aussah. Er geleitete sie durch ein paar Straßen, an netten, von Stein gebauten, von Chinesen und eingeborenen Christen gebauten Häusern vorbei, nach seiner Wohnung, wo sie außer seinen Kindern zwei Söhne und eine Schwester seiner verstorbenen Frau, der Tochter des ersten Timor-Missionars le Bruijn, trafen. Bald kam auch Br. Hartig, dessen kränklicher Frau die mündlichen Nachrichten von ihrem alten Vater in Rotterdam, welche der Inspektor brachte, besonders wohlthaten. Der dritte Missionar, Donselaar, war sechs Stunden entfernt und kam erst drei Tage später. Van Rhijn wurde bei dem Residenten gastfreundlich aufgenommen, einem Katholiken, der sich aber für die evangelische Mission interessierte.

Es war eine unerquickliche Angelegenheit, welche den Inspektor hauptsächlich zu dem Besuch auf Timor nötigte. Heymering hatte sich in verdrießliche Zwistigkeiten verwickelt, bald mit dem Residenten, bald mit den Missionaren, und auf wiederholtes Gesuch 1845 von der Gesellschaft seine Entlassung bekommen. Hartig wurde zu seinem Nachfolger bestimmt und auch der Regierung für die holländische Predigerstelle vorgeschlagen. Als van Rhijn nach Batavia kam, erwartete er, Heymering werde schon auf der Rückreise nach den Niederlanden sein. Nun fand er ihn noch in Kupang. Er hatte sich eines anderen besonnen. Der Tod seiner vortrefflichen Frau hatte viel bei ihm verändert. Um seiner Kinder und Pflegekinder willen hatte er hauptsächlich nach Holland zu gehen gewünscht, nicht um seinetwillen. Auch hatte ihm die Regierung die Entlassung von der Predigerstelle in Kupang noch nicht gegeben. So wünschte er zu bleiben. Aber was sollte nun aus Hartig werden, der zu seinem Nach-

folger bestimmt und durch vielerlei Enttäuschungen, auch durch Krankheit und das Leiden seiner Frau entmutigt war? Er glaubte, noch eine organisierte Gemeinde bedienen, aber nicht unter einem so unzugänglichen, verschlossenen Heidenvolk wie die Timoresen mit seiner schwachen Kraft wirken zu können. Die Predigt der Missionare hatte sich bis jetzt auf die von auswärts auf die Plantagen eingeführten Arbeiter in und um Kupang beschränkt, unter welchen die Rottinesen die zahlreichsten waren. Unter ihnen hatten le Bruijn und Heymering durch Schulen und Predigten einiges Licht verbreitet, während der Verkehr mit den Europäern ihnen eine gewisse Civilisation beibrachte. Auch die Insel Rotti selbst war eine Zeit lang der Hauptschauplatz des Missionswerkes gewesen, aber die eigentlichen Timoresen im Innern der Insel waren ganz unberührt vom Christentum, schon um der verschiedenen Sprache willen.

Nachdem van Rhijn die Gemeinden und Schulen auf Timor und Rotti besucht und nicht den Eindruck der Empfänglichkeit für das Evangelium bekommen hatte wie in der Minahassa, kam er zu dem Resultat, daß es besser wäre, wenn die Gesellschaft ihre wenigen Missionare auf Java und Celebes konzentrierte und nicht einen Teil auf so außer allem Verkehr liegende Inseln schickte wie Timor. Der eingeborene Lehrer Pello, von dem der Inspektor einen besonders günstigen Eindruck bekam, sollte als Nationalgehilfe in seiner Heimat Rotti angestellt werden; Hartig bekam seine Bestimmung nach Kema in der Minahassa, Heymering sollte in Kupang bleiben, Donselaar in Babauw. Die bestehenden Schulen sollten nicht vermehrt, aber verbessert und die Seelsorge an den Erwachsenen nicht vernachlässigt werden.

Van Rhijn, der bisher die Reise außerordentlich gut ausgehalten und die Erfüllung der Segensworte erfahren hatte, welche ihm der greise Klaus Harms in Kiel bei seinem Abschied gegeben, „er möge mitten in Stürmen und Gefahren fest stehen wie eine Ceder des Libanons“, wurde vor seiner Abreise von Timor noch von einem heftigen Fieber befallen. Die Missionare und die Missionsfreunde kamen an sein Krankenbett, und er sprach im Blick auf die Ewigkeit an ihr Herz und Gewissen, mahnte sie zur Versöhnlichkeit und betete mit ihnen. Am 27. Juli wurde er im Palankin noch sehr krank und matt auf das Schiff gebracht. Nach vier schweren Tagen brachte man ihn auf das Deck, und er erholte sich, so daß er wieder hergestellt war, als das Schiff am 9. August vor Batavia die Anker fallen ließ. Jetzt bekam er endlich Briefe aus der Heimat, von sieben Monaten zusammen. In Depok konnte er ausruhen und seine Berichte schreiben. Auch kamen drei neue Missionare: Ulfers, Bossert und

van Cattenburch, aus der Heimat an, von denen die zwei ersten für die Minahassa bestimmt wurden, der dritte für Depok als Nachfolger von Wentink. Beinahe ein halbes Jahr dauerte der zweite Aufenthalt auf Java. Erst am 1. Februar 1848 reiste der Inspektor von Batavia ab und kam nach einem kurzen Aufenthalt auf Ceylon mit einem englischen Dampfschiff den 6. April nach Suez, von da auf einem Kamel nach Kairo. Gerne hätte er auch Palästina besucht. Aber die Nachricht von den Revolutionen in Europa trieb ihn heimwärts, und am 17. Mai 1848 kam er über Triest glücklich nach Hause.

(Schluß folgt.)

Zur Lage der Dinge in Madagaskar.

Was das Missions-Magazin in seiner vorigen Nummer von dem Angriff auf die norwegische Missionsstation Sirabe und der wunderbaren Errettung der dortigen Missionsgeschwister erzählt hat, ist von den meisten gewiß nur mit Bewegung und Teilnahme gelesen worden. Wir lassen deshalb noch einige Mitteilungen folgen über die Ursachen des Aufruhrs und die Umstände, die zum Ausbruch desselben führten, wie wir sie einem Bericht des norwegischen Missionars Rosaas entnehmen. Er schreibt:

Ein Mann aus Manandona, Namens Rainibetsimisaraka, war seit vielen Jahren ein berüchtigter Räuber. Einmal wurde er von dem Gouverneur von Betafo ergriffen, aber durch Bestechung kam er wieder frei. Er wurde hierauf von dem Gouverneur von Ambositra abermals ergriffen, aber von diesem nicht nur wieder freigelassen, sondern sogar zu seinem Helfer (Diakon) erhoben. Endlich wurde er im Kriege zum Gehilfen Batelifera's, des Schwiegersohnes des früheren Premierministers, erhöht. Währenddem setzte er das Räuberhandwerk fort. Bald nach Beendigung des letzten Krieges schlug er sich zu den Leuten von Boromahery, einem Distrikt nördlich von hier, in der Nähe Tsinjoarivo's, des Lustaufenthalts der Königin, ca. zwei Tagereisen von Sirabe. Die Einwohnerschaft dieses Distrikts steht seit mehr als 10 Jahren im übelsten Ruf. Sie haben dort eine kleine Räuberrepublik gebildet und weder den Gouverneur von Ambositra, noch den von Sirabe anerkennen wollen. Als Rainibetsimisaraka sich ihnen anschloß, wurden sie noch kühner als zuvor. Vor kurzem töteten sie 5—6 Franzosen, die sich in der Gegend aufhielten, und als ein Trupp französischer Soldaten ihnen entgegengesandt wurde,

kämpften sie wider diese, mußten aber die Flucht ergreifen. Trotzdem setzten sie ihre Drohungen fort und überfielen wiederholt friedliche Reisende auf dem Wege nach der Hauptstadt und plünderten sie aus. Infolge dieser unruhigen und unsicheren Verhältnisse wurde die bevorstehende Konferenz in Fianarantsoa für 14 Tage hinausgeschoben, da der Inspektor hoffte, die Verhältnisse möchten sich bis dahin bessern. Gleichzeitig schrieb er an alle in Sirabe anwesenden Missionare und bat um ihre Meinungsäußerung. Diese liefen darauf hinaus, daß man die Konferenz hier in Sirabe abhalten möchte. Wenn sich das nicht machen ließe, könnten zwei Konferenzen abgehalten werden: eine im Süden und eine im Norden. Bei der letzteren Anordnung verblieb es. Inzwischen schrieb der Inspektor, daß, wenn etliche den Mut hätten nach Fianarantsoa zu gehen, so stände es ihnen frei. Einige der hiesigen Brüder entschlossen sich zur Reise, in der Meinung, daß die Räuber im Osten mit ihren Drohungen keinen Ernst machen würden. Ich entschloß mich denn auch zur Mitreise, um wo möglich eine so zahlreiche Konferenz zusammenzubringen, daß sie ordnungsmäßige Beschlüsse fassen konnte.

Wir meldeten unsere Reise dem Residenten und dem Generalgouverneur und fragten zugleich an, ob man uns für den Weg von hier nach Ambositra einigen Schutz gewähren könnte. Der Resident antwortete sehr entgegenkommend, daß er uns selber begleiten wolle. Er gedachte nämlich eine Reise durch seinen Distrikt zu unternehmen, um dessen Grenzen genauer kennen zu lernen. Schon früher machte er einmal eine Reise nach Ambositra und nahm die Gouverneure und eine zahlreiche Mannschaft mit sich; als sie aber bis nach Manandona gekommen waren, kehrten sie wieder um, wahrscheinlich aus Furcht vor den Räubern. Am Montag den 11. Mai kamen der Resident Baron de la Grange, der Dolmetscher Gerbinis mit seiner Frau, zwei französische Sergeanten, der Generalgouverneur Rainizaunary, ein Teil madagassischer Milizsoldaten und eine große Masse gewöhnlicher Soldaten. Am Dienstag den 12. Mai zogen wir alle nach dem Süden, ohne zu ahnen, was während unserer Abwesenheit sich hier ereignen sollte. Mittwoch Abend waren wir in Ambositra, ohne etwas von den Räubern gesehen zu haben. Hier trennten wir uns vom Residenten und seinem Gefolge und zogen weiter nach Süden. Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen in Ambositra aber entschloß sich der Resident, einige Freunde in Fianarantsoa zu besuchen. Von da kehrte er dann zurück nach Feonarivo und über verschiedene Zwischenstationen nach Betafo, wo er erst am Mittwoch Morgen, den 27. Mai anlangte. Erst hier erhielt er durch Eilboten die Nachricht vom Aufstand.

Diese lange Abwesenheit des Residenten von Nordbetsileo scheint die äußere Ursache für den Ausbruch des Aufruhrs gewesen zu sein. Die Aufrührer brachten den Leuten die Meinung bei, der Generalgouverneur Rainizaunary habe unterwegs hundert Franzosen und auch uns Missionare getötet, deswegen sei es nun an der Zeit, alle Fremden aus dem Wege zu räumen. Alle, die ihnen folgten, wären Freunde der Königin, wogegen die andern als Freunde der Franzosen zu betrachten seien und getötet werden müßten.

Es war also der Europäerhaß, der zum Ausbruch kam. Zwar wissen alle, daß wir Missionare mit französischer Politik nichts zu thun haben; aber weil wir Europäer sind, sollten auch wir geopfert werden. Dazu kam der Haß der Heiden gegen das Christentum. Sie glauben, daß dieses schuld sei an dem Siege der Franzosen im letzten Krieg. Deshalb trachten sie auch unsern eingeborenen Predigern und Gehilfen nach dem Leben, und darum müssen alle unsere Kirchen verbrannt werden. Während der hiesigen Belagerung riefen sie spottend: „Nun mögt ihr zusehen, ob euer Jesus euch retten kann!“ So haben die Unruhen allenthalben das Ziel verfolgt: erstlich die Europäer aus dem Lande zu vertreiben und dann das Christentum auszurotten. Aus diesem Grund haben auch die Aufrührer ihre alten Götter wieder angenommen und sich mit Zaubermitteln versehen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Herd des ganzen Aufruhrs in der Hauptstadt zu suchen ist, und zwar sind es hochgestellte und einflußreiche Personen, die mit Rat und Geldunterstützung an der Spitze stehen. Die Königin hat gewiß nichts mit der Sache zu thun; aber man benutzt ihren Namen und handelt angeblich in ihrem Auftrage. Deshalb kann das Volk schwer unterscheiden zwischen Lüge und Wahrheit. Das ist bei der Beurteilung der Verhältnisse wohl in Betracht zu ziehen.

Diese leitenden Personen in der Hauptstadt suchten neulich ihre Pläne dadurch zu fördern, daß sie einen Mann aus der Hauptstadt zum Generalgouverneur von Vakinankaratra ausriefen und unseren besten und zuverlässigsten Mann, Rainizaunary, auf eine Stelle im Nordwesten an der Sakalavagrenze verwiesen. Infolge unserer Vorstellungen bei dem Residenten wurde dieser Plan vereitelt. Der neue Gouverneur wurde zurückgesandt und Rainizaunary dazu ernannt. Diesem Umstand haben wir es zu danken, daß die Leute im Westen sich bisher einigermaßen ruhig verhalten haben. Hätten sie den neuen Gouverneur aus der Hauptstadt erhalten, so würde ganz Nordbetsileo im Aufruhr wie ein Mann zusammengestanden sein. Selbstverständlich aber waren jene leitenden Männer über das Mißlingen ihrer Pläne höchst erbittert. Sie haben sich deshalb mit aller Kraft

darauf gelegt, den Aufruhr im Osten zu unterstützen, um Rache am Residenten und an Rainizaunary zu nehmen. Es ist ein öffentliches Geheimnis, daß der neue Gouverneur einem gewissen Mann in der Hauptstadt 2500 Doll. für den Posten zahlen sollte. Dieser Handel schlug nun fehl, und so etwas vergißt ein Madagasse nicht so leicht.

Ein anderer Umstand hat sicherlich auch das Feuer des Aufruhrs geschürt. Bekanntlich wurde der frühere hiesige Gouverneur Raharizauna abgesetzt und durch Rabanona ersetzt. Wir und viele andere waren mit dem Tausch sehr zufrieden. Andere waren es aber nicht, weil sie ihre früheren Erpressungen und Bestechungen nicht mehr betreiben konnten. Zumal der abgesetzte Gouverneur war darüber aufgebracht, und man hat ihn stark im Verdacht, daß er in Verbindung mit den Aufrührern gestanden, um sich an Rabanona zu rächen. Wahrscheinlich stand er auch in Beziehung zu den leitenden Persönlichkeiten in der Hauptstadt, denn es zeigte sich während des Aufruhrs, daß Rabanona keine Hilfe, weder von seinen Offizieren noch von seinen Soldaten, hatte. Viele von ihnen hatten sich öffentlich den Aufrührern angeschlossen. Einer der schlimmsten ist zu dem Jesuiten in Betafo geflohen, um bei ihm Schutz zu suchen.

Aus dem Vorangehenden wird man ersehen, daß hier viele gefährliche Elemente vorhanden sind. In der Hauptstadt sind unter der alten Aristokratie viele unzufrieden, weil sie sich nicht mehr wie früher bereichern können. Hier auf dem Lande möchte das Volk gern im Frieden wohnen; aber auch da sind viele der Madagassen unzufrieden und lassen sich leicht mit fortreißen, zumal wenn sie meinen, daß sie im Sinne der Königin handeln und Aussicht auf Beute haben. Das letztere war das Hauptziel vieler beim letzten Aufruhr. Niemals ist das tierische Wesen der Madagassen, ihre Zerstörungswut und Selbstsucht so grauenerregend hervorgetreten. Es war, als ob die ganze Hölle losgelassen wäre, um alles, was an Christentum und Civilisation erinnert, zu vernichten.

Wären es nur die Heiden gewesen, die sich zum Kampf erhoben, so wäre es nicht so hart gewesen; aber leider schlossen sich ihnen auch manche Christen an, teils aus freiem Willen, teils aus Furcht. Unsere eingeborenen Prediger, Lehrer und andere flüchteten sich, verloren aber das meiste ihres Eigentums. Manche beteiligten sich wohl am Plündern, weil sie dafür hielten, daß alle Europäer in Sirabe getötet wären oder getötet werden würden; da galt es denn, von ihrem Eigentum möglichst viel an sich zu reißen. „Kommt es nicht dem einen zugute, so dem anderen“ — eine bedenkliche Moral.

Eins darf man indes nicht übersehen bei der Betrachtung dieser betrübenden Verhältnisse: den Krieg der Franzosen mit Ma-

dagaskar und ihre Annektierung der Insel. Hierin lieg die äußere direkte Ursache. Bekanntlich hat die madagassische Regierung, und auch das Volk seit mehr als 30 Jahren in einem sehr freundlichen Verhältnis zu den Europäern gestanden und die christliche Mission und Civilisation begünstigt. So weit die Macht der Howas reichte, ging alles friedlich und ohne Gefahr für Leben und Eigentum zu. Jetzt erleben wir hier, wie an vielen anderen Orten, daß die Mission und die friedliche civilisatorische Arbeit zerstört wird durch die Gier der europäischen Staaten nach Kolonien. Das ist eine überaus traurige Thatsache!

Am Donnerstag den 8. Juni abends wurde die Konferenz in Fianarantsoa durch den Gouverneur von dem Aufruhr im Norden unterrichtet. Glücklicherweise konnte die Konferenz am selben Abend ihre Verhandlungen abschließen. Am folgenden Tage zogen wir schweren Herzens heimwärts. In Alakamisy trafen wir die jungen Brockways, die uns verschiedene Aufklärungen gaben. Am folgenden Tage trafen wir zuerst Fräulein Rasmussen von Fisakana, darauf die alten Brockways und etwas weiter nördlich alle Europäer von Ambositra, die sich auf der Flucht nach dem Süden befanden. Sie brachten die traurigsten Nachrichten vom Norden. So erhielt ich einen Brief von Pastor Razanna in Sirabe, der uns alle Hoffnung, unsere Lieben lebend anzutreffen, benahm. Er war Zeuge des Ueberfalls am zweiten Pfingsttag gewesen, fand aber am Abend Gelegenheit zur Flucht nach Manandona. Von dort schrieb er am dritten Pfingsttag, daß der Angriff auf unser Stationsgebäude wiederholt worden wäre, und daß die Aufrührer dasselbe mit Spaten zu untergraben gesucht hätten. Dieses und das Gerücht vom Überfall auf Ambositra bestimmte uns, wiederum uns südwärts zu wenden. Wir waren bis nach Sahamadio, einige Stunden nördlich von Ambohimahason, gekommen. Als wir diese Stadt erreicht hatten, mußten wir unsere Weiterreise für den Tag aufgeben. Es war Jahrmarkt daselbst, und wir merkten, daß die Volksstimmung nichts weniger als freundlich gegen uns war.

Als wir dort in tiefster Traurigkeit saßen, kam ein Eilbote von Sirabe mit der Freudenbotschaft, daß die Aufrührer geschlagen und alle unsere Lieben gerettet seien. Keiner kann beschreiben, mit welcher Freude uns diese Botschaft erfüllte. Wie wir vor Trauer geweint hatten, so weinten wir jetzt Freudenthränen, fielen auf die Knie und dankten unserem himmlischen Vater, der unseren [illegible] gehört hatte. Nie werden wir den Tag vergessen, so wen Belagerten jenen Mittwoch, den 27. Mai, den Tag ihrer

Am 3. Juni langten wir in der Heimat an. D

herrliches Wiedersehen, wenn sich auch in die Freude tiefer Schmerz mischte, als wir vernahmen, was alles unsere Lieben erduldet hatten, und sahen, welche fürchterliche Verwüstung angerichtet worden war. Das Sanatorium, das Krankenhaus, Dr. Ebbels neues Haus und das Aussätzigenheim waren niedergebrannt und geplündert; außerdem mehrere kleine Nebenhäuser. Alle Kirchen des Distrikts, mit Ausnahme von dreien, sind in Brand gesteckt worden. In Loharano sind alle Missionsgebäude niedergebrannt und zum Teil zerstört worden; es brannten alle Kirchen dort und in Manandona. Im ganzen sind 75 Kirchen abgebrannt. Die Zerstörung aller dieser Gebäude bedeutet einen sehr großen Eigentumsverlust für die Gesellschaft. Hierzu kommen noch die persönlichen Verluste der einzelnen Missionare und anderer. Das Schlimmste aber ist, daß dadurch die Missionsarbeit in ihrer Entwicklung auf viele Jahre hinaus aufgehalten ist.

Wir müssen uns jetzt darein finden, daß die ganze Station in ein Militärlager umgewandelt ist. Die Kirche mußten wir bis auf weiteres als Kaserne für die französisch-afrikanischen Soldaten überlassen. Der Resident und sein Offizier hat ein Zimmer hier im Hause erhalten, und das alte Sanatorium ist mit französischen Offizieren und Madagassen angefüllt. Die eingeborenen Milizsoldaten exerzieren täglich auf dem Hofplatz. So können sich die Verhältnisse in kurzer Zeit ändern!

Gleich nach der Befreiung am 27. Mai kam ein französischer General mit Hilfstruppen von der Hauptstadt. Aber er erhielt bald darauf Befehl, mit seiner ganzen Stärke dahin zurückzukehren, da ringsumher in Imerina der Aufruhr aufloderte. Infolge dessen wurden wir Missionare ersucht, uns beim General und dem Residenten am Donnerstag den 4. Juni einzufinden. Der General richtete mehrere Fragen an uns betreffs der Lage der Dinge. Wir gaben ihm mancherlei Aufschlüsse und hoben namentlich hervor, daß, wenn er mit allen Soldaten wegzöge, unsere Stellung hier unmöglich würde, daß wir in diesem Falle alle unsere Stationen in Nord-Betsileo aufgeben und Zuflucht in der Hauptstadt suchen müßten. Am folgenden Tage erhielten wir den Bescheid, daß 66 Soldaten hier bleiben würden. Dann wünschte er, daß ihn zwei Missionare nach Antananarivo begleiten möchten, um dem Generalresidenten Mitteilungen und Aufschlüsse zu geben.

Am Montag zogen die Truppen aus, um die Aufrührer im Osten aufzusuchen. Diese hatten sich aber nach allen Seiten hin geflüchtet. Wiederum wurde ein Zug gegen Osten vorbereitet, um das alte Räuberneſt Ramangalaza auszunehmen. Dagegen wird es

den Franzosen wohl kaum möglich sein, Ruhe und Frieden im Lande aufrecht zu erhalten; denn das Land ist groß und die Mittel und Kräfte sind zu gering. Dämpft man den Aufruhr an einem Orte, so lodert er an einem anderen empor. Diebe, Räuber und Mörder können sich in den dichten Wäldern leicht verbergen und sich in den großen, unbewohnten Strecken zerstreuen.

Die Zukunft sieht also sehr trüb aus, sowohl hinsichtlich der Entwicklung des Landes als auch in Bezug auf den Fortgang unserer Mission; doch dürfen wir hoffen, daß es der Übergang zu etwas Besserem sei. Indessen haben wir die Nachricht erhalten, daß man auch in Süd-Betsileo einen Aufruhr befürchtet. Die französische Besatzung in Fianarántsoa hat ihre Zuflucht zu einer Anhöhe genommen, die sich nördlich von der Stadt erhebt.

Nach den neuesten Nachrichten ist der Aufstand eher im Zu- als im Abnehmen begriffen. So soll die ganze Provinz Vonizongo, nordwestlich von der Hauptstadt, im Aufruhr stehen. Ein katholischer Missionar ist neulich grausam hingemordet worden; desgleichen drei Engländer und zwei Franzosen, vermutlich Handelsleute, die von Mozanga zur Hauptstadt zogen. Selbst auf der Heerstraße von der Hauptstadt nach Tamatave war es so unsicher, daß man nicht ohne bewaffnetes Gefolge reisen konnte. Im Sirabe- und Loharano-Strich hat man jetzt mehrere von den Anführern des Aufruhrs ergriffen. Neulich wurden ihrer zwölf hingerichtet.

Ein Lichtschein ist indes in der Finsternis vorhanden. Die Franzosen haben jetzt eine so große Verstärkung erhalten, daß ihre Stellung in der Hauptstadt, wie man annehmen kann, unangreifbar ist, was wahrscheinlich die an der Verschwörung beteiligten Großen abschrecken wird, ihre Wühlereien fortzusetzen.

Der große Ernst der Lage spricht für sich selbst. Wir können nur allen Missionsfreunden zurufen: Hebet Eure Hände zur Fürbitte auf!

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Australien und Neuseeland.

Wenn irgendwo, so ist die Mission unter den kümmerlichen Resten der Urbevölkerung Australiens recht eigentlich die Pflegerin eines dahinschwindenden Volkes. Sie hat es hier nicht wie in Afrika

mit lebenskräftigen Stämmen zu thun, denen noch eine Zukunft und vielleicht auch eine geschichtliche Aufgabe beschieden ist, sondern mit einem über kurz oder lang dem Untergang geweihten Volk. Daß dem so ist, scheint außer Zweifel zu sein. Denn nicht nur die Berührung mit der eindringenden weißen Bevölkerung, sondern auch die Lebensgewohnheiten des Papua-Völkleins, sein angeerbter Wandertrieb, der es unstät und flüchtig sein läßt, und sein Widerwille gegen jede Seßhaftigkeit und geordnete Thätigkeit graben ihm zusehends sein Grab. Und doch ist nicht alle Liebesmühe vergeblich, nicht umsonst der Diakonissendienst, den die Mission an dieses aussterbende Volk wendet. Im Gegenteil, manche Missionsstation liefert den Beweis, daß die Arbeit an ihm nicht ohne Segensfrucht ist und selbst äußeren Erfolg aufweist.

Als solche Stätten des Gedeihens nennen wir in erster Linie die beiden von der Brüdergemeine gegründeten Niederlassungen Ramahyuk und Ebenezer in Viktoria, wo so manche Eingeborene gesammelt worden sind und ein friedliches Heim gefunden haben. Ueber ersteres berichtet Missionar Hagenauer, der dort seit 1858 in gesegnetem Wirken steht, im Australischen Christenboten: „Als vor mehr als dreißig Jahren die hiesige Stelle zu einer Missionsstation erwählt wurde, war dieselbe in jeder Weise nur Wildnis, wo sich die armen Schwarzen nur nach und nach als auf ihrer künftigen Heimat niederließen; aber durch Gottes Gnade und beständige Arbeit ist diese Wildnis in die schöne und friedliche Stätte einer eingeborenen christlichen Gemeinde umgewandelt worden. Die geistliche Arbeit an den Herzen der Eingeborenen, unterstützt durch äußerliche Hilfe einer freundlichen Regierung, hat eine wunderbare Veränderung in dem Leben der Eingeborenen hervorgebracht; denn von ihrer früheren wilden, ja grausamen Lebensweise zum Heiland bekehrt, erfreuen sie sich nun des Segens der Religion und der natürlich damit verbundenen Civilisation. Dabei lernen sie mehr und mehr die Liebe treuer Christen schätzen, die durch freundliche Hilfe und Gebet sie zum Evangelium für arme Sünder gebracht haben, und die ihnen auch jetzt noch ihre Leitung auf der Reise nach der himmlischen Heimat zukommen lassen.“ Außer Gottesdienst und Schulunterricht, die von den Stationsbewohnern fleißig besucht werden, besteht die Missionsarbeit auch darin, die dazu fähigen Männer, Frauen und Kinder im Feld und Garten, sowie in der Hauswirtschaft zu beschäftigen. So genießen ca. 70 bis 80 Personen jeglichen Alters den Segen eines christlichen Heims. Umso befremdlicher ist es, daß die Presbyterianer, die bis jetzt die Station unterstützten, ihre Hand zurückziehen und das Werk, das so augenscheinlich gesegnet ist, nicht mehr fortsetzen

wollen. Wahrscheinlich wirkt der Umstand mit, daß einige Glieder dieser Kirchengemeinschaft ein lüsternes Auge auf einen Teil des Missionslandes geworfen haben, um daselbst eine Dorfansiedelung zu gründen. Die Schwarzen würden dann auf andere Stationen verteilt und das Land für den gewünschten Zweck frei werden. Missionar Hagenauer hat sich aber diesem Plan widersetzt und gedenkt, ermutigt durch die Direktion der Brüdergemeine, das Werk trotzdem fortzusetzen. — Besonderer Erwähnung verdient eine Persönlichkeit Ramahyuks, die im verflossenen Jahr entschlafen ist, und deren Erscheinung eine gründliche Widerlegung jener Annahme ist, als ob den Eingeborenen Australiens jede geistige Begabung und Bildungsfähigkeit abgehe. Bessie Cameron — so hieß sie — war eine Eingeborene von unvermischtem Blut. Sorgfältig erzogen, geistig regsam und wissensdurstig, hatte sie sich auf verschiedenen Gebieten bedeutende Kenntnisse und ein umfassendes, sicheres Urteil erworben. Sie führte eine gewandte Feder. Bei verschiedenen Gelegenheiten trat sie in geschickt geschriebenen Zeitungsartikeln mit Erfolg den Verleumdungen entgegen, die je und dann über die Mission ausgesprengt wurden. Sie setzte selbst hervorragende Männer durch ihr Wissen und ihre Belesenheit in Erstaunen. Dabei bewegte sie sich durchaus innerhalb der Schranken christlicher Weiblichkeit. Mit einem Eingeborenen verheiratet, stand sie eine Reihe von Jahren dem etwa 30 Kinder beherbergenden Waisenhause von Ramahyuk vor, gab die meisten Unterrichtsstunden in der Schule, unterwies im Klavier und Gesang, that auch viel, um den Gesang der Gemeinde zu heben, und machte sich als Organistin sehr nützlich. Es war eine Freude, mit ihr über christliche Fragen und Wahrheiten zu sprechen, denn sie war tief im Glauben an Christum als ihren Erlöser gewurzelt und von lebendiger Hoffnung auf das ewige Leben erfüllt. Erst 43 Jahre alt starb sie unerwartet an einer Herzlähmung, von den Eingeborenen tief betrauert. (Miss.-Bl. d. Brüdergem. Sept. 1896).

Interessant ist die Nachricht von Miss. Hagenauer, daß am Murray-Fluß in einem undurchdringlichen Gehölz ein Stamm von Eingeborenen entdeckt worden ist, von dessen Existenz bisher niemand etwas wußte. Offenbar haben sie sich seiner Zeit vor den eindringenden Weißen dahin geflüchtet und 50 Jahre lang ein verborgenes Dasein geführt. Ihre Lebensweise freilich glich eher der der Tiere des Waldes, als der von Menschen. Ans Licht gezogen zeigten sie sich außerordentlich scheu und mißtrauisch. Die Regierung von Neu-Süd-Wales will ihnen an der Mündung des Darling in den Murray eine menschenwürdige Unterkunft bereiten. (Jahresber. der Brüdergem. 1896).

Wie die Heimstätten Ebenezer und Ramahyuk, so hat sich auch die anglikanische Station Condah-See in Viktoria bis jetzt halten können. Der besuchende Bischof von Ballarat konnte dem hier arbeitenden Missionar Stähle das beste Zeugnis über seine gesegnete Wirksamkeit ausstellen. Ein hübsches Kirchlein von Stein, das die Eingeborenen sich erbaut haben, bildet den kirchlichen Mittelpunkt der über 100 Seelen zählenden schwarzen Pfleglinge.

Der lutherischen Station Bethesda in Südaustralien, die über 600 engl. Meilen nördlich von Adelaide am schönen Killalpininna-See liegt und von Neuendettelsauer Missionaren geleitet wird, hat die Regierung den Bestand dadurch aufs neue gesichert, daß sie ihr das Land auf weitere 21 Jahre verpachtet hat. Die dahin abgesandte Kommission der Regierung war von dem, was sie von der Thätigkeit und den Erfolgen der Mission sah, so angenehm überrascht und erfreut, daß die Herren versicherten, etwas derartiges unter den Papua nicht erwartet zu haben, und daß sie alles aufbieten würden, um die Regierung zu veranlassen, mehr als bisher für das Werk zu thun und zwar mit besonderer Berücksichtigung der Mission. Mit herzbeweglichen Worten bat auch ein Eingeborener im Namen seiner christlichen Volksgenossen die Herren, sie möchten doch bedenken, daß der Ort, wo sie sich jetzt befänden, ihre (der Schwarzen) Heimstätten sei, wo ihre Vorväter gelebt hätten und wo sie geboren seien. Sie möchten doch so barmherzig sein und dazu mitwirken, daß ihnen und ihren Kindern ihre Heimat gesichert bleibe. Sie könnten es nicht aussprechen, welche Wohlthat ihnen zuteil geworden sei, daß sie nun Christen seien. Als solche wollten sie auch hier am Orte leben und sterben. Dieses versprachen ihnen denn auch tiefbewegt die Kommissare der Regierung. — Sehr anzuerkennen ist der Fleiß der Missionare, womit sie dem Völklein eine kleine christliche Litteratur nach und nach zu beschaffen suchen. So ist jetzt nach dreijähriger angestrengter, mühevoller Arbeit das Neue Testament in der Dieri-Sprache zum Druck fertiggestellt worden. (Kirchl. Mitteil. 1895 Nr. 11, 1896 Nr. 5).

Dem Untergang nahe stand die lutherische Station Hermannsburg am Finke-Fluß (am Fuß der MacDonnell-Bergkette), im Zentrum des australischen Kontinents. Ursprünglich von der Hermannsburger Mission gegründet und von der Australischen Synode unterhalten, mußte dieselbe von der Hermannsburger Mission aufgegeben werden, da die genannte Synode wegen der kirchlichen Stellung Hermannsburgs ihre Verbindung mit diesem löste und ihm die pekuniäre Unterstützung entzog. Die Missionare zogen ab und die Station war damit dem Verfall preisgegeben. Da entschloß sich die

südaustralische Immanuelsynode, obschon sie bereits durch ihre Stationen Bethesda und Bloomfield stark in Anspruch genommen ist, die verwahrloste und verfallende Station zu übernehmen und übertrug Missionar Strehlow in Bethesda die Leitung derselben. Nur mit schwerem Herzen entschloß sich dieser, dem Rufe zu folgen. Er verließ das wohlgeordnete Bethesda und machte sich auf die Reise dahin. Nach einer langen und beschwerlichen Fahrt durch die zentral-australische Wildnis erreichte er am 12. Oktober 1894 das entlegene Hermannsburg. Der Anblick, den dieses bot, war überaus traurig und entmutigend. Kirche und Schulhaus waren beide am Einfallen; kein einziger getaufter Christ war zum Empfang des Missionars da; nur ein paar alte nackte Heiden saßen auf der Station und gähnten ihm entgegen. Die Christen waren alle ausgeflogen und hielten sich zerstreut am Finke-Fluß auf. Seit dem Weggang der Missionare war die ganze Niederlassung innerlich und äußerlich in Verfall geraten. Manche Christen hatten sich heidnische Frauen genommen und selbst ihre Kinder waren nicht mehr getauft worden. Niemand war da, der für das geistliche Wohl der schwarzen Christen gesorgt hätte. Die umwohnenden Weißen hatten sich auf der Station eingenistet und das erste, was der Missionar zu thun hatte, war, daß er die sich vorfindenden Spielkarten zerriß und verbrannte, Ordnung zu schaffen suchte und Gottesdienst hielt. Er sammelte die Leute auch zu regelmäßigen Andachten, sang und betete mit ihnen. Er brachte schließlich 18 erwachsene Christen, (11 Männer und 7 Frauen), sowie 40 Heiden zusammen, sodaß sich die Zahl der schwarzen Stationsbewohner mit den 8 Kindern im ganzen auf 66 belief. Leider wird in den nahen MacDonnel-Bergen schon eifrig nach Gold gesucht. Bei der großen Entfernung der Station ist die Postverbindung sehr schwierig. Die Post kommt nur alle fünf Wochen; doch ist seitdem die transkontinentale Eisenbahn von Süden her der Station wieder ein Stück näher gerückt. Auch liegt Hermannsburg nicht gerade unfruchtbar. Mehrere Gärten liegen am Finke-Fluß, die herrliche Palmen, Pfefferbäume und Ziersträucher aufweisen, während dem Boden bei künstlicher Wässerung allerlei Küchengewächse abgewonnen werden.

Auf den lutherischen Missionsstationen Elim, Hope Valley, Bloomfield und Mari Yamba im nördlichen Queensland macht nach wie vor der unberechenbare Wandertrieb der Eingeborenen den Missionaren viel Not. Kaum ist eine Anzahl derselben auf der Station gesammelt, so zerstreuen sie sich beim gerin[illegible] und suchen wieder das Lager ihrer herumstreifenden [illegible]. Und wenn es schon schwer hält, das Entlaufen [illegible] zu verhüten, so ist das Suchen und Nachgehen

verlaufen hat, noch schwieriger. „Nie werde ich den letzten Osterdienstag vergessen", schreibt Miss. Hansche von Mari Yamba. „Es mochte etwa 4 Uhr morgens sein, als ich von einem älteren Schwarzen gerufen wurde. Ein Erwachsener hatte mit den drei kleinsten Jungen die Station verlassen. Ich eilte barfuß und nur dürftig bekleidet das Ufer hinunter durch den Fluß und die steile Böschung hinauf. Da stand ich. Wo mögen sich die Flüchtlinge hingewandt haben? Die Schalen gestohlener und unterwegs verzehrter Orangen zeigten mir den Weg, den sie eingeschlagen hatten. Ich folgte ihnen durchs hohe, stark betaute Gras. Unbemerkt kam ich an den kleinen, schreiend sich unterhaltenden Trupp heran. Als die Jungen endlich mein Pusten hörten und mich erblickten, wollten sie fliehen; aber der Herr half, daß sie auf mein Takko Yurru! (Halt! alle zusammen!) stillstanden und nach der üblichen langen Verhandlung in der Morgenkühle zurückkehrten. Aehnliche Tage, wenn auch nicht mit gleich günstigem Erfolg, sind es schon viele gewesen." Doch fehlt es auch nicht an manchen Freudestunden, die die Arbeit an den armen Papua mit sich bringt.

Sehr viel Schweres hat die von den australischen Presbyterianern unterhaltene und mit Brüdermissionaren besetzte Papuastation Mapoon (Cullen Point) am Carpentaria-Golf im letzten Jahr erlebt. Schon der Umstand, daß die Missionare in Mapoon für ihr Werk nicht den erforderlichen Rückhalt an den Presbyterianern haben, wie dies bei deutschen Missionsgesellschaften der Fall ist, und daß sie unter dem Mangel einer gut organisierten, sowie gleichmäßig nachhaltigen Unterstützung ihrer Kirchengemeinschaft leiden, wirkt in mehrfacher Hinsicht nicht eben fördernd auf das Werk und dessen Ausdehnung. Sehr stark empfinden die Missionare auch den Mangel einer geordneten Rechtspflege, durch die die Eingeborenen sowohl unter sich und in ihrem Verhältnis zu den weißen Ansiedlern in Zucht gehalten, als auch vor den Schändlichkeiten und Vergewaltigungen der Weißen geschützt würden. Nur auf diese Weise läßt sich überhaupt ein erträgliches Nebeneinanderwohnen der beiden Rassen ermöglichen. Denn wenn es auch Aufgabe der Mission ist, auf die zuchtlosen Eingeborenen sittigend einzuwirken — und dies geschieht ja auch, soweit ihr Einfluß reicht — so ist doch nicht anzunehmen, daß sie allein unter den gegebenen Verhältnissen im Handumdrehen ein ganzes Volk, das zudem in einem weiten Ländergebiet in einzelnen Horden umherstreift, so umwandeln werde, daß dadurch Polizei und Obrigkeit unnötig wird. Im Punkt der Rechtspflege aber, wie sie im Interesse der Eingeborenen dringend zu wünschen ist, scheint es in Queensland noch sehr zu fehlen.

Im Zusammenhang damit hat die Mission in Mapoon manche Verdächtigungen erleiden müssen, aus denen sie aber gerechtfertigt hervorgegangen ist, und es hat ihr sogar nicht an Anerkennung von höchster Seite gefehlt. Dagegen wurde sie am schwersten dadurch betroffen, daß ihr am 3. Januar v. J. der tüchtige Miss. Ward durch den Tod entrissen wurde. Er erlag einer typhösen Krankheit, zu der er sich auf seinen beschwerlichen Bootreisen längs der Küste und landeinwärts auf dem Batavia-Flusse den Keim geholt hatte. Zugleich erkrankte auch sein Mitarbeiter Hey, sodaß sich derselbe genötigt sah, mit seiner Frau und Schwägerin, der Witwe Wards, einen längeren Urlaub zu nehmen und im kühleren Süden sich zu erholen. Er benützte diese Gelegenheit, um hier allerorts in den presbyterianischen Gemeinden das Interesse für die Mission in Nord-Queensland zu wecken. Als die Missionsgeschwister im August wieder nach Mapoon zurückkehrten und ihre schwierige Arbeit aufnahmen, fanden sie zwar mancherlei Schaden an den Gebäuden und viel Krankheit unter ihren Pfleglingen vor, wurden aber von diesen mit rührender Freude empfangen. Seitdem hat Miss. Hey zwei Reisen südwärts unternommen, um eine geeignete Stelle ausfindig zu machen, wo sich eine zweite Station anlegen läßt. Er erschloß bei dieser Gelegenheit ein bisher unbekanntes Gebiet und entdeckte zwei Flüsse, von deren Existenz man bisher nichts wußte. Der eine derselben führt nun die amtliche Bezeichnung Missions-Fluß, der andere die des Hey-Flusses. Da inzwischen Miss. Brown mit Frau als Verstärkung eingetroffen ist, so wird man wohl bereits zur Gründung der zweiten Station zwei Meilen südlich von Mapoon geschritten sein. Auf jener Untersuchungsreise traf Hey auch einen neuen Stamm von Eingeborenen, zu denen die Kunde von Mapoon und seinen Missionaren schon gedrungen war, sodaß sie ihm mit Zutrauen entgegenkamen. „Ist nun auch freilich", heißt es im Jahresbericht der Brüdergemeine, „auf diesem Arbeitsfelde noch nicht eine christliche Gemeinde gesammelt (wozu aber die Anfänge vorhanden), so ist doch der Erfolg der Arbeit unverkennbar. Wir, die wir jene armen Wilden in ihrer ursprünglichen Verkommenheit, ja Versumpftheit in Laster aller Art nicht gesehen haben, können uns kaum richtig vorstellen, welcher Fortschritt es ist, wenn sie nun einigermaßen gesittet und anständig sich betragen und offenbar auch gern lauschen dem Wort, das die Missionare ihnen verkündigen, ja ihrem unruhigen Nomadenleben mehr und mehr zu entsagen scheinen. Das ist schon ein nicht zu unterschätzender Sieg der chr [illegible] und Geduld." (Jahresber. d. Brüdergem. 1896. M [illegible] X.)

Was nun die [illegible] Festlande von

Australien noch lebenden Papua anlangt, so giebt die Warneck'sche Allg. Missionszeitschrift dieselbe auf 59464 Seelen an, von denen auf Viktoria 565, auf Neu-Süd-Wales 8280, auf Queensland 20585, auf Südaustralien 23789 und auf Westaustralien 6245 entfallen.

Bemerkenswert ist der Eifer, mit dem einzelne Kirchenkörper Australiens sich der in der Kolonie zerstreuten Chinesen annehmen. Leider frönen viele derselben dem Opiumlaster; doch scheint die Mission unter diesen Fremdlingen sehr hoffnungsvoll zu sein. Ebenso ist die Arbeit unter den auf den Queensländer Zuckerpflanzungen beschäftigten Kanaka (Südseeinsulanern) recht gesegnet. Nur ist man geteilter Meinung darüber, ob mit der zeitweiligen Verpflanzung der Südseeinsulaner nicht nur den Interessen der Zuckerbarone, sondern gleichzeitig auch dem wahren Wohl der Eingeborenen gedient sei. Denn wenn auch die Missionsthätigkeit unter dieser eingeführten Arbeiterbevölkerung eine sehr befriedigende und reich gesegnete ist, so weisen doch mit Recht die Südseemissionare auf die furchtbare Sterblichkeit der Kanaka auf den Pflanzungen hin und auf die infolge der Ausfuhr hervorgerufene Verödung der Inseln, zumal es hauptsächlich die jungen kräftigen Männer sind, die dadurch der heimischen Scholle entzogen werden. Außerdem steht als Thatsache fest, daß ein großer Teil der Kanaka anstatt der Segnungen des Christentums die von dem Abschaum der weißen Kolonialbevölkerung erlernten Laster bei der Rückkehr in die Heimat mitbringen und hier verbreiten. (Warnecks Allg. Miss.-Zeitsch. 1895, S. 519 f.)

In Neuseeland starb im November v. J. einer der Veteranen der englisch-kirchlichen Mission, Rev. J. Matthews, dessen Persönlichkeit noch aus den Anfängen der dortigen Mission in die Neuzeit hereinragte. Er ging 1831 nach Neuseeland und hat von 1833 an unausgesetzt auf der Station Kaitaia (an der Nordspitze der Nordinsel) im Segen geabeitet, ohne je in die Heimat zurückzukehren. Als er seiner Zeit an der Insel landete, befand sich kein Weißer außer den Missionaren im Lande, und erst kurz zuvor waren die ersten wenigen Maori getauft worden. Inzwischen haben sich die Verhältnisse anders gestaltet. Er erlebte es, daß die Insel nicht nur zu einer englischen Kolonie emporblühte, sondern auch zu einem christlichen Lande wurde, das vorher nur von Kannibalen bewohnt war. Eine ganze Reihe von Maori, die durch ihn zu Christo geführt wurden, hat er sich zu Gehilfen in der Arbeit und zu Dienern am Evangelium herangezogen.

Seit dem im Jahre 1894 erfolgten Tode des alten Maori-Königs Tawhaio, einem Anhänger der heidnisch-christlichen Sekte der Hauhau, scheint diese im Niedergang begriffen zu sein. Sein Nach-

folger Mahuta hat alle unnötige Sonntagsarbeit verboten und wünscht, daß das Christentum in allen Schulen gelehrt werde. Auch forderte er in einer großen Volksversammlung, die in Kawhia stattfand, die Maori-Stämme öffentlich auf, die heidnische Beobachtung des Tapu, das alte Zaubereiwesen und sonstige heidnische Bräuche gänzlich fahren zu lassen. „Mein Vater Tawhaio“ — fuhr er fort — „der diese Dinge bis jetzt aufrecht erhielt, ist nun tot; lasset deshalb alle die früheren Maori-Mißbräuche und den alten Aberglauben mit ihm begraben sein und wendet euch dem Licht des Evangeliums zu!“ Außer Tawhaio ist auch der Sektenführer Te Kooti durch den Tod hinweggerafft worden, sodaß nur noch einer jener Irrgeister, Te Witi, der sich und die Seinen für Israeliten hält und Gott und Satan in einer Person zu sein behauptet, am Leben ist. Auch sonst sind die Aussichten auf eine Rückkehr der irregeleiteten Hauhaus in den Schoß der evangelischen Kirche günstiger als je zuvor. So wurde Archidiakon Clarke von solchen eingeladen und freundlich aufgenommen. Dagegen treiben allerhand Lügenpropheten und Schwarmgeister ihr Wesen in der Wellington-Diözese (im Süden der Nordinsel). Einer derselben schrieb sogar die häufigen Krankheitserscheinungen und die gegenwärtige große Sterblichkeit der Maori der Abendmahlsfeier der Christen zu. Viel Not bereiten vornehmlich die sogenannten „Heilungspropheten“, von denen jedes Jahr zwei oder drei neue auftreten, und die den Erfolg ihrer Kuren von der Verwerfung irgend eines christlichen Glaubensartikels abhängig machen. (Church Miss. Report 1896).

Auf der Südinsel wird die Pflege der christlichen Maori leider dadurch sehr erschwert, daß sie meist sehr zerstreut wohnen und nur noch gering an Zahl sind.

---

b) Neuestes und Vermischtes.

China. Bekanntlich bietet die Erlernung der chinesischen Schrift mit ihren 40000 Zeichen so große Schwierigkeiten, daß sie geradezu ein Studium fürs ganze Leben erfordert. Nun haben zwar die verschiedenen Missionen es längst versucht, in ihren Gemeinden die lateinische Schrift einzuführen; aber diese ist den Chinesen, die einmal gewöhnt sind, mit Pinsel und Tusche umzugehen, nicht handgerecht. Da hat nun der chinesische Pastor Wong in Hongkong eine neue, leicht erlernbare Buchstabenschrift erfunden, deren 25 Buchstaben gleich den chinesischen Schriftzeichen mit Pinsel und Tusche auf chine-

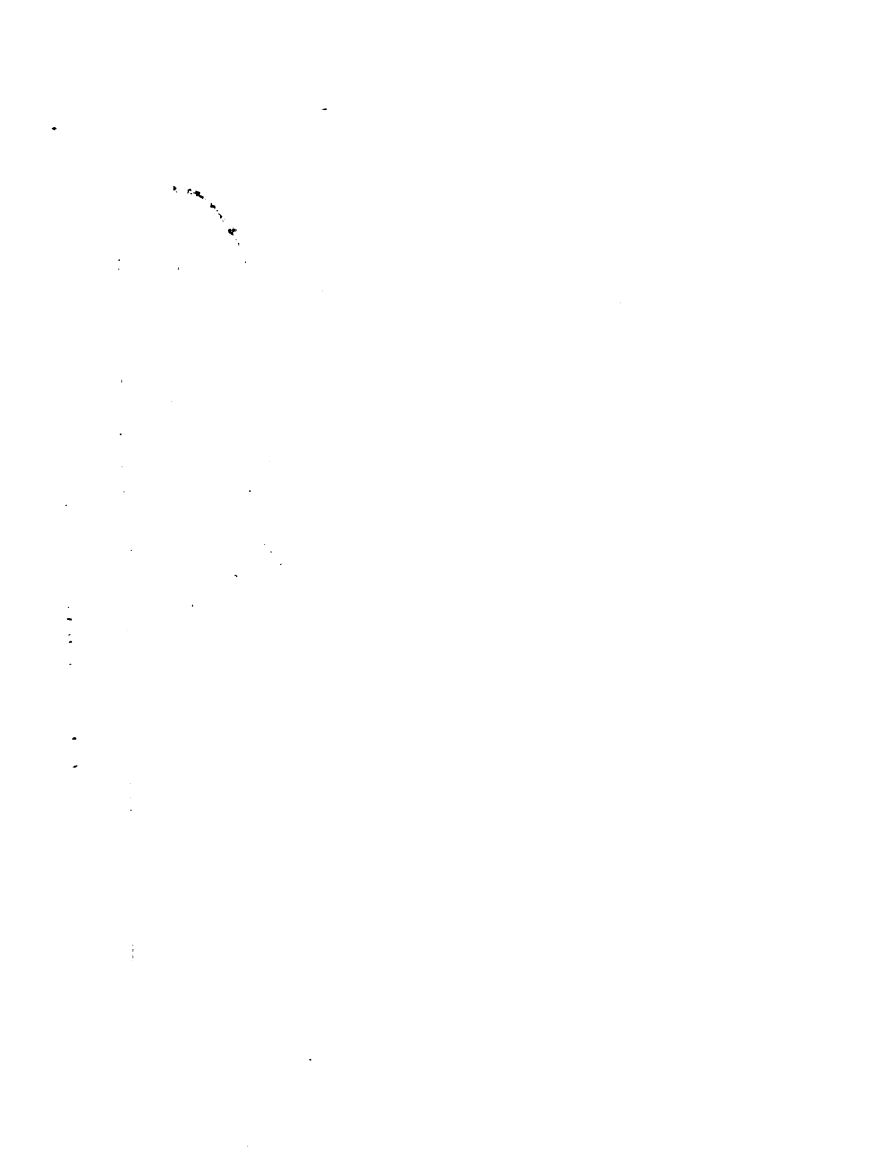
sischem Papier geschrieben werden. Von dieser Erfindung versprechen sich viele chinesische Christen einen durchschlagenden Erfolg auch auf religiösem Gebiet, indem sie hoffen, die konfuzianischen Schulen, die zugleich Stätten der abgöttischen Verehrung des Konfuzius und seiner Lehre sind, werden dadurch veröden und ihren Einfluß aufs Volk verlieren. In der neuen Schrift sollen denn auch alsbald Schulbücher gedruckt und christliche Blätter unter dem Volk verbreitet werden. (Ber. d. Rhein. Miss. Nr. 10.)

Indien. Die im Madras-Distrikt entstandene Bewegung unter den Parias nimmt in erfreulicher Weise zu. An dem einen Ort, berichtet das Leipziger Missionsblatt, waren die Heiden eben im Begriff, ihrem Götzen einen Dorftempel von Lehmwänden zu errichten. Da ergreift die christliche Bewegung auch dort einige einflußreiche Familien und nun lassen sie den angefangenen Götzentempel als christliche Schule und Kapelle ausbauen.

Heimat. Die Missionsbewegung unter der studierenden Jugend Amerikas und Englands und die im Zusammenhang damit stehende Liverpooler studentische Missionskonferenz hat nun auch einen deutschen Studentenbund für Mission ins Leben treten lassen, dessen geschäftsführendes Komitee einen Aufruf an die Kommilitonen aller Fakultäten erlassen hat. Dieser Bund konstituierte sich auf der am 28. März d. J. in Halle abgehaltenen Konferenz und stellte folgende Satzungen auf:

§ 1. Der Studenten-Bund für Mission ist ein Gebets- und Werbebund für die Mission. § 2. Mitglied kann jeder Student werden, der auf dem Grund der Schrift stehend, im Glauben an Jesum Christum als an seinen Gott und Herrn an der Verwirklichung des Missonsbefehls mitarbeiten will. § 3. Diese Verwirklichung erstrebt er, indem er sich vor dem Herrn die Frage stellt, ob er selbst Missionar werden soll, und indem er andere für das Missionswerk zu gewinnen sucht. § 4. Diejenigen, die sich vor Gott darüber klar geworden sind, in die Mission zu gehen, thun dies kund, indem sie ihre Namen in die Liste der zukünftigen Missionare des Bundes eintragen.

Wir freuen uns über die Stellung, die dieser Studentenbund zur Mission einnimmt, und über den nüchternen Ernst, der sich in dem Aufruf kundgiebt. Hoffentlich erwachsen ihm recht viele Mitglieder und kommt auch wirklich etwas für die Mission dabei heraus.





Armenische Waisenkinder.

Fünfzig Jahre an den Ufern des Kalabar.

(Schluß)

9. Kritische Zeiten.

Die Verluste des Jahres 1870 schienen alles lahm legen zu wollen. In der Heimat war man wie betäubt von diesen wiederholten Schlägen und es wollte sich niemand mehr für das opferreiche Arbeitsfeld melden. Hier aber war Ersatz dringend nötig, um die entstandenen Lücken wieder auszufüllen. Ein neues Haus, das man in Ikoneto erbaut hatte, war kaum bewohnt worden und stand nun leer. Dasselbe war in Oldtown der Fall, und auch in Duketown stand eins der Missionshäuser unbewohnt da. Der Arbeit gabs allenthalben viel, aber es fehlten die Arbeiter. Und doch sah sich die heimatliche Kirche der Presbyterianer außer stande, dem dringenden Bedürfnis abzuhelfen. Alles was sie in den nächsten zehn Jahren für die Kalabarmission thun konnte, war die Aussendung von einem einzigen ordinierten Missionar, einem Arzt und zwei Lehrern. Die Mission befand sich in einer Krise; denn auf dem Arbeitsfeld standen nur noch einige wenige Missionare, von denen die meisten durch eine längere Dienstzeit in ihrer Kraft und Gesundheit geschwächt waren. Dazu wurde im Jahr 1871 die kleine Schar noch durch den Tod von Missionar Ashworth und durch den Abgang von mehreren andern bedenklich vermindert, so daß man sich ernstlich fragte, wie dem Mangel an Arbeitern angesichts der Verhältnisse in der Heimat und draußen abzuhelfen sei. Man suchte dieses schwierige Problem auf dreierlei Weise zu lösen, gelangte aber — um dies vorauszuschicken — nur auf einem der vorgeschlagenen Wege zum Ziel.

In Anbetracht der ungünstigen Klimaverhältnisse schlug ein Dr. J. W. Healy in Amerika vor, die nötigen Arbeiter für Kalabar

dadurch zu gewinnen, daß man ca. 80 junge Neger aus den Südstaaten in amerikanischen Kollegs heranbilden und dann nach Afrika aussenden solle. Von ihnen dürfe man erwarten, daß sie den klimatischen Gefahren der westafrikanischen Küste widerstehen würden. Diese Idee fand in der Heimat lebhaften Beifall und öffnete allenthalben den Geldbeutel der Missionskreise; aber sie erwies sich nur als ein schöner Gedanke ohne praktischen Wert. Man sah bald die Unausführbarkeit der Sache ein und es blieb davon nichts übrig, als recht unliebsame Erinnerungen.

Ein anderer Plan wurde von dem Architekten George Thomson in Glasgow vertreten. Er ging von dem richtigen Gedanken aus, den Missionaren in nächster Nähe ihres Arbeitsgebiets eine Gesundheitsstation zu verschaffen, wohin sie sich jederzeit zur Erholung zurückziehen könnten, statt darauf angewiesen zu sein, jedesmal nach Europa zurückzukehren, wozu sich die meisten erst im äußersten Notfall verstanden. Thomson in seiner Menschenfreundlichkeit sah es als seine Pflicht an, selbst Hand anzulegen, um seinen Plan auszuführen. Er gab sein Geschäft in Glasgow auf und begab sich nach Westafrika, bereiste die ganze Küste und die Flußgebiete, wanderte landauf landab und bestieg schließlich das hohe Kamerungebirge, das im Südosten von Kalabar den Horizont begrenzt. Hier glaubte er den geeigneten Ort für eine Gesundheitsstation gefunden zu haben, die zugleich allen Missionen an der Bucht von Biafra als solche dienen sollte. Allein noch ehe er seinen Plan, zu dem leider auch die zu Gebote stehenden Mittel nicht ausreichten, verwirklichen konnte, raffte ihn das Klima hinweg (1878). Eine Gedenktafel, die ihm in der Baptistenkapelle zu Viktoria an der Ambasbucht errichtet wurde, ist alles, was noch an seinen Aufenthalt auf den Höhen des Kamerungebirges und an seine menschenfreundlichen Bestrebungen erinnert.

Ein dritter Weg, um dem Werk die nötigen Arbeiter zu geben, wurde an Ort und Stelle von den Missionaren selbst eingeschlagen, ein Weg, der sich auch als der geeignetste erwies. Man schlug vor, die Verstärkung der Mission sollte, wie schon früher, hauptsächlich durch solche Leute geschehen, die sich zuvor eine Zeitlang in Jamaika aufgehalten und sich dort akklimatisiert hätten. Zum andern betonte man, daß es geratener sei, statt eine halbgebildete, anspruchsvolle Negergeistlichkeit aus den Südstaaten oder

Westindien auf den Platz zu stellen, lieber aus den eingebornen Christen Kalabars die gewünschten Arbeiter heranzuziehen. Dr. Robb wies an Hand der Statistik nach, daß von den neunzehn Personen, die der Kalabarmission bis jetzt angehört und vorher in den Tropen gelebt hätten, nur drei gestorben seien, wogegen von den fünfzehn Missionaren, die direkt von Europa in die Arbeit eingetreten wären, allein zehn dem Klima erlegen seien, und daß die fünf Ueberlebenden dem weiblichen Geschlecht angehörten. So überraschend und lehrreich diese statistische Zusammenstellung erscheint, so ist sie doch insofern nicht ganz zutreffend, als sich nicht genau nachweisen läßt, inwieweit die Todesfälle allein dem direkten Einfluß des Klimas zuzuschreiben sind oder aber dem Umstand, daß die Missionare zeitweise aus Mangel an Arbeitern zu sehr überbürdet waren und demzufolge aufgerieben wurden.

Doch wie dem auch sei, man erkannte die Notwendigkeit, mehr als bisher die Arbeitskräfte aus dem Efikvolke selbst heranzuziehen und von einer Anstellung christlicher Jamaika-Neger abzusehen, umsomehr, als diese sich doch erst die Landessprache aneignen müßten. Leider sah sich der sprachenkundige Dr. Robb schon 1873 genötigt, mit seinem Mitarbeiter Lawson gesundheitshalber das Feld zu räumen, wofür nur einige Lehrer als Ersatz eintraten. Die Eingebornen aber wurden um jene Zeit von einer Pockenepidemie heimgesucht, die sie massenhaft hinwegraffte. Dies veranlaßte die unerschrockene Schwester von Frau Goldie, Fräulein E. Johnstone, sich in einem Dorf mitten unter den Kranken niederzulassen, obschon das Fetischgesetz die Beerdigung der von der Seuche Hinweggerafften nicht zuließ und der Aufenthalt deshalb fast unerträglich war. Sie impfte die Eingebornen und hatte die Freude zu sehen, daß die Pocken nachließen. Dann kehrte sie nach Oldtown zurück, wo sie bald darauf im Juni 1873 dem Klima erlag. An ihre Stelle trat im folgenden Jahr die dritte der Schwestern Johnstone, deren Namen noch heute in Kalabar in gesegnetem Andenken stehen.

Neue Arbeiter erschienen auf dem Plan und es begann eine Zeit reger Thätigkeit. Man suchte das Land so viel als möglich zu erkunden, in der Hoffnung, die Mission nach verschiedenen Richtungen hin auszudehnen. Man unternahm Untersuchungsfahrten auf dem Kalabar- und Croßfluß und drang bis zu den

Ausläufern des Kamerungebirges, den Obanbergen vor, während Rev. Roß die Stämme in Efut besuchte. Gern hätte man verschiedene Punkte in den bereisten Gebieten besetzt, aber die heimatliche Kirche vermochte nicht die nötigen Arbeiter zu stellen.

Und wieder riß der Tod neue Lücken. Im Jahr 1879 starb in Duketown Missionar Morton, der sich erst wenige Monate zuvor mit der Tochter des verstorbenen Missionars Timson verheiratet hatte. Seine Frau kehrte in die Heimat zurück und ließ die Gräber ihrer beiden Eltern und ihres Gatten zurück. Im gleichen Jahr sah sich auch Missionar Campbell genötigt, das Arbeitsfeld zu verlassen. Er starb kurz nach seiner Ankunft in der Heimat.

Inzwischen war man so weit, im Jahr 1872 dem ersten Eingebornen von Kalabar die kirchliche Weihe zum Predigtamt geben zu können. Es war dies Esien Ukpabio, der Erstling der Efikchristen und zugleich der erste eingeborne Lehrer, der der Mission mit Treue und Eifer gedient hatte und mit dem dann später die Station Adiabo besetzt wurde. Der ersten Ordination folgte im Jahr 1874 eine weitere in Creektown und zwar bei Gelegenheit der Einweihung einer großen neuen Kirche, die man aus den Mitteln der eingebornen Christen erbaut hatte. Die eingeborne Kirche erkannte nun auch mehr als bisher ihre Pflicht, an ihren kirchlichen Angelegenheiten teilzunehmen und mit ihren Mitteln einzutreten. Sie erhielt dadurch einen neuen Antrieb, der für die Ausdehnung und Erstarkung des Werks von großer Bedeutung war.

---

10. Vorwärts!

Leider trat in den Jahren 1881 und 1882 ein Ereignis ein, das die Kreise der Missionare und der Missionsfreunde tief bewegte und in seinen Folgen nicht geringe Verwirrung in Kalabar anrichtete. Es wurde zunächst durch ein unglückliches Zerwürfnis zwischen Missionar Roß und dem alten Anderson hervorgerufen, das an Ort und Stelle von keiner Seite geschlichtet werden konnte. Dies veranlaßte die heimatliche Missionsbehörde, im Oktober 1881 eine Deputation nach Kalabar zu entsenden. Die beiden Visitatoren Rev. David Williamson und Rev. David Marshall untersuchten die Sache aufs gründlichste und das Resultat ihres Be-

fundes war die Rückberufung von Missionar Roß. Dieser aber fügte sich dem Beschluß nicht, sondern trat aus dem Verband der Mission und verblieb in Duketown. Hier baute er dicht neben der Station eine Kapelle, sammelte aus den vorhandenen Christen eine eigene Gemeinde und führte dadurch eine Spaltung herbei, die dem bisherigen Werk natürlich nicht zur Förderung diente. Zwar starb Roß einige Zeit darauf, aber seine Witwe blieb in Duketown und dann fand sich leider auch ein Nachfolger für Roß in einem jungen Mann aus der Anstalt von Dr. Guinneß in London, so daß die Sondermission bis auf den heutigen Tag fortgeführt worden ist. Von den beiden Visitatoren aber starb Williamson auf der Rückreise an Bord des Dampfers am Fieber.

Einen großen Verlust erlitt die Mission im folgenden Jahr (1883) durch den Tod des jüngeren Edgerley, der 26 Jahre lang die Arbeit seines Vaters fortgeführt und viel zur Erforschung des Landes beigetragen hatte. Kurz vor seinem Heimgang hatte er noch die Anregung zur Beschaffung eines Flußdampfers gegeben. Wiederum war es die Kinderwelt Schottlands, die seinem Wunsche entsprach, das nötige Geld zusammenbrachte und der Mission an Neujahr 1884 ein Dampfboot schenkte. Dadurch wurde eine Ausdehnung der Mission am Croßfluß aufwärts wesentlich erleichtert. Dazu wurde um diese Zeit auch das Arbeiterpersonal bedeutend verstärkt, so daß man daran denken konnte, die Seile weiter zu spannen. Von den beiden Inlandstationen Ikoneto und Ikorofiong ging man weiter stromaufwärts und legte 1885 die Station Ikotana an. Sie wurde zunächst durch den Westindier Missionar Jarrett besetzt, der trotz Widerstand und Kriegsunruhen tapfer auf seinem Posten aushielt, bis er im Jahr 1890 ein Opfer des Klimas wurde.

Zwei Jahre später drang dann Missionar Gartshore den Croßfluß noch weiter hinauf und ließ sich in Ungwana nieder, an der Stelle, wo sich der Fluß in einem großen Bogen nach Nordosten wendet. Der Anfang war schwer. Gartshore ließ sichs aber nicht verdrießen, zu bauen, Busch zu hauen, Wege anzulegen und Bäume auszuroden. Daneben predigte er und hielt Schule, suchte sich die Ibo-Sprache anzueignen und diente den Eingebornen mit ärztlicher Hilfe. Leider war der eifrige Mann nur zu früh genötigt, gesundheitshalber seinen Posten aufzugeben. Die Station

ist insofern von Bedeutung, als sie den Ausgangspunkt für eine künftige Besetzung des nach dem Binue zu gelegenen Gebietes bilden soll. Die Bewohner, die dem Ibostamm angehören, treiben nicht nur flußabwärts nach Kalabar, sondern auch landeinwärts nach dem Binue Handelsgeschäfte, zu denen auch Sklavenhandel gehört.

Als Verbindungsstation zwischen Ikotana und Ungwana legte dann 1889 Missionar Luke die Station Emuramura inmitten einer zahlreichen Bevölkerung an. Er fand hier eine sehr freundliche Aufnahme von seiten des alten Häuptlings Ebok, der ihm ohne weiteres ein Häuschen als vorläufige Wohnung einräumte. Auch die Arbeit erwies sich hier schon nach kurzem als sehr hoffnungsvoll, wiewohl man es mit einem sehr finstern Heidentum zu thun hatte. Kinder wurden in die Missionsschule geschickt und auch das Volk hatte ein offenes Ohr für die Predigt des Evangeliums. Häuptlinge und Sklaven steuerten gemeinschaftlich zum Bau einer Kapelle, die zugleich als Schule dienen sollte.

Zugleich mußten aber auch die Missionare die traurige Wahrnehmung machen, daß, soweit sie ins Innere vordringen mochten, bereits eine andere Macht ihnen zuvorgekommen war und die Volksstämme unter ihren Einfluß gebracht hatte: der Branntwein. Die bekannten Rumflaschen fanden sich überall, wohin man kam; und doch hatten selbst einsichtsvolle Eingeborne das Gefühl, daß der Schnaps ein Fluch für sie sei. So äußerte sich ein heidnischer Häuptling gegen Missionar Cruickshank: „Wenn du die Einfuhr des Branntweins von Kalabar her nur für ein Jahr aufheben könntest, so würdest du sehen, was das für einen Umschwung hierzulande hervorrufen würde.“ — Und Missionar Luke schrieb von Emuramura aus: „Ich bedaure sagen zu müssen, daß unser Werk nicht wenig gehindert wird durch den von britischen Kaufleuten betriebenen Branntweinhandel. Schon ein unverfälschter, reiner Branntwein, unter dessen Gewalt das Volk käme, wäre ein höchst gefährlicher Einfuhrartikel, wie viel mehr der verderbliche sogenannte „Handelsschnaps“ (trade gin), von dem der Händler nicht einmal seinen Hund kosten lassen würde und der den unwissenden, leidenschaftlichen Neger geradezu ruiniert. Gegen die Einfuhr eines solchen Fusels kann man nicht stark genug protestieren.“

Diesem Unheil gegenüber sah sich auch die Mission genötigt, eine abwehrende Stellung einzunehmen. Und das mit vollem

Recht. Denn es ist klar am Tage, welch demoralisierenden Einfluß der Branntwein auf die Bewohner Afrikas ausübt. Ja, es ist auch eine große Verblendung, in der sich die Kaufleute befinden, indem sie den Eingebornen solches Gift zuführen. Sie schädigen damit nur ihre eigenen Interessen. Denn je mehr die Neger durch den Schnaps vergiftet und entnervt werden, desto weniger sind sie fähig und geneigt, dem Ackerbau und der Gewinnung der Landesprodukte nachzugehen, gegen die sie die Handelsgüter der europäischen Kaufleute eintauschen. Je weniger Produkte sie aber auf den Markt bringen, desto mehr geht natürlich auch der Handel zurück. Und abgesehen davon, man sollte schon aus Menschenfreundlichkeit diesen verderblichen Handel von der Küste Afrikas verbannen, denn durch ihn ist auch dem Christentum wie der Civilisation der Eingang erschwert, wenn nicht gar unmöglich gemacht.

11. Am Schluß von 50 Jahren.

Der Vorstoß flußaufwärts und die Gründung neuer Außenposten im Inland blieb nicht ohne Rückwirkung auf die Kalabarmission. Neue Lebenskräfte regten sich in ihr und ihr Wachstum nach außen hin bahnte einen neuen Aufschwung an. Auch in der Heimat war inzwischen der Missionseifer in ein frischeres Stadium getreten und es fehlte nicht an Leuten beiderlei Geschlechts, die sich für den gefahrvollen Posten anboten. Eine Reihe von tüchtigen Kräften aus dem geistlichen, wie aus dem Laienstande traten nacheinander in die Arbeit ein. Aber immer und immer wieder lichtete der unerbittliche Tod die Reihen derselben, oder aber waren sie zur Rückkehr nach Europa genötigt.

Ein besonders schmerzlicher Verlust für die Mission war der frühe Heimgang des hingebungsvollen und begabten Rev. Porteous, der erst 1889 in Kalabar eingetroffen, schon am 26. Januar 1892 vom Fieber hinweggerafft wurde. Er hatte die Bedienung der beiden Inlandstationen Ungwana und Emuramura übernommen, die durch Krankheit und Abzug ihrer Arbeiter entblößt waren. Da erfaßte ihn das Fieber und er sah sich in seiner Vereinsamung genötigt, Zuflucht bei den Missionsgeschwistern auf der Station Ikorofiong zu suchen. Die dreizehnstündige Bootfahrt beschleunig

den tödlichen Ausgang der Krankheit. Er erreichte zwar noch die Station, aber als Sterbender. Mit ihm verlor die Mission einen ihrer tüchtigsten und hoffnungsvollsten Arbeiter, der schon vor seinem Eintritt in die Missionsarbeit als Geistlicher in der Heimat im Segen gewirkt hatte.

Ihm folgte bald darauf am 21. Februar der eifrige Missionsarzt Dr. Rae. Als dieser von der Erkrankung und dem Heimgang seines Mitarbeiters hörte, eilte er mit seiner mutigen Frau sofort den Fluß hinauf, um die Leitung der verlassenen Stationen zu übernehmen. Er erreichte nach zweitägiger Fahrt Ikotana, wo er die nötigen Anordnungen traf und die Schule examinierte. Von da ließ er sich im Boot weiter flußaufwärts rudern und erreichte vom Fieber geschüttelt die Station Emuramura. Zwei Tage darauf hauchte er sein Leben aus und seine arme Witwe sah sich hilflos und verlassen allein auf der entlegenen Station. Die Stationen des Inneren aber mußten aus Mangel an Arbeitern längere Zeit unbesetzt bleiben.

Um dieselbe Zeit wurde die ohnedies schwergeprüfte Mission auch durch den am 24. März 1892 erfolgten Heimgang des christlichen Königs Eyo Honesty in Creektown schmerzlich betroffen. Der einflußreiche Mann war bereits Christ, als er zum König erwählt wurde und erhielt diese Stellung von der Bevölkerung, trotzdem er die Bedingung stellte, nur nach christlichen Grundsätzen regieren zu wollen. Der Mission leistete er als Kirchenältester und Leiter der Sonntagsschule in Creektown große Dienste, und er übte durch seinen christlichen, vorbildlichen Lebenswandel einen gesegneten Einfluß auf die Gemeinde aus. Wenn nötig, beteiligte er sich selbst an der Abhaltung von Gottesdiensten und er that dies stets mit Wärme und Eifer für die Sache Christi. Obschon im Besitz einer kleinen englischen Bibliothek, so bildete doch die Bibel seine Lieblingslektüre. Als König regierte er sein Volk mit Weisheit und Gerechtigkeit. Seine Rechtlichkeit im Handel, dem die Kalabar-Häuptlinge mehr oder weniger obliegen, war von allen europäischen Kaufleuten anerkannt und geschätzt. Wie er als Christ in lebendigem Glauben starb, so ging auch seine Bestattung in christlicher Weise vor sich.

Auch jetzt hielt es schwer, die entstandenen Lücken mit neuen Arbeitern aus der Heimat zu füllen. Die presbyterianische Synode

Schottlands hatte allen Grund, darüber Klage zu führen, daß andere Missionsfelder, besonders neue Gebiete wie am Kongo, die nicht weniger Opfer erforderten, gleichwohl größere Anziehungskraft ausübten, als das Werk am Kalabar. Indes fanden sich mit der Zeit doch verschiedene Männer und Frauen, die bereit waren, in die Reihen der Missionsarbeiter in Kalabar einzutreten, und auch, nachdem von diesen manche schon nach kurzer Frist dem Klima erlagen oder in die Heimat zurückkehren mußten, fand sich immer wieder der nötige Ersatz. So ist in den letzten Jahren die Arbeiterzahl bedeutend ergänzt worden und die Mission hatte neuerdings sogar drei Aerzte in ihrem Dienst stehen.

Den jüngsten Fortschritt der Mission bildet das vor zwei Jahren ins Leben gerufene Erziehungs- und Industrieinstitut, das in Duketown seine Stätte gefunden hat und nach dem Vorbild des bekannten Lovedale in Südafrika einem ebenso civilisatorischen als missionarischen Zweck dienen soll. Das Bedürfnis nach einer solchen Industrieschule machte sich schon seit Jahren geltend. Die Beschäftigung der Eingebornen in den im Mündungsgebiet liegenden Kalabarstädten beschränkt sich fast ausschließlich auf den Handel, wobei sie die Rolle von Maklern oder Zwischenhändlern zwischen den Stämmen des Inlands und den europäischen Kaufleuten versehen. Dadurch ist ihnen aber bis jetzt jedes andere Gewerbe fremd geblieben und sie sahen sich deshalb in diesem Punkt mit ihren Bedürfnissen durchweg auf Eingeborne von anderen Küstenstrichen angewiesen. Diesem Mangel sollte abgeholfen und den Christen zugleich eine neue Erwerbsquelle eröffnet werden. Denn daß der Handel als ausschließlicher Beruf seine großen Gefahren für das christliche Leben der Gemeindeglieder im Gefolge hat, läßt sich nicht bestreiten. Mit der Industrieschule ist auch eine Erziehungsanstalt für Mädchen verbunden. Als Leiter der Anstalt ist ein Rev. Risk Thomson getreten, der schon acht Jahre in Jamaika gedient hat. Das Unternehmen hat bis jetzt einen guten Anfang genommen, ist aber noch zu jung, als daß sich schon viel über einen Erfolg sagen ließe. Doch befindet sich zur Zeit bereits eine hübsche Anzahl von jungen Leuten in der Anstalt, die den Namen „Hope Waddell Lehrinstitut" führt und worin dieselben neben einem christlichen Unterricht zu Zimmerleuten, Buchdruckern und Schmieden ausgebildet werden sollen.

Zugleich denkt man daran, das Haus des im letzten Jahr verstorbenen Missionars Goldie in Creektown zu einem Hospital einzurichten. Leider hat auch das letzte Jahr 1895 wieder sehr viele Opfer gekostet, so daß infolge verschiedener Todesfälle und häufiger Krankheiten mehrere Stationen ungenügend oder gar nicht besetzt waren. Doch hat es nicht am Segen Gottes in der Arbeit gefehlt, denn die Gemeinden haben sich trotz aller Verluste überall auf den Stationen gemehrt. Aber es ist und bleibt auch diese Mission, wie jede andere, die an der Westküste Afrikas ihre Arbeitsstätte hat, eine überaus opferreiche, die mit dem Kreuz Christi gezeichnet ist.

* * *

Die Mission der Unierten Presbyterianer Schottlands am Kalabar sieht nun auf 50 Jahre ihres Bestehens zurück. Ihr Gründer Hope Waddell und die etwas später in die Arbeit eingetretenen Missionare H. Goldie und W. Anderson haben fast noch ihr 50jähriges Jubiläum erlebt. Ersterer endete seinen Lebenslauf erst am 18. April 1895 in Dublin, und zwar in dem hohen Alter von über 90 Jahren; die beiden letzteren starben auf ihrem Posten in Kalabar: Goldie am 18. August, Anderson am 28. Dezember 1895, nachdem ihnen ihre Gattinnen einige Jahre zuvor vorangegangen waren. Erst an der Schwelle des Jubiläums, das Goldie und Anderson noch mit zu feiern hofften, wurden dieselben von ihrer Arbeit ausgespannt.*) Sie haben das Werk entstehen und wachsen sehen, die Kämpfe und Nöte mit durchgemacht, die es im Laufe der 50 Jahre am Kalabar kostete — aber auch den Umschwung miterlebt, der sich während dieser Zeit vollzogen hat. Im Blick auf die unbestrittenen Erfolge, die die Mission in diesem finsteren Gebiete des afrikanischen Heidentums errungen hat, kann man nicht anders, als das treue, ausdauernde Wirken der wackeren Schotten als eine bleibende Segensarbeit bezeichnen. Der christliche Einfluß, den ihre Mission auf die gesamten Volks-

*) Von den älteren Missionsarbeitern steht nur noch eine Tochter von S. Edgerley sen. auf dem Missionsfeld. Sie hat nahezu 43 Jahre der Mission in Kalabar gedient, zieht sich aber jetzt altershalber zurück.

und Landesverhältnisse ausgeübt hat, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Er überwiegt weitaus die scheinbar bescheidenen numerischen Resultate, die das Missionswerk heute nach 50 Jahren aufzuweisen hat. Immerhin dürfen auch diese nicht unterschätzt werden; denn die schottische Kalabarmission zählte Ende des letzten Jahres 8 Haupt- und 10 Außenstationen mit 526 Kommunikanten und 173 Katechumenen. An der Arbeit standen damals 7 ordinierte Missionare, 3 Missionsärzte, 13 weibliche Missionsarbeiter, 9 europäische Evangelisten und Handwerker, 2 eingeborne Pastoren, 17 Katechisten und 10 sonstige eingeborne Gehilfen. Die Schulen waren von 837 Schülern besucht.

Mit tiefgefühltem Dank gegen Gott ist im April d. J. das 50jährige Jubiläum der Mission am Kalabar gefeiert worden und auch die Neger-Gemeinden in Jamaika gedachten in ihren Gotteshäusern jener Tage, da ihre ersten Sendboten auszogen, um am fernen afrikanischen Strand die Leuchte des Evangeliums inmitten der heidnischen Wildnis aufzupflanzen. Die Gedenkfeier war aber auch zugleich ein ernster Rückblick auf die vielen Opfer, die das Werk gekostet hat, denn es hieß bei dieser Mission in ganz besonderer Weise: Durch Kampf zum Sieg!

Die Mission in den Schulen Bayerns.

Von Professor A. Rohmeder in München.

„Eine erfreuliche und wichtige Anordnung" war im Märzheft des „Missions-Magazins" (S. 97 ff.) die Verfügung der württembergischen Ober-Kirchen- und Schulbehörde genannt worden, wornach im Religionsunterrichte der Fortbildungsschule auch Erzählungen aus der äußeren Mission gegeben werden sollen. Gewiß kann man einer solchen Bestimmung sich nur von Herzen freuen. Wenn aber an die Mitteilung dieser Verordnung die Bemerkung geknüpft war: „Es ist wohl zum erstenmal in Deutschland, daß für eine staatlich geleitete Schule der Unterricht über Mission nicht

etwa nur der „Liebhaberei“ des Lehrers zugestanden, nicht etwa nur seiner freiwilligen Thätigkeit empfohlen, sondern ..... ausdrücklich angeordnet wird“, — so bin ich als Glied der bayerischen Landeskirche in der erfreulichen Lage, dem widersprechen zu können und zwar unter Hinweis auf folgende drei Thatsachen.

1. Im Jahre 1891 wurde in München von der Schulbehörde im Einvernehmen mit der obersten Kirchenbehörde, dem k. protestantischen Oberkonsistorium, ein Lehrplan für den protestantischen Religionsunterricht an den Fortbildungsschulen Münchens aufgestellt. Da die aus der Werktagsschulpflicht entlassenen Schüler noch drei Jahre die Fortbildungsschule zu besuchen haben, in der sie wöchentlich eine Stunde Religionsunterricht vom Geistlichen erhalten, so giebt der Lehrplan eine für die einzelnen Monate abgegrenzte Lehrstoffverteilung auf drei Jahre und schreibt für das dritte Schuljahr (16. Lebensjahr) folgendes die Mission berührende Lehrpensum vor:

November: Die Missionsreisen Pauli, sowie Ausbreitung des Christentums bis zur Zeit Karls des Großen.

Februar: Ausbreitung des Christentums seit dem 17. Jahrhundert. Bilder aus der äußeren Mission.

(Im Juni ist dann noch zu behandeln: Die christliche Liebesthätigkeit. Bilder aus der inneren Mission. Gustav-Adolf-Verein.)

2. Vor zwei Jahren, im September 1894, wurde vom k. bayerischen protestantischen Oberkonsistorium ein neues Lehrprogramm für den protestantischen Religionsunterricht an den humanistischen Gymnasien des rechtsrheinischen Bayern festgesetzt. In demselben ist für die vorletzte, nach unserer Zählung achte Klasse (Jahrgang vor dem Absolutorium) vorgeschrieben: „Kirchengeschichte der neueren Zeit mit besonderer Rücksicht auf die Missionsgeschichte.“ Als Lehrbuch ist dabei der „Abriß der Kirchengeschichte“ von Bäßler zu verwenden, der in § 58 von der „evangelischen Mission“ handelt, die hervorragendsten Missionare, die wichtigsten Missionsgesellschaften (natürlich auch die Basler), die verschiedenen Arbeitsgebiete und in der neuesten Auflage auf meine Veranlassung hin auch möglichst genaue statistische Angaben enthält.

3. Für die Realschulen des Königreichs Bayern ist — und zwar schon im Jahre 1891 — gleichfalls ein neuer Religionslehrplan durch das Oberkonsistorium herausgegeben worden. Derselbe schreibt für den fünften (vorletzten) Kurs vor: „Bilder aus der Kirchengeschichte bis zur Reformation, im Anschluß an die Geschichte der Ausbreitung des Christentums und unter Hervorhebung

der bedeutendsten kirchengeschichtlichen Persönlichkeiten"; und für den sechsten (letzten) Kurs: „Uebersicht der Missionsgeschichte vom 16. Jahrhundert an."

Das Mitgeteilte genügt, um zu zeigen, daß auch in Bayern die Missionsgeschichte ein amtlich anerkanntes und anbefohlenes Schulfach ist. Und ich hoffe, daß Württemberg und Bayern damit nicht allein dastehen im ganzen deutschen Reiche. Ich könnte nun auch die angeführten Verfügungen ansehen als einen „Beweis für die dauernd guten Beziehungen zwischen der Oberkirchenbehörde und der Mission"; allein ein solches Verhältnis ist bei uns in Bayern gottlob geradezu selbstverständlich, ein anderes gar nicht denkbar. Ist ja doch der Präsident unseres Oberkonsistoriums, Dr. von Stählin, zugleich der Vorsitzende des Leipziger Missions-Kollegiums. Keines der alljährlich in Nürnberg stattfindenden Landesmissionsfeste wird gefeiert, an dem nicht je ein offizieller Vertreter des Oberkonsistoriums und der beiden Konsistorien anwesend wäre. Die Mission — die äußere wie die innere — erfreut sich allezeit der wärmsten Fürsorge und der kräftigsten Unterstützung unserer obersten Kirchenbehörde.

Daß unsere Jugend, auch „die in den Flegeljahren" stehende, für Mission stets ein großes und lebhaftes Interesse hat, habe ich immer gefunden. Selbstverständlich darf der Unterricht in Missionsgeschichte nicht bloß in Angabe trockener Zahlen bestehen. Lebensvolle Bilder müssen gegeben werden. Der furchtbare Ernst des Kampfes gegen die Riesenmacht der Finsternis, wie er auf dem Schlachtfelde der Mission durchgefochten wird, die Selbstverleugnung und Opferwilligkeit, die Nöte und Entbehrungen, der Glaubensmut und die Hoffnungsfreudigkeit der Missionare — das alles macht einen gewaltigen Eindruck auf jugendliche Gemüter und sie lernen erst recht schätzen, was für ein kostbares Gut der christliche Glaube sein muß, wenn er solchen Preises wert ist. Und wenn man dann von wunderbaren Erfolgen und herrlichen Siegen berichten kann, wie werden da die Herzen bewegt und erhoben, aber auch angeregt, selbst mitzuhelfen, so viel man eben kann. Es ist eine heilige Sache, die alle Unterstützung verdient, und wir Religionslehrer sollen und wollen nicht nur da, wo wir aus Befehl davon reden, sie fördern helfen. Es bietet sich auch sonst gar oft mannigfache Gelegenheit dazu, sei es, daß wir im Katechismus,

in Glaubens- und Sittenlehre unterrichten oder biblische Geschichte behandeln.*) Der Segen davon wird dann der Mission, unseren Schülern und uns selbst nicht fehlen.

Die Niederländische Missionsgesellschaft.

Von P. Wurm.

(Schluß.)

10. Die Spaltung unter den Missionsfreunden in der Heimat.

Nachdem van Rhijn von seiner Inspektionsreise zurückgekehrt war, sollte man erwarten, diesem Mann, der das Missionsfeld aus eigener Anschauung kannte, werde nun die Leitung des Werks in der Heimat anvertraut werden. Er gab auch in der Jahresversammlung 1848 einen ergreifenden Bericht und trug der Missionsgemeinde die Wünsche vor, welche wir schon gelegentlich als Resultat seiner Beobachtungen gehört haben. Auch war es wohl seinen Vorstellungen beim General-Gouverneur zu danken, daß der unfreundliche Resident in der Minahassa durch einen der Mission freundlicheren ersetzt wurde, der das Neue Testament in den Schulen ließ. Van Rhijn fand auch, daß die Leitung des ganzen Missionswerks von der Heimat aus eine festere werden sollte, daß nicht jeden Monat der Vorsitzende wechseln, daß nicht der Direktor der Missionsschule der einzige sein sollte, der mit dem Gang der Dinge völlig auf dem Laufenden wäre. Er wies auf die deutschen und englischen Missionsgesellschaften hin, wo ein aus wenigen Personen bestehendes, nicht immer wieder neu gewähltes Komitee das Ganze leitete, und

---

*) Ich verweise bei dieser Veranlassung auf das schon wiederholt empfohlene Warneck'sche „Handbuch für Lehrer: Die Mission in der Schule" (Gütersloh, Bertelsmann, 189 S.), das in der Hand aller Lehrer und insonderheit Religionslehrer sein sollte und das mit seinem reichhaltigen missionsgeschichtlichen Material jedem, der sich über die evangelische Mission näher informieren will, treffliche Dienste leistet. Es ist soeben in 7. verbesserter Auflage erschienen.

wünschte einen fest angestellten allgemeinen Sekretär oder Inspektor. Er schlug hiefür Roskott vor. Man sollte erwarten, die Leiter der Gesellschaft würden van Rhijn selbst dazu ernennen. Aber nein! Man ließ ihn auf eine Landpfarrei ziehen.*) Die Besoldung eines allgemeinen Sekretärs schien den Herren eine zu große Ausgabe für die Gesellschaft zu sein (Kruijf, S. 293). Vielleicht wollten sie auch die demokratische Verfassung, die bis jetzt bestanden hatte, nicht aufgeben, und es stiegen jetzt schon die Wolken auf, welche im folgenden Jahrzehnt einen Sturm brachten.

Wie in der Schweiz, so suchte auch in den Niederlanden die liberale Theologie in den Jahren nach 1848 Eingang in den Kirchen zu gewinnen, und es konnte ihr dies leichter gelingen bei der größeren Unabhängigkeit der einzelnen Gemeinde, als in konsistorial zentralisierten Kirchen.

Man konnte in der niederländisch-reformierten Kirche in den fünfziger Jahren vier theologische Richtungen unterscheiden:

1. Die streng Orthodoxen, strenge Calvinisten, die sich mehr an Schottland als an Deutschland anschlossen. Sie waren nicht besonders zahlreich, hatten aber bedeutende Männer als ihre Vertreter, wie den Staatsmann Groen van Prinsterer, den „holländischen Stahl“, die Proselyten aus den Juden: den geistvollen da Costa und den Dr. Cappadose.

2. Die mild Orthodoxen, die dem deutschen Pietismus entsprachen und der deutschen positiven Theologie, soweit sie den Unterschied zwischen Lutheranern und Reformierten nicht besonders betont. Zu ihnen gehörte van Rhijn, Heldring, der „holländische Wichern“, der auch für äußere Mission bis an sein Ende sehr thätig war, van Oosterzee, Chantepie de la Saussaye u. a.

3. Die Groninger Schule, die der Schleiermacherschen Richtung in Deutschland entsprach und in Prof. Hofstede de Groot ihren Führer hatte.

4. Die eigentlich liberale Theologie, die der Baur'schen Schule in Tübingen entsprach und durch den Professor der Philosophie Opzoomer und den Professor der Theologie Scholten großen Einfluß auf die theologische Jugend gewann, namentlich auf der Universität Leiden.

---

*) Van Rhijn wirkte nach einander in den drei Pfarreien Cha-
Nieuw-Loosdrecht und Wassenaar bis 1878, wurde dann pen
und entschlief 1887 in Bad Wildungen.

Die Verfassung der Missionsgesellschaft brachte es mit sich, daß sie in die kirchlichen Kämpfe der Heimat weit mehr hineingezogen wurde, als die deutschen Gesellschaften. Schon in den vierziger Jahren war die streng orthodoxe Partei mit der Leitung der Mission in der Heimat unzufrieden und übermittelte ihre Gaben lieber der Pariser evangelischen Missionsgesellschaft. Groen van Prinsterer warf der niederländischen vor: 1. sie wehre sich nicht gehörig gegen die Beeinträchtigung ihres Werks durch die Regierung, 2. die Früchte, die sie aufweisen könne, seien sehr gering, 3. sie sei nicht getreu ihrem Wahlspruch: „Friede durch das Blut des Kreuzes", sondern ihr Wahlspruch sei jetzt: „Friede mit den Verleugnern des am Kreuz vergossenen Blutes."

Van Rhijn konnte nachweisen, daß die Arbeit in der Minahassa den zweiten Vorwurf widerlege, und daß auch der dritte, namentlich in Bezug auf die Minahassa-Missionare, ganz unbegründet sei. Allein die Art und Weise, wie van Rhijn selbst mit seinen Vorschlägen von den Direktoren behandelt wurde, erregte auch in der mild orthodoxen Partei eine Verstimmung gegen die Leitung des Werks. Als Heldring 1855 den Antrag stellte, man sollte auch Handwerker in die Mission schicken, und auch kein Gehör damit fand, zogen manche Freunde ihre Beiträge von der Niederländischen Missionsgesellschaft zurück und gründeten in demselben Jahr ein Java-Komitee als eigene Missionsgesellschaft.

Um dieselbe Zeit kam es zum erstenmal vor, daß ein Missionar auf Java austrat, weil Zweifel am christlichen Glauben ihm die Fortsetzung seines Berufs unmöglich machten, und drei Jahre später trat ein zweiter ähnlicher Fall ein. Im Jahre 1858 erklärte auch der langjährige Kassier der Missionsgesellschaft, J. Voorhoeve, daß er nicht länger zusammenwirken könne mit vielen, die ein anderes Evangelium bringen, als das Evangelium Jesu Christi, und gründete mit einigen Freunden eine neue Vereinigung, die sich Nederlandsche Zendingsvereeniging nannte; es ist dies die sogenannte Neue Rotterdamer Missionsgesellschaft.

Als Heldring 1859 der alten Gesellschaft mitteilte, es gehe das Gerücht, daß nicht die Hälfte der jungen Leute, welche in das Rotterdamer Missionshaus aufgenommen worden seien, an die Gottheit Christi glauben; wenn dieses Gerücht nicht widerlegt werde,

so könne er nicht mehr mitwirken, — da wurde er von den Direktoren getadelt, daß er sich nicht vorher genauer erkundigt habe, ehe er dieses Gerücht weiter verbreitet, im übrigen halten sich die Direktoren nicht für berufen, Gerüchte zu widerlegen. Die Antwort war die Errichtung von zwei neuen Gesellschaften in demselben Jahr, des Utrechter Missionsvereins (Utrechtsche Zendingsvereeniging) und des Niederländisch-reformierten Missionsvereins (Nederlandsche Gereformeerde Zendingsvereeniging) in Amsterdam.

So zersplitterten sich die niederländischen Missionsfreunde; es wurden noch weitere Vereine gegründet, aber keine Gesellschaft konnte ein größeres Werk kräftig in die Hand nehmen. Es war der moderne christliche Subjektivismus, wo jedes seine besonderen Wünsche zum Ausdruck bringen möchte und sich nicht leicht in ein größeres Ganze einfügen läßt. Vielleicht ließen es auch die provinziellen Eigentümlichkeiten weniger zu einer Vereinigung kommen.

Die alte Gesellschaft wurde nun von verschiedenen Seiten angefragt, ob sie noch auf der Grundlage von 1797 stehe, auf der Grundlage der h. Schrift und des apostolischen Glaubensbekenntnisses, und es wurde dies bejaht. Auch kam 1860 ein neuer Direktor der Missionsschule, C. Voorhoeve, welcher mehr Vertrauen genoß in gläubigen Kreisen. Aber die Beiträge waren merklich zurückgegangen, und unter denen, die mitstimmen durften bei den Hauptversammlungen, waren noch manche Leute von kirchlich liberaler Richtung.

Im Jahr 1864 sollte nach der in den Satzungen der Gesellschaft festgestellten und bisher immer beobachteten Ordnung auf der Hauptversammlung Dr. Zaalberg die Rede halten, ein Mann, der öffentlich für die moderne Richtung Partei genommen hatte. Das erregte einen Sturm der Entrüstung bei den Positiven. Einzelne Mitglieder ersuchten Zaalberg, freiwillig auf die Rede zu verzichten und sie dem damals in der Heimat befindlichen, in der Minahassa angestellten Missionar Graafland zu übertragen. Allein das Hauptkomitee erklärte, nach seinen Satzungen darauf nicht eingehen zu dürfen, und schrieb die Hauptversammlung aus mit der Meldung, daß Zaalberg die Rede halten werde. Die in Utrecht wohnenden Mitglieder richteten ein brüderliches Schreiben an das Hauptkomitee, es möchte doch alles thun, um dies ab-

zuwenden. Die vom Haag schrieben schärfer: „Gegen das Auftreten des Dr. Zaalberg protestieren wir aufs schärfste, und wiewohl wir überzeugt sind von der mißlichen Lage, in welche das Hauptkomitee dadurch gekommen ist, bitten wir doch allen Ernstes, daß es das apostolische Glaubensbekenntnis als das seinige anerkenne, und den Dr. Zaalberg ersuche, von seinem Auftreten abzustehen." Dieser trat nicht freiwillig zurück, und in der Sitzung vom 1. Juni wurde der Antrag, ihm das Auftreten in der Hauptversammlung zu verbieten, mit zwölf gegen drei Stimmen verworfen, weil das Hauptkomitee dazu keine Befugnis habe, also aus demokratischem Formalismus. Mit einer Stimme Mehrheit wurde dann der Antrag angenommen, dem Dr. Zaalberg ernstlich zu bedenken zu geben, ob er nicht selbst dafür halte, daß seine Richtung mit dem Geist und der Geschichte der Gesellschaft in Widerspruch stehe, und Abstand nehmen wolle von einer Rede, die ihm vor zwei Jahren unter ganz andern Umständen (da er noch nicht offen sich zu der liberalen Partei bekannt hatte) übertragen worden sei. Er legte nun sein Mandat als Redner nieder, erklärte aber, es geschehe das nicht aus Gewissensbedenken, er glaube vielmehr, die moderne Predigt sei mehr als jede andere für die Mission geschickt, auch gebe er nicht einem Drucke nach, sondern er wolle nur nicht, daß die Gesellschaft um seiner Person willen in ihren Einkünften geschädigt werde. So wurde Pfarrer Oort für die Rede bestimmt.

Aber damit war der Sturm nicht beschwichtigt. Wohl erkannten die Missionsfreunde, die sich zu neuen Gesellschaften zusammengeschlossen hatten, es an, daß namentlich auf Celebes fromme Missionare seien, und Voorhoeve ein guter Direktor der Missionsschule, aber sie meinten, seine Stellung werde auf die Dauer unhaltbar sein, und es frage sich, ob, was er spreche, im Namen und Geist der Gesellschaft gesprochen sei. Auch werde sein Unterricht durch den Einfluß ungläubiger Komiteemitglieder neutralisiert.

Zwei Männer von positiver Richtung, Nahuijs und Cohen Stuart, beantragten nun, daß die Hauptversammlung 1864 sich deutlich darüber ausspreche, ob die Artikel 2 und 6, welche die Verpflichtung auf das apostolische Glaubensbekenntnis enthielten, noch gelten. Die Modernen sagten: „Wir lassen diese Artikel stehen aus Pietät

gegen unsere Väter, die in diesen Worten ihren Glauben ausdrückten, aber wenn sie in unsrer Zeit lebten, denken würden wie wir." Die Hauptversammlung nahm mit 63 gegen 35 Stimmen eine Resolution an, daß es jedem einzelnen freigelassen sei, zu beurteilen, ob er im Blick auf die bestehenden Bestimmungen mit der Gesellschaft wirken könne oder wolle.

Nun trat wieder eine Anzahl von Mitgliedern aus, zum Teil mit schwerem Herzen, aber sie konnten diese Charakterlosigkeit nicht länger ertragen. Van Rhijn selbst konnte nicht mehr mitwirken, da die Mehrheit recht ostentativ den Dr. Zaalberg wieder in die Direktion wählte, und als derselbe es geratener fand, abzulehnen, ihm ihr großes Bedauern aussprach.

Die Inspirationsfrage kam bei diesen Streitigkeiten niemals zur Sprache, sondern es handelte sich hauptsächlich um den Glauben an die Gottheit Christi. Der Direktor Voorhoeve erklärte nun ebenfalls seinen Austritt, und die Leitung der wenigen Missionszöglinge wurde dem Lehrer Neurdenburg übertragen, der kein Theolog war. Einzelne positive Theologen blieben noch in der alten Gesellschaft, und es kamen in späteren Jahren wieder solche dazu, aber der Riß ist geschehen, und da die Positiven sich nicht zu einer Gesellschaft zusammenschlossen, können die niederländischen Missionsfreunde bis auf den heutigen Tag trotz großer Opferwilligkeit nicht das leisten, was bei rechter Konzentration der Kräfte geleistet werden könnte. Dem fortwährenden Ruf aus der Heidenwelt: komm herüber und hilf uns! konnte die alte Gesellschaft nicht mehr entsprechen; man hatte Mühe, das Bestehende zu erhalten, weil die Einnahmen zurückgegangen waren (im Jahre 1864 auf 83 110 Gulden bei 100 998 Gulden Ausgabe), und dem immer weiter vorwärts dringenden Islam konnte man nicht kräftig entgegenarbeiten (Kruijf, S. 472—507).

---

11. Die ferneren Schicksale der Mission auf Celebes.

Wir haben die Minahassa-Mission als einen blühenden Gottesgarten kennen gelernt, und gesehen, wie van Rhijn für Vermehrung der Arbeiter treulich besorgt war und auch diesen Zweck erreichte. Glücklicherweise wirkten die Brüder auf diesem Missions-

feld mehr in einem Geiste und standen fester im Glauben an den gekreuzigten und auferstandenen Gottessohn, als die Herren in Rotterdam, welchen die Leitung des Werks anvertraut war. So gab es auch nach 1848 noch einige Jahre gesegneten Wachstums, wenngleich das innere Leben in den Heidenchristen der folgenden Generation nicht mehr die erste Frische hatte, auch allerlei Aergernisse eindrangen. Wir wollen die Stationen noch einmal besuchen und ihre Schicksale besprechen, bis sie nicht mehr von der Mission, sondern von der Regierung angestellte Prediger hatten.

In Tondano durfte Missionar Rooker beinahe 30 Jahre lang in demselben Geist wirken, wie sein Schwiegervater Riedel. Das Christentum hatte sich so ausgebreitet, daß die Taufe von Erwachsenen allmählich zu den Seltenheiten gehörte. Am 14. Oktober 1871 wurde das 40jährige Gedächtnis von Riedels Ankunft unter großer Teilnahme gefeiert. Aber nun wollten auch die römischen Katholiken in der Minahassa ernten, wo sie nicht gesäet hatten, denn das waren keine Reste von katholischen Gemeinden aus portugiesischer oder spanischer Zeit. Ueberdies war die Haltung der Regierung für die Mission keineswegs günstig. Wir haben gehört, wie die große Kirche schon 1845 durch ein Erdbeben zerstört wurde und man sich seitdem mit einer Notkirche behelfen mußte. Das Holz zu einer neuen Kirche war von der Gemeinde längst aus dem Gebirge geholt; aber die Amtleute gaben den Einwohnern so viel Arbeit in den Kaffee- und Reisgärten für die Regierung, daß sie zum Kirchenbau keine Zeit hatten. Endlich 1885 konnte das neue Gotteshaus eingeweiht werden, das für 1500 Personen Raum hat. Tondano war seit 1876 nicht mehr Missionsstation, aber Rooker war geblieben als von der Regierung besoldeter Hilfsprediger.

In Langowan traf Schaafsma, der zum Gehilfen von Schwarz bestimmt war, aber erst nach dessen Tod ankam, in den Außengemeinden Kakas, Rembokken und Kawangkowang fast keine Heiden mehr, aber an andern Orten wurden noch Opferfeste gefeiert und war der Kirchen- und Schulbesuch schlecht. Die Vorfälle in Rotterdam schmerzten den eifrigen, entschieden positiven Mann gar sehr, und daß er in einer kirchlichen Zeitschrift sich darüber aussprach, wurde ihm verübelt. Auch hatte er von Beamten mancherlei Gegenwirkung zu erfahren, so daß er um seine Entlassung bat, welche er 1871 in ehrenvoller Weise erhielt. Sein Nachfolger Brouwer taufte 1874 einen beinahe 100jährigen Mann, der schon beim Anfang der Mission als Heidenpriester im Amt war, den letzten Priester

von Langowan. Im folgenden Jahr wurde Brouwer als Hilfsprediger angestellt. Im ganzen Distrikt waren unter 20 000 Einwohnern noch ungefähr 3000 Heiden.

In Amurang wirkten die zwei nächsten Nachfolger Hermanns nur kurze Zeit, v. d. Liefde von 1861 bis zum Uebergang der Station an die protestantische Kirche von Indien 1879 und dann noch als Hilfsprediger. Viel Erquickliches ist nicht zu berichten über den Zustand der Christengemeinde.

In Tomohon durfte Wilken bis 1878 wirken. Als 1866 ein Seminar für Missionsgehilfen in Tomohon errichtet und ihm die Leitung übergeben wurde, trat er einen Teil seiner Gemeinde an den in Kakaskassen stationierten Missionar Louwerier ab. 1874 that er einen Schritt zur Selbständigmachung der Gemeinde, indem er einen Kirchenrat wählen ließ. Die Wahl fiel gut aus und übte einen wohlthätigen Einfluß auf Kirchenbesuch, Unterweisung und Kollekten. Auch hier drangen die Katholiken ein. Wilken bedauerte es, daß man die Alfuren, die gewohnt waren, für ihr Heidentum große Opfer zu bringen, nicht früher an das Geben gewöhnt habe. Wegen seines hohen Alters konnte er nicht mehr hoffen, von der Regierung angestellt zu werden, als auch seine Gemeinde von der Missionsgesellschaft aufgegeben wurde. Aber noch ehe die Uebergabe geschah, entschlief er 1878, noch auf seinem Sterbebett mit Uebersetzungen in das Alfurische beschäftigt.

Nun kämen noch die Stationen, welche erst nach van Rhijns Reise errichtet wurden. In Kema hatte der Inspektor bei seinem Abschied versprochen, für die Anstellung eines Missionars zu sorgen, und er sandte den Missionar Hartig von Timor dahin, der auf den Außenplätzen mehr Freude erlebte, als in Kema selbst, aber nur noch fünf Jahre arbeiten durfte. Nach seinem Tode war die Station mit einem amboinesischen Missionsgehilfen Hehanussa, einem Zögling von Kam, besetzt. In dieser Zeit geschah es, daß mehrere Hauptpriester mit ganzen Dörfern sich zum Uebertritt meldeten. Linemann von Manado, der zur Prüfung der Taufbewerber kam, war überrascht durch ihre Kenntnisse in der christlichen Religion, und auf die Frage, woher sie das wissen, sagten sie: „Das wissen wir schon lange, wir haben es von unsern Kindern gehört." An einem Abend taufte Linemann 197 Personen, worunter die Priester und Aeltesten des Dorfs. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das durch die Minahassa, so daß 1857 in diesen nördlichen Dörfern 11 000 Heiden zum Christentum übergingen. Das Christentum wurde Volksreligion. Aber in vielen Herzen war das Heidentum noch nicht gebrochen, und Missionar Tendeloo, der 1861 nach Kema kam, mußte über schlechten

Kirchenbesuch und Verwilderung der Sitten klagen, auch über das schlimme Beispiel der Europäer. Er zog sich nach Ajermadidi zurück und versah von dort aus seine Gemeinden, welche zusammen 13 000 Getaufte zählten neben 1000 Mohammedanern. Aber 1873 mußte er wegen angegriffener Gesundheit nach Holland zurückkehren, und die Gemeinden gingen an zwei Hilfsprediger über.

Tanawangko, welches seit Dan. Müllers Tod keinen eigenen Missionar hatte, wurde 1848 von Bossert besetzt, der aber 1854 nach Saparua bei Amboina kam. Sein Nachfolger war Graafland, der noch auf seiner früheren Station Sonder ein Lehrerseminar errichtet hatte. Dasselbe kam in Tanawangko zur Blüte. Die Zahl der Christen mehrte sich; auch Mohammedaner traten über. Da das Leben seiner zweiten Frau, der jüngsten Tochter Riedels, gefährdet war, bekam Graafland 1862 Erlaubnis zur Erholung nach Europa zu kommen. Er wirkte in den Niederlanden durch seine Ansprachen für die Minahassa-Mission und redete freimütig über das, was damals in der Gesellschaft vorging, so daß die Glieder des Hauptkomitees etwas erleichtert waren, als er 1864 auf sein Arbeitsfeld zurückkehrte. 1879 wurde die Gemeinde einem Hilfsprediger übergeben.

In Kumelembuai, dem südwestlichsten Posten der Minahassa-Mission, hatte Ulfers 1849 bis 1885 im Segen gewirkt unter einem noch sehr unzivilisierten Volk, aber vergebens nach Bolaang Mogondau vorzudringen gesucht, obgleich dort unter der Bevölkerung Verlangen nach dem Evangelium gewesen wäre. In den Niederlanden war schon eine Sammlung veranstaltet worden für eine Mission in dieser Gegend. Allein die Regierung hatte immer den mohammedanischen Radscha angefragt, ob er eine Mission wolle, und als derselbe es verneinte, der Missionsgesellschaft die Besetzung dieses Landstrichs verboten.

Sonder, auf der schönen Hochfläche zwischen dem See von Tondano und Amurang, dessen Lehrer Angku als der erste eingeborene Hilfsprediger von van Rhijn eingesegnet worden war, bekam 1849 einen europäischen Missionar, zuerst den schon genannten Graafland. Dann blieb es sieben Jahre lang unbesetzt, bis 1861 der junge Schwarz dort eintrat, der dann 1879 in den Dienst der Staatskirche übertrat.

Das Dorf Ratahan, südlich von Langowan, wo einst Schwarz eine ganz nackt laufende wilde Bevölkerung angetroffen hatte, wurde 1862 Missionsstation. Aber der Missionar Wiersma war von liberal-theologischer Richtung. Er konnte schöne Berichte schreiben, aber bei einer Beerdigung hielt er eine Leichenrede, aus der Christen

in Holland schlossen, daß der Missionar weder an eine Auferstehung der Toten, noch einen persönlichen Gott, noch ein zukünftiges Leben glaube. Das Hauptkomitee nahm ihn gegen solche Beschuldigungen in Schutz, doch hatte es auch an seiner Wirksamkeit manches auszusetzen. Die Verhandlungen zogen sich hin, bis er von der Regierung als Hilfsprediger in Ratahan angestellt wurde.

Die zehnte und letzte Station, die von der Gesellschaft gegründet wurde, war Talawaan im Norden, drei Stunden von Manado entfernt. Es bestand jedoch nur drei Jahre, 1864 bis 1867, als selbständige Station und wurde dann wieder unter die benachbarten geteilt.

Das Lehrerseminar der Missionsgesellschaft, welches Graafland in Tanawangko leitete, bekam 1873 eine Konkurrenz durch ein von der Regierung errichtetes Seminar in Tondano, und in den Schulbüchern wurde alles entschieden Christliche ausgemerzt. Die Gesellschaft ließ aber die christlichen Schulen nicht fahren und bekam dafür in den Niederlanden besondere Beiträge auch aus Kreisen, die nicht in allem mit der Leitung einverstanden waren. Aber die Lehrer an den Regierungsschulen waren viel besser besoldet, als an den christlichen Schulen. Das war für manche eine Versuchung, diese zu verlassen. Graafland trat den Anträgen auf Aufhebung des Missionslehrerseminars mit Entschiedenheit entgegen und machte den Vorschlag, die Zöglinge auch in Handwerken so zu fördern, daß sie auf die Bevölkerung einen guten Einfluß gewinnen könnten. Das Regierungsseminar in Tondano erwies sich als eine so unpraktische Einrichtung, daß es 1885 aufgehoben wurde, weil es nur aufgeblasene Leute heranzog. In demselben Jahr wurde Graafland zum Adjunkten des Regierungsschulinspektors auf Amboina ernannt, und 1890 entschloß sich die Regierung auch zu Subsidien an christliche Schulen, doch scheint sie nach und nach die Schulen mit Religionsunterricht zu verdrängen, und die eingeborene Bevölkerung thut wenig zu ihrem Unterhalt.

Mit der Heranziehung von Eingeborenen zur eigentlichen Missionsarbeit und Predigt ging es langsam. Van Rhijns Vorgang fand lange Zeit keine Fortsetzung. Selbst ein Zögling von Hermann, der in den Niederlanden ausgebildet worden war, wurde nicht ordiniert, da die Mehrheit im Komitee dagegen war, und mußte schließlich am Lehrerseminar der Regierung eine Anstellung suchen. 1868 bis 1879 hatte die Missionsgesellschaft ein Seminar für Nationalgehilfen. Aber nach Wilkens Tod wurde es wieder aufgehoben und auch die Nationalgehilfen an die indische Kirche übertragen. Für sie besteht seit 1886 ein Seminar in Tomohon.

Die Minahassa ist ein christliches Land geworden. Kruijf zählt 125000 evangelische Christen in 247 Gemeinden. Der Islam und Rom konnten keine großen Eroberungen machen, und wenn auch bei näherer Betrachtung noch vieles zu beklagen ist, so konnte doch ein Engländer 1886 berichten: „Wohin wir auch gingen in der Minahassa, fanden wir ein zufriedenes, glückliches Volk, dem Trunksucht und Schandthaten so gut als fremd sind. Das Land ist vortrefflich bebaut, die Dörfer waren freundlicher und netter, als ich es irgendwo in der gebildeten Welt gesehen habe. Ueberall fand man Schulen, und die Eingeborenen waren beinahe ohne Ausnahme Christen."

Auf die Arbeit der Gesellschaft im südlichen und mittleren Celebes werfen wir nur einen flüchtigen Blick. Wir haben aus van Rhijns Reise vernommen, daß in Makassar und Bonthain holländische Gemeinden bestanden. Im Innern des Landes war das Heidentum noch nicht ganz vom Islam verdrängt. Deshalb wurde Missionar Donselaar 1852 in Bonthain stationiert und sollte neben der Bedienung der Christengemeinden an der Küste auch die makassarische Sprache studieren, um unter der eingeborenen Bevölkerung zu wirken. Aber als er 1858 einen Traktat, enthaltend die zehn Gebote, den ersten Psalm, das Vaterunser und ein paar Bibeltexte in makassarischer Sprache hatte drucken lassen, wurde das Büchlein von der Provinzialregierung mit Beschlag belegt, um die Mohammedaner nicht zu reizen. Unter solchen Umständen entleidete ihm seine Stellung, und die Station wurde 1861 aufgehoben, ebenso 1864 Bulakomba.

Dagegen ist in Mittel-Celebes eine neue Station errichtet worden in Posso, wobei auch die Reste einer alten Christengemeinde in dem gegenüberliegenden Gorontalo ins Auge gefaßt wurden. Missionar Kruijt fand bei Posso eine noch sehr ungebildete alfurische Bevölkerung, welche vom Islam noch nicht viel angenommen hatte, und bekam in einem Agenten der Bibelgesellschaft, Dr. Adriani, der sich besonders auf das Studium der Sprachen rings um die Tomini-Bucht legte, einen Mitarbeiter.

---

12. Die Mission auf Java und Sumatra.

Durch van Rhijns energisches, das Gewissen schärfendes Auftreten beim Generalgouverneur Rochussen war endlich ein kleines Loch gemacht in die verblendete Politik der niederländischen Re-

gierung, die alle christliche Mission auf Java verboten und es zugelassen hatte, daß diese schöne Insel unter niederländischer Herrschaft aus einem heidnischen ein mohammedanisches Land geworden ist. Der Generalgouverneur hatte genehmigt, daß Missionar Jellesma in Surabaya stationiert wurde. Er trat im September 1848 sein Amt an. Die 464 eingeborenen Christen wohnten zerstreut in der Residentschaft Surabaya und dem südlich angrenzenden Kediri. Sie waren eifrig in ihrem christlichen Bekenntnis, und es gab einzelne unter ihnen, die lesen konnten und den andern den Weg zur Seligkeit zu zeigen suchten. Aber an mehreren Orten gebrach es an einem Vorleser, und so betrachtete es Jellesma als seine erste Aufgabe, inländische Vorleser auf möglichst einfachem Fuß heranzubilden, so daß sie ihrem Volk nicht entfremdet wurden. Es waren aber nicht alle europäischen Christen in der Gegend mit seiner Methode einverstanden. Einzelne wollten die Getauften auch im Aeußern mehr holländisch formen, wie es zur Zeit der alten Prädikanten der Brauch war. Mit einem Landbesitzer in Sidokare gab es deshalb solche Widerwärtigkeiten, daß Jellesma die Versorgung dieses Platzes wieder an den holländischen Prediger abtrat. Eine große Erleichterung war es für ihn, als er 1851 vom Residenten die Erlaubnis bekam, im Innern, inmitten der eingeborenen Christen, auf der Kolonie Modjo Warno zu wohnen, die in den vierziger Jahren von javanischen Christen durch Ausrottung des Urwalds angelegt worden war. Die Mohammedaner waren von derselben nicht ausgeschlossen, aber es konnten doch christliche Ordnungen eingeführt werden. Jellesma hatte in der Gemeinde noch manchen heidnischen und mohammedanischen Sauerteig auszufegen, den er jetzt erst bemerkte, da er unter den Leuten wohnte, namentlich Unzuchtssünden und Opiumgenuß. Er widmete sich auch hier der Heranbildung eingeborener Gehilfen. So wirkte er im Segen, und seine ganze Gemeinde zählte 1855 in 22 Dörfern 2086 Seelen, so daß die Arbeit für einen Mann zu groß wurde. Er bekam Hilfe an zwei neuen Missionaren, Zeldam Ganswijk und Harthoorn, an welche er nun einen Teil seiner Außenstationen abgab. Aber damit fiel der Mehltau der modernen Theologie auf die schöne Saat. Ganswijk bat 1858 um seine Entlassung, weil er so sehr von Zweifeln am christlichen Glauben geplagt sei, daß ihm die nötige Festigkeit

zur Arbeit fehle, und warf die Schuld auf die Missionsdirektion. Harthoorn war ein reichbegabter Mann, der sich namentlich auf das Studium der javanischen Sprache legte. Er schätzte Jellesma persönlich hoch, aber als dieser 1858 entschlafen war, trat er mit seiner liberalen Theologie mehr und mehr hervor und behauptete, die Verkündigung des Evangeliums an die Javaner sei nutzlos, man müsse ihnen zuerst äußere Bildung (beschaving) beibringen. Er kritisierte Jellesmas Missionsmethode und auch die Mission in der Minahassa scharf, behauptete, die besseren Zustände in der Minahassa seien das Verdienst der Regierung; er reiste ohne Erlaubnis vom Komitee 1862 nach Holland zurück, wurde im folgenden Jahr, nachdem man zum Aerger der Positiven lange mit ihm Geduld gehabt, entlassen, und schrieb nun, unterstützt von einem Haupt der modernen Theologie, Dr. Pierson, in übermütigem Ton Schriften gegen die bisherige Mission.

Harthoorn hatte nach Jellesmas Tod die Schule zur Heranbildung von eingeborenen Gehilfen aufgehoben, indem er behauptete, es sei Ueberfluß an Personal vorhanden. Von der Missionsgesellschaft wurde zu Jellesmas Nachfolger in Modjo Warno Missionar Hoezoo bestimmt, welcher bereits seit 1849 in Samarang stationiert war. Er hatte nach seinem Eintritt 1860 viele Aergernisse abzustellen und kehrte 1862 nach Samarang zurück, da er den tüchtigen Missionar J. Kruijt zum Nachfolger in Modjo Warno bekam. Dieser verlangte dringend mehr Arbeiter, auch solche, die sich auf die ärztliche Kunst verstanden, weil man dadurch viel Eingang fand. Aber die mangelnden Geldmittel infolge der Spaltung unter den Missionsfreunden erlaubten es vor 1870 nicht, daß er einen medizinisch-gebildeten Mitarbeiter bekam, und der zuerst ausgesendete Roskes wurde schon nach zwei Jahren als Adjunkt des Direktors in die Heimat zurückberufen. Aber sein Nachfolger Kreemer führte das Werk fort und that besonders viel zur Hebung der Schule. Auch die Gehilfenschule war wieder eröffnet. Die Gemeinde wuchs. Es wurde eine neue steinerne Kirche erbaut, wie auch ein steinernes Schulhaus. Viele mohammedanische Kinder, auch Mädchen, bekamen christlichen Unterricht. 1884 zählten Kruijts Gemeinden 2600 Seelen. In dem eingebornen Gehilfen Tosari, einem Zögling Jellesmas, der bis 1882 lebte, hatten die Gemeinden ein treffliches Vorbild. Kruijts Sohn trat nun auch als Missionar in die Arbeit ein. Die Bevölkerung von Modjo Warno war allmählich zu groß, als daß alle dort ihren Unterhalt hätten finden können, und so

wurden neue Pflanzungen angelegt, welche das Licht des Evangeliums immer weiter verbreiteten. Ende 1892 zählte die Station Modjo Warno 3705 Christen, in zehn Hauptgemeinden zerstreut, und genoß auch bei Mohammedanern einiges Ansehen wegen ihrer Sittenzucht. Neben Modjo Warno ist das südlicher gelegene Kendal Pajak in der Residentschaft Kediri die bedeutendste Station der Niederländischen Missionsgesellschaft mit 1300 Seelen. Dorthin hat Kreemer seinen Sitz verlegt und im Segen gewirkt. Die schon länger bestehende Gemeinde in Samarang und Umgegend blieb klein, wie auch die im Innern von Mittel-Java. Hoezoo erklärte die Chinesen in Samarang für seine besten Christen.

Die Stationen der neueren niederländischen Missionsgesellschaften, welche auf Java zahlreich vertreten sind, berühren wir hier nicht. Wir müssen nur unser Bedauern wiederholen, daß die Kräfte in den Niederlanden sich zersplittert haben, so daß keine Gesellschaft Bedeutendes leisten kann.

Auch auf der großen Insel Sumatra hat die Niederländische Missionsgesellschaft in neuester Zeit eine Station angelegt. Der Anlaß war folgender. Im Jahr 1888 kam der Missionar Kreemer, der zur Erholung in der Heimat war, in Haarlem in Berührung mit einem Abgeordneten der niederländischen Kammer, Cremer, der entschieden darauf hinarbeitete, daß die Bevölkerung des Hochlands zwischen der großen Tabaksstation Delli im Norden von Sumatra und dem Toba-See durch das Christentum zu Bundesgenossen der Niederlande gemacht werde, da sie den Uebergang bildet zu dem mohammedanischen Atjeh, das seit vielen Jahren durch beständige Kriege die Herrschaft der Niederländer auf Sumatra gefährdet. Er wirkte es bei den Tabaksgesellschaften in Delli aus, daß sie zu Beiträgen für diesen Zweck sich bereit erklärten, und so ging die Missionsgesellschaft darauf ein. Der Rheinischen Missionsgesellschaft, welche unter den Battaks auf Sumatra ihr reich gesegnetes Arbeitsfeld hat, wurde versichert, daß man nicht in ihr Gebiet eindringen wolle, denn die ins Auge gefaßte Landschaft liegt nördlich vom Toba-See. Im November 1889 wurde mit der durch Cremer zu stande gebrachten Kommission für die Mission im Norden des Toba-Sees eine Uebereinkunft geschlossen, wonach die Missionsgesellschaft sich verpflichtete, für den Anfang einen Missionar abzuordnen, um die auf dem genannten Gebiet wohnenden Karau-Battaker zu studieren, mit ihnen Umgang zu suchen und

sich wo, möglich unter ihnen niederzulassen. Die Tabaksgesellschaften sollten drei Jahre lang je 10000 Gulden zur Verfügung stellen, und ein Halbjahr bevor der Termin verstrichen, sollte darüber beschlossen werden, ob eine Fortsetzung und ein definitiver Kontrakt wünschenswert sei.

Nachdem so die Sache geschäftsmäßig eingeleitet war, wurde der zweite Sohn des Missionars Kruijt, welcher zuerst in der Minahassa gearbeitet hatte, nach Sumatra berufen. Mit einem seiner Gehilfen kam er im April 1890 in Medan an und wählte Bulu Hawar, ein Dorf am Weg über den Bergpaß Tijnkam nach dem Hochland, zu seinem Wohnsitz. Er bekam von der Regierung die Erlaubnis, nach der Hochfläche zu reisen, deren Bewohner unabhängig sind, aber um ihres Vorteils willen doch gerne mit der Regierung auf gutem Fuß stehen. Er wurde freundlich aufgenommen, und durch einen Aufruf in der christlichen Zeitung der Minahassa gewann er vier verheiratete Lehrer von dort zu Predigtgehilfen, die von Rooker in Tondano zur Arbeit auf Sumatra eingesegnet wurden. Aber Kruijt selbst trat 1892 aus der Mission aus, und die Arbeit wurde an Missionar Wijngaarden übertragen, der bisher auf der kleinen Insel Sawu stationiert war. Die eingeborenen Gehilfen konnten nicht im Hochland wohnen wegen der beständigen Kriege zwischen zwei Parteien. Wijngaarden wies ihnen daher ihren Wirkungskreis im Unterland an. Der Missionar gewann durch ärztliche Hilfe das Zutrauen der Bevölkerung und durfte den 20. August 1893 die sechs Erstlinge taufen, unter denen er zwei zu Lehrern unter ihrem Volk heranzubilden hofft (Kruijf, S. 628—631).

So ist hier ein neues Werk begonnen, von dem wir hoffen wollen, daß es seinen gesegneten Fortgang habe, wie das Werk der Rheinischen Mission unter demselben Volke. Ja wir wünschen, daß die Niederländische Missionsgesellschaft in ihrem hundertsten Jahre nicht absterben, sondern vielmehr mit neuem Leben aus Gott erfüllt werden möge.

Erläuterung zu dem Bild:
Armenische Waisenkinder.

Es gab eine Zeit — sie liegt schon eine geraume Weile hinter uns — da erklang allabendlich in unseren deutschen Gauen die sogenannte „Türkenglocke", und in den Kirchen sang die evangelische Christenheit den alten Lutherververs:

„Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort,
Und steur' des Papst's und Türken Mord,
Die Jesum Christum, deinen Sohn,
Wollten stürzen von seinem Thron!"

Die Türkenglocke mahnte damals die Christenheit an die Zeit, da sich im Osten jene Macht erhob, die als Feindin der gesamten europäischen Völker, als der Erzfeind des christlichen Glaubens, zwei Jahrhunderte lang das Abendland bedrohte, und deren Einfälle in die deutschen Grenzgebiete weithin Schrecken verbreitete. Und wer weiß, was aus der Christenheit des Abendlandes geworden wäre, wenn nicht im Jahr 1683 vor den Thoren Wiens, als dessen Mauern von den türkischen Kriegsscharen berannt wurden, Gott der Herr selbst dem weiteren Vordringen dieser Macht Halt geboten und ihr zugerufen hätte: „Bis hierher und nicht weiter!"

Seitdem sind die Zeiten andere geworden und jene Türkenglocke und ihr Betruf ist im Abendland verklungen. Man sieht sich nicht mehr von der türkischen Macht bedroht und wiewohl noch immer am Bosporus der Halbmond statt des Kreuzes auf den alten Stätten des Christentums aufgepflanzt ist, so flößt er dem Abendland doch keine Furcht mehr ein. Im Gegenteil, der türkische Staat fristet nur noch mühsam sein Dasein und verdankt dieses nur der Eifersucht der Großmächte, die über die Verteilung des Erbes nicht einig werden können.

Indessen, wenn auch die Länder und Völker Europas heutzutage vor seinem Ansturm sicher sind, seine Natur verleugnet er darum nicht. Der Islam ist und bleibt der geschworene Feind des Christentums. Wo immer es in seiner Macht liegt, da tritt er verfolgend, zerstörend, vernichtend gegen dessen Bekenner auf und es giebt noch Länder genug, die von des „Türken Mord" zu sagen wissen. Das ist erst wieder in neuerer Zeit — am Ende unseres neunzehnten Jahrhunderts — in erschrecklicher Weise offenbar geworden, die Türkei es angesichts der christlichen Großmächte wagen ein ganzes christliches Volk dem Untergang zu weihen. W

nicht nötig, hier zu wiederholen, was die gesamte christliche Welt weiß und was unzählige Tagesblätter seit Jahresfrist berichten. Wir haben auch nicht nötig, die von den Türken verübten Greuel und Schandthaten aufzuzählen, noch darauf aufmerksam zu machen, daß dieser Massenmord ohnegleichen nichts Geringeres bezweckte, als die vom Staatshaupt angeordnete Ausrottung und Vertilgung des armenischen Volkes. Es ist genugsam bekannt. Auch soll hier nicht ausgeführt werden, welch unheimlicher Funken des religiösen Fanatismus dadurch unter die übrige mohammedanische Welt geworfen worden ist, so daß derselbe auch leicht anderwärts in Asien, wo der Islam viele seiner Vertreter hat, die Fackel des Religionskrieges entzünden kann. Wir wollen das hier unberührt lassen und nur darauf hinweisen, wie durch die türkischen Greuel acht große, blühende Provinzen verwüstet und deren armenische Bewohner in namenloses Elend versetzt worden sind. Rauchende Aschenhaufen und blutige Leichenfelder sind die Wahrzeichen, die in ganz Kleinasien Zeugnis ablegen von dem, wessen der Islam fähig ist. Und wohl nicht am schlimmsten sind die daran, die ihr Leben unter den Mordwaffen der Türken und Kurden ausgehaucht haben. Sie haben ausgelitten und überwunden. Noch viel bedauernswerter sind die zahllosen Witwen und Waisen, die nun dem Elend und dem Hungertode preisgegeben sind, da ihre Versorger erschlagen und das Land zur Wüste gemacht ist. Ihrer möge sich die erbarmende Liebe der europäischen Christen annehmen.

Eine Gruppe solcher armenischer Waisen führt unser Titelbild dem Leser vor. Es sind nur einige wenige von den Tausenden, die durch der „Türken Mord" zu solchen geworden sind und die es mit eigenen Augen ansehen mußten, wie Eltern, Geschwister und Verwandte unter entsetzlichen Martern hingeschlachtet, zerstückt und verbrannt wurden. Sie gehören aber auch anderseits zu den Glücklichen, die in der allgemeinen Verfolgung wunderbar errettet und in einem christlichen Waisenhaus Kleinasiens ein freundliches Heim gefunden haben. Gütige Herzen und freigebige Hände haben dafür gesorgt, daß sie hier nicht nur geborgen sind, sondern auch erzogen, unterrichtet und zu dem geführt werden, der ein Vater der Waisen und der Verlassenen ist. Wir aber wollen Gott bitten, daß er sich der vielen unschuldigen Witwen und Waisen Armeniens erbarmen und dem Wüten der Feinde des Kreuzes Christi ein Ziel stecken wolle.

Bücheranzeige.

Hesse, J. Die Mission auf der Kanzel. Ein missionshomiletisches Hilfs- und Handbuch. Zweite, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. 446 S. Verl. der Vereinsbuchhandlung, Calw u. Stuttgart. Geb. 3 Mk.

Wir begrüßen das Buch, das in seiner zweiten Auflage nach Inhalt und Anordnung in jeder Hinsicht verbessert und vermehrt worden ist, mit großer Freude; denn es ist nun in seiner neuen Gestalt zu einem sehr wertvollen homiletischen Handbuch geworden, das für Geistliche, die der Mission auf der Kanzel dienen wollen, geradezu unentbehrlich ist. Es ist in ihm eine erstaunliche Fülle von Missionsgedanken und geschichtlichem Missionsstoff niedergelegt, der nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet und durch Verweisung auf die Quellen sich leicht für den praktischen Zweck verwerten läßt. Inhalt: I. Missionshomiletische Winke und Wünsche. II. Texte, Themata und Dispositionen (zu Perikopenpredigten, Missionsfestpredigten, kürzeren Missionsfestansprachen, bibl. Missionsstunden; aus der Missionsgeschichte; Biographien; Länder und Völker; Missionsarbeit; Kindermissionsstunden). III. Gebete. IV. Datumskalender mit Quellennachweisen. V. Sammlung von Beispielen und Geschichten. — Diese haben den Vorzug, daß sie nicht den schon vielbenützten, bekannten Sammlungen entnommen sind. Ein Register der Texte, Themata und Namen ist eine dankenswerte Zugabe. Wir möchten das Werk, von dem bis jetzt kein Seitenstück existiert, aufs wärmste empfehlen.

Mirbt, D. **Der deutsche Protestantismus und die Heidenmission** im 19. Jahrhundert. 56 S. J. Ricker'sche Buchhandlung, Gießen. Mk. 1.20.

Das Schriftchen enthält zunächst eine historische Beleuchtung der Missionsbewegung unseres Jahrhunderts innerhalb des deutschen Protestantismus, sowie der Faktoren, die dazu mitgewirkt haben — und dann eine gedrängte Uebersicht der deutschen Heidenmission auf Grund der neuesten Missionsberichte. In den anschließenden Anmerkungen wird zugleich auf die wichtigste Missionslitteratur verwiesen, wodurch die Ausführungen des Verfassers ergänzt und erhärtet werden. Das Ganze ist bei aller Kürze eine durchaus klare, übersichtliche Verarbeitung eines umfangreichen Materials, wobei mit prägnanten Strichen die Merkmale der heutigen deutschen Missionsbestrebungen charakterisiert werden. — Wir freuen uns, daß der Verfasser als Professor der Kirchengeschichte (in Marburg) sich so eingehend mit der Mission beschäftigt und es läßt uns dies hoffen, daß die geschichtliche Behandlung der Mission über kurz oder lang auch Heimatsrecht in den akademischen Hörsälen erhalten werde.

Grundemann, D. **Missionsfeste und Missionspredigtreisen.** Verlag von Fr. Richter, Leipzig. 72 S. 50 Pfg.

In Form einer ansprechenden Erzählung zeichnet der bekannte Verfasser aus seiner Erfahrung heraus eine Reihe lebenswahrer Bilder, die die Frage zu beantworten suchen, wie das Missionsleben in der Heimat am besten zu fördern sei. Es sind allerdings zunächst norddeutsche (pommersche und märkische) Gemeindeverhältnisse, auf die sich das Schriftchen bezieht, aber es giebt gewiß auch Geistlichen unter anderen Verhältnissen treffliche Winke für die Missionsarbeit in den heimatlichen Gemeinden.

Stosch, G. Im fernen Indien. Eindrücke und Erfahrungen im Dienst der luth. Mission unter den Tamulen. 223 S. Verl. v. M. Warneck, Berlin. broch. M. 2.80. | geb. Mk. 3.60.

Der Verfasser ist zwar nur wenige Jahre in Indien gewesen, aber was er uns von dort erzählt, läßt eine feine Beobachtungsgabe erkennen. Auch erscheint uns seine Darstellung von spezifisch indischen Erscheinungen des Volks- und Religionslebens — wenn auch nicht erschöpfend — so doch gründlich und eingehend. Ueberhaupt ist es keine bloß trockene abstrakte Abhandlung, sondern es sind warme, lebensvolle Schilderungen, die man mit um so mehr Genuß liest, als sie in einer sehr schönen Form geboten werden.

Haun, E. Wie Kandidat Daniel Amerika lieb gewann. Mit Vorwort von Prof. Heman. Verl. v. R. Reich, Basel. 92 S. Fr. 1.45.

Das kirchliche Leben Nordamerikas hat schon mancherlei Darstellung erfahren, sei es, daß das dortige Freikirchentum über Gebühr gepriesen, oder aber sehr dunkel gezeichnet wird. Im vorliegenden Büchlein erzählt ein deutscher, auf der Basler Hochschule gebildeter Kandidat der Theologie seine ersten Erfahrungen im amerikanischen Kirchenleben. Die Einblicke, die er uns da in die verschiedenen Denominationen, in das Leben und Treiben der Gemeinden und ihrer Pastoren thun läßt, muten uns nicht sonderlich an. Aber interessant ist alles, was er erzählt, und schließlich hat auch Kandidat Daniel Amerika noch lieb gewonnen, wenn es auch einige Zeit bedurfte, bis er sich in den wunderlichen Verhältnissen zurechtfand. Die Schilderung seiner Erlebnisse läßt vielleicht manchen theologischen Auswanderer erkennen, was seiner drüben wartet und was von ihm verlangt wird.

Oehler, L. Spurgeons Leben. Calwer Familienbibliothek. 40. Bd. 296 S. Verl. d. Vereinsbuchhandlung Calw u. Stuttgart. Geb. 2 Mk.

Die Bearbeitung dieses Lebensbildes hat den Vorzug, daß sie nicht bloß den äußeren Lebensgang des großen Predigers zeichnet, sondern auch eine reiche Auswahl charakteristischer Proben aus seinen Predigten und Schriften bietet, wodurch uns Spurgeon lebendiger vor Augen gestellt wird, als durch die Schilderung seiner Persönlichkeit. Man vermißt es deswegen auch gar nicht, daß dadurch seine äußeren Lebensschicksale in Amt, Haus und Familie einigermaßen zurücktreten. Für den Leser ist es ein Buch, das ihm sicherlich auch einen reichen Gewinn für sein inneres Leben darbietet.

Hartmann, Aug. Herm. Francke. Calwer Familienbibliothek. 41. Bd. 304 S. Ebend. geb. 2 Mk.

Das Lebensbild des dem deutschen Volke so nahestehenden Gründers der halleschen Anstalten, des großen Waisenvaters und bedeutenden Pädagogen, sollte sich in jeder deutschen Familie befinden. Wie Großes hat doch Gott diesen Glaubensmann ausführen lassen, und wie wirkt heute noch sein Segen nach! — Beide vorstehenden Bücher empfehlen wir aufs angelegentlichste für den diesjährigen Weihnachtstisch.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezoge werden.**

Register.

Fr. Reinhardt, Buchdruckerei, Basel.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Nr. 1. 1896.

Inhalt.

Licht für die Blinden Indiens.

1. Das Los der Blinden in Indien.

Das christliche Mitgefühl nennt mit Recht diejenigen Menschen, die „ohne Gott und ohne Hoffnung in der Welt sind“ und darum in Finsternis und Schatten des Todes sitzen, „blinde Heiden“. Davon sind selbst solche Völkerschaften nicht ausgeschlossen, die wie z. B. die Hindu auf einer gewissen Kulturstufe stehen, aber nichtsdestoweniger des Lichtes von oben ermangeln und durch den Götzendienst in den blödesten Aberglauben hineingeraten sind und durch ihre Gottentfremdung sich im tiefsten Sumpf des sittlichen und religiösen Elends befinden. Und dieser Zustand des Elends tritt uns bei solchen in der Irre gehenden und mit geistlicher Blindheit behafteten Heiden umso schmerzlicher entgegen, wenn dieselben auch noch des leiblichen Augenlichts beraubt sind und die Offenbarung Gottes selbst in seinen Werken nicht zu schauen vermögen. Wie überaus traurig das Los solcher zwiefach blinden Menschenkinder ist, denen kein Licht von oben und

kein Strahl von außen leuchtet, können wir uns wohl kaum recht vorstellen.

Solcher Unglücklichen, von denen wir im nachstehenden einiges mitteilen möchten, giebt es in Indien allein über eine halbe Million, sodaß auf je 600 sehende Hindu durchschnittlich ein blinder kommt. Die meisten dieser blinden Indier fristen ein höchst trauriges Dasein. Kein schimmernder Lichtstrahl erhellt ihr umnachtetes inneres Leben. Weder sie, noch ihre Volksgenossen kennen das Dasein und Walten eines liebevollen Gottes, der sich aller seiner Geschöpfe erbarmt und ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt. Im Gegenteil, der Hindu erblickt in jedem körperlichen Gebrechen, in jedem Unglücksfall, von dem er heimgesucht wird, nur die Folgen einer Schuld, die er in einer „früheren Geburt“ oder in seinem „vorzeitlichen Dasein“ auf sich geladen und nun jetzt abbüßen muß. Er sieht das als sein unabänderliches Geschick an, unter das er sich zu beugen hat, und ist fern davon, die Leiden dieser Zeit aus der Hand eines Gottes anzunehmen, der ihn dadurch zu sich ziehen und für das Reich Gottes geschickt machen will.

So groß nun auch die Zahl der Blinden in Indien ist, so sind doch die Fälle von Blindgebornen verhältnismäßig sehr selten. Gewöhnlich tritt die Erblindung ein infolge der jahraus jahrein grassierenden Pockenepidemien und der häufig auftretenden Augenkrankheiten, von denen nicht selten jung und alt betroffen wird. Und diese Fälle der Erblindung treten umso leichter ein, als die Augenkrankheiten meist mit der größten Nachlässigkeit oder auch in der unverständigsten Weise behandelt werden. Dazu kommt noch der dem Hindu eigene Fatalismus, der sich nicht nur mit allem Gleichmut in das unabänderliche Geschick ergiebt, sondern auch die Heimsuchung als ein Ergriffenwerden von der „wütenden Göttin der Plage“ (der Kali) auffaßt und dieses als sein „an die Stirn geschriebenes Schicksal“ ansieht. Der Blinde darf deshalb auch auf keine besondere Teilnahme von seiten seiner Volksgenossen rechnen; höchstens bezeichnet man ihn als einen „armen Sünder“, der nur zu tragen hat, was er vordem selbst verschuldet. Ja, man fürchtet ihn gewissermaßen, indem der indische Volksmund dem Blinden nicht sowohl einen ausgebildeten Tastsinn, als auch eine Ueberlegenheit an List und Schlauheit zuschreibt, weshalb es im indischen

Sprichwort heißt: „Der Betrüger ruiniert nur eine Familie, der Blinde aber die ganze Genossenschaft der Kaste."

Demgemäß ist auch das Los der Blinden in Indien — ganz abgesehen von ihrem an sich schon bedauernswerten Leiden — ein überaus trübseliges und trostloses. Einsam und verlassen stehen sie im Leben da und führen meist ein heimatloses Wanderleben, auf dem sie sich durch Gesang und Bettel ihren Lebensunterhalt zu erwerben suchen. Im günstigen Fall findet sich auch jemand, der die Rolle eines Führers übernimmt und im eigenen Interesse den Blinden auf die einträglichsten Pfade leitet. Sind dann einmal die besten Kunden ausfindig gemacht, so stellen sich hier die bettelnden Blinden regelmäßig ein und suchen auf ihren wöchentlichen Rundgängen sich ein gewisses Anrecht auf die Mildthätigkeit der Geber zu erwerben. Ja, sie sprechen sogar dieses oft unter starken Vorwürfen an, wenn ihnen nicht alsbald die erwartete Gabe in die stets bereitgehaltene Saumfalte ihres Kleides geworfen wird. Auch stellen sie sich bei allen fröhlichen Anlässen und Festlichkeiten der Heiden und Christen ein und wissen solche Gelegenheiten aufs beste auszunützen.

So durchziehen unzählige blinde Bettler die weiten Gebiete Indiens. Mit einem langen, rasselnden Stabe vor sich her tastend, suchen sie ihren Weg durch Städte und Dörfer und verstehen es allenthalben die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zu lenken. Gleiches Unglück verbindet gewöhnlich im Leben die Menschen untereinander zu gegenseitiger Teilnahme und gemeinsamem Handeln, und so kann man in Indien nicht selten zwei bis sieben blinde Hindu sehen, wie sie die Hände auf die Schulter des Vordermannes gelegt, im Gänsemarsch dahinwandern und ihre monotonen Bettelgesänge im Chor ertönen lassen. Herzzereißend dringen diese Klagelieder, worin sie ihren Jammerzustand beschreiben und den milden Geber mit überschwenglichen Segenswünschen überhäufen, an das Ohr ihrer Mitmenschen.

Die Hauptsammelpunkte aber der Blinden bilden die Märkte und Götzenfeste, wo sie am Eingang der belebtesten Straßen am Boden hocken, ihre unmelodischen Gesänge herleiern und dazu unermüdlich den Oberkörper im Takt hin- und herwiegen, um das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen. Hiebei kommt ihnen die religiöse Anschauung der Indier sehr zu statten, wonach das Geben

von Almosen Verdienst und Gerechtigkeit bringt und wodurch sich die Pforten des Himmels von selbst öffnen. Die zahllosen frommen Pilger, die sich zu den Götzenfesten einfinden, haben da die beste Gelegenheit, sich durch ihre Mildthätigkeit der Götter Gunst zu erwerben. Besonders in den ersten Tagen der Festfreude, so lange der Pilger noch über einen vollen Beutel verfügt, werden die bettelnden Blinden reichlich bedacht und manches Stück Geld wird den am Boden mit untergeschlagenen Beinen Hockenden auf das vor ihnen ausgebreitete Stück Zeug geworfen. Mit dem üblichen Gruß „Salam“ (Friede) werden die Gaben in Empfang genommen, während der Beschenkte die Stirn mit der Fläche der rechten Hand berührt und das Antlitz zur Erde beugt.

In dieser Weise fristet der Blinde in Indien sein tägliches Dasein, ohne daß sich seiner jemand in hilfreicher Liebe annimmt, ihm ein Heim bietet, ihn beschäftigt und das trostlose Leben einigermaßen freundlicher gestaltet. Ein hingeworfenes Almosen, das oft nicht einmal aus Mitleid oder Menschenfreundlichkeit gespendet wird, ist alles, was ihm von seinen Mitmenschen zu teil wird.

---

2. Was sich für die Blinden Indiens thun läßt.

Vom heidnischen Indien haben die armen Blinden keine Linderung ihres traurigen Loses zu erwarten. Denn das dortige Heidentum weiß wenig oder nichts von einer allgemeinen Menschenliebe und noch weniger von einer Bethätigung derselben zur Verminderung des menschlichen Elends. So weist denn auch das indische Heidentum trotz aller schönen Redensarten, die manche gebildeten Hindu im Munde führen, nichts auf, das den Werken der christlichen Liebe im entferntesten ähnlich sehen würde. Zwar predigt der Buddhismus allgemeine Menschenliebe und giebt vor, den Armen und Unglücklichen Hilfe und Erlösung zu bringen; aber in Wirklichkeit erstreckt sich sein Wohlwollen nur auf das „liebe Vieh“, während er für den Jammer der Menschheit nur den Grundsatz kennt: „Jeder ist sich selbst der nächste.“ Ja, für das göttlich verehrte Vieh hegt der Hinduismus das tiefste Mitgefühl und spendet ihm in Krankheitsfällen Hilfe und Beistand; aber das Elend des nach dem Bilde Gottes geschaffenen Menschen läßt ihn kalt und gleichgültig.

Von dieser Seite also ist für die Blinden Indiens kein Licht, kein Trost, keine Hilfe zu erwarten.

Aber auch die englische, christliche Regierung Indiens hat bis jetzt noch nichts zur Besserung ihrer Lage gethan, so wenig sie sich der Aussätzigen — dieser Aermsten der Armen — angenommen hat. Weder hat sie irgendwelche Anstalten für die Blinden, noch Spitäler für die Aussätzigen errichtet, wogegen sie für Irrsinnige hinlänglich gesorgt hat und im ganzen Lande Irrenhäuser besitzt, die unter ärztlicher Leitung stehen. Nur die Mission und einzelne Menschenfreunde haben sich der unglücklichen Aussätzigen da und dort angenommen und Zufluchtsstätten für sie errichtet. Für die Blinden dagegen ist auch von dieser Seite bis jetzt so gut wie nichts geschehen. Nur zwei einzelne christliche Damen haben in zwei größeren Städten Indiens angefangen, ca. 20 Blinde um sich zu sammeln, sie zu pflegen und zu unterrichten.

Es scheint nun aber doch, als ob man neuerdings in weiteren Kreisen sich auch der Blinden erbarmen und ihnen die nötige Aufmerksamkeit schenken wolle. Und worin anders könnte vor allem außer den zu errichtenden Blindenasylen die Linderung ihres bedauernswerten Loses bestehen, als daß man sie lesen lehrt, damit sie nicht nur gelegentlich den Trost des göttlichen Wortes von den Lippen anderer zu hören bekommen, sondern auch selbst imstande sind, sich mit dem Worte Gottes zu beschäftigen und ihren Geist damit zu nähren. Dieser Wohlthat können sie aber nur teilhaftig werden, wenn für die Blinden eine brauchbare Blindenschrift und Bücher in derselben vorhanden sind. Beides besteht schon längst in den Ländern und Sprachen Europas, nicht aber in dem vielsprachigen Indien. Doch ist es neuerdings den vereinten Bemühungen eines Missionars und eines englischen Beamten gelungen, ein brauchbares Blindenalphabet für die Hindu herzustellen. Das hiefür angewandte System ist zwar nicht ganz neu, sondern lehnt sich an das sogenannte Braille'sche Alphabet an, das vor nahezu 70 Jahren zuerst in Frankreich in Anwendung kam und seitdem in ganz Europa Eingang gefunden hat. Das wesentlich Neue aber an dieser Blindenschrift besteht darin, daß es sich bei aller Einfachheit für die mehr als 100 Sprachen und Mundarten Indiens anwenden läßt. Darin liegt sein großer Vorzug. Denn mit nur sechs erhöhten, leicht tastbaren Punkten können durch entsprechende

Verschiebungen und Auslassungen über 60 verschiedene Kombinationen hergestellt werden, während für sämtliche indische Sprachen nur ihrer 40 nötig sind. Diese außerordentlich vereinfachte Lesbarkeit der Blindenschrift ist von größter Wichtigkeit. Denn welch ungeheure Anforderungen würden im andern Fall an den Tastsinn und das Gedächtnis der indischen Blinden gestellt sein, müßten sie anstatt der wenigen verschiebbaren Punkte ein Alphabet mit all den unzähligen Schriftzeichen, wie sie den arischen und drawidischen Sprachen eigen sind, erlernen. Bedarf man doch für den Druck des Tamil allein 300 verschiedene Typen, für den der kanaresischen Sprache 540 und für das Malayalam sogar gegen 700. Wer aber jenes Alphabet der Blindenschrift einmal bemeistert hat — und es hält dies nicht schwer — der kann dasselbe vermöge seiner vereinfachten Anordnung auf alle ihm zu Gebote stehenden Sprachen, von denen die Hindu gewöhnlich mehrere sprechen, sofort anwenden, auch ohne daß er zuvor die unzähligen Schriftzeichen der verschiedenen indischen Alphabete und die eigentümliche Zusammensetzung ihrer Vokale mit den Konsonanten zu erlernen hat.

Aber nicht nur das Lesen, sondern auch das Schreiben wird ihnen auf eine sehr einfache Weise ermöglicht. Der hiefür verfertigte Apparat besteht aus einem Rahmen mit zwei Messingplatten, auf deren untere ein steifes Papier gelegt wird. Auf diese kommt dann die obere mit zwei Löchern zu liegen, durch welche der Blinde mit einer stumpfen Ahle seine Gedanken zu Papier bringt. Es wird dabei von rechts nach links geschrieben oder punktiert, um dann nach Herausnahme des Papiers das Niedergeschriebene von links nach rechts lesen zu können. Diese Schreibmaschine ist bereits vielerorten eingeführt und sie ermöglicht den Blinden, es dem geübtesten Schreiber im Amtshaus gleichzuthun.

Auch die englische Regierung hat dieser indischen Blindenschrift ihre Aufmerksamkeit geschenkt und bezeugt ihre Anerkennung dadurch, daß sie für den Versand der umfangreichen und schweren Blindenbücher eine bedeutende Ermäßigung in der Fracht hat eintreten lassen. An solchen sind bis jetzt Blindenfibeln in vier indischen Sprachen hergestellt worden; einige weitere sollen demnächst im Druck erscheinen. An biblischen Büchern ist zuerst der Prophet Jonas herausgegeben worden. Das kleine Büchlein, das in der deutschen Bibel nur zwei Seiten einnimmt, bildet in der indischen

Blindenschrift schon ein Buch von 28 Blättern, die nur lose zusammengeheftet sind, damit die einzelnen Blätter für den Gebrauch herausgenommen werden können. Dem Propheten Jonas soll in nächster Zeit das Evangelium des Markus folgen.

Natürlich kann sich die Mission in Indien nicht damit zufrieden geben, daß in Kalkutta sich eine christliche Gesellschaft gebildet hat, die Gelder zur Gründung einer Blindenanstalt und zur Ausbildung von Lehrern für Blinde sammelt. Auch sie, die Mission, wird von der Blindenschrift so viel als möglich Gebrauch machen und diese große Wohlthat den Blinden in ihren Gemeinden und unter der heidnischen Bevölkerung zugänglich machen. So hat denn auch bereits Miss. Wieland in Keti angefangen, in zwei Schulen der Basler Mission auf den „Blauen Bergen" einigen blinden Knaben die Kunst des Lesens beizubringen. Die Leute machten freilich anfangs sehr zweifelhafte Gesichter, als er blinde Kinder zum Besuch der Schule einlud, um sie dort lesen und schreiben zu lehren. Nicht selten wurde er von den Hindu geradezu für einfältig gehalten und mit der Bemerkung abgewiesen: „Sehen Sie denn nicht, daß das Kind keine Augen hat und daß es blind ist?" Oder aber wurden ihm solche von den Eltern mit der spöttischen Bemerkung überlassen: „Nehmen Sie sie nur mit; denn zu Hause sind sie ja doch zu nichts nütze!" Aber der Eifer und die schönen Leistungen der blinden Kinder haben seitdem allen Zweifel und Spott der Alten beseitigt und dagegen die höchste Verwunderung und Freude hervorgerufen. Wer beschreibt aber erst die innige Freude der armen Kinder, als sie schließlich ihren Eifer dadurch belohnt sahen, daß sie trotz mangelnden Augenlichts die Kunst des Lesens und Schreibens weghatten! Mit doppelter Freude nehmen sie nun am biblischen Unterricht teil und dürfen dabei die Hoffnung hegen, die herrlichen Trostsprüche der heiligen Schrift für ihr einsames und düsteres Leben künftighin nicht mehr bloß durch mechanisches Nachsprechen lernen zu müssen, sondern sie selbst aus der Blindenbibel lesen zu dürfen. Wer wollte ihnen diese Freude nicht nachfühlen!

So bahnt sich in dem heidnischen Indien auch hierin eine neue Zeit an, in der es heißt: Mache dich auf, werde licht; denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir! (Jes. 60, 1.)

---

3. Die erste Blindenbibel.

Es ist nicht ohne Interesse, im Anschluß an das eben Gesagte sich jener Zeit zu erinnern, da vor 100 Jahren in unserem Europa die ersten Versuche angestellt wurden, sich nicht nur der armen Blinden in leiblicher Fürsorge anzunehmen, sondern auch eine Schrift herzustellen, durch welche es den Blinden ermöglicht wurde, ein Buch und vor allem die heilige Schrift lesen zu können.

Es war im Jahr 1780, daß ein blindes Fräulein, die berühmte Tonkünstlerin Paradies aus Wien, in den Konzertsälen und Salons zu Paris auftrat und alles durch ihr wunderbares Spiel bezauberte. Wer es immer vermochte, drängte sich herbei, um ihr hinreißendes Spiel zu hören. Auch der einfache Schreiblehrer Hauy gab willig den Verdienst eines ganzen Tages hin, um nur einmal die Zaubertöne der blinden Künstlerin zu hören. Aber während er den Tönen lauschte, konnte er das Auge nicht wegwenden von dem unglücklichen Angesicht des jungen Mädchens mit den erloschenen Augen. Ringsumher der Strahlenglanz der vielen Kerzen und Kronleuchter, dazu die eitle Pracht der Pariser Modenwelt in all ihrem Schmuck und Geschmeide, — und mitten in diesem Glanz bewegte sich diejenige, deren Kunst alles hierher gelockt hatte, in trüber, wechselloser Nacht! Diese erloschenen Augen verfolgten unseren Hauy auf allen seinen Wegen. Er versenkte sich mit einem zuvor nicht gefühlten Mitleid in die Lage eines Erblindeten und er schien nun erst zu merken, wie viele solcher Unglücklichen um ihn her wohnten. Und je mehr er sich in das alles vertiefte, desto unabweislicher vernahm er in seinem Herzen die Frage: was kannst du zur Erleichterung ihres Loses thun?

Das Ergebnis davon war die Gründung der ersten Blindenanstalt zu Paris im Jahr 1784, wobei die blinde Paradies dem menschenfreundlichen Hauy bei der ersten Einrichtung zur Hand ging. Er sammelte zuerst nur wenige Blinde um sich, um sie in allerlei Kenntnissen zu unterrichten, sie zweckmäßig zu beschäftigen und die Nacht ihres Daseins in mancherlei Weise zu erheitern. Dabei benützte er seine Verbindungen mit vielen angesehenen Familien in Paris, um das Interesse der Reichen und Mächtigen für diese Sache zu wecken, und nach kurzer Zeit dehnte sich nicht nur seine kleine Anstalt immer ansehnlicher aus, sondern im Jahr 1791

wurde sie sogar zur Staatsanstalt erhoben und unter Hauy's Leitung gestellt.

Eines Tages hatte Hauy ein kleines Druckblatt, das frisch aus der Druckerei kam, durchzusehen. Da fiel ihm auf, daß alle Buchstaben auf der andern Seite des noch nicht geglätteten Blattes etwas erhöht hervortraten und mit den Fingerspitzen leicht gefühlt werden konnten. Wie ein Blitzstrahl fuhr ihm der Gedanke durch die Seele, ob nicht Buchstaben auf Papier so gepreßt werden könnten, daß sie auf der andern Seite des Blattes etwas erhöht hervorstünden und daß die zarten Fingerspitzen seiner Blinden sie tastend zu lesen vermöchten? Der Gedanke war von oben, und in jener Stunde ward eine von Gott gesegnete Saat ausgestreut, aus welcher für viele Tausende eine reiche Segensfrucht erwachsen ist. Denn hinfort sollten die Blinden nicht mehr ausgeschlossen sein von dem durch nichts zu ersetzenden Genuß, ein Buch und vor allem das Buch aller Bücher, die Bibel selbst lesen zu können.

Der Gedanke des französischen Blindenfreundes wurde alsbald zur Ausführung gebracht und von Stufe zu Stufe vervollkommnet. Die einfachen, großen römischen Buchstaben, auf starkes Papier gepreßt, boten auf der Rückseite des Blattes eine leicht tastbare Schrift dar, die die Blinden ohne Schwierigkeit mittelst der Fingerspitzen lesen lernten. Diese Blindenschrift wurde dann immer mehr vervollkommnet und verschiedene Systeme angewandt, bis man sogar eine Art von stenographischer Zeichenschrift erfand, bei welcher nicht bloß die Buchstabenformen unendlich einfach und leicht tastbar, sondern auch einzelne Silben oder Worte in ein einziges Zeichen zusammengezogen sind.

Auf diese Weise sind mit der Zeit nicht nur Bücher für die Blinden hergestellt worden, sondern es ist auch die ganze hl. Schrift in verschiedenen Sprachen gedruckt worden, allerdings nicht in der handlichen Ausgabe, wie für Sehende, sondern in verschiedenen Bänden, da der Schriftdruck für Blinde einen ungleich größeren Raum einnimmt.

Auch in Bezug auf die leibliche Fürsorge der Blinden gab das menschenfreundliche Beispiel von Hauy weiteren Anstoß. Seit er die erste Blindenanstalt in Paris gegründet, folgten seinem Beispiel bald auch andere Länder. Schon 1790 wurden in Liverpool, 1791 in Edinburg, 1800 in London und andern Städten

Englands ähnliche Anstalten gestiftet. Im Jahr 1806 reiste Hauy in derselben Angelegenheit nach Petersburg und gab bei seiner Durchreise durch Berlin Veranlassung zur Gründung der ersten Blindenanstalt in Deutschland. Nach ihrem Muster wurden bald weitere in andern Städten Deutschlands und Oesterreichs gegründet. Dem gegebenen Beispiel folgte dann seit 1808 auch die Schweiz, voran das regsame Zürich.

Solcher Anstalten sind seitdem an zahlreichen Orten in den verschiedenen Ländern Europas immer mehr entstanden, und wer wollte die Wohlthat ermessen, die damit den armen Blinden erwiesen wird, und den Segen ausdenken, der dadurch Jahr für Jahr Tausenden von solchen zufließt, die ein besonderes Anrecht auf das Mitgefühl ihrer Mitmenschen haben!

Das Bibelhaus in NewYork.

Das Gebäude der „Amerikanischen Bibelgesellschaft" in New-York macht auf den Beschauer einen imposanten Eindruck. An der Ecke eines Stadtviertels gelegen, hat es nach beiden Richtungen eine gewaltige Front, dabei ist es sechs Stockwerk hoch. In dem Erdgeschoß befinden sich rings herum die verschiedensten Geschäfte und der Haupteingang an der vierten Längsseite. Sonst bietet der äußere Anblick dieses Gebäudes nichts besonderes, und geschäftig eilt die Menge, die ja an Riesengebäude gewöhnt ist, daran vorüber. Was kümmert sie das Bibelhaus; sie jagt nach dem Dollar. Wer aber „dem vorgesteckten Ziel nachjagt, dem Kleinod, welches vorhält die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu," der bleibt hier sinnend stehen, denn er weiß: „So kommt der Glaube aus der Predigt, das Predigen aber durch das Wort Gottes." Und da freut man sich denn von ganzem Herzen über dieses Haus, aus welchem das gedruckte Wort Gottes schon in vielen Millionen von Exemplaren in alle Welt hinausgegangen ist.

Die amerikanische Bibel-Gesellschaft wurde 1816 gegründet. Vorher gab es einzelne örtliche Gesellschaften, die sich aber nach größerer Gemeinsamkeit der Arbeit sehnten. Der Segen ist denn

in den 79 Jahren des Bestehens der großen Gesellschaft auch nicht ausgeblieben. In Zahlen läßt er sich nicht ausdrücken, aber gering kann er nicht sein, wo rund 57 Millionen Exemplare der heiligen Schrift verbreitet wurden.

Doch treten wir ein und werfen einen Blick auf das geschäftige Treiben in diesem Bibelhaus, in welchem auch eine ganze Anzahl Räume zu andern Zwecken abgetreten ist. Im ersten Stockwerk über dem Erdgeschoß befinden sich allerlei Versammlungs- und Geschäftsräume der Bibel-Gesellschaft. In einem der letzteren baten wir um die Erlaubnis, das Haus in seiner Arbeit kennen zu lernen, und bereitwilligst wurde uns ein junger Bursche als Führer mitgegeben. Nachdem dieser sich mit einer Anzahl Schlüsseln bewaffnet hatte, traten wir unsere Wanderung an. Zuerst ging es mit dem Fahrstuhl ein Stockwerk höher, wo der Geruch der Druckerschwärze, die oft so gefürchtet ist — hier aber so segensreich gebraucht wird, schon die Nähe der Druckerei verriet. In zwei langen Reihen stehen die 16 zum Teil sehr großen Druckerpressen in einem großen Saale. Hier ist alles lebendig und der Eindruck auf Augen, Ohren und Nase kein geringer. Das Klappern der Maschinen, das Surren der Räder, die Druckerschwärze und das Maschinenöl, das behende Zugreifen der Arbeiter und Arbeiterinnen wirken auf den Fremden höchst eindrucksvoll, aber auch ebenso beklemmend. Wir machten darum bald wieder kehrt, leider ohne von unserem Führer erfahren zu können, wie viele Bogen täglich durch eine Presse gehen. Die Aufmerksamkeit der emsigen Drucker mochten wir nicht von ihrer Presse ablenken. Da mit dem Setzen von Schrift keine Zeit verbraucht wird, weil alles von Platten gedruckt wird, so muß wohl täglich eine enorme Menge gedruckt werden.

In dem nächsten Raume wurden die Bogen gefalzt und geheftet. So schnelle Arbeit habe ich noch selten gesehen. Der Bogen wird auf eine einfache Maschine gelegt, mit einem leichten Hebel in einen Spalt gedrückt, und in demselben Augenblick fällt er, dreimal zusammengefaltet, zu 16 Seiten, unten in den bereit stehenden Korb. Daraus nimmt ihn die Nachbarin (mit dieser leichten Arbeit sind Frauen und Mädchen beschäftigt), die mit dem Zusammenheften betraut ist. Das Heften der gefalzten Bogen besorgt wiederum aufs schnellste und sorgfältigste eine einfache Maschine, die wie die vorige durch einen leichten Druck oder Tritt in Thätigkeit gesetzt

wird. Es wird hier bewundernswürdig feine Arbeit geliefert; der vor mir liegende Bogen (die ersten 19 Kapitel des 1. Buches Mose auf 14 kleinen Oktavseiten!) könnte gar nicht genauer gearbeitet sein.

Weiter ging es; wir kamen in die Buchbinderei. Die Thätigkeit ist hier eine äußerst mannigfaltige. Da schneiden einige Arbeiter Deckel aus Pappe für Bibeln und Neue Testamente. Ein anderer schneidet den Ueberzug für diese Deckel, alles natürlich mit Maschinen. Ein dritter überzieht die Pappdeckel. Der Mann, dem ich zusah, arbeitete sehr flink und teilte mir mit, daß er täglich 1000—1200 Einbände für Testamente herstelle, je nach der Witterung. Bei feuchtem Wetter klebt das Ueberzeug zu leicht an den Händen. Andere kleben stärkere Fäden, die eigentlichen Bindefäden, an den Rücken der gehefteten Bücher; noch andere beschneiden die gehefteten Exemplare mit großen Schneidemaschinen. Diejenigen Bibeln, die mit Goldschnitt versehen werden sollen, werden mit dem Papierhobel sorglich bearbeitet, dann wird das Gold in Blättchen aufgetragen und durch angestrengtes Polieren ein gleichmäßiger Glanz hervorgerufen. Doch genug der Buchbinderei. Man kann die Mannigfaltigkeit dieser Arbeit ermessen, wenn man bedenkt, daß allein von der englischen Bibel hier 25 verschiedene Ausgaben hergestellt werden.

Sind die heiligen Schriften fertig, so werden sie in den Lagerräumen unter große Pressen gebracht, doch nur auf kurze Zeit. Denn erstaunlicherweise ist die Nachfrage so groß, daß diese herrliche Ware nicht lange lagern muß. Die Kolporteure der Gesellschaft in den Vereinigten Staaten wie im Ausland rufen ja allen Armen zu: Kaufet „umsonst“! Und wer zahlen kann, erhält hier die heilige Schrift stets zum Selbstkostenpreis, eine Bibel schon für 20 Cent. (80 Pf.), ein Neues Testament für 5 Cent. (20 Pf.).

Erstaunt war ich, zu hören, daß die britische und ausländische Bibel-Gesellschaft in London ein gut Teil ihrer Arbeit, besonders in der Buchbinderei, im NewYorker Bibelhaus verrichten läßt. Sie schickt die Bogen und erhält die gebundenen Exemplare, und doch stellt sich die Arbeit dabei billiger, als wenn sie in London gethan würde.

In mehr als 80 Sprachen und Dialekten wird das Wort Gottes in NewYork gedruckt, in viermal so vielen freilich in London. Da darf man wohl staunen, da muß man „dem Buch“ wohl seine

Ehre lassen, da muß man's wohl auch äußerlich inne werden, daß die Bibel das Buch der Bücher ist. Und als ich schließlich in dem einfachen, würdigen Beratungssaal des Direktoriums der Bibel-Gesellschaft saß, wo Tausende von Bibeln in den verschiedensten Sprachen und Zeiten in großen Schränken gesammelt stehen, wo die Bilder und Büsten hervorragender Glieder der Gesellschaft ernst den Besucher anschauen, da war mir's, als ob die Stimme eines unsichtbaren Predigers ertönte, und was ich vernahm, das klang so felsenfest gewiß:

Das Wort Gottes bleibet in Ewigkeit!

Camillo Mapei.

Ein Evangelist und Dichter in der Verbannung.

Begreiflicherweise ist der evangelische Büchervorrat Italiens noch ein ziemlich beschränkter; es werden neben den heiligen Schriften vorzugsweise Uebersetzungen ausländischer Werke verbreitet. Mit dem Erstarken des evangelischen Bewußtseins und der Vergrößerung des evangelischen Büchermarkts beginnt sich aber auch eine selbständige evangelische Schriftstellerei zu entwickeln. Es waren zuerst nur kleine Traktate und Jugendschriften, welche evangelische Italiener zu Verfassern hatten; neuerdings erscheinen aus solchen Federn auch umfangreichere Bücher, wie die Lebensgeschichte des Camillo Mapei von Pfarrer Luzzi in Florenz, welcher wir folgendes entnehmen.

In Rocciano, einer Stadt in den Abruzzen, jenem wilden Gebirge, das sich im schneegekrönten Gran Sasso d'Italia bis zu 2921 Meter über das Meer erhebt, wurde im Jahr 1809 der vornehmen Familie Mapei ein Sohn geboren, der den Namen Camillo erhielt. Schon in Schülerjahren wurde der frühreife Knabe um sein Seelenheil besorgt und seine vornehmste Sorge war die Frage: „Was muß ich thun, daß ich Frieden mit Gott bekomme?" Wie viele erweckte Katholiken vor ihm suchte er sein Heil im geistlichen Stand und kam zum Entschluß: „Ich will ein Priester werden."

Zu diesem Zweck ging er nach Rom, wo er nicht bloß fleißig studierte, sondern auch auf allerlei Weise sein Fleisch zu ertöten suchte, indem er sich geißelte, fastete und in rauhem Büßergewande ging. So wollte er näher zu Gott kommen und sein Gewissen fand doch keine Ruhe, und der junge Eiferer fing schon damals an, irre zu werden, wenn er die Leichtfertigkeit und den Unglauben am päpstlichen Hof verglich mit den hohen, verehrungsvollen Vorstellungen, welche er früher vom „heiligen" Stuhl hatte. Von der Erziehungsweise der katholischen Jugend in den Klosterschulen und anderen Anstalten schrieb er später, er habe mit der Zeit schon als Schüler in Rom entdeckt, daß die Papstkirche jene wunderbare Mischung von äußerlicher Frömmigkeit und Mysticismus nur aus Ehrgeiz und Herrschsucht pflege, um unter dem Deckmantel des Glaubenseifers das Streben nach der Weltherrschaft zu verbergen. „Was Rom mit Waffengewalt nicht mehr unterwerfen kann, knechtet es durch seine Glaubenslehre."

Glücklicherweise fand Camillo in Rom einen ehrwürdigen Freund, den Abt Palotti, dessen heiliges Leben ein fortwährendes Zeugnis über die leichtfertigen Klosterbrüder war, unter welchen er leben mußte. Diesem Mann vertraute sich der Angefochtene an und wurde von ihm geistlich beraten. „Im Vatikan", sagte der Abt, „bin ich nicht gut angeschrieben und kann deshalb äußerlich wenig für dich thun; aber mit Petrus sage ich: Silber und Gold habe ich nicht, was ich aber habe, das gebe ich dir. — Nimm dies Buch, es ist die Bibel, das Buch der göttlichen Weisheit, hier und sonst nirgends findet man die geheimnisvolle Quelle wahren Glücks."

Mit diesem Tag und mit dem Studium der lateinischen Bibel, die er erhalten hatte, begann das geistliche Leben Camillo Mapeis. Er vollendete seine Studien mit Auszeichnung und empfing die Priesterweihe und Doktorwürde; wäre er in Rom geblieben, so wäre ihm eine glänzende Laufbahn offen gestanden und voraussichtlich einmal der Kardinalshut zugefallen; aber seinen Glauben hätte er wahrscheinlich verloren, und dieser war ihm teurer als kirchliche Ehren, darum verließ er Rom und kehrte in seine ihm so lieben Abruzzen zurück. In seiner Vaterstadt wurde nun Camillo Mapei Hauptpriester und Lehrer an einer dortigen Anstalt. Acht Jahre lang blieb er in dieser Stellung und seine Predigtweise erregte wachsendes Aufsehen. Im Unterschied von andern Priestern führte

er in der Predigt reichlich Schriftstellen an, nicht lateinisch, sondern in verständlichem Italienisch, und wies die Angefochtenen deutlich auf den Weg der Gnade. Die neapolitanische Regierung wie der Bischof sahen in dem Zulauf der Menge bald eine Gefahr für den Glauben, und es fand sich leicht ein Grund, den lästigen Prediger als Ketzer gefangen zu setzen. Es gelang dem Gefangenen, zu entkommen und nach London zu fliehen.

Dort suchte er seinen alten Studiengenossen, den späteren Kardinal Dr. Wisemann, auf, der ihn freundlich aufnahm und dem Mittellosen durch seine Empfehlung italienische Sprachstunden in verschiedenen katholischen Familien verschaffte. Dr. Wisemann gab sich alle Mühe, seinen Freund wieder zu Ehren zu bringen, und eines Tages konnte er demselben mitteilen, er habe von Papst Gregor XVI. die nötigen Papiere erhalten, welche Mapei ehrenvolle Rückkehr gestatteten, sobald er seine freien politischen Ansichten widerrufe. Mapei teilte nämlich manche Anschauung des Freiheitsmannes Mazzini, der die Losung ausgegeben hatte: „Gott und das Volk." Jetzt war für den Heimatlosen die Stunde der Entscheidung gekommen; er bat um die genannten Papiere, damit er sich gegebenen Falls wider Verleumdung auf dieselben berufen könne, erklärte jedoch seinem Fürsprecher: „Schreibe dem Papst, bis heute sei ich ein guter Katholik gewesen, weil ich immer noch der Meinung war, der Katholicismus fördere das Wohl der Völker. Ich habe mich getäuscht und höre von diesem Augenblick an auf, ein Glied der römischen Kirche zu sein."

Mapei mußte bald die Folgen dieser Erklärung tragen; seine bisherigen Gönner zogen sich alle von dem Geächteten zurück, und ohne Arbeit, ohne Brot und ohne Wohnung stand er auf der Straße, als sich ein Landsmann, Salvator Feretti, seiner annahm. Selbst ein armer Mann und Familienvater, that dieser doch Samariterdienst an dem Hilflosen, dem er mehrere Monate in seinem Haus Unterkunft und Unterhalt gewährte. Es war im Jahr 1843, und Mapei hatte das Alter von 34 Jahren erreicht; wegen seiner evangelisch gerichteten Thätigkeit war er verketzert worden, politische Gründe hatten ihn zur Lossagung von Rom getrieben, und dieser Schritt führte ihn wieder in die Tiefe religiöser Erkenntnis. „Drei Monate lang", schreibt er selbst, „zog ich mich von der Welt zurück und vertiefte mich in der Bücherei des britischen Museums

in theologische Studien. Ich kam zu der festen Ueberzeugung, daß ich bisher immer noch in der Hauptsache einen unbiblischen Glauben gelehrt hatte.“ Abends las er mit seinem Hauswirt die heilige Schrift, und der letztere sagte davon: „So lange ich lebe, werde ich jene glücklichen Abende nicht vergessen, an welchen ich mit Camillo beim trüben Licht einer dünnen Kerze in der Bibel las und mit ihm von der Bekehrung des Sünders und dem Reich Gottes auf Erden redete. Am Sonntag sah man den jungen Gelehrten, der wieder zum Schüler geworden war, auf einer Bank des italienischen Missionshauses sitzen, wo er, Thränen im Aug, aber Freude im Herzen, der Predigt eines bekehrten Mönches Di Menna lauschte.

Hier kam Mapei zum Frieden. Stunden ernster Gewissensnot, in welcher er seufzen lernte: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leib dieses Todes“, blieben ihm nicht erspart; aber er durfte auch bald in der Gewißheit der Gotteskindschaft jubeln: „Ich danke Gott durch Jesum Christ.“

Der Priester war nun tot, es lebte der Evangelist, der um Gottes Ehre eiferte. Nur noch zehn Jahre Leben waren dem Sohn der Abruzzen im Land seiner Verbannung vergönnt. Er kannte nun ein höheres Ziel als die bürgerliche Freiheit Italiens, und wo er in der kurzen Zeit unter seinen Landsleuten in den großen Städten des englischen Inselreichs wirkte, hat er segensreiche Spuren hinterlassen. Er starb 1853 in Dublin, ehe sich die irdische Heimat für ihn öffnete, ohne den Aufschwung der Evangelisation in seinem Vaterland erlebt zu haben. In allen evangelischen Gemeinden Italiens ist aber sein Name in gesegnetem Andenken geblieben und wird auch immer dankbar genannt werden; denn der Verbannte ist für seine sangeslustigen Volks- und Glaubensgenossen der erste evangelische Liederdichter geworden. So lange es in Italien evangelische Gemeinden giebt, wird man auch die Lieder des Camillo Mapei singen. (Nachrichten über die Ausbreitung des Evangeliums in Italien.)

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel. — In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Jäger & Kober) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Reinhardt & Sohn, Basel.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Nr. 2. 1896.

Inhalt.

Der Abfall vor dem Tag Christi.*)

2. Theff. 2, 3: „Der Tag Christi kommt nicht, es sei denn, daß zuvor der Abfall komme.“

Einst hatte Gott sich das Volk Israel erwählt, daß es ihm ein Volk des Eigentums sei vor allen anderen Völkern, er hatte ihm leuchten lassen das Licht seiner Offenbarung und mit unermüdlicher Geduld es vorbereitet auf die Erscheinung seines eingeborenen Sohnes, doch als der Verheißene kam, hat Israel ihn an das Kreuz gebracht. Es ist ein schauerliches Geheimnis der Bosheit. Das Reich Gottes ging von den Juden zu den übrigen Völkern über, die Wüste der Heiden fing an zu blühen, und neues Leben strömte in die Adern einer sterbenden Welt. Reicher Segen ergoß sich über die christlichen Völker, und das Beste, was dieselben bis auf den heutigen Tag besitzen, ver-

*) Aus „Unsere Zukunft im Lichte des Wortes Gottes“ von W. Israël. (Kassel. E. Röttger).

danken sie dem Evangelium. Nun läßt das prophetische Wort uns die traurige Belehrung zu teil werden, daß es mit den Völkern der Christenheit gehen wird wie einst mit Israel, daß ihre Geschichte, vorläufig wenigstens, endigt mit dem Abfall von Gott.

Der Heiland sagte einst zu den Juden mit Beziehung auf Johannes den Täufer: „Er war ein brennendes und scheinendes Licht, ihr aber wolltet eine kleine Weile fröhlich sein von seinem Licht.“ (Joh. 5, 35.) Er machte ihnen den Vorwurf, daß Johannes ihnen nur ein flüchtiges Interesse erweckt habe, und sie sich nicht nachhaltig von ihm hatten beeinflussen lassen. Dieselbe Erscheinung wird sich zeigen, was das Verhältnis der heidenchristlichen Völker zum Evangelium betrifft. Es verliert den Reiz der Neuheit, und widerwillig wenden sie sich von ihm ab. Was die Väter priesen, schmähen die Nachkommen, und was einst hoch und wert gehalten wurde, wird von den späteren Generationen verachtet. „Wenn des Menschen Sohn kommen wird, meinest du, daß er auch werde Glauben finden auf Erden?“ fragte der Herr einst seine Jünger, und die Antwort, welche er erwartet, ist: Nein. Luk. 18, 8. Von den letzten Tagen und Zeiten weissagt Paulus, daß etliche werden vom Glauben abtreten und anhangen den verführerischen Geistern und Lehren der Teufel, 1. Tim. 4, 1, und daß die Menschen zerrüttete Sinnen haben werden untüchtig zum Glauben, 2. Tim. 3, 8. In schrecklicher Weise wird in Erfüllung gehen, was geschrieben steht im 2. Psalm: Die Könige im Lande lehnen sich auf, und die Herren ratschlagen mit einander wider den Herrn und seinen Gesalbten: „Lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile!“ Die, welche eine Zeit lang gebunden waren mit den Banden des Wortes Gottes und mit den Seilen des Evangeliums, werden von einem Taumel falscher Freiheit ergriffen sich lösen vom Glaubens-Gehorsam gegen den Höchsten. Die heiligen Wahrheiten werden zum Spott, und die übersinnlichen Wirklichkeiten dem Hohn preisgegeben. Die Menschen der letzten Tage sind ein himmelstürmendes Titanengeschlecht. Hand in Hand mit der Leugnung Gottes geht ein Zustand der ärgsten Sittenlosigkeit. Paulus schildert diesen Zustand 2. Tim. 3, 1 ff. also: „Es werden Menschen sein, die von sich selbst halten, geizig, ruhmredig, hoffärtig, Lästerer, den Eltern ungehorsam, undankbar, ungeistlich, lieblos, unversöhnlich, Verleumder, unkeusch, wild, ungütig,

Verräter, Frevler, aufgeblasen, die mehr lieben Wollust denn Gott." Ein Zustand der Ungerechtigkeit und Hartherzigkeit geht durch die Welt, wie ihn Jakobus (5, 1 ff.) beschreibt, wenn er sagt: „Wohlan nun, ihr Reichen, weinet und heulet über euer Elend, das über euch kommen wird. Euer Reichtum ist verfault, eure Kleider sind mottenfräßig geworden, euer Gold und Silber ist verrostet, und ihr Rost wird euch zum Zeugnis sein und wird euer Fleisch fressen wie ein Feuer. Ihr habt euch Schätze gesammelt an den letzten Tagen. Siehe der Arbeiter Lohn, die euer Land eingeerntet haben, der von euch abgebrochen ist, der schreiet, und das Rufen der Ernter ist gekommen vor die Ohren des Herrn Zebaoth. Ihr habt wohlgelebet auf Erden und eure Wollust gehabt und eure Herzen geweidet auf den Schlachttag." Das gottlose Geschlecht der letzten Zeit kann nicht anders, es muß sich vergreifen an denen, welche dem Herrn treu bleiben und nicht zu schweigen vermögen zu den Greueln, welche um sie her vorgehen. Christus hat die Verfolgung seiner Jünger klar vorhergesagt und zwar im Zusammenhang mit den Weissagungen, welche auf das Ende gehen. „Sie werden euch überantworten in Trübsal und werden euch töten, und ihr müsset gehaßt werden um meines Namens willen von allen Völkern." Matth. 24, 9.

Es scheint, daß dieser Abfall von Gott und von Christus eine persönliche Spitze erhalten werde. Die Schrift redet von einem Geist des Widerchrists (1. Joh. 4, 3), der kommen werde und schon zu des Apostels Zeit in der Welt war, sie redet von vielen Widerchristen (1. Joh. 2, 18), welche schon gekommen seien, aber sie redet auch von dem Widerchrist als von einer einzelnen Person 1. Joh. 2, 18. Am deutlichsten thut es Paulus, 2. Theff. 2, 3 ff.: „Der Tag des Herrn kommt nicht, es sei denn, daß zuvor der Abfall komme und geoffenbart werde der Mensch der Sünde und das Kind des Verderbens, der sich überhebt über alles, das Gott oder Gottesdienst heißt also, daß er sich setzet in den Tempel Gottes, als ein Gott und giebt vor, er sei Gott . . . . . . alsdann wird der Boshaftige geoffenbart werden, welchen der Herr umbringen wird mit dem Geist seines Mundes und wird sein ein Ende machen durch die Erscheinung seiner Zukunft".

Auf eine Persönlichkeit weisen auch hin gewisse Stellen des Propheten Daniel und der Offenbarung St. Johannis. Im

7. Kapitel des erstgenannten Propheten schildert derselbe ein Gesicht, das er gehabt. 4 Tiere sieht er dem Meere entsteigen, das erste ein Löwe, das zweite ein Bär, das dritte ein Pardel, das vierte wird geschildert als greulich und schrecklich und sehr stark. Es hat 10 Hörner, aus welchen ein anderes kleines Horn wiederum hervorbricht, und dieses Horn hat Augen wie Menschen-Augen und ein Maul, das redet große Dinge. Solche sah Daniel, bis daß der Alte, dessen Kleid schneeweiß ist, sich setzte, um Gericht zu halten. Die Deutung, welche der Prophet empfängt, ist: Die 4 Tiere sind 4 Reiche, welche auf Erden kommen werden, die 10 Hörner, welche das 4. Tier trägt, bedeuten 10 Könige, die aus demselben Reich entstehen werden. Das kleine Horn aber wird geschildert als ein anderer König, welcher den Höchsten lästert, die Heiligen des Höchsten verstört und sich untersteht, Zeit und Gesetz zu ändern. Seine Gewalt währt eine Zeit und zwei Zeiten und eine halbe Zeit. Dann wird das Gericht gehalten, seine Gewalt hinweggenommen, er selbst vertilgt und umgebracht. Die größte Verwandtschaft mit dieser Stelle des Propheten Daniel zeigt das 13. Kapitel der Offenbarung St. Johannis. Auch dort schaut der Seher ein dem Meer entsteigendes Tier mit 10 Hörnern, welchem der Drache seinen Stuhl und große Macht giebt. Dem Tier wird ein Mund gegeben zu reden große Dinge und Lästerung, und es währte mit ihm 42 Monate lang. Und es that seinen Mund auf zur Lästerung gegen Gott, zu lästern seinen Namen und seine Hütte und die im Himmel wohnen, und ward ihm gegeben, zu streiten mit den Heiligen und sie zu überwinden. Es hat Macht über alle Geschlechter und Sprachen und Heiden und alle, die auf Erden wohnen, beten das Tier an, deren Namen nicht geschrieben sind in dem lebendigen Buch des Lammes. Das Tier hat eine Zahl, und diese Zahl ist eines Menschen Zahl. Später im 19. Kapitel, wo die Erscheinung des wiederkommenden Christus geschildert wird, heißt es dann, daß das Tier ergriffen wurde und lebendig in den feurigen Pfuhl geworfen, der mit Schwefel brannte.

Nach allgemeiner Deutung können die 4 Tiere und Reiche nichts anderes bedeuten als die großen Weltmonarchien des babylonischen, medisch-persischen, griechischen und römischen Reiches, die 10 Hörner des letzten Tieres die aus dem Zerfall des römischen

Reichs sich ergebenden Staatenbildungen, und das kleine Horn die letzte Form der Weltherrschaft oder auch den letzten persönlichen Weltherrscher. Daß das Tier redet, lästert, daß es angebetet wird und endlich in den feurigen Pfuhl geworfen wird, deutet alles auf eine Persönlichkeit hin.

Und warum sollte es nicht möglich sein, daß der Abfall von Gott eine persönliche Spitze erhielte? Wenn das Reich des Lichts eine solche persönliche Spitze hat in Jesu Christo, so ist nicht einzusehen, warum das Reich der Finsternis, wenn es auf Erden um den entscheidenden Sieg ringt, nicht sich verkörpern sollte in einem persönlichen Antichrist.

Es wohnt ja allgemein den Menschen der Wunsch inne, die Bestrebungen und Ziele, welche sie verfolgen, verkörpert zu sehen in einer Person, und wiederholt ist es erlebt worden, daß, wenn eine Zeit geschwängert war mit großen Gedanken, eine Person geboren ward, welche den Geist der Zeit in sich verkörpert, es liegt auch trotz des Freiheitsdranges, welcher die Menschen beseelt, in ihrer Brust das Verlangen, sich einer übergeordneten Persönlichkeit zu unterstellen und an diese sich hinzugeben. So mag es wohl geschehen, daß die von Gott abgefallene Welt aus sich zuletzt eine Person erzeugt, in welcher sie den Vertreter ihres Ringens erkennt, und dem sie sich völlig beugt wie einem Gott. Denken wir uns eine Persönlichkeit, welche in sich die größte Genialität und die höchste politische Macht vereinigte, welche diese Gaben und Kräfte daransetzte, den Völkern ein irdisches Reich der Glückseligkeit zu verschaffen, und deren zeitweilige Erfolge ihre Verheißungen zu bestätigen scheinen, so können wir uns wohl denken, daß eine abgefallene christusfeindliche Welt in einer solchen Persönlichkeit den wahren Christus der Menschheit zu erblicken vermeint.

Gleichwohl fällt es uns schwer, uns in diese biblischen Gedanken hinein zu finden, indessen sie sind einmal da und wir müssen sie nehmen, wie sie sind. Die göttliche Wahrheit blendet, wenn sie zum ersten Mal den unerleuchteten Menschen erscheint, die Augen derselben, aber nichts desto weniger ist sie ein heilsames Licht. Wer treu umgeht mit dem Worte der Schrift, wird schließlich dahin gelangen, daß er sich nicht ärgert an dem Großen und Außerordentlichen, was uns die Prophetie in Aussicht stellt, sondern

er wird staunen über die Großartigkeit der biblischen Gedanken, und gerade diese ihre Großartigkeit wird dazu beitragen, dieselben ihm glaubhaft zu machen. Solche Dinge erfindet kein menschlicher Geist, wohl aber kann Gottes Geist sie offenbaren.

Der Missionar als Uebersetzer.

Von jeher hat es die evangelische Mission als eine ihrer wichtigsten Aufgaben erkannt, den Völkern, denen sie die Botschaft des Heils bringt, das Evangelium nicht bloß mündlich anzubieten, sondern denselben das geoffenbarte Wort Gottes auch in Schrift und Druck in die Hand zu geben und zwar in der von den betreffenden Völkern gesprochenen Sprache. So ist bekanntlich die Hl. Schrift — teils vollständig, teils in einzelnen Teilen — bis jetzt in mehr als 300 Sprachen und Mundarten übertragen und durch die Mithilfe verschiedener Bibelgesellschaften gedruckt worden. Diese sorgen dann auch für eine möglichst weite Verbreitung der Bibel in allen Ländern der Erde und unterstützen damit die Wirksamkeit der Missionare in segensreichster Weise.

Die Uebertragung der Hl. Schrift in die Sprachen fremder, heidnischer Völker bietet aber außerordentlich große Schwierigkeiten dar, besonders in dem Fall, wenn ein Volk auf einer geistig tiefen und unentwickelten Kulturstufe steht, keine Schriftsprache besitzt und vieler geistigen und sonstiger in der Bibel vorkommenden Begriffe und Ausdrücke ermangelt. Da genügt es nicht, daß der Bibelübersetzer nur halbwegs die ihm vorher fremde Sprache eines Volkes erlernt hat und sie im täglichen Leben zu gebrauchen weiß; es erfordert auch ein gründliches Eindringen in den Geist derselben, in die Anschauung des betreffenden Volkes, seines Denkens und Empfindens, sowie ein tiefes Verständnis dafür, wie die Bibel und ihr göttlicher Inhalt gedolmetscht sein will, damit sie an das Herz des Menschen redet und sein Innerstes berührt — mit einem Wort, damit sie ihm nicht als ein fremder Klang, sondern als eine Stimme aus dem gemeinsamen Vaterhause aller Völker an sein inneres Ohr tönt. Diese Art des Dolmetschens hat niemand

besser verstanden, als Dr. Martin Luther, der in so meisterhafter Weise das göttliche Wort aus dem Grundtext in die deutsche Sprache und in deren Gedankenwelt zu übertragen gewußt hat, daß seine Bibelübersetzung einen unberechenbaren Einfluß auf das gesamte deutsche Volk bis auf den heutigen Tag ausgeübt hat.

Wie schwierig aber eine solche Uebersetzungsarbeit ist, davon giebt uns der Bericht des bayerischen Missionars Vetter in Simbang einen kleinen Einblick. Derselbe steht im Dienst der Neuendettelsauer Mission, die seit dem Jahre 1886 in Kaiser-Wilhelmsland auf der großen Insel Neu-Guinea dem armen Volk der Papua das Evangelium nahe zu bringen sucht. Es geschieht dies u. a. auch in der Schule, in der man die Jugend um sich sammelt und für das Reich Gottes zu erziehen bestrebt ist. Für sie, wie für die Alten, hat Missionar Vetter die Heilsgeschichte vorerst in der faßlichen Form von biblischen Geschichten in der Yabim-Sprache abgefaßt, ehe er daran denken kann, die Hl. Schrift selbst in der Uebersetzung dem Volk an die Hand zu geben. Hiefür muß die Sprache erst in Schrift gefaßt und das Volk selbst soweit als möglich zu einem schriftkundigen herangezogen werden. Seinen Bericht über die Erstlingsarbeit auf diesem Gebiet entnehmen wir den Kirchlichen Mitteilungen (aus und über Nordamerika, Australien und Neu-Guinea, 1896 No. 3). Er schreibt:

In den letzten Monaten habe ich die biblische Geschichte in Yabim übersetzt. Es war mir darum zu thun, den Text so getreu als möglich wiederzugeben. Im Vortrag und in der freien Erzählung kann man sich ja ganz gut auch anderer Wendungen bedienen, die vielleicht den Eingebornen näher liegen, oder sich zum Zweck des leichteren Behaltens hie und da eine Kürzung erlauben. Ich denke dabei vor allem an Angaben geschichtlichen oder geographischen Inhalts, wie z. B. am Anfang der Weihnachtsgeschichte. Das neue Testament beanspruchte natürlich doppelt so viel Raum als das alte. Selbstverständlich stößt man bei der Fassung der heiligen Geschichte in ein so unglasiertes Gefäß, wie es eine Papuasprache ist, auf manche Schwierigkeit, und nicht die geringste besteht in dem Mangel eines Passivs. Sätze wie: die Hochzeit ist bereit; wer glaubt und getauft wird ꝛc.; es sei denn, daß ihr von neuem geboren werdet ꝛc., müssen daher aktivisch (handelnd)

gegeben werden, in welcher Form allerdings mehr Bestimmtheit liegt. Jede Thätigkeit fordert ein Subjekt, das jene ausführt. „Er würde mehr empfangen" ist zu übersetzen: Der Hausvater würde noch dazu geben. Weiter fehlt die Komparation; „der Größte" ist etwa auszudrücken mit: „der allein Große, der alle überragt", oder: „er ist groß und die andern klein".

Mit der relativen Armut der Leute hängt es zusammen, daß ihre Zahlenbegriffe sehr beschränkt sind; wo Hände und Füße nicht mehr ausreichen, da hört auch die klare Vorstellung auf, da beginnt schon die höhere Rechenkunst, die für Eingeborne, die nichts zu zählen haben, entbehrlich ist. Altersangaben können daher schlechterdings nicht wiedergegeben werden; die Speisung der 5000 wird eben zur Speisung einer sehr, sehr großen Menge. 99 Schafe würde hiezulande niemand zu zählen imstande sein, obwohl sich diese Zahl noch mit den vorhandenen Mitteln sagen läßt; dazu sind aber schon 17 Silben nötig, wobei natürlich von keiner Uebersicht und keiner Gebrauchsfähigkeit mehr die Rede sein kann. Wie unsre Eingebornen keine Schätze zum Zählen haben (Früchte 2c. gehen körbeweise), so sind sie andrerseits nicht aufs Ausrechnen angewiesen; denn so viel, daß er nicht verhungern muß, findet auch der Faule noch, und auf großen Absatz braucht niemand bedacht zu sein. Eben deswegen tritt an den Eingebornen auch nicht die Notwendigkeit heran, mit der Zeit hauszuhalten, und wenn sich darauf bezügliche Bestimmungen nicht an dem Stand der Sonne bezeichnen lassen, so ist man eben wieder in Verlegenheit. Daß die 9. Stunde z. B. genauer vermerkt werden kann, ist nicht möglich. Wo sich kein Streben findet, reich zu werden, wo sich Kauf und Verkauf nur im Tauschhandel bewegen, da ist auch Geld unbekannt. Wie soll man nun den Wert der verschiedenen Geldsorten bestimmen oder anschaulich machen? Ich habe am letzten Sonntag an Stelle der 10000 Talente 20 Eberhauer gesetzt und für die 100 Denare 2 Eisen. Wenn es auch nicht genau dem Wert entspricht, so ist der Gegensatz jedenfalls deutlich genug. Was ein Zöllner ist, kann man wohl demonstrieren, aber verstanden wird diese Gestalt nicht, da keine Obrigkeit der Eingebornen existiert, die Steuern fordert. Letzteres würde ihnen als sonderbares Vorgehen erscheinen, wie man denn auch auf die Mitteilung, daß wir uns zur Paradiesvogeljagd erst einen Erlaubnisschein kaufen müssen,

die Frage hören kann: Ja, füttern denn die Leute von der Kompagnie die Vögel? Doch haben diese Punkte nur untergeordneten Wert, mit der Zeit kann da schon teilweise Wandel geschafft werden.

Ueber- und Unterordnung, Rangstufen ꝛc. finden sich bei unsern Eingebornen auch nicht; jeder kann thun, was ihm beliebt, so lange er sich der Sitte nicht widersetzt. Nun aber treten uns in der Bibel Herren, Kaiser, Könige, Landpfleger, Oberste, Hauptleute, Haushalter ꝛc. entgegen. In Yabim giebts ein Wort abumtau für Häuptling. Da derselbe aber sehr wenig Macht besitzt, so kann unter dieses Wort doch nicht alles, was Obrigkeit heißt, befaßt werden, zumal ja dann auch keine Auseinanderhaltung der verschiedenen Abstufungen möglich wäre. Man muß eben suchen der Sprache analoge Wörter zu bilden. Auch „Priester und Schriftgelehrte" sind erst einzubürgern, sowie der Ausdruck für Lehrer und Meister. Durch die biblische Geschichte muß der Gesichtskreis des Volkes erweitert werden, der geistige und der räumliche. Die Ortsbestimmungen sind ja auch ein Stück Geographie. Immer wieder hat man zu betonen, daß es wirklich ein Jerusalem, einen Sinai gebe, daß der Ararat auf Erden zu finden sei und nicht in den Himmel versetzt werden dürfe, daß unser Herr Jesus eben auf unserer Erde gewandelt habe unter den Menschen, die dazumal lebten. Da merkt man erst, wieviel Hilfsmittel nötig sind, um klares Verständnis von der heiligen Geschichte zu erlangen.

Bei so engbegrenztem Horizont und bei der geringen geistigen Regsamkeit der Papua ist es nicht zu verwundern, daß abstrakte Begriffe im Wortschatz selten sind, nicht einmal für Tod und Leben giebts eine Bezeichnung. Die Eingebornen drücken sich sehr wenig in Hauptwörtern aus, sondern halten sich an die Zeitwörter; für trösten, fürchten, hoffen ist zwar der Ausdruck vorhanden, aber nicht für das entsprechende Hauptwort. In solchem Fall muß der Satz anders gewendet werden. Für: glücklich, selig, anbeten, richten, beherbergen, Wunder, Gleichnis, Fest, Braut, Bräutigam, Hochzeit, verwundern, müssen, sollen, antworten ꝛc. hat sich noch kein entsprechendes Wort entdecken lassen. Man ist genötigt zu umschreiben, ohne damit immer der Bedeutung gerecht zu werden. Manches Wort kann einfach aus einer andern Sprache

herübergenommen werden, wenn die Sache bekannt ist, z. B. Wein, Lampe, Kaiser, Papier, padi für Reis. Aber ohne Anschauung ein fremdes Wort aufzunehmen, ist doch mißlich; was man z. B. für Esel sagen soll, weiß ich nicht; ich glaube, da genügt vorläufig „Tier". Zuweilen muß man sich der Verständlichkeit wegen in etwas den Verhältnissen anbequemen. Wassersucht und Aussatz giebts hier nicht; ich setzte an Stelle davon: Elefantiasis und langwierige Wunde. Weizen ist unbekannt, nicht aber Reis; so schrieb ich denn: das Unkraut „unter dem Reis". Auch sonst mußten einige Früchte Neu-Guineas Ersatz leisten.

Ein schwieriger Ausdruck schon im Deutschen ist „Himmelreich", vollständig unübersetzbar aber da, wo kein Reich existiert. Ich half mir, indem ich einmal sagte, der Herr im Himmel macht es wie rc., oder indem ich für „Reich" das Wort miti setzte, welches Geschicklichkeit, Friede, aber auch religiöse Art und Weise bedeutet.

Alle Schwierigkeiten sind aber nicht so groß, als daß wir nicht in der Yabim-Sprache die großen Thaten Gottes verkündigen könnten. Was zum Heil nötig ist, kann klar und deutlich vorgetragen werden, und indem wir lehren, lernen wir deutlicher die Sprache des Volkes reden. Zum Schluß will ich noch zwei Proben der Uebersetzung in Deutsch geben. 1) Gottes Ruf an Abraham (1. Mose 12, 1—3): Laß deinen Ort und dein Volk liegen und gehe in ein Land, ich will dirs zeigen. Ich will geben, du wirst großes Volk, und ich thue dir Gutes und dein Ruhm entstehe. Sie thun dir Gutes, ich thue ihnen wohl, sie stoßen dich, ich verfluche sie, und das Gute von dir soll übergehen auf alle Völker der Erde. 2) Der Missionsbefehl (Matth. 28, 18—20): Ich wurde Inhaber Himmels und der Erden und ihr geht hin in alles Land und macht, alle Leute werden meine Kinder und wascht sie, sie werden kommen hin zu Gott Vater und Sohn und (heiligem) Hauch und lehret sie bewahren alle Rede, ich trug euch auf. Und seht, ich bin mit euch immer bis Erde zu Ende. Mensch glaubt mir und Wasser zu ihm hin, und er wird bleiben lebendig, Mensch glaubt mir nicht, ich will wegweisen ihn, er sitze schlecht.

Liebe zu Gottes Wort.

Missionar Young, der seit 1868 unter den Kri-Indianern in Kanada gearbeitet hat, erzählt von der hohen Achtung, in welcher dort die Bibel steht. „Schon oft haben mich meine Indianer", schreibt er, „durch die Liebe und Ehrfurcht beschämt, welche sie für die heilige Schrift an den Tag legen. Hier ein Beispiel: Einer unserer Christen kam mit seinem Sohn aus den entfernten Jagdgründen herab, um an den Ufern unserer großen Seen zu fischen. Dort pflegen wir im Oktober und November unsern Wintervorrat einzufangen. Meine gute Frau und ich haben oft sechs Monate lang von nichts als Fischen und etwas Thee gelebt, zu Zeiten ganz ohne Brot und Gemüse. Die eine Hälfte des Jahres waren Fische, die andere Renntiere, Bisamratten, Möven, Eulen und was wir sonst bekommen konnten, unsere Nahrung; manchmal mußten wir froh sein, wenn wir nur zwei Mahlzeiten des Tages hatten. Ich habe schon allerlei Zuchthäuser besucht und die Kost versucht, die da den schlimmsten Verbrechern gereicht wurde, und ich muß sagen: meine Frau und ich wären oft herzlich froh gewesen, wenn wir etwas zu essen gehabt hätten, was nur halb so gut war. Einmal habe ich drei Tage lang keinen Bissen bekommen.

Doch zurück zu meiner Erzählung. Jener Indianer also kommt mit seinem Sohn an die Seen und hat einen herrlichen Fischfang. Die Beute wird in Sicherheit gebracht, d. h. auf Gestelle gelegt, wo Füchse und Wölfe sie nicht erreichen können. Dann sagt der Vater: „Mein Sohn, morgen früh wollen wir wieder gehen, stecke das Himmelsbuch in dein Bündel, wir müssen jetzt heim". Der Junge packte sein Bündel und machte sich reisefertig. Da kommt gerade noch ein Onkel und sagt: „Neffe, leihe mir das Himmelsbuch, daß ich etwas darin lese, ich habe das meine ausgeliehen". Das Bündel wird geöffnet, die Bibel herausgenommen und dem Onkel gegeben, der sie mit in sein Zelt nimmt.

Am andern Morgen brechen Vater und Sohn sehr früh auf. Sie ziehen ihre Schneeschuhe an und marschieren wohl zwanzig Stunden in einem fort. Am Abend graben sie ein Loch in den

Schnee, kochen sich einige Kaninchen, beten und legen sich zur Ruhe. Tags darauf werden abermals zwanzig Stunden zurückgelegt, dann ist die Heimat erreicht. Am gleichen Abend noch will der Vater die gewohnte Hausandacht halten und bittet den Sohn, ihm aus seinem Bündel die Bibel zu geben. Dieser aber gesteht nun, daß er das Buch dem Onkel geliehen und noch nicht zurückerhalten hat.

Der Vater ist enttäuscht, sagt nichts, steht aber am nächsten Morgen früh auf, nimmt einige gekochte Kaninchen in sein Bündel und macht sich auf den Rückweg an die Seen. Abends spät hat er die Stelle erreicht, wo er mit seinem Sohn zwei Nächte zuvor gerastet. Tags darauf legt er auch die zweiten zwanzig Stunden zurück, läßt sich von seinem Bruder die Bibel geben und kehrt mit diesem Schatz wieder schnurstracks nach Hause zurück.

Seht da einen armen Indianer, der neunzig Stunden weit auf seinen Schneeschuhen durch die finstern Wälder des fernen Nordwestens einsam dahin eilt, um wieder in den Besitz seiner Bibel zu gelangen! Wer von uns wäre imstande, etwas ähnliches zu thun?!“

Rückwirkender Segen der Mission.

(Mitgeteilt von einem alten, nunmehr heimgegangenen Geistlichen.)

Vor mehr als fünfzig Jahren war ich ein junger Pfarrer in einer ziemlich bedeutenden Stadt. Einmal war ich auf einer Ferientour begriffen gewesen und hatte meinen Vater besucht. Ich befand mich auf dem Rückwege und legte die Reise, wie es damals vielfach bei uns üblich war, zu Pferde zurück. Es war bereits Samstag, und am folgenden Tage hatte ich in meiner Gemeinde zu predigen. Da geschah es, daß mein Pferd ein Hufeisen verlor. Ich war noch ziemlich weit von meinem Pfarramte entfernt und sah mich daher genötigt, zum Beschlagen des Pferdes einen Hufschmied zu suchen. Somit hielt ich vor einem bescheidenen Gasthof an der Landstraße, kehrte dort ein und ließ die nötigen Veranstaltungen treffen, womit es aber sehr langsam ging, indem

der betreffende Schmied vorerst nicht zu finden war. Es fing an dunkel zu werden und wurde endlich so spät, daß ich meine Reise an jenem Abend nicht mehr fortsetzen konnte. Ich ergab mich in mein Schicksal, ließ mir etwas zu essen geben und bat auch um irgend etwas zu lesen. Ich dachte dabei an jene Gattung von Unterhaltungslektüre, wie man sie meist in solchen Gasthöfen zu finden pflegt. Allein der Wirt, ein ernstgesinnter Mann, der mich als Geistlichen erkannt hatte und daher vermutete, daß eine religiöse Schrift mir angenehm sein würde, brachte mir eins von seinen eigenen Büchern, und das war ein Missionsmagazin. Solches war nun weniger nach meinem Geschmack, allein da ich das doch nicht gestehen wollte, begnügte ich mich damit und fing aus Langeweile wirklich an, darin zu lesen. Mir war die ganze Sache damals noch neu. Hatte ich mich doch nie in meinem Leben um Heidenmission gekümmert. Hier fand ich nun einige interessante Briefe von Missionaren, worin sie ganz ergreifende Berichte gaben von ihren Leiden, Entbehrungen und erlittenen Verfolgungen um Christi und seines Evangeliums willen. Ich war ganz erstaunt. Ich konnte das alles gar nicht fassen. „Wie ist es doch nur möglich", sagte ich zu mir selbst, „daß diese Männer so bereitwillig und freudig solches auf sich nehmen und ertragen können? Sicherlich, es müssen da Beweggründe und Triebe vorhanden sein, sowie eine Kraft, solches alles zu dulden, wovon ich noch gar nichts weiß. Ich bin wirklich ein Fremdling auf diesem Gebiete, und dennoch bin auch ich ein Diener der Kirche!"

Das war ein Pfeil vom Herrn in mein Gewissen, der mich dort zur Stunde niederstreckte und mich erkennen ließ die Leere, die Hohlheit meines Lebens und meines Thuns, meine Undankbarkeit gegen Gott, meine Unbrauchbarkeit zu seinem Dienste und die Gefahr, darin ich verkehrte, seinem Strafgericht zu verfallen. Ich brachte eine völlig schlaflose Nacht zu — ich konnte keine Ruhe finden. Jemehr ich über das, was ich entdeckt, nachdachte, desto mehr fühlte ich mich elend, verwerflich, verloren. Von Hilfe und Rettung sah ich keine Spur. Wohl sah ich meine Sünde, aber nicht meinen Heiland. Und dennoch war es mir so, daß ich diese neugewonnene Selbsterkenntnis mit all ihren Schmerzen und Qualen um keinen Preis gegen meine bisherige Unwissenheit mit ihrem falschen Frieden hätte vertauschen wollen, und so kehrte ich

am folgenden Morgen mit einem zerschlagenen Herzen in meine Pfarrei zurück, indem ich insofern ein anderer Mensch geworden war, als ich mit jenem Blindgebornen im Evangelio sprechen konnte: „Eins weiß ich wohl, daß ich blind war, und bin nun sehend". Indes sah ich nur, daß ich mich auf dem Irrweg befand. Ich tastete nach Licht, fand es aber nicht. So ging ich umher wie ein Blinder und suchte nach irgend einem, der mich bei der Hand fassen und zurecht führen konnte, aber ich fand keine Hilfe bei den Menschen. Einige der sogenannten erweckten Leute in meiner Nachbarschaft erwiesen mir große Teilnahme; sie thaten für mich, so viel sie konnten, allein es half mir alles nichts. Was sollte ich nun thun? Es blieb mir nur eins übrig. Ich rief den Herrn an in meiner Not und bat ihn, mich zu führen. Und siehe da, er that es. Denn in der Einsamkeit meiner Studierstube, mit keinem andern Gefährten als allein meiner lang vernachlässigten Bibel, leitete mich der Geist der Wahrheit selber, um Jesu willen, in die Wahrheit, wie sie in Christo ist, und ich fand im Glauben jenen süßen Frieden, der nun seit fünfzig Jahren mein seliges Teil gewesen ist. (Königsberger Missionsblatt 1896, No. 3).

Auch ein Wahrheitszeuge.

Zu Dibon, ostwärts vom Toten Meer, ist vor einiger Zeit ein merkwürdiger Stein entdeckt worden. Er ist drei Fuß hoch und über zwei Fuß breit und dick, und trägt eine Inschrift, die aus 34 Zeilen besteht. Diese rührt von einem König der Moabiter her, Namens Mescha. Er erzählt in derselben seine Kämpfe und Siege über den König von Israel, und wie er eine Anzahl Städte eingenommen und wiederum aufgebaut und seinem Gott Kamos Dankopfer dargebracht habe. Dieser König Mescha ist wahrscheinlich derselbe, von welchem 2. Könige 3, 4 ff. handelt, und der sich um das Jahr 897 v. Chr. von der israelitischen Oberherrschaft losriß. König Joram von Israel, der sich mit König Josaphat von Juda und dem König von Edom verbündet hatte, drang in das Land der Moabiter ein und verheerte dasselbe weit und breit nach

einem vollständigen Siege über das feindliche Heer. Als aber Mescha aufs äußerste bedrängt ward, „da nahm er seinen erstgebornen Sohn, der an seiner Statt sollte König werden, und opferte ihn zum Brandopfer auf der Mauer. Da kam ein großer Zorn über Israel, daß sie von ihm abzogen, und kehrten wieder in ihr Land“ (2. Kön. 3, 27). Die Inschrift ist ferner reich an Ortsnamen, die sich alle in der heiligen Schrift finden. Auch eine von Mescha erbaute Brücke über den Arnon wird erwähnt, und der Name, den die Schrift öfters den Moabitern giebt: „Volk des Kamos“ (Jerem. 48, 46), erhält durch die Dankopfer, die der König Mescha demselben darbringt, aufs neue seine Bestätigung.

Der Stein, welcher gegen 2700 Jahre alt ist, bietet hiemit ein glänzendes Zeugnis für die geschichtliche und geographische Genauigkeit der biblischen Berichte und bestätigt dadurch die Echtheit und Glaubwürdigkeit der heiligen Bücher. Mit Recht kann man diesen Stein, wie es geschehen ist, „ein Blatt aus der Bibel“ nennen. Und es erfüllt sich auch in diesem Sinne das Wort des Herrn: „Wo diese werden schweigen, so werden die Steine schreien.“

Berichtigung. Unser Berichterstatter über das Bibelhaus in New York muß sich in dem Punkt, daß die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft einen Teil ihrer Bibelausgaben in New York binden lasse (Bibelbl. S. 12), geirrt haben; denn es geht uns von London die Mitteilung zu, daß dies zur Zeit nicht der Fall sei.

Bücheranzeige.

Spurgeon C. H. **Die Gleichnisse unseres Herrn und Heilandes** in 52 Predigten. 1. Heft. Hamburg, J. G. Oncken Nachfolger (Phil. Bickel). 160 S. Mk. 1.25.

Spurgeons Schriften, auch wenn es Uebertragungen aus dem Englischen ins Deutsche sind, bedürfen wohl kaum einer Empfehlung. Dies gilt auch von der vorliegenden Predigtsammlung, von der soeben die erste Lieferung im Buchhandel erschienen ist und die 12 Predigten über einzelne Worte Jesu aus seinen Gleichnissen enthält. Auch hier tritt uns überall die echt volkstümliche, dabei geistvolle und nüchterne Betrachtungsweise Spurgeons entgegen, die an das Herz des Menschen redet und das tägliche Leben in das Licht der Ewigkeit rückt.

Spurgeon C. H. **Worte der Warnung fürs tägliche Leben.** Verlag von J. G. Oncken Nachfolger (Phil. Bickel). 174 S. Mk. 1.50.

Fünfzehn Betrachtungen voll köstlichen Inhalts, denen wir nur wünschen, daß sie von recht vielen gelesen und beherzigt werden möchten.

Faber W. **Das Geheimnis des Glücks.** Siebente Auflage. Leipzig, Verlag der Akademischen Buchhandlung (W. Faber). 80 S. Mk. 1.

Ein sehr schön und vornehm ausgestattetes Büchlein, das auch inhaltlich die beste Empfehlung verdient und bereits in siebenter Auflage erscheint.

Petersen H. **Was wir als Christen am Alten Testament haben.** Drei Predigten. Düsseldorf, C. Schaffnit. 50 Pf.

Die vorliegenden Predigten behandeln in apologetischer, aber allgemein verständlicher Form die drei wichtigen, besonders unsere heutige Zeit bewegenden Fragen: 1) Das alte Testament, die Bibel Christi und seiner Apostel (Matth. 5, 17—19); 2) das alte Testament als Urkunde der Heils- und Reichsgeschichte Gottes (Röm. 15, 4); 3) Das alte Testament als Grundlage der neutestamentlichen Gnadenoffenbarung (Röm. 9, 4. 5).

Schinz M. **Cyprien Vignes.** Der Mann Gottes in den Cevennen. 4. Aufl. Zürich, Fäsi und Beer. 80 Pf.

Was uns hier der Verfasser, ein Schweizer Pfarrer, nach seinen persönlichen Eindrücken von dem Cevennenbauer Vignes und seinen Heilungen erzählt, ist ein neuer, glaubensstärkender Beweis davon, daß Gottes Gnadengabe und Wundermacht auch heute noch in unserer glaubensarmen Zeit wirksam ist und sich in einer Weise offenbart, die uns an die Zeit der Apostel erinnert. In der Darstellung hat uns die Betrachtungsweise sehr angesprochen, die der Verfasser gegenüber der Persönlichkeit Vignes' und seiner Heilgabe einnimmt, sowie die auf die hl. Schrift gegründete Auseinandersetzung mit solchen, die der Sache bis jetzt noch zweifelnd gegenüberstehen.

Hafner G. **Von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten.** Zur Auseinandersetzung mit der modernen Theologie. 2. Aufl. Billige Ausgabe. Verlag von C. Schaffnit. Düsseldorf. 25 Pf.

Weitbrecht P. **Ehre sei Gott!** Evangelisches Gebetbuch, enthaltend Gebete von Augustin, Bengel, Burk, Lavater, Luther, Roos, Scriver, Stark u. a. Mit Schriftabschnitten und Liederversen. 576 S. Reutlingen, Fleischhauer und Spohn. geb. Mk. 2.40. | mit Goldschnitt Mk. 3.

Lyra Passionis. Lieder vom Leiden des Herrn. Vierte Auflage. Basel, A. Geering. geb. Fr. 2. | eleg. m. Goldschnitt Fr. 2.80.

Augsburgische Konfession, die umgeänderte wahre. Für die Genossen der evangelischen Kirche, mit Erläuterung und Schriftgründen versehen zum Gebrauche in Schule und Haus. Nebst einer Einleitung und kurzen Geschichte ihrer Entstehung. Fünfte Auflage. Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung. 80 Pf.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel. — In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Jäger & Kober) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Reinhardt & Sohn, Basel.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Nr. 3. 1896.

Inhalt.

Auf dem Weg in die Verbannung.

In dem großen russischen Reich berühren sich die seltsamsten Gegensätze. Auf der einen Seite giebt es kaum ein nicht-protestantisches Land, in dem die Bibel so ungehindert Eingang findet, wie in Rußland, und anderseits geht die dortige Staatsgewalt mit aller Strenge des Gesetzes vor, um jede evangelische Regung, die durch das Wort des Lebens innerhalb der orthodoxen Kirche hervorgerufen und genährt wird, mit Gewalt zu unterdrücken. Ist es doch bekannt, wie die Stundisten in Süd-rußland bedrückt und oft mit Verbannung und Gefängnisstrafen belegt werden. Und auch sonstige evangelische Strömungen, die da und dort kleine Gemeinschaften hervorgerufen haben und in denen die orthodoxe russische Kirche eine gefahrdrohende Erscheinung erblickt, haben manchen Druck zu erleiden. Wie wenig Umstände aber in solchen Fällen mit mißliebigen und verdächtigen Personen aus diesen Kreisen gemacht werden, so daß weder ein gerichtliches Verhör noch irgend welche Untersuchung angestellt wird, zeigt ein Beispiel neuesten Datums, von dem ein englisches Blatt berichtet.

Es betrifft dies einen Prediger der Baptisten im Kaukasus, der, ohne alle Untersuchung verurteilt, auf administrativem Wege von Tiflis nach Polen in die Verbannung geschickt wurde. Leider ist weder sein Name, noch der Ort seiner Verbannung genannt. Ueber seine Verschickung in letztere erzählt er nachstehendes:

Anfang Dezember des letzten Jahres lebte ich mit meiner Frau und meinen Kindern in allem Frieden in der Stadt Tiflis, ohne zu ahnen, wie bald und unerwartet unser häusliches Glück zerstört sein werde. Um jene selbe Zeit rief mich mein Beruf für einige Wochen nach Baku, wo ich zugleich einen Besuch bei den Brüdern in dessen Umgebung machte. Aber kaum war ich am 20. Dezember zurückgekehrt, als ich auch schon zwei Stunden nach meiner Ankunft von der Polizei eine Vorladung erhielt, mich am folgenden Morgen bei derselben zu stellen. Ich war natürlich nicht wenig betroffen, und vollends meine Frau und Kinder wurden dadurch in den größten Schrecken versetzt.

Am nächsten Morgen erschien schon in aller Frühe ein Polizist in meiner Wohnung und führte mich zu seinem Vorgesetzten. Dieser ließ sich mit mir in ein religiöses Gespräch ein, und da ich in ihm einen Mann vermutete, der sich dafür interessiere, so sprach ich mich frei und offen aus. Aber plötzlich unterbrach er mich mit dem kurzen Befehl: „Stehen Sie auf, und unterzeichnen Sie da dieses Papier!" Mit diesen Worten reichte er mir ein Schreiben vom Ministerium des Innern, datiert vom 1. Dezember, wonach ich für fünf Jahre nach Polen verbannt war, weil ich angeklagt sei, baptistische Lehren unter den orthodoxen Russen verbreitet zu haben. Zugleich wurde ich einigen Soldaten übergeben und von diesen ohne weiteres ins Gefängnis abgeführt. Meiner Bitte, noch einmal nach Hause gehen und Abschied von meiner Familie nehmen zu dürfen, wurde kein Gehör geschenkt.

Es war das erstemal, daß ich das Innere eines Gefängnisses betrat. Man untersuchte mich hier, nahm mir meine Kleider ab und steckte mich dafür in die schmutzige Sträflingskleidung. Dann wurde ich unter die übrigen Gefangenen hineingestoßen. Während der Zeit, die ich hier zubringen mußte, durfte mich niemand besuchen; die Freunde, die es versuchten, wurden von den Beamten in der unfreundlichsten Weise abgewiesen. Erst zuletzt war es meiner Frau und meinen Kindern auf besondere Erlaubnis des

Gouverneurs gestattet, mich zu besuchen. Das war ein wehmütiges Wiedersehen und zugleich ein herzzerreißendes Scheiden!

So war ich mit einem Schlag in die Gesellschaft von Mördern, Räubern und Taugenichtsen geraten, und ich wäre in meinem Elend vergangen, wenn ich mich nicht an das Wort unseres Heilandes hätte halten können: „Der Jünger ist nicht über seinen Meister.“ Ja, ich hätte in dieser teuflischen Gesellschaft den Verstand verloren, wenn mir nicht das Vorbild unseres leidenden Herrn vor Augen gestanden wäre. Es war auch kein Wunder, daß ich nach kurzer Zeit erkrankte; denn der Raum, in dem ich mich befand, war bitterkalt, und ich mußte auf dem bloßen Erdboden schlafen, der noch dazu feucht und dumpfig war. Das Fieber schüttelte mich und ich wurde von einem anhaltenden Kopfweh gequält. Die Nahrung, die man uns reichte und die von Tataren zubereitet wurde, war geradezu ekelhaft. Sie bestand nur aus Wasser, einigen Stückchen verdorbenen Fleisches und wurmigen Erbsen, die man miteinander gekocht hatte. Ich wurde jedesmal krank, so oft ich etwas von dieser Kost genoß.

Nachdem ich einige Tage im Gefängnis zugebracht hatte, reichte ich eine Bittschrift an den Gouverneur ein und bat ihn um die Erlaubnis, mich auf meine eigenen Kosten in die Verbannung reisen zu lassen. Es wird dies in manchen Fällen gestattet, und man ist dann nicht genötigt, unterwegs in den verschiedenen Gefängnissen zu verweilen, noch mit den Gefangenentrupps etappenweise zu reisen. Aber ich erhielt die Antwort, daß mir dies nur dann gestattet werden könnte, wenn ich imstande sei, 400 Rubels dafür zu zahlen. Warum man die Summe so hoch ansetzte, war mir unverständlich; denn ich wußte, daß die Reiseunkosten bis an meinen Bestimmungsort nur ca. 150 Rubels betrugen. So viel Geld stand mir nicht zur Verfügung, und so mußte ich mich in mein Schicksal ergeben. Doch war mir wenigstens ein Trost beschieden. Denn während ich eine Woche um die andere im Gefängnis zubringen mußte, konnte ich zu meiner Freude wahrnehmen, daß das Benehmen meiner Mitgefangenen allmählich besser wurde und daß sie sich kaum noch ein anstößiges oder beleidigendes Wort erlaubten. Ich konnte auch allerlei gute Gespräche mit ihnen führen und las ihnen ein Kapitel nach dem andern aus der Bibel vor.

Endlich, am 2. Februar d. J. hatte ich mit elf anderen Gefangenen, gefesselt und mit Handschellen versehen, das Gefängnis zu verlassen. Vor der Thür hatte sich eine Anzahl von Freunden und Brüdern versammelt, um mich noch einmal vor der Abreise zu sehen. Sie marschierten an unserer Seite durch die Straßen von Tiflis bis zum Bahnhof. Hier wurden wir von unserer Militärwache in die Mitte genommen und alsbald in den für die Gefangenen bestimmten Wagen hineingeschoben. Weinend winkten mir die Freunde ein letztes Lebewohl zu, und fort gings nach Batum. Wir erreichten dieses gegen Abend und wurden hier wieder ins Gefängnis verbracht. Nach der üblichen Musterung erhielt ich eine dünne Matratze und ein Strohkissen, so daß ich doch einigermaßen schlafen konnte. Zugleich hatte ich aber auch meine bisherige Sträflingskleidung mit einer noch schlechteren zu vertauschen, die von so ekelhaftem Aussehen war, daß ich mich darin tief erniedrigt fühlte, bis mir wieder jenes Wort vor der Seele stand: „Der Jünger ist nicht über seinen Meister.“ War er doch zum Spott seiner Umgebung in einen Purpurmantel gekleidet, wogegen meiner niemand spottete wegen meines grauen Ueberwurfs; und während er auf seinem Haupte eine Dornenkrone trug, war ich mit einer bequemen Mütze versehen.

Unter meinen Mitgefangenen befanden sich außer einer Anzahl von Armeniern, Georgiern und Tataren auch viele Russen, die alle auf dem Weg nach Sibirien waren. Unter den Georgiern lernte ich bald einen Prinzen Dschordschaze kennen, der sich zu meiner großen Freude als ein gläubiger Mann auswies und der durch das Lesen eines Neuen Testamentes, das ihm seiner Zeit der bekannte Dr. Bädiker in Baku geschenkt hatte, zum Glauben gekommen war. Der Verkehr mit ihm that mir so wohl, daß ich mich des Weinens nicht enthalten konnte, als er in einen andern Gewahrsam gebracht wurde. — Am Sonntag Morgen geleitete uns unsere Wache in die griechische Kirche, damit wir hier unsere Andacht verrichten sollten. Die wenigsten von uns fühlten sich wohl dazu aufgelegt, während sie von Soldaten umringt waren.

Eines Morgens wurde ich durch den Besuch eines Baptistenbruders, der von meiner Lage gehört hatte, erfreut. Er brachte mir etwas Rindsbraten, Milch und Weißbrot. Am folgenden Tag stieß ein Trupp weiterer Gefangenen zu uns, der aus dem Innern

von Rußland kam. Einer von ihnen war auf dem Weg nach einem entlegenen Teile Transkaukasiens, wohin er um des Glaubens willen für fünf Jahre verbannt war. Am gleichen Tag verließen uns 30 Sträflinge, die in Ketten nach Sibirien transportiert wurden. Sie verließen trotz ihrer traurigen Lage das Gefängnis singend, und es war schauerlich anzuhören, wie ihr johlender Gesang vom Rasseln und Klirren ihrer Ketten begleitet war.

Am Abend des 15. Februar verließen wir aneinander gekettet das Batumer Gefängnis und marschierten durch die schmutzigen Straßen der Stadt dem Hafen zu. Hier wurden wir an Bord des Dampfers in einen engen Raum zusammengepferchט, so daß es vor Hitze fast nicht auszuhalten war. Dank den Bemühungen eines christlichen Freundes erhielt ich indes einen etwas erträglicheren Platz. Gegen Mitternacht lichtete der Dampfer die Anker und schlug die Richtung nach Noworossisk ein. Erst nach zweitägiger Fahrt bekamen wir die Stadt in Sicht. Sofort nach unserer Ankunft wurden wir wie gewöhnlich gemustert und dann nach dem vier Meilen entfernten Gefängnis abgeführt. In diesem wurden wir alle in einer einzigen Zelle untergebracht, wiewohl dieselbe kaum für die Hälfte von uns genügend Raum bot. Ich mußte mich auf den kalten Ziegelboden niederlegen, bis sich ein Mitgefangener meiner erbarmte und mir ein etwas wärmeres Plätzchen einräumte.

Schon am folgenden Morgen wurde ein neuer Gefangenentransport gebildet, der auf dem Landweg nach Rostoff weiterbefördert werden sollte, während ich die Route über Theodosia nach der Krim einzuschlagen hatte. Demzufolge muße ich mich zu meinem großen Leidwesen von den meisten meiner bisherigen Leidensgefährten trennen, wogegen eine Anzahl anderer Gefangenen an ihre Stelle traten. Diese waren alle einheimische Verbrecher und zwar Schurken von der schlimmsten Sorte. Sie scheuten sich nicht, ihre schwächeren Mitgefangenen auf alle Art und Weise zu quälen. Von mir verlangten sie Geld und gaben sich erst zufrieden, als ich ihnen einige Pfennige gegeben hatte.

Am nächsten Tage wurden wir zu sechs weiter nach Kertsch befördert. Unbarmherzig trieb uns die Eskorte auf dem Weg zum Hafen vorwärts. Unter Flüchen und Drohungen zwang man uns zum Trab, so daß ich unterwegs meine Bettdecke fallen ließ. An Bord des Dampfers wurden uns wieder die Fesseln angelegt.

Zum Glück war am Schloß meiner Handschellen etwas nicht in Ordnung, so daß man mich damit verschonte. Den nächsten Morgen erreichten wir Theodosia, wo man uns 24 Stunden Aufenthalt gönnte. Während dieser Zeit war mir auch Gelegenheit geboten, mit meinen Mitgefangenen eingehend über göttliche Dinge zu reden.

Als wir Theodosia wieder verließen, bemerkte ich sofort, daß unsere neue Eskorte aus menschenfreundlicheren Leuten bestand, als es die vorigen waren. Sie nahmen uns, sobald wir auf der Eisenbahn in unserem Wagen untergebracht waren, die Handfesseln ab, und da wir nur sehr wenige Gefangene waren, so erlaubte es der Raum, uns auf die Bänke hinzustrecken. Wir genossen jedoch diese Wohlthat nicht sehr lange; denn unterwegs stießen auf der Fahrt nach Kharkoff verschiedene Trupps von Gefangenen zu uns, worunter sich die herabgekommensten Subjekte befanden. Einer von ihnen war ein Jude, mit dem ich über den Messias reden konnte. Im übrigen mußte ich 24 Stunden lang die lästerlichsten Gespräche und die abscheulichsten Gesänge mit anhören. Doch gab es auch Lichtblicke auf meinem dunkeln Wege. Als wir auf einer Nebenstation den Wagen zu wechseln hatten und auf dem Bahnsteig den Zug erwarteten, machte sich ein altes Weiblein an uns heran und gab jedem von uns ein Stück Weißbrot mit etwas Butter darauf. Der Herr wolle ihr diese Liebesthat vergelten! Bald darauf lief der Zug ein, und wir wurden wie Heringe in den Wagen zusammengestaut. Nach kurzem war die Luft wie verpestet. Das schlimmste aber war, daß ich zwischen zerlumpten und schmutzigen Kerlen saß, die von Ungeziefer starrten. Dieses fand denn auch bald seinen Weg in meine Kleider und fing an, mich aufs äußerste zu peinigen. Endlich erreichten wir Kharkoff. Aber man war hier augenscheinlich nicht auf unsere Ankunft vorbereitet, denn wir konnten im dortigen Gefängnis keine Unterkunft finden und mußten deshalb 18 Stunden an einer Ausweichstelle im Eisenbahnwagen kampieren. Was ich hier in der verpesteten Luft auszustehen hatte, läßt sich nicht beschreiben.

Nach einigen Tagen ging es dann weiter nach Kirsk, das wir nach 20-stündiger Fahrt erreichten. Auch hier hatten wir 12 Stunden abseits im Eisenbahnwagen zuzubringen, und unsere Wächter waren grausam genug, uns während dieser Zeit nicht aufstehen zu lassen, um unsere steifgewordenen Glieder zu strecken.

Viele von uns litten infolge dessen an Krampf. — Von Kirsk setzten wir unsere Fahrt fort nach Kiew und hatten dann einige Meilen zu marschieren, bis wir das dortige Gefängnis erreichten. Wir fanden hier eine weit bessere Kost, als sie mir bisher zu teil geworden war, und als größte Wohlthat wurde uns hier auch wöchentlich ein Bad gewährt. Ich war froh, bei dieser Gelegenheit endlich einmal meine Leibwäsche reinigen zu können; denn es ist unbeschreiblich, was ich in den letzten 12 Tagen vom Ungeziefer zu leiden hatte.

Erst am 9. März verließen wir das Gefängnis in Kiew. Auf der Bahnstation traf ich mit einer Stundistenfamilie zusammen, die miteinander — Vater, Mutter, drei Kinder und einige Anverwandte — um ihres Glaubens willen in die Verbannung geschickt wurden. Sie hatten den weiten Weg von ihrer Heimat in der Provinz Kursk auf ihre eigenen Kosten nach Kiew gemacht und sollten sich nun uns anschließen. Gott wolle ihnen weiterhelfen! Wie ich hörte, sollten die Familienglieder von einander getrennt werden und die Frau mit den Kindern nicht in Begleitung ihres Mannes weiterreisen. Die Unglücklichen waren von allen Mitteln entblößt.

Nach einer weiteren anstrengenden Fahrt erreichten wir endlich Warschau, die Hauptstadt von Polen. Eng aneinander gekettet marschierten wir nach unserem Gewahrsam ab. Unterwegs fiel mir mein Gefährte, ein noch sehr junger Mensch, auf, wie er still und in sich gekehrt neben mir hertrottete. Ich fragte ihn, wer er sei und was er verbrochen habe. Er teilte mir mit, daß er ein Malakane von Astrachan sei. Sein Verbrechen aber bestand einzig darin, daß er seinen Paß verloren hatte und sich nicht ausweisen konnte. Ein Mensch ohne Paß aber gilt in Rußland als ein Vagabund. Mit Ausnahme dieses einen waren alle übrigen Gefangenen Polen und Juden, von denen einige ihre Strafzeit abgebüßt hatten, und die nun in ihre polnische Heimat entlassen wurden. Wenn die Strafe womöglich den Zweck erreichen soll, den Sträfling zu bessern, so war derselbe in diesem Fall ganz verfehlt; denn die Leute wurden schlechter entlassen, als sie vielleicht ihre Strafzeit angetreten hatten. Man merkte es ihnen an, daß sie währenddem vollständig verwildert und vertiert waren.

Von Warschau wurden wir nach Kutno verbracht, wo wir

zwei Tage rasteten. Während des ersten Tages langten hier zwanzig mit Ketten beladene Gefangene an, alles Polen, Juden und Zigeuner. Sie waren eine höchst joviale Gesellschaft, die dem Branntwein stark zugesprochen hatte und deshalb in solch heitere Laune versetzt war. Besonders ein Zigeuner konnte gar nicht müde werden, sich tanzend im Zimmer zu drehen und dabei in ausgelassener Weise zu singen, während er mit seinen Fesseln und Handschellen klirrend den Takt dazu schlug. Seine Genossen belohnten seine rohen Possen durch schallendes Gelächter. Es war ein grauenvolles Zusammensein.

Während der folgenden vierzehn Tage wurde ich von einem Gefängnis ins andere geschleppt, so daß ich schließlich die Richtung meiner Marschlinie ganz verlor. Endlich — nachdem ich in nicht weniger als 21 Gefängnissen für längere oder kürzere Zeit gewesen war — erreichte ich den Ort meiner Bestimmung, wo ich fortan in der Verbannung zu leben habe. Nun wurden mir auf obrigkeitlichen Befehl die Handschellen abgenommen und die ständige Wache entlassen. Auch durfte ich jetzt meine eigenen Kleider, die mir von Tiflis nachgeschickt worden waren, anlegen, und mit einem unbeschreiblichen Wonnegefühl warf ich die schmutzige und entehrende Sträflingstracht von mir. Aber noch weiß ich nicht, wie sich meine Zukunft gestalten wird, denn ich kenne hier niemand im fremden Land. Alle meine Freunde und Lieben sind tausende von Meilen von mir entfernt. Aber der treue Gott, der mich bis hierher geleitet und mit seiner gnadenreichen Gegenwart über mir gewaltet hat, wird mir auch fernerhin nahe sein und mich nicht verlassen, noch versäumen. Auf ihn traue ich; er ist meine Hilfe und mein Trost auch in den Tagen der Verbannung.

Das Evangelium in Uganda.

Eines der hoffnungsvollsten Missionsfelder der Gegenwart ist das am nördlichen Gestade des Viktoria Nyansa gelegene innerafrikanische Gebiet von **Uganda**, wo im Jahr 1877 die ersten evangelischen Glaubensboten einzogen und sich am Hofe des Königs Mtesa niederließen. Dieser empfing die englischen

Missionare freundlich, wenn auch nicht aus ganz lauteren Gründen. Wilson und Mackay bemühten sich in dem Lande Fuß zu fassen und dem Volk der Waganda das Evangelium nahe zu bringen. Ihre Zahl wurde dann 1879 durch weitere Missionare verstärkt, die den Nil herauf ins Land vordrangen. Zugleich aber trafen auch katholische Sendlinge von Algier ein, die sich durch reiche Geschenke bei König Mtesa einführten und die Stellung, sowie die Arbeit der evangelischen Missionare sehr erschwerten. Der König schwankte von da an zwischen englischem, katholischem und mohammedanischem Einfluß, bis er im Oktober 1884 starb. Inzwischen hatten die Missionare im März 1882 ihre fünf Erstlinge aus dem Volk taufen dürfen.

Der Nachfolger Mtesa's, der charakterlose, grausame Muanga, bereitete der Mission die allergrößten Schwierigkeiten; er ließ im Oktober 1885 den englischen Missionsbischof Hannington an der Grenze von Uganda ermorden und ordnete im Mai und Juni 1886 eine blutige Christenverfolgung an, in welcher ca. 200 evangelische und katholische Christen auf dem Scheiterhaufen oder durch das Schwert ums Leben kamen. Wegen seiner Grausamkeit verjagten ihn dann 1887 seine Unterthanen und erhoben einen mohammedanischen Gegenkönig auf den Thron, während Muanga mit seinem Gefolge auf der Insel Sesse im Viktoria Nyansa Zuflucht gefunden hatte. Von hier aus gelang es ihm mit Hilfe der Christen nach Uganda zurückzukehren und seinen mohammedanischen Gegner samt dessen Anhang zu vertreiben. Dadurch wurden die Christen die Herren des Landes, deren Uebergewicht noch durch die englische Schutzherrschaft im Jahr 1890 befestigt wurde. Nun aber brachen Parteiwirren zwischen den Häuptlingen der beiden christlichen Konfessionen aus, die zugleich ein politisches Gepräge trugen. Die an Zahl überlegene katholische Partei suchte die protestantische zn verdrängen, bis es Anfang 1892 zwischen beiden zu blutigen Kämpfen kam, in welchen die Protestanten mit Hilfe der englischen Schutztruppen den Sieg davontrugen und die Katholiken nach Buddu und auf die Sesse-Inseln verjagten. Im April 1893 verteilte sodann der englische Bevollmächtigte Sir G. Portal die Häuptlingsstellen und den daran geknüpften Grundbesitz zwischen den Protestanten, Katholiken und Mohammedanern und proklamierte Religionsfreiheit.

Seitdem herrscht Ruhe und Friede im Lande und die Mission hat erstaunliche Fortschritte gemacht. Von der Hauptstadt Mengo aus dringt das Evangelium in raschem Lauf nach allen Richtungen in die umliegenden Gebiete, so daß die Zahl der Christen in wenigen Jahren sich nun auf ca. 6000 Seelen beläuft. Wurden doch im letzten Jahr (1895) allein nahezu 3000 Erwachsene getauft. Dabei ist die Bewegung zu Gunsten des Christentums eine so allgemeine, daß die Missionare nicht genug Evangelisten in die Arbeit stellen können, um dem allseitigen Bedürfnis nach Unterricht entgegen zu kommen. Denn das ist gerade das Merkwürdige an der Sache, daß sich die Waganda in ganz außerordentlicher Weise als ein lernbegieriges Volk erweisen, und daß sich diese Lernbegier besonders darin kundgiebt, Gottes Wort lesen zu lernen. Die Nachfrage nach dem Neuen Testament, das die Missionare Mackay und Pilkington in die Landessprache — ins Luganda — übersetzt haben, ist so groß, daß sie kaum befriedigt werden kann. Große Sendungen davon wurden in kurzer Zeit an die Leute verkauft, und die vielen Exemplare der hl. Schrift, die dadurch ins Land und unter die Bewohner desselben gekommen sind, haben sich in der Folgezeit als Boten des Evangeliums erwiesen, die die Herzen für die Aufnahme desselben empfänglich gemacht haben. Es sind Samenkörner gewesen, die allenthalben ausgestreut, ein Saatfeld haben emporsprießen lassen, das nun reif ist zur Ernte. Davon hat der englische Missionar Pilkington am letzten Jahresfest der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft manche erbauliche Züge berichtet, von denen wir unseren Lesern hier einige im Auszug mitteilen möchten.

In Uganda, so erzählt derselbe, ist es hauptsächlich der Verbreitung des Neuen Testamentes zuzuschreiben, daß der Boden für das Werk der Mission so zubereitet ist, daß dasselbe in einer Weise aufblüht, wie man es kaum je zu hoffen gewagt hätte. Daran haben besonders auch die vielen christlichen Lehrer und Evangelisten Anteil, die auf ihren Predigtreisen überallhin Teile der heiligen Schrift mit sich führten und sie an die Leute verkauften. Aber damit wäre diesen noch nicht gedient gewesen. Sie ließen es sich auch angelegen sein, die lernbegierigen Waganda lesen zu lehren und sie im Worte Gottes zu unterrichten. So sind im Laufe des letzten Jahres ungefähr 42000 Exemplare Neuer Testamente und

anderer Bibelteile im Lande verkauft worden. Bekannt ist auch, daß die Eingebornen in den verschiedenen Teilen des Landes über 200 Gotteshäuser errichtet haben, in denen sie täglich zusammenkommen, um Gottes Wort zu hören und zu lesen. Und dieser Eifer erstreckt sich nicht bloß auf die nächste Umgebung der Hauptstadt, sondern hat auch weitere Kreise ergriffen. So steht das Land auf mehrere hundert Meilen in der Runde offen, und dasselbe ist der Fall gegen Westen hin bis an den Albert Nyansa. Allenthalben zeigt sich die Bevölkerung begierig nach Gottes Wort, und wie hier, so auch im Lande Usoga, wo seiner Zeit Bischof Hannington ermordet wurde. Ja, selbst im Süden des Viktoria Nyansa regt sichs, und erst kürzlich kam von da eine Gesandtschaft nach Uganda, die um Zusendung von Lehrern bat.

Da thut es not, daß man mit aller Macht und ohne Verzug daran geht, diesem Bedürfnis entgegen zu kommen, um all diesen Völkerschaften das Wort des Lebens in ihrer eigenen Sprache anzubieten. Aber zu diesem Zwecke sind noch eine ganze Reihe von Uebersetzungen herzustellen. In Usoga ist ein gewisser Crabtree damit beschäftigt und andere Eingeborne liegen dieser Arbeit im Süden ob. Ueberhaupt ist das meiste, was bis jetzt hierin geschehen, von den Einheimischen selbst gethan worden, wie dies auch im eigentlichen Uganda der Fall gewesen ist — natürlich unter Leitung und Mithilfe der Missionare. Es ist da in erster Linie unser trefflicher Henry Wright Duta zu nennen, der bei der Bibelübersetzung ins Luganda die rechte Hand der Missionare gewesen ist. Ebenso hat der Nationalhelfer Nathanael in Usukuma wesentliche Dienste hierin geleistet. Durch ihn hauptsächlich sind die Evangelien St. Matthäus und St. Markus in jene Sprache übersetzt worden. Aber das sind nur zwei oder drei Sprachen, in denen bis jetzt den Stämmen jenes großen innerafrikanischen Gebietes das Wort Gottes angeboten werden kann, während es doch wenigstens sieben Sprachen sind, die um Uganda her angetroffen werden und noch von keinem evangelischen Missionar bearbeitet worden sind.

Von großer Bedeutung für die Gemeinden in Uganda ist das demnächstige Erscheinen einer Bibelausgabe mit Parallelstellen. Letztere sind von Missionar Baskerville zusammengesetzt worden und es ist zu hoffen, daß das Neue Testament noch im Laufe

dieses Jahres erscheinen werde. Ich kann nicht genug sagen, berichtet Pilkington, wie sehr sich das Volk auf diese Ausgabe des Neuen Testaments freut und wie sich bisher viele dadurch geholfen haben, daß sie sich mit viel Aufwand von Zeit und Mühe die Parallelstellen aus der englischen Bibel in ihr Luganda-Testament eingezeichnet haben. Ebenso hoffen wir, während dieses Jahres eine Probeausgabe der vollständigen Bibel herausgeben zu können, worauf die Leute schon lange sehnlichst warten. Fast mit jeder Post, die aus Uganda anlangt, erhalte ich von den Eingebornen Briefe, worin die ständige Frage an mich ergeht, wie weit die Arbeit darin vorgeschritten sei. So schrieb mir z. B. der eine u. a.: „Ich wünsche weder das eine, noch das andere; mein einziger Wunsch ist, daß du mir die ganze Bibel schickst. Ich zahle gern alles, was du von mir forderst."

Das Wort Gottes wird aber in Uganda nicht nur gelesen, sondern die dortigen Christen stellen sich auch unter seinen erziehenden und umgestaltenden Einfluß. Das ist im allgemeinen in ihrem Leben zu spüren, so z. B. in der Stellung der Frauen, die jetzt eine ganz andere ist als in früheren Zeiten. Ich könnte da Beispiele genug anführen, wie selbst Häuptlinge in Gemeinschaft mit ihren Frauen ihre Mahlzeiten einnehmen, ein Vorgang, wie ihn sich dieselben in den vorigen Tagen des Heidentums nie hätten träumen lassen; wie sie ihre Frauen nun als Gehilfinnen im biblischen Sinn des Worts betrachten, und nicht mehr wie ehedem als bloße Sklavinnen und Lasttiere. Ferner ist ein großer Umschwung in Bezug auf die Sklaverei eingetreten. Es ist bekannt, wie schon vor einigen Jahren die protestantischen Häuptlinge zusammentraten und die Erklärung abgaben, daß sie die bestehende Haussklaverei abzuschaffen wünschten. Ich erinnere mich eines Falles, daß ein Häuptling seiner Zeit einige Sklaven auf einer Insel des Sees erbeutet hatte; als nun aber Lehrer in sein Gebiet kamen, fragte er sie, wie er es jetzt mit den Sklaven zu halten habe. Sie rieten ihm, dieselben wieder in ihre Heimat zu entlassen, da es sich nicht für einen Christen gezieme, Sklaven zu halten. Und wirklich, der Mann that es, und schenkte den Leuten die Freiheit.

Aber nicht nur christliche Sitte und christliche Lebensart hat durch das Evangelium in Uganda Eingang gefunden, sondern auch

der Missionsgeist, der in den dortigen Christen lebt und sie antreibt, ihren heidnischen Landsleuten das Evangelium zu bringen, ist eine Frucht davon, daß Gottes Wort thatsächlich Aufnahme in ihren Herzen gefunden hat und wirksam ist. Ja, selbst auf die Katholiken Ugandas hat es eine solche Anziehung und Wirkung ausgeübt, daß die römischen Missionare sich dazu entschließen mußten, ihren Christen das Neue Testament in die Hand zu geben. Der französische Bischof schrieb damals nach Haus, daß sie ihre Leute nicht daran hindern könnten, das Neue Testament zu lesen, weswegen sie sich nach längerem Zaudern entschlossen hätten, eine Ausgabe desselben in der Landessprache mit Bemerkungen aus den Kirchenvätern zu veranstalten. Bis jetzt ist davon das Evangelium St. Matthäi und St. Marci erschienen. Die Folgen davon für die katholischen Christen Ugandas werden nicht ausbleiben, und ich knüpfe große Hoffnungen daran, wenn dieselben mit der Zeit das ganze Neue Testament in der Hand haben werden; denn man darf mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß manche derselben zu den Protestanten kommen werden., um von diesen näheren Aufschluß über das Gelesene zu erhalten, da ihnen ihre Kirche keinen solchen gewährt. Solche Fälle sind bereits dagewesen und werden in Zukunft noch mehr vorkommen. Deshalb ist es auch meine feste Ueberzeugung, daß Uganda niemals römisch-katholisch werden wird; denn so viel ich bis jetzt gesehen habe, befriedigt der römische Katholizismus die warheitssuchenden Waganda in keiner Weise, und dann ist es ja eine bekannte Thatsache, daß da, wo die Bibel gelesen und in derselben geforscht wird, der Boden für den Katholizismus kein günstiger ist.

So erfreulich und hoffnungsvoll nun auch die Dinge in Uganda für die evangelische Mission stehen, so ist doch noch viel, sehr viel in diesem Lande zu thun. Denn noch sind es weite Gebiete mit großen und zahlreichen Völkerschaften, zu denen noch kein Evangelium gedrungen ist. Es sind noch mancherlei Sprachen, in die die Bibel erst übersetzt und dadurch das Eigentum jener Völkerschaften werden soll. Darum bitten wir den Herrn, unsern Gott, daß er die Leuchte seines geoffenbarten Wortes im dunkeln Afrika recht bald aufgehen lasse, damit seine Bewohner in diesem Lichte wandeln und ihm dienen im heiligen Schmuck.

Indien und die Bibel.

In Deutschland — so berichtete Missionar Frohnmeyer an der diesjährigen Bibelkonferenz in Basel — ist man gegenwärtig nicht gut auf die Engländer zu sprechen, und was die Politik anbelangt, so mag ja ein Grund hiefür vorhanden sein. Aber einem indischen Missionar wird es doch weh thun, wenn man von diesem Volk nichts anderes zu sagen weiß, als daß es gemeine Krämer seien. Wir wissen noch anderes von diesem Volk zu sagen: Es ist auch das Missionsvolk, das Bibelvolk. Die Engländer bemühen sich, die Bibel in jedes Haus und Herz zu bringen. Es ist bekannt, daß z. B. in Indien in jedem Wartsaal eine englische Bibel und eine Bibel in der Landessprache liegt. Die englische Bibel wird fleißig gelesen von den Bahnbediensteten und den Durchreisenden. Die Bibel in Tamil sieht meist etwas unheimlich sauber aus. Man kann die Eingebornen leicht kontrollieren, ob sie die Bibel lesen oder nicht; wenn die ölgesalbten Hindu ein Buch in die Hand nehmen, bleiben die Spuren lange zurück.

Erfreulich ist, was ich von Bengalen im letzten Monat gehört habe. Da sind die Heiden zusammengestanden und haben sich das Evangelium Matthäi in Bengali übersetzen lassen durch Heiden, damit sie es besser verstehen können. Es wird eine kuriose Uebersetzung sein, doch Bibelübersetzer können viel daraus lernen. Es ist zu hoffen, wenn die Leute sich so eingehend mit dem Wort Gottes beschäftigen, daß es auch dem einen oder andern zum Segen wird. Auch zeigt es, wie wichtig ihnen dieses Buch ist. Den Koran kennen sie schon länger; es ist ihnen aber nicht eingefallen, denselben zu übersetzen; er wäre ihnen viel zu langweilig. Dann habe ich auf einem Missionskongreß einen Missionar getroffen, der hat erzählt aus seiner Gemeinde in Telugland, daß er Lesesäle errichtet habe für gebildete Hindu und die Bibel in sieben Sprachen aufgelegt habe. Alle Mittwoch kam der Missionar dorthin und hielt einen Vortrag über ein Gleichnis, ein Wunder, eine Geschichte aus dem alten Testament, und obgleich er sich anstrengte, die Sache anziehend zu machen, war der Kern und Stern, auf den er lossteuerte, Jesus und sein Heil. Einmal bat noch einer der angesehensten Brahmanen ums Wort. Er sagte: „Seht dort draußen den Mangobaum; die Früchte sind eben fast reif. Wofür tragen diese Mangobäume ihre Früchte? Zu ihrem eigenen Nutzen? Gewiß nicht. Sobald die erste reife Frucht sich gegen die Morgensonne wendet, bis dahin, wo die letzte

zur Erde fällt, fangen die bösen Buben an, mit Steinen hinaufzuwerfen, und die dürstenden Wanderer machen es ebenso, und am Ende steht der Baum da, entblättert, die Aeste gebrochen, aus vielen Wunden blutend. Ein Haufe Steine am Boden, abgeknickte Aeste droben, das sind die Zeichen der freudvollen Ernte und des Genusses, die stattgefunden. Das nächste Jahr trägt er wieder Früchte, und wieder kommen die Leute, werfen Steine hinauf, verwunden den Baum, und wieder steht er entblättert da. So geht es fort, und am Ende werden die Kinder der jetzigen Kinder Steine hinaufwerfen." „Wozu sage ich das?" fuhr der Brahmane fort. „So oft ich einen Missionar sehe, steht mir dieses Bild vor Augen. Warum kommen sie in unsere Gegend und verlassen ihr Vaterland? Jeder Schreiber in einem Regierungsbureau bekommt mehr Gehalt als ein Missionar. Oder kommen sie des Genusses wegen? Nein. Sie machen es wie der Mangobaum, sie wollen andern zum Segen sein. Da sehet diesen Missionar an. Er kam voll Liebe, und ihr habt nur kalte Blicke für ihn. Er wollte reden, was im Himmel und auf Erden das Wichtigste ist; er gründete ein Spital, und wir sagen: Die Weiber der Parias können zu ihm hingehen, die unsrigen nicht. Der Missionar hat hat eine Lesehalle errichtet, und wir zahlen ja nicht einmal das Oel, das verbrannt wird. Und was macht die Missionare willig, das zu thun? Das ist ihre Bibel. Ich habe sie gelesen in allen Sprachen, die ich kenne; sie ist in allen Sprachen dieselbe. Es ist ein merkwürdiges Buch. Was hat die Engländer so reich, energisch und mächtig gemacht? Das ist die Bibel. Und nun kommen sie und sagen: Dieses Buch hat uns groß gemacht, und bieten es uns auch an. Sie kommen nicht wie Mohammedaner, die blinden Glauben fordern, sondern sagen: Da lies und forsche und sieh, ob es ein gutes Buch ist oder nicht. Wir mögen uns entgegenstellen, solange wir wollen, eines ist gewiß: Es ist dies das Buch, das die Neugeburt von Indien zustande bringen wird."

Die Bibel im Dienst der ärztlichen Mission.

Wie auch die ärztliche Mission in Indien die Wichtigkeit der Bibelverbreitung in ihrem vollen Umfange anerkennt, davon teilte der Basler Missionsarzt Dr. Liebendörfer auf ebenderselben Bibelkonferenz nachstehende Züge mit: Den Hilfesuchenden werden Bibelteile, Bibelabschnitte auf den Weg mitgegeben, die dadurch oft

weit umher im Lande verbreitet werden. Wir haben Anzeichen davon, daß diese Bibelteile von den Heiden auch gelesen werden. In unserem Spital in Kalikut, im Aussätzigenspital sowohl als in dem andern, sind Bibeln aufgelegt, die geschenkt sind von der Madras-Bibelgesellschaft. Diese Bibeln werden sehr eifrig von den Kranken gelesen. In Krankheitszeiten ist es auch beim Hindu so, daß er gern auf ein Wort des Trostes aus der Bibel hört. Besonders sind es die Erzählungen von den Heilungen des Heilandes und von der Liebe, die der Herr den Armen, Kranken, Sündern erwiesen hat, die Anklang finden. In unserem Spital ist ein Katechist angestellt, der vor drei Jahren noch Heide war, durch das Lesen des teuern Bibelwortes zum Glauben an Christum gekommen ist und nun den Heiden das Evangelium verkündet. Außerdem haben wir noch drei Bibelfreunde, die ins Spital kommen und da das Evangelium verkünden und lehren, den aus dem Spital Entlassenen in ihre Wohnungen nachgehen und dort das Wort mit ihnen weiter lesen und sie zu fördern suchen in dem Glauben, der nicht selten schon im Spital in ihnen Wurzel gefaßt hat.

In unserem Aussätzigenspital haben wir etwa 20—24 Patienten. Voriges Jahr wurde ein Patient auf der Straße aufgelesen und auf einem Wagen zu uns gebracht. Er war schon sehr weit in seiner Krankheit vorgeschritten, seine Wunden waren mit Würmern bedeckt, und er war dem Tode nahe. Es war aber merkwürdig zu sehen, wie dieser arme Mann nicht nur eine Kenntnis des Wortes Gottes hatte, sondern auch eine so tiefe Erkenntnis seines sündigen und verderbten Herzenszustandes, in welchem er nicht Gnade finden könne vor Gott. Dabei hat er die Gnade unseres Herrn Jesu Christi so tief erkannt, und so sehr sehnte er sich nach Vergebung, nach der Taufe, daß es uns wundern mußte, woher er das hatte. Auf die Frage: Wo hast du das Evangelium von dem Heiland der Sünder gehört? sagte er: Nicht von einem Missionar, nicht von einem Katechisten, sondern als er auf der Straße lag und bettelte, hörte er einen Heiden aus einem benachbarten Haus aus den vier Evangelien vorlesen, und während dieser Zeit sammelte er sich diese Güter, so daß er wußte, daß nicht die Heiden, nicht die Götzen es seien, die ihn aufnehmen, sondern allein Jesus Christus. Mit diesem Glauben und dem innigsten, aufrichtigsten Wunsche, noch vor seinem Tode getauft zu werden, wurde er getauft und starb selig in dem Herrn.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Jäger & Kober) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Reinhardt & Sohn, Basel.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Nr. 4. 1896.

Inhalt.

Die Bibel unter den Indianern Nordamerikas.

1. Der Indianer und sein größter Feind.

Das ungeheure weite Gebiet, das im Norden der Vereinigten Staaten die ganze nördliche Hälfte des amerikanischen Festlandes einnimmt und sich vom Lorenzstrom bis zum Polarmeer erstreckt, bildet heutzutage den englischen Besitz von Kanada. Es ist im ganzen eine mächtige Ebene, die im Westen vom Felsengebirge begrenzt, im Osten zu den großen Binnenseen und der Hudsonsbai, im Norden zum Eismeer sich allmählich herabsenkt. Die unermeßlichen, zum Teil öden und unwirtlichen Länderstrecken, die bis in die Polarzone hineinreichen, sind vornehmlich die Heimat der Pelztiere, mit deren Jagd sich die noch vorhandenen Reste der Indianerstämme beschäftigen.

Mit dem Pelzhandel, der seit mehreren Jahrhunderten in diesen Gegenden betrieben wird, ist auch die Geschichte des Landes und seiner Bewohner aufs engste verknüpft. Es waren zuerst die

Franzosen, die von Unter-Kanada aus in die nördlichen Gebiete vordrangen, sich hier niederließen und den Pelzreichtum des Landes auszubeuten suchten. Nach und nach trat man dann auch von den Niederlassungen aus in Verkehr mit den entfernter wohnenden Indianerstämmen und veranlaßte sie, ihre Pelzwaren in größerer Menge auf dem Wege des Handels herbeizuschaffen. So kamen denn diese von Zeit zu Zeit in großen Gesellschaften auf ihren leichten Rindenkähnen mit Biberfellen und anderem Pelzwerk die großen Ströme und über die Seen herab. Die Kähne wurden ausgeladen, ans Ufer gezogen und die Ladung in Ordnung gebracht. Dann hielt der Gouverneur eine Zusammenkunft mit den Häuptlingen. Diese setzten sich im Halbkreis auf dem Boden umher und rauchten in tiefem Schweigen ihre Pfeifen. Es wurden Reden gehalten und Geschenke gewechselt. Hierauf ging man an das Geschäft. Die Indianer vertauschten ihr Pelzwerk an die Kaufleute gegen Waffen, Kessel, Messer, Aexte, Teppiche, Nahrungsmittel und allerlei kleinere Artikel. Geld wurde dabei nie gebraucht; dafür wurde aber den armen Indianern häufig jenes tödliche Gift, der Branntwein, gereicht. Und nicht nur in den Niederlassungen der Weißen wurden sie mit diesem verderblichen Geschenke bekannt: die Pelzhändler brachten es ihnen auch in ihre entlegenen Wälder und Einöden.

Der einträgliche Pelzhandel lockte bald auch andere Unternehmer an. Vom Süden her betraten englische Kaufleute das Feld und lockten die Indianer in ihre Dienste. Dies erweckte die Eifersucht der Franzosen, die als die ersten auf dem Plan erschienenen das ganze Gebiet bis zum nördlichen Polarkreis als ihr Eigentum beanspruchten. So entbrannten denn bald die heftigsten Feindseligkeiten zwischen den Franzosen und den Engländern, bis im Jahr 1759 ganz Kanada an England fiel. In diese Kämpfe wurden natürlich auch die Indianerstämme mit hineingezogen, und anstatt daß man die Leuchte des Evangeliums und die Segnungen des Friedens in die Wildnis hineingetragen hätte, wetteiferten die beiden zivilisierten Völker darin, die Mordlust der kriegerischen Eingebornen zu entflammen und die jedem der beiden Teile ergebenen Indianerstämme zum Kampf gegen einander aufzuhetzen. Diese rieben sich dadurch gegenseitig auf und verzehrten sich in ewiger Feindschaft.

Zur Christianisierung derselben geschah in jenen Zeiten des Kampfs ums Dasein wenig oder nichts. Zwar befanden sich unter den ersten französischen Ansiedlern in Kanada manche Hugenotten, die ihre europäische Heimat verlassen hatten, um in der neuen Welt ungestört ihres Glaubens leben zu können. Aber ihnen folgten auf Anstiftung der Jesuiten bald Scharen von Priestern, Mönchen und Nonnen, um den katholischen Glauben zu stärken. Die Indianer, die sich in der Nähe der Weißen niederließen, wurden nun zwar von den Bischöfen getauft, aber in der größten Unwissenheit gelassen, so daß ihre heidnischen Gebräuche nach wie vor fortdauerten.

Nur in Ober-Kanada, wo sich hauptsächlich englische Kolonisten ansiedelten, wurden die Indianer mehr vom Einfluß des Evangeliums berührt. Unter ihnen entfalteten schon im vorigen Jahrhundert und besonders seit Anfang des gegenwärtigen verschiedene Missionsgesellschaften eine gesegnete Wirksamkeit. Seitdem ist die Mission auch in die nördlicheren Gegenden, in die Einöden von Hudsonia und in die nordwestlichen Provinzen bis an den Stillen Ocean mit der Botschaft des Heils vorgedrungen, und sucht dort die schwachen Reste der Indianerstämme zu einem ansässigen und christlichen Leben zu gewöhnen. Ebenso nimmt sich ihrer die englische Kirche in Kanada an, und auch die Regierung, die sich den Indianern gegenüber sehr wohlwollend verhält, thut alles, was in ihrer Macht steht, um die Wohlfahrt derselben zu fördern und das Los des roten Mannes erträglich zu gestalten. Durch die Bestrebungen der Mission sind denn auch bereits eine große Anzahl von Indianern in wohlgeordneten Gemeinden gesammelt und zum Teil selbst ganze Stammreste unter christlichen Einfluß gestellt worden.

Der Hauptfeind aber, der noch heute an vielen Orten dem Evangelium entgegentritt, die Indianer demoralisiert und ihnen ihr Grab gräbt, ist der Branntwein. Zwar thut die Regierung, was sie kann, um sie vor diesem Gift zu schützen; aber gewissenlose, gewinnsüchtige Händler dringen immer wieder über die Grenze und führen ihn unter der Hand dem roten Mann zu, der recht wohl weiß, daß das Feuerwasser sein ärgster Feind ist. Rührend ist die Klage und Bitte, die schon vor längerer Zeit die Indianer am Reissee erhoben:

„Fünf Dörfer — das ist alles, was von den Mississaugie-Indianern übrig geblieben ist. Rettet uns! Ihr, unsere weißen Brüder, rettet uns! Vor langer Zeit kamet ihr zu uns und batet uns um einen Platz, euren Wigwam darauf zu bauen. Wir gaben euch einen Landstrich; sagt selbst, ob es nicht ein dankenswertes Geschenk war! Wir bitten euch, uns von einem Feind zu befreien, den wir selber nicht bezwingen können. Wie alles, was vom weißen Manne kommt, ist er zu stark für uns. Wir lieben unsere Heimat und kämpfen gegen den Eindringling, der sie uns rauben und verunreinigen will; aber unsere Reihen werden immer dünner; unser Todfeind dringt verheerend, zerstörend, erdrückend als Sieger gegen den Westen vor.

„Meine weißen Brüder! Könnten die Seelen der toten Tschippewäs und Mohawks, die vom Feuerwasser getötet wurden, aus dem Lande der Schatten kommen und sich vor den Thüren der Branntweinhändler lagern, von der Felsenstadt an bis zu den Quellen des großen Sees, Städte und Dörfer würden gedrängt voll werden von den blassen Auswürflingen, die nicht mehr rot, die versengt sind von der blauen Flamme. Sie sind keine Krieger mehr, die Kraft der Väter ist dahin! Auf den Wassern sieht man nirgends mehr den Wellenstrich eines Kanoes, noch den Flug eines Adlers in den Wolken. So stirbt der arme, betrunkene Indianer dahin. Sein Kanoe schießt den Strom hinab, zerfallen durch das Gift, das der weiße Mann gebracht hat. Sein Geist schwebt empor in eine finstere Wolke. Er ist dahin! Wer kümmert sich darum! Nach wenigen Wintern wird unser ganzes Geschlecht verschwinden, zerstreut, schwach, stumpf, verzweifelt! Wer kümmert sich darum!

„Gebt uns unsere Wälder und unser Wild zurück! Gebt uns unsere Wigwams und die Tapferkeit unserer Väter zurück! Rettet uns! Ihr unsere weißen Brüder, rettet uns! Ein sterbendes Geschlecht fleht euch an! Löschet die blaue Flamme aus, die uns verzehrt! Ihr könnets!"

---

2. Des Indianers größter Freund.

Wie ganz anders lautet dagegen, was man von der Missionsarbeit unter den Stammresten der Indianer liest, und von welch gesegneter Bedeutung die Britische Bibelgesellschaft für sie ist. Davon wollen wir uns im Nachfolgenden von einem Missionar berichten lassen.

Die Thätigkeit der Bibelgesellschaft unter den Eingebornen Kanadas ist eine außerordentlich dankbare. Schon die britische Regierung hat es sich von jeher angelegen sein lassen, die Indianer als menschliche Wesen zu behandeln, die der Kultur, Bildung und Evangelisation zugänglich sind. Diesem Umstand hat sie es auch zu danken, daß sie nie nötig gehabt hat, einen Indianerkrieg in ihrem Gebiet zu führen, wie dies in den Vereinigten Staaten öfters der Fall war. Ein solcher wäre gar nicht denkbar. Kanada zählt jetzt noch über 100000 Rothäute und sie alle sind der englischen Krone in Treue ergeben. Viele von ihnen haben sich zu einem seßhaften, civilisierten Leben bequemt und trachten darnach, sich auch als Christen zu bewähren. Dieses ist nicht zum wenigsten mit durch die Bemühungen der Bibelgesellschaft zu stande gekommen, die schon seit langer Zeit, ja seit ihrer Gründung, keinerlei Kosten und Mühe scheut, den verschiedenen Stämmen das Wort Gottes in ihrer Sprache in die Hand zu geben, so gering auch nicht selten die Seelenzahl eines solchen Stammes sein mag. Nicht ohne geschichtliches Interesse ist, daß die erste Bibelausgabe, die die Gesellschaft nach ihrer Gründung in einer fremden Sprache veranstaltete, eins der vier Evangelien war, das sie für die Mohawk-Indianer im Jahr 1804 drucken ließ.

Beginnen wir, um die Thätigkeit der genannten Bibelgesellschaft zu verfolgen, mit dem Osten von Kanada, und zwar mit den Landesteilen, die vom Atlantischen Ocean bespült werden, so stoßen wir zuerst auf die Indianerreste der Micmacs. Sie kommen nur noch in ganz geringer Zahl in Neu-Schottland und auf der Insel Cape Briton vor. Für sie sind einzelne Teile der Bibel übersetzt und in zweierlei Druck herausgegeben worden, während die Malasit-Indianer auf Neu-Braunschweig vorerst das Evangelium Johannes erhalten haben. Von dem einst mächtigen und großen Volk der Irokesen, das im vorigen Jahrhundert lange im erbitterten Kampf mit den Franzosen lag und durch blutige Fehden mit andern Stämmen Ober-Kanadas zum großen Teil aufgerieben worden ist, leben gegenwärtig nur noch gegen 8000 in den Provinzen Quebec und Ontario, nördlich von den großen Seen. Dieser Indianerrest steht leider fast ganz unter dem Einfluß der römisch-katholischen Kirche und nur ein sehr unbedeutender Teil desselben wird vom Evangelium berührt. Bis

jetzt sind auch nur die vier Evangelien in seiner Sprache im Druck erschienen. Von den Mohawk-Indianern leben nur noch einige wenige in der Umgebung des Niagara-Falles. Doch ist auch ihre Sprache, als der Stamm noch zahlreicher war, zur Schriftsprache erhoben worden und zwar schon am Anfang dieses Jahrhunderts. In ihr sind einzelne Teile des Alten und Neuen Testaments übersetzt und im Druck erschienen. — Am Nordufer des Superior-Sees treffen wir dann die Odschibwä- oder Salto-Indianer, die den Rest eines vor Zeiten kraftvollen und zahlreichen Volksstammes bilden. Unter ihnen arbeitet die Mission schon seit vielen Jahren und sie hat während dieser Zeit das erste Buch Mosis, die Psalmen, die kleinen Propheten und das Johannes-Evangelium übersetzt und herausgegeben.

Nördlich davon erstrecken sich, um die Gestade der Hudsonsbai gelagert, die weiten unwirtlichen Gebiete der Hudsonsbai-Länder. Hunderte von Meilen in die Länge und in die Breite ist diese ungeheure Ebene mit dichten Wäldern, großen Seen und breiten Flüssen bedeckt, und fast nur bewohnt von den umherstreifenden Horden der Indianer und unzähliger wilder Tiere. An den Küsten des Eismeers und an den Mündungen der großen Ströme, wo aller Pflanzenwuchs erstarrt, schlagen hin und wieder die Eskimos ihre Hütten auf und gehen dem Fischfang nach. Aber auch die südlicher wohnenden Indianer wissen nichts von Saatzeit und Ernte, und ebensowenig von Herden, aus denen sie etwa ihren Lebensunterhalt gewinnen könnten. Bald leben sie vom Fleisch der Büffel und Hirsche, bald ist es ein Zug von Rebhühnern oder wilden Gänsen, bald sind es die Fische der Seen und Flüsse, wovon sie sich nähren. Sehr häufig haben sie tagelang nichts anderes zu essen als die Beeren, die sie gerade in den Wäldern finden und es kehrt oft die bitterste Not bei ihnen ein. In ihren armseligen Zelten findet sich meist als einziges Hausgerät nur ein eiserner Topf zum Kochen der Speise. Den weiteren Bedürfnissen wird mit Messer, Flinte und Beil abgeholfen. Von Zeit zu Zeit kann man eine größere Schar von Indianerfamilien für mehrere Wochen oder Monate am Ufer einiger Seen und Flüsse vereinigt finden, wo es Fische im Ueberfluß giebt; aber sonst sieht man selten mehr als zwei oder drei Zelte beisammen. Versiegen die Nahrungsquellen, so werden die Zeltdecken abgenommen, aufgerollt und ent-

weder auf den Kahn oder auf den Schlitten gelegt, um an irgend einem neuen Aufenthaltsort wieder aufgeschlagen zu werden.

Diese herumstreifenden Indianervölker des Nordens standen schon längere Zeit mit den Weißen in Berührung, bis ihnen endlich das Evangelium gebracht wurde. Es geschah dies, indem die sogenannte Hudsonsbai-Kompagnie in London beschloß, in Verbindung mit der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft einen Prediger auszusenden, der im Jahr 1822 auf jenem Arbeitsfelde eintraf. Dies war die Veranlassung zu einer reichgesegneten Mission in den Hudsonsbai-Ländern, wo dann auch die Methodisten und Presbyterianer in die Arbeit eintraten.

In besonderer Weise hat sich der Methodisten-Missionar Evans um die Indianer verdient gemacht, und zwar durch eine von ihm erfundene Silbenschrift, die ihnen das Lesenlernen und damit auch den Gebrauch der Bibel außerordentlich erleichtert. Evans ließ sich im Jahr 1839 am Nordende des Winnipeg-Sees unter den Kri-Indianern nieder und fand hier bald, daß es fast eine Unmöglichkeit war, den Indianern das Lesen beizubringen; denn erstlich zogen dieselben beständig von einem Jagdgebiet ins andere, so daß das Gelernte bis zum nächsten Unterricht jedesmal vergessen war, und zweitens eignete sich die lateinische Buchstabenschrift in keiner Weise für die ungewöhnlich langen Worte der Indianersprache. So sann Evans Jahre lang darüber nach, wie sich dem Uebelstand abhelfen ließe. Er verfiel zuletzt auf den Gedanken, sich einer Silbenschrift zu bedienen und dadurch das Wortbild um ein Bedeutendes kürzer darzustellen. Durch Zusammenstellung von Kreisen, Dreiecken und Häkchen bildete er 36 verschiedene Schriftzeichen, von denen jedes eine ganze Silbe darstellt. Vermittelst dieser Silbenzeichen ließ sich die Kri-Sprache schriftlich bestimmen und bei einiger Uebung ohne alle Mühe lesen. Als er diese Erfindung zum Abschluß gebracht hatte, übersetzte er Teile der heiligen Schrift ins Kri, schrieb sie in seiner Silbenschrift nieder und versuchte sie durch den Druck zu vervielfältigen. Der erste Versuch kostete ihm außerordentlich viel Mühe; denn bei der Entlegenheit seiner Station und mitten in der Einöde fehlte es ihm an den nötigsten Hilfsmitteln. Doch er wußte sich zu helfen. Sorgfältig sammelte er das Staniol, mit dem die Theebüchsen der Pelzhändler ausgelegt waren und schmolz sie zu kleinen

Bleiplatten. Dann schnitt er mit seinem Taschenmesser die Typen in diese Platten. Aus dem Ruß seines Kamins stellte er Druckerschwärze her und die dünnen Lagen der zähen Birkenrinde dienten ihm als Papier. Eine rohe Handpresse, wie sie wohl schon Gutenberg hergestellt hat, bildete seinen Druckerapparat. Der Versuch gelang und mit nicht geringer Freude hielt Evans seinen ersten Druckbogen in den Händen. Nicht minder groß war aber auch das Erstaunen der Eingebornen, die es gar nicht begreifen konnten, daß jetzt die Birkenrinde zu ihnen sprechen konnte. Als er darüber nach England an seine Gesellschaft berichtete, schickte ihm diese eine regelrechte Druckerpresse mit dem nötigen Bedarf von Typen und Papier.

Später hat dann die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft die Sache in die Hand genommen und die hl. Schrift in der Silbenschrift gedruckt. Jetzt bedienen sich alle Missionen, selbst die Katholiken, dieser Schrift als einer Erfindung von unschätzbarem Wert. Wie sehr sie die Erlernung des Lesens erleichtert, davon nur ein Beispiel. Missionar Young erzählt, wie er auf seinen ausgedehnten Reisen je und je Indianerfamilien angetroffen und die Leute in wenigen Stunden lesen gelehrt habe. Und zwar ging die Sache sehr einfach vor sich. Er nahm einen Stock vom Herdfeuer, dessen Ende angekohlt war und malte damit die Silbenzeichen auf die nahen Felsenwände. Dann erklärte er sie den Anwesenden und erteilte ihnen den ersten Unterricht im Lesen. Nachdem sie einige Sicherheit darin erlangt hatten, reichte er ihnen einige Bibeln, schlug das erste Kapitel derselben auf und siehe da — sie konnten, wenn auch noch langsam und etwas unsicher, die Schöpfungsgeschichte lesen. — Als Lord Dufferin im Jahr 1878 mit der Erfindung dieser Silbenschrift bekannt wurde, that er den bezeichnenden Ausspruch: „Manchem ausgezeichneten Manne ist die große Ehre widerfahren, in der Westminster-Abtei beigesetzt zu werden, dessen Verdienste bei weitem nicht an die des Erfinders der Silbenschrift reichen.“

Westlich von der Hudsonsbai, an den Ufern des Athabaska-Sees, treffen wir auch einen Rest der Tschippewä-Indianer, deren Sprache eine so weite Verbreitung hat, daß sie vom Ontario bis an die Mündung des Mackenzie verstanden wird und die Stämme unter einander verbindet. In ihr ist das Neue Testament

übersetzt; in ihr wird gepredigt, gebetet, gesungen. Ebenso sind die sogenannten Schwarzfüße am südlichen Saskatschewan mit dem Evangelium Matthäi versehen, wie die Biber-Indianer am Peacefluß mit dem Markus-Evangelium. Und noch weiter hinauf in den Norden, wo fast aller Pflanzenwuchs erlischt und strenger Frost die Erde in Fesseln schlägt, hat die barmherzige Liebe die Wohnsitze jener Bewohner aufgesucht, um sie mit dem Brot des Lebens zu versehen. So ist z. B. der am Mackenziefluß wohnende Tinne-Stamm mit dem Neuen Testament in zwei Ausgaben (in lateinischer und in der Silbenschrift) beschenkt worden.

Uebersteigt man im Westen das Felsengebirge, so gelangt man an die inselreiche Küste des Stillen Oceans. Hier findet sich auf der Königin Charlotte-Insel der stattlichste aller Indianerstämme, die Haida, den die Mission ebenfalls in ihre Pflege genommen hat. In ihrer Sprache ist bis jetzt das Evangelium Matthäi übersetzt und gedruckt, während die Kwagutl-Indianer auf der Vancouver-Insel drei der vier Evangelien besitzen. In die Sprache der Tukudh-Indianer, die im hohen Norden an der östlichen Grenze von Alaska, am Yukonfluß, wohnen, haben die Missionare die fünf Bücher Mosis, Josua, Ruth und das Neue Testament übersetzt. Schließlich nennen wir von diesen nördlichsten Indianerstämmen noch die Nischka in Britisch-Kolumbia, die erst kürzlich das Neue Testament in ihrer Sprache erhalten haben. Die Drucklegung desselben hat ihre eigene Geschichte. Die Wohnstätten der Nischka liegen so weit im Norden, daß das druckfertige Manuskript trotz des heutigen Weltverkehrs ein volles Jahr unterwegs nach London war. Die Korrekturbogen brauchten dann zwei weitere Jahre, bis sie hin- und hergeschickt waren, und so vergingen vier volle Jahre, bis die Missionare das erste gedruckte Exemplar des Neuen Testaments in die Hände bekamen.

Aber nicht allein die Rothäute, sondern auch die Eskimos an den eisigen Gestaden Labradors und Alaskas versorgt die Bibelgesellschaft mit dem gedruckten Worte Gottes. Es mögen etwa noch 26000 dieses aussterbenden Volkes an der arktischen Küste entlang wohnen. Bekanntlich nimmt sich schon seit dem vorigen Jahrhundert die Brüdergemeinde in selbstloser Liebe dieses Völkleins in Labrador und neuerdings auch in Alaska an. Längst ist auch seine Sprache schriftlich bearbeitet und die ganze Bibel in dieselbe übersetzt.

Man ersieht aus dem Gesagten, wie umfangreich die Aufgabe der Britischen Bibelgesellschaft allein nur in den Besitzungen von Kanada ist. Sind es doch bis jetzt nicht weniger als sechszehn verschiedene Sprachen und Mundarten, in denen sie die Bibel oder doch Teile derselben für jenes Gebiet gedruckt hat und zwar in einer Ausgabe von nahezu 82000 Exemplaren. Mögen dieselben den armen dahinschwindenden Indianern und Eskimos eine Leuchte ins ewige Leben sein!

Suchen und Finden.

Es war etwa um das Jahr 1847, daß sich im Kloster von Musch, einem armenischen Städtchen westlich vom Wan-See, zwei armenische Jünglinge befanden, die hier ihren Studien oblagen. Wie andere ihrer Altersgenossen wollten Simon und Stephan — dies waren ihre Taufnamen — sich für das geistliche Amt vorbereiten. Dies konnte nach ihrer Meinung nirgends besser geschehen, als in den geheiligten Räumen des Klosters, wo ein Wartabed (ein höherer Geistlicher) ihre Studien leitete. Aber mit diesen war es im Kloster gar schlecht bestellt; denn in Wirklichkeit waren die jungen Leute nur die Diener ihres Lehrers. Und was das Lernen betraf, so bestand dieses fast nur in der Anleitung und Aneignung ganz äußerlicher kirchlicher Formen, bei denen Kopf und Herz leer ausgingen.

Da wird der eine von ihnen, Simon, eines Tages in ein nahes Dorf auf den dortigen Markt geschickt und hört hier einen durchreisenden armenischen Kaufmann, der eben von Konstantinopel kam, unter anderem erzählen, wie dort in der Hauptstadt des osmanischen Reiches einige Ausländer eine neue Schule errichtet hätten, in der die heilige Schrift gelehrt und ausgelegt werde. Er meinte damit das Missionsseminar in Bebek bei Konstantinopel, das die amerikanische Mission einige Jahre zuvor (1840) errichtet hatte und worin junge Armenier die nötige Ausbildung erhielten, um als Zeugen der evangelischen Wahrheit, als Lehrer und Prediger unter ihrem Volk zu arbeiten.

Was der junge Simon von jener Schule hörte, erregte seine Aufmerksamkeit. Vor allem fand die Bemerkung, daß man sich dort

mit der Bibel beschäftige und das Bibelstudium treibe, einen lebhaften Anklang in seinem Herzen. Nachdenklich kehrte er ins Kloster zurück und teilte sein Erlebnis seinem Freund und Zimmergenossen Stephan mit. Auch ihm war das Gehörte nicht minder wichtig. Sie besprachen die Sache mit einander oft und viel, und es wurde ihnen immer klarer, daß sie nur dadurch zu rechten Priestern und Lehrern ihres Volkes werden könnten, wenn sie gründlich in die hl. Schrift eingeführt würden. Davon aber war in ihrem Kloster keine Rede. Denn wenn auch die armenische Kirche ihre alte Bibelübersetzung hochhält, so ist doch diese schon dadurch dem Volk im allgemeinen ein verschlossenes und versiegeltes Buch, daß sie in der den meisten unverständlichen altarmenischen Sprache übersetzt ist. Simon und sein Freund beschlossen daher, sich nach Konstantinopel aufzumachen und jene Schule, von der sie gehört hatten, aufzusuchen.

Das war aber leichter gedacht, als ausgeführt. Die beiden jungen Leute standen ganz allein in der Welt da und waren blutarm. Aber sie hatten Mut und Glauben. Dieser wurde auch nicht erschüttert, als man sie mit aller Gewalt von ihrem Vorhaben abzubringen suchte. Mit einem Bündel versehen, das ihre nötigsten Kleidungsstücke und ein wenig Bettzeug enthielt, verließen sie das Kloster, um in der Ferne das zu suchen, was ihnen das Kloster nicht bieten konnte. Ihre Armut schützte sie unterwegs vor Beraubung und Vergewaltigung. Selbst die räuberischen Kurden, die sonst den Reisenden in dem wilden Gebirge gern den Weg verlegen und sie ausplündern, behandelten die beiden fahrenden Schüler freundlich. Nicht selten teilten sie mit ihnen ihr kärgliches Mahl, und für die Nacht fanden diese allenthalben in den Dörfern oder im Freien ein notdürftiges Obdach, wo sie ihr Lager aufschlagen konnten.

Ihr Weg führte sie nordwärts, und nach längerem Marsch erreichten sie ziemlich erschöpft und mit wundgelaufenen Füßen die am Schwarzen Meer gelegene Hafenstadt Trapezunt. Das Meer hemmte ihre weiteren Schritte, das Ziel aber lag noch mehrere hundert Meilen von ihnen entfernt. Wie sollten sie, mittellos wie sie waren, ihre Weiterreise fortsetzen! Auch dafür war gesorgt. Im Hafen, wo allerlei Volk die Ankunft des nach Westen fahrenden Dampfers erwartete, fanden sich einige mitleidige armenische Lands-

leute, die ihnen das Deckfahrgeld zahlten und sie mit Brot und Oliven versahen.

So gelangten sie wohlbehalten und ziemlich schnell in Konstantinopel an, wo sich einer der Mitreisenden ihrer freundlich annahm und sie stehenden Fußes zum armenischen Patriarchen brachte. Von diesem durften sie mit Recht hoffen, daß er ihnen mit Rat und That beistehen werde. Ehrerbietig fielen sie ihm zu Füßen und erzählten ihm ihre Geschichte. Der Patriarch belobte sie wegen ihres kühnen Unternehmens und versicherte sie, daß es ihnen zur Vergebung ihrer Sünden angerechnet werden würde. Was jedoch — fuhr er fort — jene Schule betrifft, in der, wie ihr sagt, die Bibel gelehrt werde, so habe ich gefunden, daß dies ein verderbliches Institut ist, das Sektierer des Auslands hier errichtet haben. Ich habe deshalb aus väterlicher Fürsorge jene Schule geschlossen und die Fremden aus dem Lande verwiesen. Doch sollt ihr nichtsdestoweniger euren löblichen Zweck erreichen. Ich habe da einen ausgezeichneten, gelehrten Wartabed (Religionslehrer), der ein sehr frommer und heiliger Mann ist. Den will ich mit euch zurück in euer Kloster nach Musch schicken. Inzwischen soll euch aber einer meiner Sekretäre erst unsere große Stadt hier zeigen und auch im übrigen bis zu eurer Abreise Sorge für euch tragen.

Die beiden Jünglinge waren zwar anfangs sehr enttäuscht, den weiten Weg umsonst gemacht zu haben, aber die väterliche Fürsorge und Güte des ehrwürdigen Patriarchen, sowie die Zusicherung, daß sie durch ihren neuen Lehrer nun doch zum ersehnten Ziele gelangen sollten, söhnte sie einigermaßen mit ihrem Geschick aus. So traten sie getröstet und voll froher Zuversicht mit dem Wartabed ihre weite Rückreise nach Armenien an. Sie hatten bereits ihre heimatlichen Berge erreicht und waren nicht mehr weit von Musch entfernt, als ihnen ihr Reisebegleiter eine Mitteilung machte, die sie nicht nur mit tiefer Trauer, sondern auch mit größtem Unwillen erfüllte. Es war am letzten Abend vor ihrer Ankunft, daß der Wartabed so ganz nebenbei, während sie ihr Abendbrot verzehrten, die kühle Bemerkung machte: „In Betreff jener Schule in Konstantinopel hat euch Seine Heiligkeit, der Patriarch, eine große Lüge gesagt. Es ist richtig, er hätte sie gern geschlossen und hat es auch durchaus thun wollen; aber er

erreichte seinen Zweck nicht und wird dies auch nie im stande sein." Sprachlos vor Erstaunen vernahmen seine Schutzbefohlenen diese Mitteilung, bis sie schließlich in die vorwurfsvollen Worte ausbrachen: „Ach Wartabed, warum hast du uns das nicht gleich gesagt? Wir wären mit keinem Schritt nach Musch zurückgekehrt." „Das durfte ich nicht", meinte der Wartabed; „der Patriarch hat mirs auf die Seele gebunden, euch sicher hierher zurück zu geleiten."

Erst allmählich gaben sie sich zufrieden und nahmen im Kloster ihre Studien wieder auf. Aber sie fanden bald, daß es die alte Geschichte war. Sie hatten nur ihren Vorgesetzten gewechselt. Im übrigen waren sie auch jetzt nichts anderes, als die Diener des Wartabeds, von dem sie nur im toten Ceremonienwesen ihrer Kirche angeleitet wurden. Und doch trachteten sie mit ihrer ganzen Seele nach der Bibelwahrheit.

Schließlich wurden sie der Sache müde und der entschlossene Simon machte seinem Freund den Vorschlag, mit ihm nach Jerusalem zu gehen und in das dortige armenische Kloster einzutreten, von wo eben einer seiner Bekannten von einer Pilgerfahrt zurückgekehrt war und mancherlei berichtet hatte. Dort, meinte er, würden sie finden, wonach sie so lange trachteten. „Aber bedenke doch", entgegnete ihm der bedächtige Stephan, „Jerusalem ist ja 60 bis 70 Tagereisen von hier entfernt. Nein, dahin folge ich dir nicht!"

Simon ließ sich durch die Bedenken seines Freundes nicht entmutigen. Mit kühnem Wagemut verließ er zum zweiten Mal die heimatlichen Klostermauern und machte sich auf den Weg nach Jerusalem. Er schloß sich einigen Pilgern an, die alljährlich an die heiligen Stätten wallfahren und wanderte so von Ort zu Ort seinem fernen Ziele zu, in der sicheren Erwartung, am heiligen Mittelpunkt der Christenheit werde er der Quelle der hl. Schrift am nächsten sein.

Sein Freund Stephan blieb im Kloster zurück. Aber er fand unter seinen Studiengenossen keinen, der wie Simon seiner Gesinnung war, und er machte sich öfters Vorwürfe, daß er ihn nicht begleitet habe. Auch der Aufenthalt im Kloster war ihm bald entleidet, und so kam ihm der Gedanke, es noch einmal mit jener Schule in Bebek zu versuchen. Er hatte vom Wartabed genug

darüber gehört, um die bestimmte Hoffnung hegen zu dürfen, sie auch ohne den Patriarchen zu finden. Wußte er doch, daß sie existierte, und das genügte ihm. So entschloß er sich denn, die weite mühselige Reise zum zweiten Mal zu unternehmen. Er erreichte glücklich sein Ziel und bat in Bebek um Aufnahme in das Missionsseminar. Dr. Hamlin, der Vorsteher desselben, gewährte diese Bitte gern, zumal er ein gutes Zeugnis von Musch mitbrachte. Er bewies sich denn auch als ein ernstgesinnter Jüngling, dem es vor allem darum zu thun war, nicht nur den Willen Gottes aus der hl. Schrift kennen zu lernen, sondern demselben auch nachzuleben. Sein Eifer und seine Herzensgesinnung ließen erwarten, daß er einst ein treuer Zeuge seines Herrn werden würde.

Monate vergingen und Stephan hörte nichts mehr von seinem Freund Simon. Da auf einmal sollte er nicht nur von ihm hören, sondern auch den Verschollenen zu seiner großen Freude wiederfinden. Es war zur Winterszeit, als eines Tages die Zöglinge des Seminars im Schulhof ihre täglichen Leibesübungen anstellten. Da klopfte es an die Pforte, und herein trat ein sehr verkommen aussehender junger Mensch, der von Nässe triefte. Die Seminaristen hielten in ihrem Spiel inne und schauten neugierig nach dem Ankömmling, der geradeswegs auf Dr. Hamlin losging, der zufällig am Eingang des Hauses stand. Er hatte aber noch nicht die Hälfte des Hofraums durchschritten, als Stephan einen Freudenruf ausstieß, auf ihn zueilte, ihn in seine Arme schloß und den Fremdling auf seine beiden nassen Schultern küßte. Es war Simon, sein lang vermißter Freund, der plötzlich vor ihm stand, und von dem er mit nicht geringerer Zärtlichkeit und staunender Freude begrüßt wurde.

Simons Geschichte war bald erzählt. Er hatte sich glücklich von Musch bis nach dem fernen Jerusalem durchgeschlagen und das dortige armenische Kloster aufgesucht. Hier hatte man ihn anfangs mit aller Zuvorkommenheit aufgenommen, denn man war stolz darauf, daß der Ruf des Konvents bis in den Norden von Kleinasien und bis zum wilden Taurusgebirge gedrungen war. Aber der arme Simon sah sich auch hier bitter enttäuscht. Die beständige Anrufung der Heiligen, das viele Fasten und die klösterlichen Vigilien mit ihren eintönigen Gesängen, kurz — das ganze Ceremonienwesen, sowie die unzähligen Legenden und Wunder-

geschichten konnten das Verlangen seines Herzens nicht stillen. Dies blieb nicht unbemerkt. Es gab Verweise und klösterliche Strafen und schließlich stieß man ihn als einen unverbesserlichen Ketzer unter Verwünschungen aus dem Kloster.

Mittlerweile hatte Simon von Bischof Gobat gehört. Er faßte sich ein Herz und wandte sich in seiner Verlassenheit an diesen. Der Bischof nahm ihn freundlich auf und hörte ihn teilnehmend an. Dann sagte er: „Du thust am besten, du gehst nach Bebek und trittst in das dortige Seminar ein. Ich will dir das Fahrgeld dahin zahlen und einen Empfehlungsbrief an Dr. Hamlin mitgeben. Von dort aus kannst du dann auch an deinen Freund Stephan schreiben, damit er auch nach Bebek kommt."

So reiste denn der vielgewanderte Simon wieder nach Norden seinem ersehnten Ziele zu, dem er schon einmal so nahe gewesen war. Wie groß war seine Ueberraschung, als er hier ganz unerwartet seinen Freund bereits vorfand. Gottes gütige Hand hatte sie wunderbarlich wieder zusammengeführt, und zwar an dem Ort, wonach ihres Herzens Verlangen stand. Hier fanden sie auch, was sie ersehnt hatten. Als Zöglinge des Seminars hatten sie reichlich Gelegenheit, in das Wort der hl. Schrift und in die Heilslehre der evangelischen Kirche eingeführt und tiefer gegründet zu werden. Nachdem sie vier Jahre lang zur großen Zufriedenheit ihrer Lehrer im Seminar geweilt und sich für ihr geistliches Amt vorbereitet hatten, kehrten sie beide in ihre armenische Heimat in den Osten zurück. Stephan trat als Seelsorger an eine armenische Gemeinde und Simon wurde der Gehilfe der Missionare in Bitlis. Als solcher hat er bis an seinen Tod in großem Segen gewirkt und sich als einen treuen, demütigen und furchtlosen Zeugen Jesu Christi bewährt. Vielen seiner Volksgenossen ist er ein Führer zum Leben geworden, wie er denn selbst einen Wandel mit Gott führte. Er sowohl wie sein Freund Stephan sind noch vor Ausbruch der letzten Verfolgung im Frieden heimgegangen und vielleicht dadurch der Niedermetzelung entgangen, der so viele seiner Glaubensgenossen zum Opfer gefallen sind. Aber sicherlich haben sie dort oben viele derer begrüßen dürfen, die von ihnen zu Christo geführt, den Märtyrertod erlitten haben und nun die Herrlichkeit Gottes schauen dürfen.

Bücheranzeige.

Werner, Dr. Der richtige und untrügliche **Himmelsweg eines Christen.** 264 S. Verlag der Vereinsbuchhandlung Calw und Stuttgart. 1896. geb. Mk. 1.50.

Das Büchlein ist schon bei Lebzeiten des Verfassers (von 1704 bis 1741) in nicht weniger als 18 Auflagen erschienen und empfiehlt sich auch heute noch in der vorliegenden verkürzten Form durch seinen ernsten und zu Herzen gehenden Inhalt.

Rudolph J. **Anemonen.** 127 S. Verlag von D. Gundert, Stuttgart. geb. 1 Mk.

Eine Reihe von prächtig erzählten, tiefernsten Geschichten aus dem Leben, die teils in der schlesischen Heimat des Verfassers, teils in Amerika, wo er nun als Pastor lebt, sich zugetragen haben und zum großen Teil den Erinnerungen des Erzählers entnommen sind. Sie sind aber nicht nur sehr hübsch erzählt, sondern auch in das Licht der göttlichen Führung gestellt und mit dem Worte Gottes beleuchtet, so daß jedes Geschichtchen dem aufmerksamen Leser etwas für sein Herz und Leben zu bieten weiß.

Zehnder, Das große Los. 127 S. Ebend. geb. 1 Mk.

Eine sehr ansprechende Erzählung für jung und alt, die ganz dazu geeignet ist, denen, die mit den heimatlichen Verhältnissen unzufrieden sind und in Amerika bessere Tage suchen, aufs neue zu zeigen, daß es mit Recht heißt: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich!“ Das Büchelchen gewährt auch einen interessanten Einblick in die kommunistische Kolonie des Harmoniten G. Rapp.

Der christliche Hausfreund. Ein Abreißkalender für das liebe Christenvolk. 1897. Verl. der Buchhandlung in Neukirchen bei Mörs.

Dieser Abreißkalender ist sehr hübsch und geschmackvoll ausgestattet (mit dem Bilde der Emmausjünger in Farbendruck). Die Blätter enthalten je einen Bibelspruch mit Betrachtung, Anweisung zur Morgen- und Abendlektion, historische Daten und auf der Rückseite kurze christliche Erzählungen. Damit ist dem christlichen Hause viel und recht Gutes geboten.

Zur weiteren empfehlenden Anzeige bringen wir noch nachstehende treffliche Schriftchen:

Nagel G. **Sündigen oder Nichtsündigen?** Eine Betrachtung über 1. Joh. 3,9. 76 S. Verl. der Buchhandlung der Stadtmission, Witten. 60 Pfg.

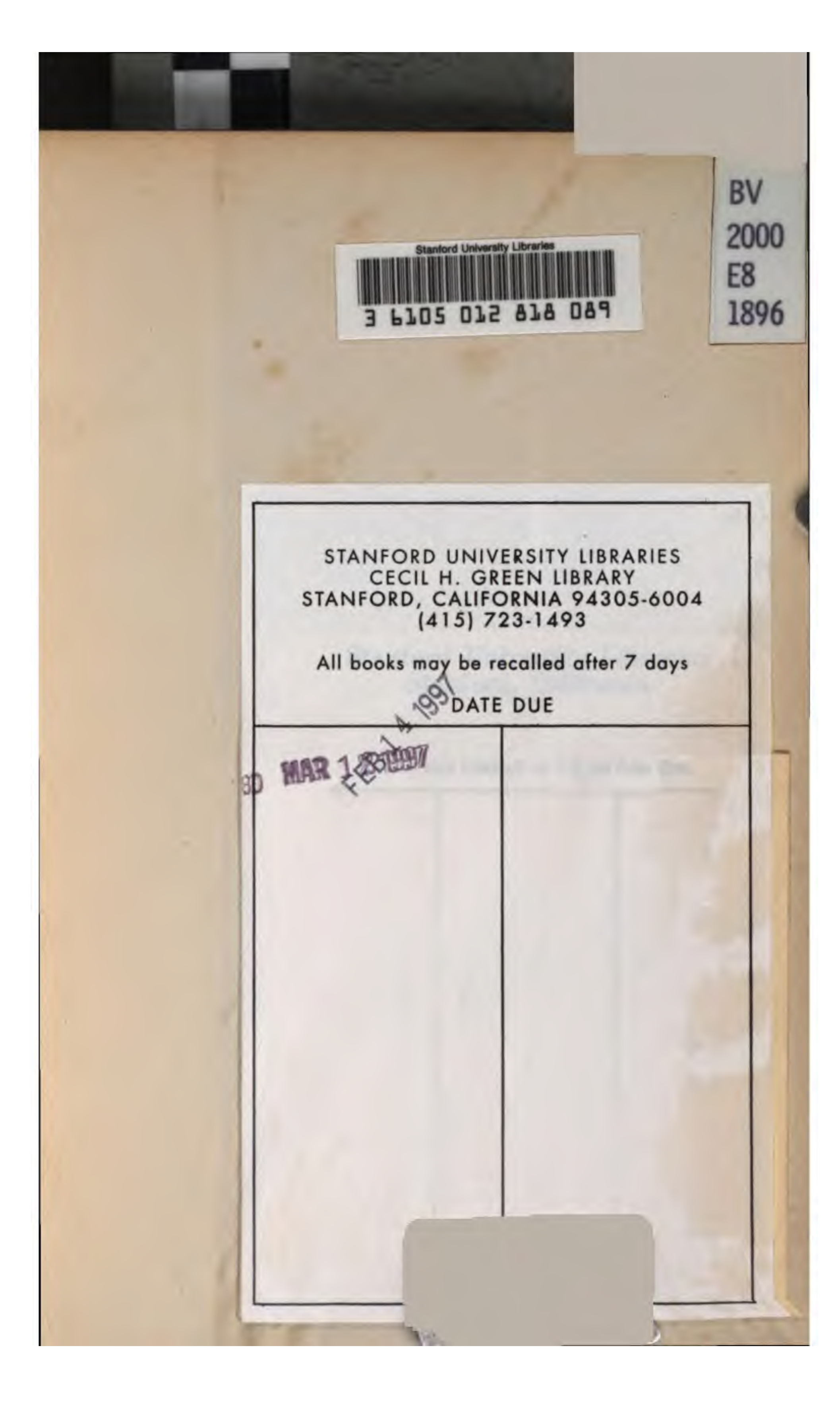
— **Zur kirchlichen Krisis.** Eine Betrachtung über das vierte Weltreich und die Kirchen. 48 S. Ebend. 40 Pfg.

Bender L. **Drei geistliche Gebrechen.** Referat über Lukas 9, 46—56. Zweite Auflage. Ebend. 15 Pfg.

Hammer E. M. Der Kampf und der Sieg gegen die Trunksucht unter der Fahne des blauen Kreuzes. Verl. v. W. Friedrich, Leipzig. 75 Pfg.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Jäger & Kober) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.


Stanford University Libraries
3 6105 012 818 089
BV
2000
E8
1896
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493
All books may be recalled after 7 days
DATE DUE
FEB 14 1997
MAR 1 2 1997

